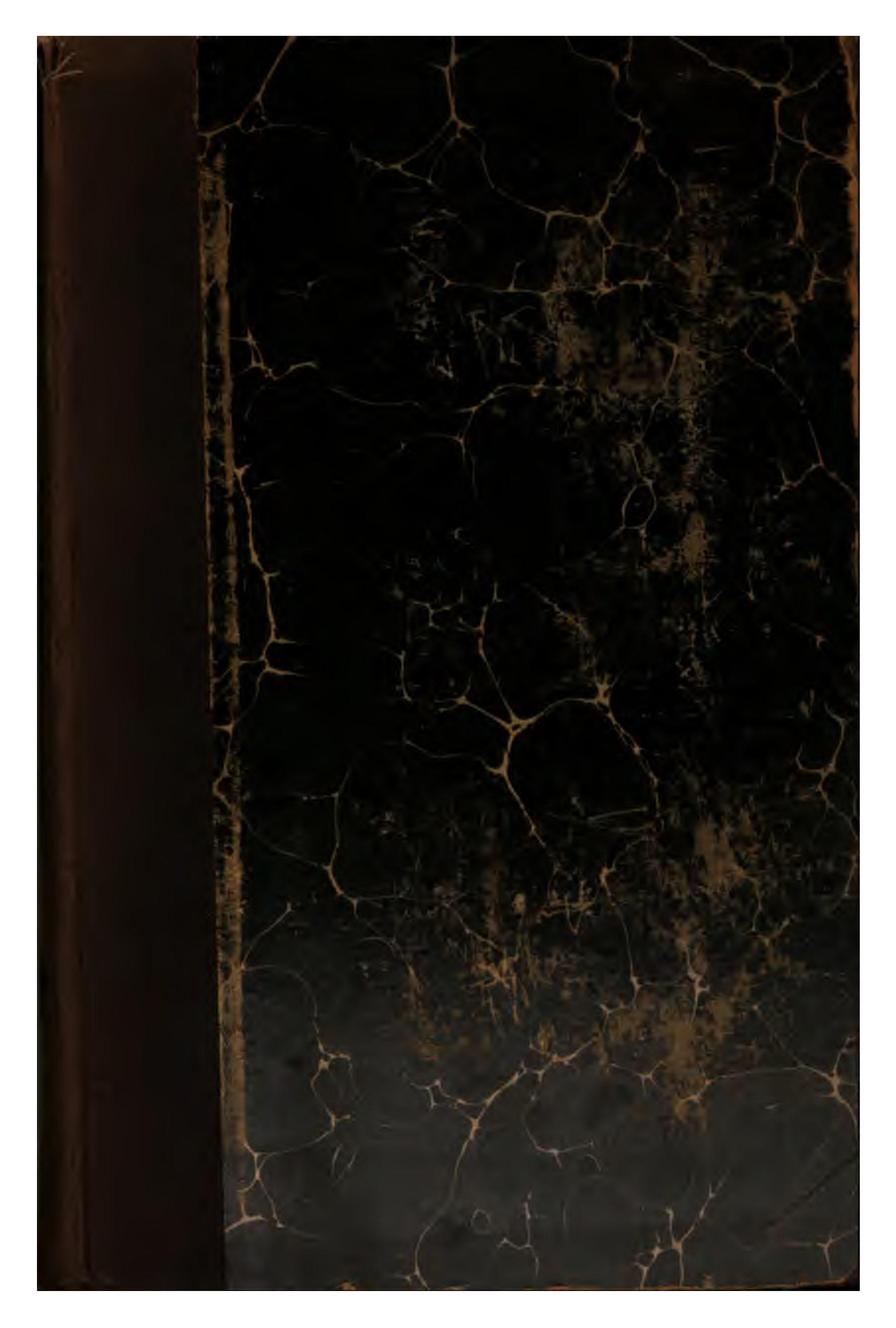


Dr. B. Bolzanos

Wissenschaftslehre.

Versuch

einer ausführlichen und größtentheils neuen Darstellung

der

Logik

mit steter Rücksicht auf deren bisherige Bearbeiter.



Herausgegeben

von

mehren seiner Freunde.

9

Dritter Band.

Sulzbach,

in der J. E. v. Seidelschen Buchhandlung.

1 8 3 7.

Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena:
Despicere unde queas alios, passimque videre
Errare, atque viam palanteis quaerere vitae,
Certare ingenio, contendere nobilitate,
Nocteis atque dies niti, praestante labore
Ad summas emergere opes, rerumque potiri.

Lucretius de natura rerum II. v. 7—13.

Inhalt
des dritten Bandes.



Dritter Theil.
Erkenntnißlehre.

§. 269.* Zweck, Inhalt und Abtheilungen dieses Theiles.

Erstes Hauptstück.
Von den Vorstellungen.

§. 270.* Begriff einer Vorstellung in subjectiver Bedeutung.
§. 271.* Zu jeder subjectiven Vorstellung gibt es eine ihr zugehörige Vorstellnng an sich.
§. 272.* Jede subjective Vorstellung ist etwas Wirkliches, doch nur als eine Art von Eigenschaft an einem Wesen.
§. 273. Was wir nur eine einzige, subjective Vorstellung nennen, und wann wir von mehren sagen, daß sie einander gleich oder ungleich wären.
§. 274. Ob es auch zu derselben Zeit mehre gleiche Vorstellungen in demselben Wesen gebe.
§. 275.* Stärke oder Lebhaftigkeit der subjectiven Vorstellungen.
§. 276.* Eintheilungen der subjectiven Vorstellungen, welche aus gleichnamigen der objectiven entspringen.
§. 277.* Daß wir sowohl einfache als zusammengesetzte Vorstellungen haben.
§. 278.* Daß wir sowohl Anschauungen als auch Begriffe haben.
§. 279. Sinnliche und übersinnliche Vorstellungen.
§. 280.* Klare und dunkle Vorstellungen.
§. 281.* Deutliche und undeutliche Vorstellungen.

§. 282. Ob jede unserer Vorstellungen Anfang und Ende habe.
§. 283.* Ob jede Vorstellung, wenn sie verschwunden ist, eine gewisse Spur von sich hinterlasse.
§. 284. Wirkungen, die aus diesen Spuren unserer Vorstellungen hervorgehen.
§. 285.* Bezeichnung unserer Vorstellungen.
§. 286.* Beschreibung der vornehmsten Arten, wie Vorstellungen entstehen.
§. 287. Ansichten Anderer hierüber.
§. 288. Wie sich der Mangel oder das Aufhören einer Vorstellung begreife.
§. 289.* Uebersicht der merkwürdigsten Thätigkeiten und Zustände unsers Geistes, die das Geschäft des Vorstellens betreffen.

Zweites Hauptstück.

Von den Urtheilen.

§. 290.* Begriff eines Urtheiles.
§. 291.* Einige Beschaffenheiten, die allen Urtheilen zukommen.
§. 292. Was wir ein einziges Urtheil nennen, und wann wir von mehren Urtheilen sagen, daß sie einander gleich oder ungleich wären.
§. 293.* Stärke oder Lebhaftigkeit, ingleichen Zuversicht eines Urtheiles.
§. 294.* Eintheilungen der Urtheile, die aus gleichnamigen der Sätze entspringen.
§. 295. Dunkle und klare Urtheile.
§. 296. Deutliche und verworrene Urtheile.
§. 297. Ob jedes Urtheil Anfang und Ende habe.
§. 298. Ob jedes Urtheil nach seinem Verschwinden noch eine Spur von sich hinterlasse.
§. 299. Wirkungen, die diese Spuren unserer Urtheile erzeugen.
§. 300.* Vermittlung eines Urtheiles durch andere Urtheile.
§. 301.* Ueber die eigenthümliche Art, wie durch das bloße Verhältniß der Wahrscheinlichkeit Urtheile entstehen.
§. 302. Wie wir zu unsern unvermittelten Urtheilen gelangen.
§. 303. Wie wir zu unsern allgemeinsten Erfahrungsurtheilen theils wirklich gelangen, theils doch gelangen können.
§. 304. Ansichten Anderer hierüber.
§. 305. Lehre der kritischen Philosophie hierüber.
§. 306.* Uebersicht der merkwürdigsten Thätigkeiten und Zustände unsers Gemüthes, die das Geschäft des Urtheilens betreffen.

Drittes Hauptstück.

Verhältniß unserer Urtheile zur Wahrheit.

§. 307.* Genauere Bestimmung der Begriffe: Kenntniß, Unwissenheit und Irrthum.
§. 308. Worauf die Möglichkeit einer Unwissenheit bei uns Menschen beruhe.
§. 309. Worauf die Möglichkeit, zu irren, beruhe, und welche Umstände das Entstehen unserer Irrthümer befördern.
§. 310. Andere Darstellungsarten.
§. 311.* Entstehung wahrer Urtheile. Verstand und Vernunft.
§. 312. Ob eine Wahrheit erkannt werden könne, auch ohne daß wir den Grund derselben erkennen.
§. 313. Erkenntnißgründe der Wahrheit.
§. 314. Ob es bestimmte Grenzen für unser Erkenntnißvermögen gebe.
§. 315. Lehre der kritischen Philosophie hierüber.
§. 316.* Uebersicht der merkwürdigsten Verschiedenheiten in unseren Urtheilen, welche aus ihrer Beziehung auf Wahrheit entspringen.

Viertes Hauptstück.

Von der Gewißheit und Wahrscheinlichkeit, wie auch der Zuversicht in unsern Urtheilen.

§. 317. Bestimmung der Begriffe Gewißheit und Wahrscheinlichkeit in Hinsicht auf denkende Wesen.
§. 318. Von welchen Umständen die Zuversicht in unsern Urtheilen abhange.
§. 319. Von den merkwürdigsten Abstufungen in unserer Zuversicht.
§. 320. Wie die verschiedenen Grade der Zuversicht durch Rechnung dargestellt werden könnten.
§. 321.* Wissen und Glauben.

Vierter Theil.

Erfindungskunst.

§. 322.* Zweck, Inhalt und Abtheilungen dieses Theiles.
§. 323. Begriff des Nachdenkens, besonders eines solchen, das die Entdeckung neuer Wahrheiten bezwecket.
§. 324. Begriff einer Anweisung zum Denken.

Erstes Hauptstück.

Allgemeine Regeln.

§. 325.* I. Genaue Bestimmung der Wahrheit, welche wir eigentlich suchen, ohne doch eine solche, die sich uns ungesucht darbietet, zu verschmähen.
§. 326.* II. Vorläufige Erwägung, ob die Beantwortung der vorgelegten Frage nicht schon an sich oder doch für uns unmöglich sey.
§. 327.* III. Beschäftigung mit zweckmäßigen Vorfragen.
§. 328.* IV. Folgerungen aus schon bekannten Wahrheiten oder directes Verfahren.
§. 329.* V. Versuchsweise Annahmen oder indirectes Verfahren.
§. 330. VI. Verbindung mehrer Verfahrungsarten.
§. 331.* VII. Berathung der Urtheile Anderer und der Erfahrung.
§. 332.* VIII. Prüfung der eigenen, bereits gefällten Urtheile.
§. 333. IX. Vorzugsweise Richtung der Aufmerksamkeit auf einzelne Urtheile und Vorstellungen.
§. 334. X. Verknüpfung unserer Vorstellungen sowohl als Urtheile mit zweckmäßigen Zeichen.
§. 335. Beschaffenheit solcher Zeichen, die zum Behufe des eigenen Nachdenkens dienen sollen: 1) sie müssen insgesammt sinnliche Gegenstände seyn.
§. 336. 2) welche sich leicht und überall darstellen lassen.
§. 337. 3) Es muß ein inniger Zusammenhang zwischen der Vorstellung des Zeichens und der zu bezeichnenden Vorstellung herrschen, oder doch leicht sich hervorbringen lassen.
§. 338. 4) Ein taugliches Zeichen darf keine schädlichen Nebenvorstellungen mit sich führen.
§. 339. Besondere Beschaffenheit solcher Zeichen, die uns zur Aufbewahrung unserer Gedanken dienen sollen: 1) sie müssen eine hinlängliche Dauer haben.
§. 340. 2) auch leicht und überall erkannt werden können.
§. 341. 3) Einerlei Zeichen darf nie mehre, leicht zu verwechselnde Bedeutungen haben.
§. 342. 4) Verschiedene Vorstellungen sollen nicht einmal durch Zeichen, die allzu ähnlich sind, ausgedrückt werden.
§. 343. Noch einige empfehlende Beschaffenheiten der Zeichen.
§. 344. Regeln für die Erfindung und den Gebrauch der Zeichen bei dem Geschäfte des eigenen Nachdenkens.
§. 345. XI. Gebrauch der mit einigen unserer Vorstellungen verknüpften Bilder.

§. 346.* XII. Beachtung der logischen Beschaffenheiten, die unsere Urtheile und Vorstellungen haben.
§. 347. XIII. Schätzung des Grades der Verläßlichkeit der gefundenen Antwort.
§. 348.* XIV. Noch einige Regeln, die gewisse, beim Denken zu beobachtende Umstände betreffen.

Zweites Hauptstück.

Besondere Regeln.

§. 349.* I. Erfindung zweckmäßiger Aufgaben.
§. 350.* II. Erklärung einer, durch unser Bewußtseyn gegebenen Vorstellung.
§. 351. Fehler bei diesem Geschäfte.
§. 352. III. Ob eine gegebene Vorstellung real oder imaginär, mit oder ohne Gegenstand sey.
§. 353. IV. Ob eine gegebene Gegenstandsvorst. nur einen oder mehre Gegenstände habe.
§. 354. V. Ob eine gegebene Vorst. überfüllt sey, und Reinigung derselben.
§. 355. VI. Untersuchung des Verhältnisses gegebener Vorstellungen hinsichtlich ihres Umfanges.
§. 356. VII. Auffindung einer Vorst., die eine Aehnlichkeit zwischen gegebenen Gegenst. enthalte.
§. 357. VIII. Auff. einer Vorst., die einen Unterschied zwischen gegeb. Gegenst. liefert.
§. 358. IX. Auff. einer Beschaffenheit, welche gegebenen Gegenst. unter einer gegebenen Menge oder überhaupt ausschließlich zukommt.
§. 359. X. Auff. einer Vorst., die eine gegebene Menge von Gegenständen umfasse.
§. 360. XI. Auff. einer Vorst., die mehr als eine gegebene Menge von Gegenst. umfasse.
§. 361. XII. Auff. einer Vorst., die weniger als eine gegebene Menge von Gegenst. umfasse.
§. 362. XIII. Auff. einer Vorst., die eine gegeb. Menge von Gegenst. genau umfasse.
§. 363. XIV. Auff. einer Vorst., die weniger als eine gegeb. Menge von Gegenst., und mehr als einen gegebenen Theil derselben umfaßt.
§. 364. XV. Auff. einer Vorst., welche theils mehr, theils weniger als eine gegebene Menge umfaßt.

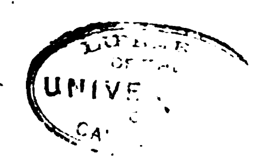
§. 365. XVI. Aufs. mehrer Vorst., die erst zusammengenommen eine gegebene Menge von Gegenst. umfassen.
§. 366. XVII. Erklärung eines, durch unser Bewußtseyn gegeb. Satzes.
§. 367. XVIII. Untersuchung, ob ein gegebener Satz analytisch oder synthetisch sey.
§. 368. XIX. Unters. des Verhältnisses gegeb. Sätze unter einander.
§. 369.* XX. Prüfung der Wahrheit eines gegebenen Satzes.
§. 370.* XXI. Prüfung der Ueberzeugungskraft eines gegeb. Beweises.
§. 371.* Die gewöhnlichsten Fehler in Beweisen, und zwar a) hinsichtlich auf die Materie.
§. 372.* b) hinsichtlich auf die Form.
§. 373.* Verschiedene Kennzeichen der Fehlerhaftigkeit eines Beweises; und zwar a) wenn der Schlußsatz selbst falsch ist.
§. 374.* b) Wenn der Beweis zu viel beweiset.
§. 375.* c) Wenn er nicht alle Bedingungen benützet.
§. 376.* d) Wenn er am unrechten Orte sich auf Erfahrungen beruft oder sie verschmähet.
§. 377. Beleuchtung einiger berühmten, in den Schriften der Logiker vorkommenden Trugschlüsse.
§. 378. XXII. Auffindung des Grundes einer gegebenen Wahrheit.
§. 379. XXIII. Entdeckung der Ursachen gegebener Wirkungen.
§. 380. Die gewöhnlichsten Fehler bei diesem Geschäfte.
§. 381. XXIV. Prüfung angeblicher Ursachen.
§. 382. Noch einige Regeln, die bei Aufsuchung der Ursachen zu beobachten sind.
§. 383. XXV. Auffindung tauglicher Mittel zu gegebenen Zwecken.
§. 384. XXVI. Entdeckung der Wirkungen gegebener Ursachen.
§. 385. XXVII. Erforschung der Urtheile eines Wesens aus seinen Handlungen.
§. 386. XXVIII. Entdeckung der Absichten gegebener Handlungen.
§. 387. XXIX. Auslegung gegebener Zeichen.
§. 388. XXX. Entdeckung vorhandener Zeugnisse.
§. 389. XXXI. Prüfung der Glaubwürdigkeit gegebener Zeugnisse.
§. 390. XXXII. Bestimmung der Glaubwürdigkeit eines Satzes aus dem Ansehen Aller, die ihn entweder annehmen oder verwerfen.
§. 391. XXXIII. Auffindung neuer, einen gegebenen Gegenstand betreffender Wahrheiten.

Wissenschaftslehre.

Dritter Band,

enthaltend:

Erkenntnißlehre u. Erfindungskunst.



Dritter Theil.

Erkenntnißlehre.

---

§. 269.*

Zweck, Inhalt und Abtheilungen dieses Theiles.

Schon §. 15. zeigte ich den doppelten Zweck an, zu dem es mir nothwendig scheint, in einem Lehrbuche der Logik auch etwas von den Bedingungen zu sprechen, denen die Erkenntniß der Wahrheit, besonders bei uns Menschen, unterliegt. Nur so viel, als eben für diesen Zweck erforderlich ist, soll hier verhandelt werden, also nur so viel, als nöthig ist, um die Richtigkeit der Regeln einzusehen, die in den beiden folgenden Theilen erst zur Auffindung einzelner Wahrheiten durch das Geschäft des Nachdenkens, dann zur Vertheilung dieser Wahrheiten in besondere Wissenschaften und zu einer zweckmäßigen schriftlichen Darstellung der letzteren aufgestellt werden sollen. Da aber jede Erkenntniß ein Urtheil ist, jedes Urtheil ferner aus Vorstellungen bestehet; so werde ich erst von den Vorstellungen (den subjectiven nämlich), dann von den Urtheilen ein Mehres beibringen müssen. Weil überdieß nur ein Urtheil, das wahr ist, den Namen einer Erkenntniß verdienet; so werde ich auch das Verhältniß, das unsere Urtheile zur Wahrheit haben, in Betrachtung ziehen, und untersuchen müssen, wie insbesondere der Irrthum entstehe, und welche Grenzen unser Erkenntnißvermögen habe. Da es endlich bei allen unsern Urtheilen,

also auch bei denjenigen, die wir in einem wissenschaftlichen Vortrage aufstellen, auf die gehörige Bestimmung des Grades ihrer Verlässigkeit ankommt; so werde ich zuletzt auch über diesen Punct noch Einiges sagen. Hiernächst zerfallen die sämmtlichen Lehren dieses Theiles in vier Hauptstücke, in deren erstem von unseren Vorstellungen, in dem zweiten von unseren Urtheilen, in dem dritten von dem Verhältnisse dieser Urtheile zur Wahrheit, in dem vierten endlich von der Zuversicht unserer Urtheile gehandelt werden wird. Daß ich diesem Theile den Namen einer Erkenntnißlehre gebe, bedarf freilich eben so sehr einer Entschuldigung als die Benennung: Fundamentallehre für den ersten. Aber auch ohngefähr dasselbe, was ich in dieser Hinsicht §. 17. erinnerte, dürfte sich hier wiederholen lassen.

Erstes Hauptstück.

Von den Vorstellungen.

§. 270.*

Begriff einer Vorstellung in subjectiver Bedeutung.

Ich habe es schon §. 48., als ich mich über den Begriff einer Vorstellung an sich zu verständigen suchte, für nöthig erachtet, zur besseren Auffassung dieses Begriffes auch den einer Vorstellung in subjectiver Bedeutung daneben zu stellen. Schon dort also erklärte ich, was ich unter den Ausdrücken: eine subjective, gedachte oder auch gehabte Vorstellung verstehe. Und so dürfte es jetzt, nach Allem, was dort erwähnt wurde, kaum nöthig seyn, zu erinnern, daß ich das Wort Vorstellung keineswegs in jener engeren Bedeutung nehme, nach welcher der Gegenstand einer Vorstellung immer nur abwesend, wohl gar mehr oder weniger anders beschaffen seyn muß, als ihn die Vorstellung schildert. In dieser Bedeutung sprechen wir etwa: „Meinen Bruder, der hier vor mir stehet, sehe ich; meine „Schwester aber, die abwesend ist, kann ich mir bloß vor„stellen;" oder: „Es ist nicht eine bloße Vorstellung von mir, sondern die Wirklichkeit, daß, u. s. w." — So nothwendig es auch in manchem Betrachte seyn mag, Vorstellungen dieser Art, denen entweder gar kein oder doch kein gerade gegenwärtiger Gegenstand entspricht, von andern zu unterscheiden, die einen solchen Gegenstand haben, und eben nur durch die Einwirkung desselben auf unser Vorstellungsvermögen in uns entstehen; so fordern es doch die Zwecke der Logik, daß wir das Wort Vorstellung in jener weiteren Bedeutung nehmen, die diese beiden Arten und überhaupt Alles umfaßt, was als Bestandtheil in einem Urtheile vorkommen kann, ohne noch selbst ein ganzes Urtheil

zu bilden. Wie also in dem Vorhergehenden unter Vorstellungen, auch wenn der Beisatz: an sich, nicht immer beigefügt war, doch nur Vorstellungen an sich, nur objective Vorstellungen verstanden werden sollten; so ersuche ich, in diesem Hauptstücke bei dem Worte Vorstellung immer nur an eine subjective Vorstellung, d. i. an eine Auffassung oder Erscheinung dessen, was ich vorhin eine Vorstellung an sich genannt, von und in dem Gemüthe eines geistigen Wesens zu denken. Gelegenheitlich werde hier auch noch bemerkt, daß man die Fähigkeit unserer Seele, unter gewissen Umständen subjective Vorstellungen zu erzeugen, ihr Vorstellungsvermögen oder ihre Vorstellungskraft zu nennen pflege.

1. Anmerk. Die schon einige Male von mir beklagte Verwirrung in dem Gebrauche des Wortes Vorstellung und einiger verwandten, wie Anschauung und Begriff, erstieg den höchsten Gipfel, seit man auf den Gedanken verfiel, unsern Vorstellungen (oder nur den Begriffen?) eine gewisse Bewegung beizulegen, wie auch von einem Umschlagen derselben in ihr Gegentheil zu sprechen. Es wäre eben so zeitraubend als vergeblich, sich in eine genaue Erörterung der Begriffe, die man mit diesen Redensarten verbindet, einlassen zu wollen; da es bei der Unsitte unserer Zeit, nichts genau zu erklären, beinahe unmöglich ist, sich eine deutliche Vorstellung von demjenigen, was der Erfinder selbst sich nie deutlich gedacht hat, zu verschaffen. Man lese z. B. nur, was Hegel im 3. B. seiner Logik über den Begriff im Allgemeinen auf 32 Seiten vorbringt, und werde klug daraus, wenn man es vermag! — Lieber will ich denn hier das Versprochene über die schon §. 52. nro. 11. erwähnte Herbart'sche Erklärung der Vorstellungen nachholen. Diese beruhet auf den zwei Voraussetzungen, daß jede einfache Substanz nur eine einzige Qualität haben müsse, und daß kein einfaches Wesen eine Veränderung erleiden könne. Ueber das Erste habe ich mich schon §. 61. Anm. 1. geäußert; was aber den Begriff einer Veränderung anlangt, so waren schon vor Herbart mehre Weltweise bemüht, innere Widersprüche in demselben nachzuweisen. So will man z. B. schon darin einen Widerspruch finden, daß das veränderte Ding „vor und nach dasselbe und auch nicht dasselbe seyn soll." Sagt man dieß aber wirklich, wenn man von einem Dinge A sagt, daß es sich ändere? Meines Erachtens lauten die

Sätze, die man da ausspricht, wesentlich nur so: „A in der Zeit t hat die Beschaffenheit b," und: „A in der Zeit (t+θ) hat die Beschaffenheit non b." In diesen Sätzen liegt nun kein Widerspruch, weil die Subjectvorstellungen: „A in der Zeit t," und „A in der Zeit (t+θ)" — verschieden sind. (§. 183.) — Ferner heißt es, „das Was eines veränderlichen Dinges lasse „sich weder durch die Beschaffenheit, die es vor, noch nach der „Veränderung hat, bestimmen." Hier muß man, wie ich meine, verschiedene Bedeutungen des Wortes Was unterscheiden. In der einen verstehet man jede Beschaffenheit, die einem Dinge zu einer gewissen Zeit zukommt, ein Was desselben (für diese Zeit), und dann gehöret sowohl b als non b (zu verschiedenen Zeiten) dem Was des Dinges A. In einer anderen Bedeutung aber verstehet man unter dem Was oder dem Wesen eines Dinges nur eine solche Beschaffenheit desselben, die ihm zu aller Zeit beiwohnt. Dann stellt nun freilich weder b noch non b, sondern nur das zu A gehörige Abstractum a (§. 60.) das Was des Dinges A vor. — Wenn man weiter sagt, „mit dem Verschwin„den des Was verschwinde auch das Seyn;" so entgegne ich, dieß gelte nur, wenn man unter dem Was das Wesen verstehet, das aber bei der Veränderung eines Dinges nicht mit geändert wird. — Wenn man sich daran stößt, daß bei jeder Veränderung eine unendliche Reihe verschiedener Zustände als bereits abgelaufen gedacht werden müsse: so sage ich, daß in diesem Gedanken nichts Widersprechendes liege, sobald man nur von dem unrichtigen Begriffe, daß eine unendliche eine solche sey, die nicht vermehrt werden könne, abläßt. (§. 87.) — Wenn man es ungereimt findet, „daß es eine unendliche Reihe von Ursachen „gebe, darin keine von selbst wirkt, sondern nur wirken würde, „wenn sie einen Anstoß bekäme:" so sage ich, man habe sich nicht Ursachen, die wirken würden, sondern solche, die in der That wirken, zu denken, weil die Umstände, unter denen sie wirken können, wirklich vorhanden sind. — Wenn man schon „jedes Ein„greifen eines Thätigen in ein Leidendes" für widersinnig erklärt, „weil sich das Wirken sowohl als das Leiden nicht durch die „eigene Qualität des Wirkenden oder Leidenden denken lasse:" so entgegne ich, es liege schon in dem Begriffe einer endlichen Substanz, daß sie mit Kräften begabt sey, durch welche sie verändernd einwirket auf andere, und durch die Rückwirkung dieser auch selbst wieder verändert wird; man könne daher nicht sagen, daß Wirken und Leiden nicht ihre eigene Qualität sey. — So

finde ich nicht einen einzigen haltbaren Grund für die Behauptung, daß der Begriff der Veränderung (gehörig aufgefaßt) einen Widerspruch enthalte. Allein selbst wenn dieses wäre; würde ich nicht wohl verstehen, wienach man sagen könne, daß Vorstellungen das Einzige wären, das wahrhaft geschieht; denn wenn gar keine Veränderung vorgeht, so geschieht nichts wahrhaft. Und wie kann man von Störungen sprechen, die erfolgen würden; wenn es an sich unmöglich ist, daß Ein Gegenstand auf den andern störend, d. h. verändernd einwirke? — Auch hier also muß ich zuletzt bekennen, daß ich Hrn. Herbart nur mißzuverstehen fürchte.

2. Anmerk. Wenn ich die Worte Vermögen und Kraft wie gleichgeltend gebrauche, so geschieht es nicht, weil ich den Unterschied derselben verkenne, sondern weil er nur eben hier keine Beachtung verdient; denn es ist zu bemerken, daß Alles, was wir Kräfte bei endlichen Wesen nennen, nicht eine vollständige, sondern nur eine Theilursache desjenigen sey, was wir als ihre Wirkung bezeichnen, und daß es mithin diese nie durch sich selbst, sondern erst unter Hinzutritt eigener Umstände erzeuge. Was aber den Abscheu belangt, den Hr. Prof. Herbart vor den Benennungen: Vorstellungskraft, Urtheilskraft, Erinnerungsvermögen u. a. ähnlichen empfindet, davon auch ich in der Folge vielleicht zuweilen erwähne: so gestehe ich zwar, daß es ein Mißbrauch sey, wenn man durch Anführung solcher Benennungen schon erklärt zu haben glaubt, wie Vorstellungen, Urtheile, Erinnerungen u. s. w. entstehen; darum sind aber doch jene Benennungen nicht an sich selbst verwerflich.

§. 271.*

Zu jeder subjectiven Vorstellung gibt es eine ihr zugehörige Vorstellung an sich.

Wir müssen nun einige Beschaffenheiten betrachten, die allen subjectiven Vorstellungen gemeinschaftlich zukommen. Eine der ersten ist, daß es zu jeder solchen Vorstellung eine ihr zugehörige Vorstellung an sich gebe, in deren Erscheinung die erstere eben bestehet. So nämlich liegt es schon in dem Begriffe, den wir von einer subjectiven Vorstellung so eben gaben. Es erhellet dieß aber auch aus folgender Betrachtung. Soll eine gewisse subjective Vorstellung A in dem

Gemüthe eines denkenden Wesens wirklich vorhanden seyn: so ist der Satz, „dieß Wesen habe die Vorstellung A,“ eine Wahrheit, und zwar auch, wenn es Niemand gibt, der diese Wahrheit denket, d. h. er ist eine Wahrheit an sich. Auch die Bestandtheile also, aus denen dieser Satz bestehet, sind eben so viele Vorstellungen an sich. Allein es liegt am Tage, daß sich in diesem Satze auch die Vorstellung A selbst vorfinden müsse; nicht aber die subjective, also die ihr entsprechende Vorstellung an sich. — Man dürfte, wie ich dieß §. 48. und sonst noch einige Male wirklich gethan, die objective Vorstellung, die einer subjectiven entspricht, d. h. deren Erscheinung im Gemüthe eben die letztere ist, den dieser zugehörigen Stoff nennen; nur muß man sodann mit diesem Stoffe weder den Gegenstand, auf den sich die Vorstellung etwa beziehet, noch auch die Theile, aus welchen sie vielleicht zusammengesetzt ist, verwechseln. Unter dem Gegenstande verstehe ich nämlich bei subjectiven Vorstellungen völlig dasselbe, was ich bei objectiven so nannte, das Etwas, welches durch diese Vorstellungen vorgestellt wird. Ein solcher Gegenstand findet sich, wie man weiß (§. 66.), zu vielen, aber nicht zu allen Vorstellungen, und er ist bei der subjectiven Vorstellung immer derselbe mit dem, den die ihr zugehörige, subjective Vorstellung hat. An einem Stoffe aber kann es der subjectiven Vorstellung nie fehlen; während die objective keinen dergleichen Stoff hat, sondern selbst dieser Stoff ist. So hat die subjective Vorstellung von einem runden Vierecke wohl einen Stoff, nämlich die objective Vorstellung von einem runden Vierecke; ein Gegenstand aber, auf den sich diese Vorstellungen, die subjective oder die objective bezögen, ist für keine derselben vorhanden. Noch weniger darf man den Stoff einer subjectiven Vorstellung mit ihren Theilen, die wieder andere Vorstellungen sind, vermengen.

Anmerk. Da man bisher den Unterschied zwischen subjectiven und objectiven Vorstellungen nur selten berührte; so konnte man auch das Bedürfniß einer Bezeichnung für den Begriff, den ich hier durch das Wort Stoff andeutete, nicht fühlen. Uebrigens räume ich die Unbequemlichkeit dieses Wortes im Voraus ein, und wünschte, daß man ein zweckmäßigeres fände. Denn weil

Stoff doch im Grunde dasselbe, was **Materie** und **Inhalt** heißt, diese letzteren Worte aber zur Bezeichnung eines ganz andern Begriffes auch von mir selbst schon gebraucht worden sind; so stehet zu besorgen, daß man auch bei dem erstern immer an das denken werde, was man gewohnt ist, sich bei den letzteren zu denken.

§. 272.*

Jede subjective Vorstellung ist etwas Wirkliches, doch nur als eine Art von Eigenschaft an einem Wesen.

1) Eine zweite Beschaffenheit, die allen subjectiven Vorstellungen zukommt, ist, daß sie als solche schon etwas **Wirkliches** sind, d. h. daß sie ein Daseyn behaupten zu bestimmter Zeit und im Gemüthe eines bestimmten Wesens. Zwar hat es den Anschein, als ob dieß zuweilen geläugnet würde, wenn man behauptet, „daß dieses und jenes nichts Wirkliches, sondern eine bloße Vorstellung sey." Bei einer nähern Betrachtung zeigt es sich aber, daß man durch eine solche Aeußerung meistens nichts Anderes ausdrücken wolle, als daß es keinen der Vorstellung entsprechenden äußeren Gegenstand in der Wirklichkeit gebe. Daß aber nicht einmal sie, diese Vorstellung selbst, etwas in ihrer Art Wirkliches sey, will man nicht sagen; sondern man macht hier eine Art von Gegensatz zwischen der bloßen Vorstellung und etwas Wirklichem nur in sofern, als die Vorstellung nicht **jenes** Wirkliche ist, welches ihr Gegenstand, wenn sie erst einen hätte, wäre.

2) So offenbar es aber wenigstens mir ist, daß eine jede subjective Vorstellung als solche schon den Namen eines **wirklichen Dinges** verdiene: so gehört sie doch sicher nur zur Gattung derjenigen Wirklichkeiten, die sich bloß als **Beschaffenheiten***) an einem andern Wirklichen befinden; die wir eben deßhalb nicht Substanzen, sondern nur Adhärenzen nennen. Subjective Vorstellungen nämlich kann es nur geben, wenn es ein Wesen gibt, welches sie hat, und

*) Das Wort in einer so weiten Bedeutung genommen, daß auch **Zustände**, die sehr schnell vorüber eilen, zu den Beschaffenheiten (des Wesens, an dem sie sich befinden, **für diese Zeit**) gehören.

sie bestehen nur als Erscheinungen in dem Gemüthe dieses Wesens. Wir dürfen sie also wohl eine Art von Beschaffenheiten nennen, die sich an solchen Wesen befinden; den Namen von Substanzen aber, von etwas Wirklichem, das (wie man sagt) für sich selbst (d. h. nicht erst an einem Anderen) bestehet, können wir ihnen nicht beilegen. Dieß däucht mir so allgemein zu gelten, daß ich es selbst auf die Vorstellungen, welche Gott hat, ausgedehnt wissen wollte; und so vermöchte ich keineswegs Jenen beizupflichten, welche den göttlichen Vorstellungen eine Art von Substanzialität beilegen, indem sie behaupten, daß die Substanzen des Weltalls nichts Anderes als eben nur diese göttlichen Vorstellungen wären. Meiner Ansicht nach ist es nicht die Vorstellungs-, sondern die Schöpferkraft Gottes, der die Substanzen der Welt ihr Daseyn danken. Seine Vorstellungskraft umfasset weit Mehres, als was in der Wirklichkeit bestehet; auch das bloß Mögliche, dessen Erhebung zur Wirklichkeit zweckwidrig wäre, ja selbst das Unmögliche wird von Gott vorgestellt; und nur diese Vorstellungen in ihm, nicht aber die Gegenstände derselben haben kraft seines bloßen Vorstellens schon Wirklichkeit.

5) Da wir aber zwei Arten von Beschaffenheiten, innere und äußere nämlich, oder Eigenschaften und Verhältnisse unterscheiden (§. 80.); so fragt sich, zu welcher von beiden man die Vorstellungen eines Wesens zu zählen habe? Zu den inneren, glaube ich; denn was könnte mehr innerlich in einem Wesen seyn, als seine Vorstellungen? — Wenn es nichts desto weniger (wie ich gestehe) etwas befremdend klingt, daß die Vorstellungen, welche ein Wesen hat, Beschaffenheiten, ja vollends Eigenschaften desselben seyen: so rührt dieß wohl nur daher, weil der gewöhnliche Sprachgebrauch mit diesen beiden Worten noch einen gewissen Nebenbegriff verbindet, den wir in ihrer für die Zwecke der Wissenschaft erweiterten Bedeutung weggelassen haben. Nicht Alles nämlich, was ein Gegenstand etwa in diesem oder jenem einzelnen Augenblicke hat, sondern nur dasjenige, was er durch eine längere Zeit hindurch hat, was gleichsam bleibend an ihm ist, pflegt man eine ihm zukommende Beschaffenheit oder Eigenschaft zu nennen. Da nun

Vorstellungen meistens von einer sehr kurzen Dauer sind, und dann durch andere verdrängt werden; so ist begreiflich, warum man ihnen den Namen einer Eigenschaft oder Beschaffenheit gewöhnlicher Weise versagt.

§. 273.

Was wir nur eine einzige subjective Vorstellung nennen, und wann wir von mehren dergleichen sagen, daß sie einander gleich oder ungleich seyen?

Die Bestimmungen, die wir dem Begriffe einer subjectiven Vorstellung bisher gegeben haben, sind nicht von der Art, daß schon festgesetzt wäre, was wir als eine einzige, und was als mehre Vorstellungen ansehen müssen, um so weniger, wann wir von mehren Vorstellungen erklären dürfen, daß sie einander gleich oder ungleich seyen.

1) Denn indem ich sagte, daß eine subjective Vorstellung nichts Anderes sey, als die Erscheinung einer objectiven in dem Gemüthe eines denkenden Wesens; so ist wohl freilich entschieden, daß wir der subjectiven Vorstellungen wenigstens so viele annehmen müssen, als viele objective Vorstellungen, die zur Erscheinung gelangen, oder auch Wesen, in denen sie zur Erscheinung gelangen, da sind. Gewiß muß ich doch die subjective Vorstellung, die ich von diesem Baume habe, unterscheiden von der subjectiven Vorstellung, die ich, (wäre es auch ganz zu derselben Zeit) von dem Gesange jener Lerche erhalte; denn auch die objectiven Vorstellungen von diesen beiden Gegenständen sehe ich als zwei verschiedene an. Eben so offenbar ist aber auch, daß wir die Vorstellung, die ich von diesem Baume habe, und die Vorstellung, die mein Begleiter von demselben Gegenstande hat, zusammen nicht als eine einzige, sondern als zwei verschiedene Vorstellungen betrachten müssen, und dieß zwar abgesehen von aller Uebereinstimmung, die zwischen beiden auch immer anzutreffen seyn möchte. Weil aber jede subjective Vorstellung auch zu einer bestimmten Zeit wirklich seyn muß; so fragt sich, ob ich der subjectiven Vorstellungen in mir so viele annehmen dürfe, als es einzelne Augenblicke gibt, von denen gesagt werden kann, daß mir in ihnen

etwas erscheine? — Daß es sehr zweckwidrig wäre, wenn wir auch dann schon mehre subjective Vorstellungen annehmen wollten, wenn eine und eben dieselbe objective Vorstellung in dem Gemüthe eines denkenden Wesens einen gewissen endlichen Zeitraum hindurch, und somit durch unendlich viele verschiedene Augenblicke, völlig auf einerlei Weise, in einer und eben derselben Verbindung erscheinet; leuchtet von selbst ein. Bei einem Wesen also, in dessen sämmtlichen innern Beschaffenheiten nicht die geringste Veränderung Statt finden kann, wie bei Gott, werden wir allerdings nur so viele subjective Vorstellungen unterscheiden dürfen, als objective es gibt. Nicht eben so ist es bei uns Menschen, die wir so wandelbar sind, daß wohl durch keine auch noch so geringe Zeit hindurch völlig derselbe Zustand bei uns herrschet. Auch eine Vorstellung also, wenn sie in unserm Gemüthe erscheinet, verbleibet durch keinen endlichen Zeitraum hindurch völlig unverändert. Hieraus erhellet aber schon, daß es nicht zweckmäßig wäre, der subjectiven Vorstellungen in uns so viele anzunehmen, als viele Zeiten oder Augenblicke es gibt, von denen gesagt werden kann, daß uns zwar eine und dieselbe objective Vorstellung, doch auf verschiedene Weisen erschienen sey. Das Beste wird wohl seyn, wenn wir die ganze Zeit, innerhalb deren eine und dieselbe objective Vorstellung, wenn gleich auf sehr verschiedene Weisen, doch *ununterbrochen* erscheinet, als die Dauer einer *einzigen* subjectiven Vorstellung ansehen; und nur dann von *mehren* subjectiven Vorstellungen sprechen, wenn entweder dieselbe objective Vorstellung in eben demselben Gemüthe in *unterbrochenen* Zeiten erscheint, oder wenn die Erscheinung derselben in den Gemüthern *verschiedener* Wesen vor sich geht, oder wenn selbst die *objectiven* Vorstellungen, welche den Stoff der subjectiven bilden, verschieden sind.

2) Sind wir einmal darüber einig, wann wir gewisse Vorstellungen der Zahl nach unterscheiden wollen; so fragt es sich noch, wann wir sie einander *gleich* oder *ungleich* nennen dürfen? Daß wir das Erste wenigstens dann nicht dürfen, wenn die verglichenen Vorstellungen nicht einmal denselben Stoff haben, liegt am Tage. Denn da der Stoff,

ander gleich nennen dürfen; d. h. auch solche, die eine und dieselbe objective Vorstellung enthalten? — Unläugbar ist es, daß eine und eben dieselbe objective Vorstellung in manchem Satze zu wiederholten Malen erscheine. So kommt in dem Satze: Jedes gleichseitige Dreieck ist auch gleichwinklig, der Begriff der Gleichheit sowohl als auch der eines Winkels zweimal vor. Soll also Jemand dieß Urtheil fällen; so müssen, möchte man glauben, die Vorstellungen der Gleichheit und eines Winkels in seinem Gemüthe zu derselben Zeit zweimal vorhanden seyn, einmal in derjenigen Vorstellung, welche die Unterlage, dann auch in derjenigen, welche den Aussagetheil in diesem Urtheile bildet. Bei einer näheren Betrachtung ist es mir gleichwohl wahrscheinlicher, daß hier nicht zwei einander gleiche, sondern nur eine einzige, subjective Vorstellung vorhanden sey. Denn wozu sollten wir ihrer mehre annehmen, wenn es sich füglich denken läßt, daß zu derjenigen Art von Thätigkeit, die eine subjective Vorstellung, wie in dem Beispiele die von einem Winkel ausübt, schon eine einzige genüge, die nur in mehren Verhältnissen wirket, ungefähr eben so, wie ein und derselbe Punkt zu mehren einander durchschneidenden Linien gehören kann?

§. 275.*

Stärke oder Lebhaftigkeit der subjectiven Vorstellungen.

Da jede subjective Vorstellung als solche etwas Wirkliches ist, alles Wirkliche aber auch wirket; so werden wir jeder unserer subjectiven Vorstellungen gleichfalls eine Art von Wirksamkeit beilegen dürfen. Wie diese Wirksamkeit beschaffen sey, wird von verschiedenen Umständen abhängen. So wird z. B. und zwar vornehmlich viel auf die Beschaffenheit des Stoffes selbst, d. h. auf die Beschaffenheit jener objectiven Vorstellung, deren Erscheinung in unserm Gemüthe die subjective ist, ankommen. Die Vorstellung von einem Blumenbeete muß doch begreiflicher Weise ganz anders auf uns wirken, als die Vorstellung von einer Schlange, die aus jenem Beete hervorspringt u. dgl. Sehr viel muß auch auf die

die Beschaffenheit aller der übrigen Vorstellungen, die sich in unserer Seele noch neben jener befinden, ingleichen auf die verschiedenen Urtheile, welche wir über die diesen Vorstellungen unterstehenden Gegenstände fällen, d. h. auf unsere Meinungen ankommen. So muß z. B. der Anblick einer Schlange gewiß eine ganz andere Wirkung in uns hervorbringen, je nachdem wir sie für giftig oder für unschädlich halten, u. s. w. Weil aber die subjectiven Vorstellungen noch etwas ganz Anderes sind, als die objectiven, die ihren Stoff ausmachen, weil jene die Erscheinungen von diesen sind: so muß es auch eine gewisse innere Beschaffenheit an ihnen geben, vermöge deren es geschehen kann, daß ein Paar Vorstellungen, welche denselben Stoff haben, und von ganz gleichen andern Vorstellungen umgeben sind, doch nicht dieselbe Wirksamkeit äußern. Dasjenige nun, wodurch die Wirksamkeit einer subjectiven Vorstellung, noch nebst dem Stoffe derselben, und nebst den verschiedenen anderen Vorstellungen, die sie umgeben, bestimmt wird, will ich die Stärke oder Lebhaftigkeit derselben nennen. Eine Vorstellung, die stärker als eine andere ist, wird mehr als diese wirken, auch wenn sie denselben Stoff hat, und von einerlei andern Vorstellungen begleitet wird. Wenn wir z. B. uns denken, daß es zwei Menschen gäbe, deren bisherige Vorstellungen vollkommen einerlei waren, und die so eben beide noch eine neue Vorstellung erhalten, welche die Erscheinung von einer und eben derselben objectiven Vorstellung, z. B. der eines rothen Lichtstrahles ist; so ließe sich nichts desto weniger annehmen, daß die subjective Vorstellung des Einen anders beschaffen sey, und eben darum auch anders wirke, als die subjective Vorstellung des Andern. Dieser Unterschied könnte z. B. aus dem verschiedenen Verhältnisse entspringen, welches der äußere Gegenstand, der diese Vorstellungen hervorbringt, zu beiden Menschen hat. Dem Einen stand er z. B. näher, oder wirkte länger auf seine Sehewerkzeuge ein u. dgl. Auf jeden Fall, sobald wir fänden, daß beide Vorstellungen in den Gemüthern dieser Menschen ungleiche Wirkungen äußern; so müßten wir schließen, daß sich ein innerer Unterschied zwischen denselben befinde; wir müßten die eine Vorstellung für stärker, die andere für schwächer erklären.

Anmerk. Der Begriff, den ich den Worten Stärke oder Lebhaftigkeit einer Vorstellung hier gebe, ist meines Erachtens völlig derselbe, den man auch dem gemeinen Sprachgebrauche nach damit verbindet; nur von den Logikern ist dieser Begriff nicht immer gehörig aufgefaßt worden. So betrachtete Ulrich (Inst. Log. §. 138. 146.) die Lebhaftigkeit als eine Art der Klarheit. Claritatis duo sunt genera: distinctio et vividitas. Meiner Ansicht nach ist dasjenige, was wir die Lebhaftigkeit einer Vorstellung nennen, eine ganz andere Beschaffenheit als ihre Klarheit, die ich (§. 280.) einer Vorstellung erst dann beilege, wenn wir uns von ihr selbst eine Anschauung machen. Obwohl ich nun einräume, daß die Lebhaftigkeit einer Vorstellung der Entstehung einer Anschauung von ihr, und somit ihrer Erhebung zur Klarheit beförderlich sey; ja, wenn ich auch zugeben müßte, daß bei einem gewissen Grade der Lebhaftigkeit die Klarheit jederzeit eintrete: so müßte ich doch jene von dieser, wie die Ursache von ihrer Wirkung unterscheiden. Noch weniger kann ich die Behauptung Mayer's (über den Vernunftschluß I. B. S. 107 ff.) billigen, daß Lebhaftigkeit einer Vorstellung ein und dasselbe mit ihrer Deutlichkeit wäre. Die Gründe, welche von Mayer angeführt werden, beweisen höchstens, daß Deutlichkeit aus der Lebhaftigkeit hervorgehen könne, daß beide meistens beisammen anzutreffen sind. Auch Platner drückte sich nicht ganz richtig aus, wenn er (Aphor. §. 402. Anm.) sagte, daß ein Begriff lebhaft sey, „wenn mehre zu seiner Bestimmung nicht gehörige Vorstellungen „(auch wohl Empfindungen), die ihm im Gedächtniß anhangen, „mit ihm rege sind.“ Die Vorstellungen, die einer gewissen andern nur im Gedächtnisse anhangen, also nur gleichzeitig mit ihr rege gemacht werden, gehören eben darum nicht zu ihr selbst, und können daher auch nicht den Grad ihrer Lebhaftigkeit, die eine innere Beschaffenheit derselben ist, bestimmen.

§. 276.*

Eintheilungen der subjectiven Vorstellungen, welche aus gleichnamigen der objectiven entspringen.

Da jede subjective Vorstellung einer objectiven als ihrem Stoffe entspricht: so ist es begreiflich, daß wir, so viele Arten objectiver Vorstellungen es gibt, so viele auch unter den subjectiven unterscheiden, und die Benennungen

für diese von jenen hernehmen können. Haben wir also in der Lehre von den objectiven Vorstellungen z. B. abstracte und concrete unterschieden: so können wir auch unter den subjectiven dergleichen unterscheiden; und Jeder wird alsbald aus der Benennung errathen, daß er sich unter einer abstracten oder concreten subjectiven Vorstellung nichts Anderes zu denken habe, als die Auffassung einer objectiven Vorstellung, welche entweder abstract oder concret ist. Es ist daher nicht nöthig, daß wir uns hier mit einer Aufzählung und Erklärung aller derjenigen Eintheilungen der subjectiven Vorstellungen befassen, die aus gleichnamigen der objectiven entspringen. — Nur einige will ich ausdrücklich anführen, weil eigens darzuthun ist, daß es dergleichen subjective Vorstellungen in dem Vorrathe derer, welche uns Menschen zu Gebote stehen, gebe.

§. 277.*

Daß wir sowohl einfache als auch zusammengesetzte subjective Vorstellungen haben.

Eine der wichtigsten Eintheilungen, wie der objectiven, so auch der subjectiven Vorstellungen ist die in einfache und zusammengesetzte. Hier ist nun darzuthun, daß wir Beides, in dem Besitze einfacher sowohl als auch zusammengesetzter Vorstellungen, sind.

Daß wir zusammengesetzte Vorstellungen zu fassen fähig sind, wird nicht leicht Jemand in Abrede stellen, da wir so manche Beispiele derselben aufweisen können. Wer ist es sich z. B. nicht bewußt, daß er die Vorstellung von einer Rose oder den Begriff eines gleichseitigen Dreiecks habe? Und sind diese Vorstellungen nicht unstreitig zusammengesetzt? — Daß wir aber auch einfache Vorstellungen haben, ergibt sich meines Erachtens schon daraus, weil wir zusammengesetzte haben. Denn diese bestehen ja nur aus jenen; und man kann doch nicht sagen, daß Jemand eine gewisse zusammengesetzte Vorstellung in sein Gemüth aufgenommen habe, wenn er nicht alle jene einfachen Theile, aus deren Verbindung sie eben bestehet, sich vorstellt.

Ein Anderes wäre die Frage, ob eine solche einfache Vorstellung jedes Mal der einzige Gegenstand sey, mit dem sich unsere Seele in einem gewissen Zeitpunkte beschäftigt? Dieß dürfte allerdings zu bezweifeln seyn; es dürfte sogar eingeräumt werden, daß unserer Seele bei jedem Versuche, sich eine ganz einfache Vorstellung, z. B. den Begriff eines Etwas überhaupt zu denken, immer noch mehres Andere als diese einfache Vorstellung allein vorschwebe, daß sich zu gleicher Zeit noch so manche andere Vorstellungen, unter ihnen z. B. auch die Vorstellung von dem Worte, mit dem wir jenen einfachen Begriff zu bezeichnen pflegen, in dem Gemüthe einfinde. Dieß hindert nicht, zu behaupten, daß es auch einfache Vorstellungen in unserer Seele gebe, ja daß uns insonderheit, so oft wir nur irgend ein Wort, das einen einfachen Begriff bezeichnet, aufmerksam aussprechen — soferne wir anders den Sinn dieses Wortes verstehen — auch jener einfache Begriff, dessen Zeichen es ist, vor das Bewußtseyn trete. Denn, wie ich schon gesagt, wären nicht einfache Vorstellungen in uns vorhanden: wie könnten zusammengesetzte da seyn?

Bei dieser Gelegenheit aber mag es nicht am unrechten Orte seyn, zu bemerken, daß zwar das Daseyn der einfachen Vorstellungen bloß aus dem Daseyn der zusammengesetzten, das Daseyn der letzteren aber bloß aus dem Daseyn, selbst dem gleichzeitigen mehrer einfacher Vorstellungen noch nicht geschlossen werden könnte. Um nämlich sagen zu dürfen, daß Jemand eine gewisse zusammengesetzte Vorstellung habe, ist es noch nicht genug, daß er die sämmtlichen einfachen Vorstellungen, aus deren Verbindung sie bestehet, habe, ja selbst sie gleichzeitig habe; sondern es wird erfordert, daß er sie auch in der gehörigen Verbindung besitze. Denn wie es selbst bei der objectiven Vorstellung, die sich aus mehren einfachen objectiven Vorstellungen zusammensetzen läßt, noch auf die Ordnung und Verbindung dieser Theile ankommt, so zwar, daß aus denselben Theilen bloß durch verschiedene Ordnung verschiedene Vorstellungen erzeugt werden können: so ist dieß offenbar auch bei den subjectiven Vorstellungen der Fall. Auch hier müssen wir also, damit aus den vorhandenen, einfachen Vorstellungen eine zusammengesetzte

erwachse, noch eine besondere Verbindung zwischen denselben vornehmen. *) Fragt man aber, worin diese Verbindung bestehe: so erwiedere ich in einer Art von wechselseitiger Einwirkung der einen Vorstellung auf die andere. Sollen sich mehre Vorstellungen zu einer einzigen verbinden, so müssen sie in eine eigenthümliche Wechselwirkung mit einander treten.

Wenn aber dieß geschieht, so werden sie verändert; und so fragt es sich, ob man von demjenigen, der sich aus den einfachen Vorstellungen a, b, c, d, . . . die Eine zusammengesetzte M gebildet hat, wohl sagen könne, daß er die einfachen Vorstellungen a, b, c, d, . . . noch habe? Vereinzelt allerdings nicht mehr. Wohl aber werden wir sagen dürfen, daß wir eine gewisse einfache Vorstellung a auch einzeln besitzen, wenn wir sie uns als eine für sich selbst bestehende Vorstellung denken, wenn wir z. B. über sie urtheilen. Und der bloße Umstand, daß bei diesem Gedanken oder Urtheile noch andere Vorstellungen nebenbei gleichzeitig in unserer Seele sind, wird uns nicht hindern dürfen, zu behaupten, daß wir die Vorstellung a einzeln haben; denn jene anderen Vorstellungen sind mit ihr nicht zu einer neuen Vorstellung verbunden.

§. 278.*

Daß wir sowohl Anschauungen als auch Begriffe haben.

Eine zweite sehr wichtige Eintheilung unserer subjectiven Vorstellungen ist die in Anschauungen und Begriffe. Nach §. 72. u. 73. verstehen wir unter subjectiven Anschauungen subjective Vorstellungen, die bei aller Einfachheit doch nur einen einzigen Gegenstand haben; und unter subjectiven Begriffen Vorstellungen, die weder selbst Anschauungen sind, noch sie als Theile enthalten.

Daß wir nun Anschauungen haben, erhellet daraus, weil wir gar oft Vorstellungen haben, die wir als Wirkungen von einem einzigen wirklichen, und durch sie vorgestellten Gegenstande ansehen, sey es, daß dieser Gegenstand am Ende auch

*) So haben wir bloß dadurch, daß wir die Vorstellungen: Schiff, Luft u. s. w. gleichzeitig haben, noch nicht die Vorstellung, Luftschiff.

kein anderer als eine gewisse in unserer Seele selbst so eben vor sich gehende Veränderung ist. Einen solchen Gegenstand pflegen wir meistens durch das Wort: Dieß, verbunden mit noch einigen seine Beschaffenheit näher bezeichnenden Zusätzen, z. B. Dieß Roth, dieser Wohlgeruch u. dgl. anzudeuten. Solche zusammengesetzte Ausdrücke verrathen nun zwar allerdings, daß auch die Vorstellung, die unserm Gemüthe so eben vorschwebt, aus manchen Theilen zusammengesetzt sey. Betrachten wir aber genauer, von welcher Form diese Zusammensetzung sey, so wird sich zeigen, daß eine gewisse nicht weiter zu zerlegende Vorstellung, die wir durch das erwähnte Dieß ausdrücken, den Haupttheil in derselben bilde, und daß schon diese allein auf jenen einzigen wirklichen Gegenstand, auf den wir es in der That beziehen, passe. Denn daß dieser Gegenstand die in dem Beisatze bezeichneten nähern Beschaffenheiten habe, z. B. ein Wohlgeruch sey, u. dgl., folgt schon von selbst daraus, daß es gerade dieser und kein anderer Gegenstand ist, den wir uns vorstellen. Die Vorstellung also, die wir durch das erwähnte Dieß allein ausdrücken, ist eine einfache Vorstellung, welche bei aller ihrer Einfachheit doch nur einen einzigen Gegenstand hat, also völlig das, was wir eine Anschauung nennen.

Daß wir auch reine Begriffe haben, läßt sich noch leichter beweisen. Denn im entgegengesetzten Falle müßten ja alle unsere Vorstellungen reine Anschauungen seyn; welches sich schon daraus widerlegt, weil bloße Anschauungen ohne Hinzutritt eines Begriffes (z. B. des Und) sich gar nicht zu einer einzigen zusammengesetzten Vorstellung verbinden lassen. Die Fähigkeit unserer Seele, unter bestimmten Umständen Anschauungen zu erhalten, wird das Anschauungs- oder Wahrnehmungsvermögen derselben, auch ihre Sinnlichkeit genannt; die Fähigkeit aber, sich auch Begriffe zu verschaffen, pflegt man Verstand oder auch Denkkraft zu nennen, indem man unter Denken das Bilden von Vorstellungen verstehet.

Noch verdient angemerkt zu werden, daß unter den mancherlei Dingen, von welchen sich unsere Seele Anschauungen zu verschaffen weiß, auch einige ihrer eigenen Vor-

stellungen sich befinden. Die Seele, sage ich, vermag sich auch verschiedene ihrer eigenen Vorstellungen selbst wieder vorzustellen, und zwar durch eine nur auf sie allein sich beziehende und gleichwohl einfache Vorstellung, d. h. sie kann sie anschauen. Man könnte dieses Vermögen das Reflexionsvermögen nennen; verstände man unter Reflexion ein bloßes Anschauen, und nicht auch eine jede andere Betrachtung dessen, was in uns selbst vorgehet.

§. 279.

Sinnliche und übersinnliche Vorstellungen.

Jede Vorstellung, welche in unserer Seele zum Vorscheine kommt, läßt sich betrachten als das Ergebniß, welches die Thätigkeit unserer Seele verbunden mit den Einwirkungen aller Substanzen, die es noch außer ihr gibt, (die Gottheit selbst mitgerechnet) hervorbringt. Indessen bedarf es in den meisten Fällen nur, daß ein einziger sehr kleiner Theil der Welt sich oder sein Verhältniß zu uns bedeutend ändere (z. B. in eine angemessene Nähe zu den Organen unsers Leibes trete), um auch schon eine Aenderung in unsern Vorstellungen zu bewirken, und namentlich die Entstehung so mancher eigenthümlicher Anschauungen in uns hervorzubringen. Einen solchen Theil — (er ist jedenfalls doch ein Inbegriff unendlich vieler endlicher Substanzen) — pflegen wir schlechtweg die Ursache von der Entstehung jener Anschauungen zu nennen; obgleich er strenge genommen nur eine Theilursache dieses Erfolges ist, weil ja nebst seiner auch noch unsere Seele und noch gar manche andere äußere Umstände vorhanden seyn müssen, wenn jene Anschauungen wirklich zu Stande kommen sollen. So nenne ich die vor mir liegende Taschenuhr die Ursache des leisen Pochens, welches ich vernehme; obgleich auch noch der Tisch, die Luft, mein Gehörorgan zu dieser Erscheinung mitwirken. Theile der Welt, die so beschaffen sind, daß sie nur auf die eben beschriebene Weise Ursache bestimmter Anschauungen zu werden fähig sind; oder (wie man auch kürzer sagt) Dinge, welche sich wahrnehmen lassen, nennen wir sinnliche Dinge. Alle andern Dinge dagegen, welche kein möglicher

Gegenstand einer Wahrnehmung sind, nennen wir übersinnliche Dinge. Vorstellungen sinnlicher Dinge werden selbst sinnliche; Vorstellungen übersinnlicher Dinge übersinnliche Vorstellungen genannt. So sind die Vorstellungen: der Firstern Sirius, Gold, Löwe, Blumen, der ersten; Gott, Heiligkeit, Unsterblichkeit, u. a. a. der zweiten Art.

In einem weiteren Sinne nennen wir eine Vorstellung sinnlich, wenn sie nur in der Bedeutung des §. 108. gleichgeltend ist mit einer Vorstellung von folgender Form: „Ein „sinnlicher Gegenstand, der die Beschaffenheit a, b, c,.. „hat;" gleichviel, ob sich ein ihr entsprechender Gegenstand in der That vorfindet, ja auch nur vorfinden kann oder nicht; z. B. „ein geflügeltes Pferd." Auf eine ähnliche Weise erweitert man auch den Begriff der übersinnlichen Vorstellung; z. B. „ein Wesen, welches so unvollkommen ist, daß es nicht unvollkommener seyn könnte."

Anmerk. In Kant's Kr. d. r. V. (S. 368 ff.) wird, nicht mit Unrecht, mit vieler Wichtigkeit von dem Begriffe der Idee gesprochen; die gegebene Erklärung aber setzet das Wesen derselben nur darein, daß es Begriffe wären, welche die Möglichkeit der Erfahrung übersteigen. Wenn dieß nur heißen soll, daß kein diesen Begriffen unterstehender Gegenstand in der Erfahrung nachgewiesen werden könne; so däucht mir, daß hiernächst alle übersinnlichen Begriffe Ideen heißen müßten, daß aber auch alle Begriffe, welche sich überhaupt auf nichts Wirkliches beziehen, ingleichen alle imaginären Begriffe den Ideen beizuzählen wären. Dieß aber scheinet weder die Meinung gewesen, welche Kant wirklich gehabt, noch eine sonst zweckmäßige Begriffsbestimmung zu seyn. Der Begriff, den wir mit dem Worte: Idee, in neuerer Zeit (vornehmlich durch Kant's eigene Veranlassung) verbinden gelernt, den auch schon Plato wenigstens zuweilen damit verbunden hat, der es auf jeden Fall werth ist, eigens bezeichnet zu werden, ist meiner Meinung nach dieser: Vorstellungen, welche wir unangesehen, ob ihnen ein wirklicher Gegenstand entspreche oder nicht, bloß in der Absicht bilden, um uns bei unserem Wirken nach ihnen zu richten, und einen Gegenstand zu erzeugen, der ihnen so nahe, als möglich ist, komme, nennen wir, wenn sie abstract sind, Ideen, und wenn sie concret sind, Ideale. So nennen wir z. B. den Begriff einer vollendeten Schönheit eine

Idee, sagen von Christo, er habe das Ideal aller menschlichen Vollkommenheit in sich verwirklichet; verlangen von jedem Gebildeteren, daß er sich zu Ideen erhebe, und nach Ideen handle, u. s. w. Kant (a. a. O.) behauptet, daß alle transcendentale Ideen (der speculativen Vernunft) nur unter drei Klassen gehören, indem sie entweder die Seele (das Subject, welches selbst nicht mehr Prädicat ist) oder Gott (eine Voraussetzung, die nichts Weiteres voraussetzt) oder die Welt (ein Aggregat der Glieder einer Eintheilung, zu welchem nichts weiter erforderlich ist) betreffen. Daß diese Begriffe nicht Ideen in der so eben erklärten Bedeutung sind, erhellet von selbst. Allein auch wenn ich von dieser Bedeutung absehe, kann ich in dieser Zusammenstellung der drei Begriffe: Seele, Gott und Welt, kein wohlgeordnetes Ganzes erblicken. Die Seelen sind ja doch Theile der Welt. Auch ist, wie ich glaube, (§. 190.) dargethan worden, wie unhaltbar jene dreigliedrige Eintheilung unserer Urtheile sey, die unter dem Titel der Relation erscheinet (kategorische, hypothetische und disjunctive Urtheile); und nur aus dieser sind jene drei Ideen geständlich abgeleitet.

§. 280.*

Klare und dunkle Vorstellungen.

Ein Unterschied zwischen unsern Vorstellungen, der so auffallend ist, daß wir uns selbst im gemeinen Leben öfters von ihm zu sprechen veranlaßt finden, ist der, vermöge dessen wir sie in klare und nicht klare oder dunkle einzutheilen pflegen. Doch dürfte man im gemeinen Leben mit diesen Ausdrücken schwerlich immer dieselben Begriffe verbinden, und es wird uns sonach nicht nur erlaubt seyn, sondern selbst obliegen, ihren Sinn hier so zu bestimmen, wie es für die Zwecke der Wissenschaft am dienlichsten ist.

1) Häufig nimmt man die Worte klar und dunkel in einem solchen Sinne, daß die Beschaffenheit, die man durch sie bezeichnet, ein Mehr oder Weniger zuläßt, oder (was eben so viel heißt) eine Größe hat. Dieses geschieht, wenn man z. B. sagt, daß man sich eine Sache klarer als eine andere vorstellen könne, und daß die Vorstellung, die man von einer dritten hat, noch dunkler als die von der zweiten sey u. dgl. Hier ist es etwas sehr Schwankendes,

und kommt auf die Vorstellung, mit der man eine gegebene eben vergleichen will, an, ob sie den Namen einer klaren oder dunkeln erhalten soll. Diese Bedeutung wird also für die Zwecke der Wissenschaft von keinem Nutzen seyn.

2) Von manchen Vorstellungen pflegt man zu sagen, daß man sich ihrer bewußt sey: sollte vielleicht hierin der rechte Unterschied zwischen klaren und dunkeln Vorstellungen liegen? sollten wir sagen dürfen, daß eine Vorstellung klar sey, wenn wir uns ihrer bewußt sind, und dunkel, wenn dieses nicht der Fall ist? — Um dieß beurtheilen zu können, müssen wir erst genauer bestimmen, was unter jenem Bewußtseyn, das eine jede klare Vorstellung begleiten soll, verstanden werde. Wenn wir von einer Vorstellung das Urtheil aussprechen, daß wir sie haben: so ist es wohl außer Streit, daß eine solche den Namen einer klaren verdiene, wie auch, daß man uns ein Bewußtseyn von ihr beilegen könne. Denn wer selbst sagt, daß er eine gewisse Vorstellung habe, wie wollten wir dem das Bewußtseyn derselben streitig machen? Wollten wir aber dieß zur Erklärung des Begriffes einer klaren Vorstellung erheben; wollten wir also zu einer jeden klaren Vorstellung verlangen, daß wir das Urtheil, sie zu besitzen, über sie gefällt haben sollen: so wäre das eine zu enge Beschränkung jenes Begriffes; und es würde nun von einem sehr zufälligen, zu der innern Beschaffenheit einer Vorstellung gar nicht gehörigen Umstande abhangen, ob sie klar oder nicht klar genannt werden solle. Denn denken wir uns, daß wir — etwa zu zwei verschiedenen Zeiten — ein Paar Vorstellungen hätten, welche einander in allen ihren innern Beschaffenheiten so gleich kommen, daß durchaus nicht in ihnen, sondern nur in der Verschiedenheit der äußeren Umstände der Grund liegt, weßhalb wir über die eine derselben das Urtheil, daß wir sie haben, aussprechen, während wir dieß bei der andern unterlassen: würde es sich hier wohl geziemen, die eine aus ihnen klar, die andere dunkel zu nennen; da dieses Worte sind, die doch gewiß auf einen inneren Unterschied deuten? Dieser Uebelstand würde vermieden, wenn wir den Namen einer klaren Vorstellung jeder schon dann beilegen wollen,

sobald sie nur beschaffen ist, wie eine Vorstellung seyn muß, um über sie das Urtheil, daß man sie habe, fällen zu können, gleichviel ob dieses wirklich zu Stande kommt, oder durch äußere Umstände verhindert wird. Das scheinet es auch zu seyn, was die Redensart, man sey sich einer Vorstellung bewußt, oder man wisse, daß man sie habe, ausdrücken will. Denn wenn wir Jemand ein Wissen, nämlich das Wissen der Wahrheit A beilegen: so wollen wir damit keineswegs sagen, daß er das Urtheil A in eben dem Augenblicke, wo wir ihm diese Beschaffenheit des Wissens zuschreiben, fälle; sondern es genügt uns, wenn er dieß Urtheil nur schon irgend einmal gefällt hat, und gegenwärtig nichts als eines äußeren Anlasses bedarf, um es zu wiederholen. Somit ist es nicht das wirkliche Fällen des Urtheils A, sondern nur eine gewisse Fähigkeit, dasselbe zu fällen, was wir das Wissen der Wahrheit A nennen. So werden wir denn auch, wenn wir von Jemand sagen, er wisse, daß er die Vorstellung a habe, nicht verlangen, daß er das Urtheil: ich habe die Vorstellung a, so eben wirklich fälle, sondern es muß uns genug seyn, wenn diese Vorstellung nur auf eine solche Art in ihm vorhanden ist, daß es nicht an ihr selbst, sondern an irgend einem anderen Umstande liegt, wenn dieses Urtheil unterbleibet. Allein so wahr auch dieß Alles ist: so würden wir es doch kaum für eine regelrechte Erklärung des Begriffes einer klaren Vorstellung ausgeben dürfen, sie wäre eine Vorstellung von solcher Beschaffenheit, wie dazu nothwendig ist, um das Urtheil, daß man sie habe, über sie fällen zu können, gleichviel, ob dieses Urtheil wirklich zu Stande kommt oder nicht. Denn eben weil dieses Urtheil nicht wirklich gefällt werden muß: so scheint es auch nicht, daß die Erwähnung desselben zu dem Begriffe einer klaren Vorstellung als ein Bestandtheil gehöre. Es scheinet vielmehr, daß sich das Wesen der klaren Vorstellung durch irgend ein Merkmal müsse ausdrücken lassen, das sich nicht bloß an einigen, sondern an allen befindet, das nicht bloß vorhanden seyn kann, sondern vorhanden seyn muß.

8) Um dieses Merkmal zu finden, lasset uns sehen, was dazu nöthig sey, um über eine Vorstellung a das Urtheil,

daß man sie habe, fällen zu können. In diesem Urtheile kommt nicht die Vorstellung a selbst, sondern nur eine Vorstellung von dieser Vorstellung vor. Wer also eine gewisse Vorstellung a nur schlechtweg, nicht aber auch eine Vorstellung von dieser Vorstellung hätte, der könnte eben darum auch das Urtheil, daß er die Vorstellung a habe, nicht fällen. Wohl aber kann sich der umgekehrte Fall ereignen, daß Jemand eine gewisse Vorstellung a nicht nur besitzt, sondern auch eine Vorstellung von ihr sich bildet, ohne gleichwohl die letztere zu dem bestimmten Urtheile, daß er die Vorstellung a habe, zu benützen. Ist es mit einer Vorstellung a einmal dahin gekommen, daß wir nicht nur sie selbst haben, sondern daß wir uns auch bereits zu einer Vorstellung von ihr erhoben haben: dann bedarf es keiner weitern an ihr selbst vorzugehenden Veränderung, sondern nur des Hinzutritts gewisser äußerer Umstände, um zu dem Urtheile, daß wir sie haben, zu gelangen. Wie also, wenn wir die klare Vorstellung als eine solche, die wir uns selbst wieder vorstellen, erklärten? Es verstehet sich, daß wir die Redensart, uns etwas vorstellen, hier nur in der schon §. 101. bestimmten, engeren Bedeutung nehmen, d. h. daß wir zu einer klaren Vorstellung hiernächst verlangen, daß man sie selbst sich vorstelle durch eine Vorstellung, die sich ausschließlich nur auf sie beziehet. Aber auch dieses kann noch auf zweierlei Weise geschehen; indem die Vorstellung, durch welche wir jene, die klar werden soll, auffassen, entweder eine Anschauung derselben, oder sonst eine andere Vorstellung seyn kann, die nur durch ihre eigenthümliche Zusammensetzung die Eigenschaft erhält, auf jene erstere allein zu passen. Zu einer klaren Vorstellung ist nun, däucht mir, erforderlich, daß diese Auffassung derselben durch eine Anschauung geschehe. Denn wenn ich mir eine zusammengesetzte Vorstellung bilde, welche durch keinen ihrer einfachen Theile, sondern nur durch die Verbindung aller, die Eigenschaft erhält, auf eine einzige meiner Vorstellungen zu passen; wenn ich z. B. mir den Gedanken bilde, „von einer Vorstellung, die ich vor hundert Tagen gerade in dem Augenblicke hatte, als die Glocke des Nachts Ein Uhr schlug“: so wird doch Niemand sagen, daß ich die damals gehabte Vorstellung durch jene neue, die ich

mir jetzt von ihr bilde, — bei der ich sie in der That gar nicht zu kennen brauche, — zu einer klaren Vorstellung erhebe. Dieß Alles führet uns denn auf die Erklärung: eine Vorstellung heiße klar, wenn wir sie uns selbst wieder vorstellen, und zwar dadurch, daß wir sie anschauen. Wenn dieses nicht der Fall ist, will ich sie dunkel nennen.

4) Gegen diese Erklärung dürfte jedoch Jemand erinnern, daß sie denselben Fehler, wie die der n°. 2. habe. Denn wie wir vorhin selbst zugaben, daß es zur Klarheit einer Vorstellung genüge, wenn man auch ohne das Urtheil, daß man sie habe, wirklich zu fällen, doch dieses Urtheil über sie zu fällen im Stande ist: so sey auch kein wirkliches Anschauen der Vorstellung nöthig, sondern die bloße Möglichkeit dieses Anschauens reiche hin, um ihr schon Klarheit zuzugestehen. Allein ich glaube, daß wir berechtiget wären, zur Klarheit einer Vorstellung mehr zu verlangen, als eine bloße Möglichkeit ihres Anschauens, daß hiezu wirkliches Anschauen derselben gehöre. Die Wörter: dunkel und nicht dunkel (oder hell) pflegen wir zwar von Körpern zu gebrauchen, nicht um dadurch anzuzeigen, ob wir sie sehen oder nicht sehen, sondern nur ob sie diejenige Beschaffenheit haben, vermöge deren sie von uns gesehen oder nicht gesehen werden könnten. Allein nicht eben so ist es mit den Wörtern: Klar und nicht klar (oder trübe), welche von Körpern gebraucht, eine Beschaffenheit bezeichnen, vermöge deren wir durch sie hindurch- oder nicht hindurchsehen können. Hieraus ergibt sich nun schon, daß es auf keinen Fall möglich sey, bei der gewöhnlichen Bedeutung der Wörter: Klar und Dunkel, zu bleiben, wenn man sie auf Vorstellungen und zwar so anwenden will, daß ihre Begriffe einander contradictorisch entgegengesetzt sind. Betrachten wir endlich den innigen Zusammenhang, der zwischen einer in unserm Gemüthe vorhandenen Vorstellung und dem Anschauen derselben bestehet; erwägen wir, daß durch das Anschauen einer Vorstellung nach dem Gesetze der Rückwirkung gewiß immer auch in ihr selbst etwas geändert werden müsse; wie denn die tägliche Erfahrung lehrt, daß z. B. jeder Schmerz lebhafter werde, wenn wir uns ihn anschauend vorstellen: so

wird auch der letzte noch übrige Anstoß verschwinden, den wir daran nehmen könnten, daß wir den Umstand, ob eine in uns vorhandene Vorstellung von uns angeschaut werde oder nicht, mit zu den inneren Beschaffenheiten derselben zählen, und ihr hiernächst bald Klarheit, bald Dunkelheit beilegen.

5) Diese Begriffsbestimmungen scheinen mir endlich auch ganz den Zwecken der Logik gemäß. Erstlich ist außer Zweifel, daß beide Begriffe nach dieser Bestimmung Gegenständlichkeit haben, d. h. daß es sowohl Vorstellungen, welche nach dieser Bedeutung klar, als auch solche, die dunkel genannt werden müssen, gebe. Das Erste bedarf keines Beweises. (§. 278.) Das Zweite erhellet, sobald man sich erinnert, daß das Anschauen einer Vorstellung selbst wieder eine Vorstellung ist; woraus denn folgt, daß ein Wesen, dessen gesammte Vorstellungen klar wären, eine unendliche Menge derselben besitzen müßte. Und wie gegründet, so wichtig ist auch der Unterschied zwischen klaren und dunkeln Vorstellungen bei dieser Auffassung. Denn der Umstand, ob eine unserer Vorstellungen klar oder dunkel sey, d. h. ob wir uns schon zu einer Anschauung auch von ihr selbst erhoben oder nicht erhoben haben, ist doch gewiß von Wichtigkeit, weil wir, so lange dieß noch nicht geschehen ist, selten oder nie im Stande seyn werden, über diese Vorstellung etwas, was nur auf sie allein passen würde, zu sagen.

1. Anmerk. In der Bestimmung der Begriffe der Klarheit und Dunkelheit weichen die Weltweisen sehr von einander ab. Des Cartes, meines Wissens der Erste, der diesen Unterschied in die Wissenschaft aufnahm, gab die Erklärung (Princ. Phil. P. I. §. 45.): Ideam claram voco, quae menti attendenti praesens et aperta est. So viele Mängel diese Erklärung auch hat; so deutet sie meines Erachtens doch richtig auf jenen wesentlichen Unterschied hin, der zwischen klaren und dunkeln Vorstellungen Statt hat. Des Cartes scheint nämlich nur diejenige Vorstellung klar nennen zu wollen, auf welche die Seele ihre Aufmerksamkeit richtet, und daß eine solche dann von der Seele angeschaut werde, ist doch wohl außer Zweifel. — Auch bei der Erklärung der ars cog. (P. I. c. 9.): Ideam claram dicere possumus, cum vividum, ut ita dicam, sui sensum nobis

imprimis, verstattet der Ausdruck: vividus ideae sensus, an eine Art von Anschauung der klaren Vorstellung zu denken. Locke (Ess. B. II. ch. 29. §. 4.) gab die Erklärung: As a clear idea is that, where of the mind has such a full and evident perception, as it does receive from an outward object, operating duly on a well disposed organ. Wer fühlt nicht die Unbestimmtheit in diesen Ausdrücken? Auch gäbe es nach dieser Erklärung keine andere klare Vorstellungen als solche, die sich auf einen äußeren Gegenstand und zwar auf eben denjenigen, durch dessen Einwirkung sie hervorgebracht werden, beziehen; da wir doch klare Vorstellungen auch von Gegenständen haben, die gar nicht wahrnehmbar sind, z. B. Tugend, Laster u. dgl. Den ausgebreitetsten Beifall fand die Erklärung, die Leibnitz schon 1684 in den Act. Erud. Lips. p. 537 vortrug: Clara cognitio est, cum habeo, unde rem repraesentatam cognoscere possim. Und gleicherweise auch noch in den Nov. Ess. p. 213: Une idée est claire, lorsqu'elle suffit, pour reconnaitre la chose; et pour la distinguer; sans cela l' idée est obscure. Diese Erklärung wurde wesentlich beibehalten von Wolf (Log. §. 80.), Hollmann (L. §. 50. 51.), Wyttenbach (L. §. 20.), Lambert (N. O. §. 8.), Reusch (L. §. 112.), Schulz (L. §. 141.), Metz (L. §. 86.), Esser (L. §. 30.), Bachmann (L. §. 67.) u. v. A. Ich verwerfe nicht den Begriff, den man hier aufstellt, sondern nur seine Bezeichnung. Erst muß ich aber nochmals an die Vieldeutigkeit des Wortes Gegenstand einer Vorstellung erinnern. Hierunter kann man nämlich bald dasjenige, was ich die objective Vorstellung, oder den Stoff einer subjectiven nenne, bald eben dasselbe, was auch mir Gegenstand heißt, bald das, worauf man in einem so eben vorliegenden Urtheile die Prädicatvorstellung beziehet, bald endlich den äußeren wirklichen Gegenstand, der eine gewisse Vorstellung durch seine Einwirkung in uns hervorgebracht hat, verstehen. Die Beispiele, die Leibnitz seiner Erklärung beigefügt, beweisen zur Genüge, daß wenigstens er bei den Ausdrücken: res repraesentata, la chose, an etwas ganz Anderes als an die objective Vorstellung, welche den Stoff der subjectiven ausmacht, gedacht habe. Soll aber unter dem Gegenstande einer Vorstellung dasselbe verstanden werden, was auch ich so nenne; so muß ich bemerken, daß nicht jede klare Vorstellung einen solchen habe; weil es auch gegenstandslose Vorstellungen gibt; und auch diese mit Klarheit aufgefaßt werden können. So kann ich mir eine sehr klare Vor-

stellung bilden „von einem Menschen, der eine goldene Zunge besäße;“ auch wenn es keinen gibt. Wie soll es ferner, selbst wenn ich eine gegenständliche Vorstellung habe, wenn ich, z. B. mir einen Weltkörper denke, der wie ein Ring gestaltet wäre (Ringe des Saturnus), zu verstehen seyn, daß ich, falls diese Vorstellung klar ist, ihren Gegenstand von den Gegenständen anderer Vorstellungen zu unterscheiden vermöge? Sagen, daß Jemand den Gegenstand einer gewissen Vorstellung von denen anderen zu unterscheiden vermöge, heißt eigentlich sagen, daß er im Stande sey, gewisse Beschaffenheiten zu nennen, welche dem einen oder den mehren Gegenständen der erstern, nicht aber denen der übrigen zukommen. Wie nun, wenn jene Vorstellung gerade die allerweiteste, die eines Etwas überhaupt wäre? Da diese jeden Gegenstand umfaßt; so gibt es eben darum kein Merkmal, an dem man die ihr unterstehenden Gegenstände von andern, die ihr nicht unterstehen, unterscheiden könnte. Nach jener Erklärung müßte es also unmöglich seyn, sich den Begriff eines Etwas überhaupt klar vorzustellen. Versuchen wir also die dritte Bedeutung, und verstehen wir unter dem Gegenstande der Vorstellung A, nicht das, was diese Vorstellung in der That darstellt, sondern dasjenige, worauf wir sie in einem Urtheile von der Form: Dieses ist A, so eben beziehen. In dieser Bedeutung gebe ich allerdings zu, daß der Begriff von einer Vorstellung, welche zur Unterscheidung des Gegenstandes, auf den man sie eben beziehet, von vielen oder wohl gar von allen hinreichet, für die Zwecke der Logik von hoher Wichtigkeit sey; aber ich würde sagen, es sey nicht die Benennung: Klar, sondern eine ganz andere, z. B. vollständig oder erschöpfend u. dgl., welche sich zur Bezeichnung dieses Begriffes (§. 110. 112.) eignet. Denn unter Klarheit einer Vorstellung sind wir doch gegenwärtig gewöhnt, uns ein gewisses Verhältniß derselben zu unserm Bewußtseyn zu denken; ob aber eine gegebene Vorstellung A zur Unterscheidung des Gegenstandes, auf den wir sie so eben beziehen, hinreiche oder nicht; das ist ein Umstand, der gar nicht von der Art, wie diese Vorstellung von unserm Bewußtseyn aufgefaßt wird, sondern von ihrem Verhältnisse zu diesem Gegenstande abhängt. Dieselbe Vorstellung wird bald dunkel, bald klar heißen müssen, je nachdem wir sie bald auf diesen, bald jenen Gegenstand beziehen, und ihn aus allen ähnlichen durch sie herausfinden wollen. Nehmen wir endlich den Ausdruck: Gegenstand einer Vorstellung, in seiner vierten Bedeutung; so ist eine dunkle Vorstellung eine solche,

vermittelst

vermittelst deren wir den Gegenstand, der sie in uns hervorgebracht hat, von andern Gegenständen fast gar nicht unterscheiden, d. h. auf seine Beschaffenheiten fast gar nicht zurückzuschließen vermögen. Allein ich glaube, der Fall, den man hier beschreibet, könne auch bei Vorstellungen eintreten, die unserer Seele mit dem klarsten Bewußtseyn vorschweben, und die somit durchaus nicht dunkel genannt werden sollten. So reicht z. B. die Vorstellung, die mir mein Auge von einem entfernten Gegenstande darbeut, vielleicht sehr wenig hin, um diesen Gegenstand von andern zu unterscheiden; gleichwohl kann ich auf diese Vorstellung sehr aufmerksam seyn, und es mir innigst bewußt werden, daß ich sie habe, und wie sie beschaffen sey; daß ich z. B. nichts Anderes, als etwas sehr Glänzendes vor mir habe, u. dgl. Ich läugne nicht, daß wir Vorstellungen der Art im gewöhnlichen Leben gar oft dunkle Vorstellungen nennen; ja ich bediene mich, wo es keinen Mißverstand verursachen kann, dieses Ausdruckes selbst. Allein wenn man genau sprechen will: so ist es, glaube ich, nöthig, daß man sich anders ausdrücke, und daß man solche Vorstellungen nur mangelhaft und zur Bestimmung des Gegenstandes, von dem sie herrühren, nicht zureichend nenne. Daß übrigens auch hier der Unterschied zwischen Klarheit und Dunkelheit der Vorstellungen gar nicht von ihrer inneren Beschaffenheit, sondern nur von Verhältnissen abhängen würde, leuchtet von selbst ein. — Mehre Logiker beziehen das Unterscheiden statt auf den Gegenstand, auf die Vorstellung selbst. So heißt es in Born's Vers. üb. d. Grundl. d. m. D. (S. 11): „Eine „Vorstellung, von welcher das Bewußtseyn hinreichend ist, um sie „von andern Vorstellungen zu unterscheiden, wird eine klare ge„nannt.“ Eben so thun es Gerlach (§. 62.), Hillebrand (§. 288.), u. A. Daß eine Vorstellung, die wir von andern nicht bloß unterscheiden können, sondern in Wirklichkeit unterscheiden, darum auch klar seyn müsse, dürfte sehr wahr seyn. Denn wenn wir eine Vorstellung von andern unterscheiden, so legen wir ihr gewisse Beschaffenheiten bei, die wir den andern absprechen; wir urtheilen also über sie. Um aber dieß gehörig zu vermögen, müssen wir uns erst eine nur sie allein betreffende Vorstellung von ihr beigelegt, d. h. sie angeschaut haben. Diese Erklärung läuft also auf dasselbe hinaus mit jener, die auch ich angenommen habe. — Befremdend ist es noch, daß Einige die Klarheit der Vorstellungen bloß auf den Inhalt, Andere bloß auf ihren Umfang beziehen. So heißt es in Jakob's L. (§. 184.):

„Ein Begriff ist klar, wenn das mit ihm verknüpfte Bewußtseyn „so stark ist, daß man seinen Inhalt von dem Inhalte eines „andern Begriffes unterscheidet." Ein Gleiches liest man in Schaumann's L. §. 299. Dagegen heißt es bei Ritter (L. S. 80.): „Wenn ich dasjenige, was zu dem Umfange eines „Begriffes gehört, von demjenigen, was zu dem Umfange eines „andern Begriffes gehört, unterscheiden kann: so sagt man, ich „habe einen vollkommen klaren Begriff." Hingegen bemerke ich, daß es, und — wie mir däucht — mit Recht üblich sey, von einer Vorstellung, wenn man sich ihres Inhaltes, also der Theile, aus denen sie bestehet, bewußt ist, nicht bloß zu sagen, daß sie Klarheit, sondern schon daß sie Deutlichkeit habe. Was aber den Umfang belangt: so erinnere ich nur, daß es auch klare Begriffe gebe, die keinen Umfang haben. — Hieraus ergibt sich, wie eine Erklärung, welche die beiden Rücksichten des Inhaltes und Umfanges vereinigt, wie etwa Platner's (Aph. §. 399.) zu beurtheilen sey. Eine der ersten Erklärungen däucht mir die Kant'sche (L. Einl.): „Bin „ich mir einer Vorstellung bewußt, so ist sie klar; im Gegentheil „dunkel." Fries (im S. d. L. S. 40. u. Kr. d. R.) bedient sich sogar einige Male des Ausdrucks, daß eine Vorstellung in uns klar werde, wenn wir sie (durch unsern innern Sinn) wahrnehmen. Das wäre denn ganz die obige Erklärung. Indessen haben sehr treue Anhänger Kant's, wie Kiesewetter (W. A. d. L. S. 95 ff.), in der Aufstellung des Begriffes einer „bewußtlosen Vorstellung" eine Art von Widerspruch besorget, und deßhalb zugestanden, daß wir auch von den dunkeln Vorstellungen ein mittelbares Bewußtseyn hätten, indem wir ihr Daseyn aus ihren Wirkungen schlößen. Aber geschieht es wohl bei allen unseren dunkeln Vorstellungen, daß wir uns ihrer auf diese Art bewußt werden? Auch möchte ich Jeden, der solchen Anstoß an dem Daseyn bewußtloser Vorstellungen nimmt, nur fragen, ob er auch bedacht habe, daß man sich einer Vorstellung nur bewußt werden könne vermittelst einer anderen Vorstellung, die man von ihr sich bildet? — Auch in Krug's Darstellung vermisse ich die diesem Gelehrten sonst eigene Klarheit und Folgerichtigkeit zum Theile. Denn wenn es (L. §. 32.) von der Klarheit heißet, sie bestehe in einem solchen Grade des Bewußtseyns, bei dem man den Gegenstand des Begriffes zu unterscheiden vermag: so möchte man erwarten, von der Dunkelheit werde es heißen, daß sie in einem Grade des Bewußtseyns bestehe, bei dem kein Unterscheiden des Gegenstandes Platz greift; statt dessen heißt es aber, daß sie

vorhanden sey, wo ein bloß mittelbares Bewußtseyn herrschet. Anm. 1. wird die Art, wie man den klaren Begriff von anderen unterscheide, näher dahin bestimmt, daß es geschehe, ohne sich erst in eine Untersuchung seiner einzelnen Theile einzulassen. Wenn nun diese Bestimmung zum Wesen der Klarheit nothwendig ist, warum ist ihrer nicht im Paragraph selbst erwähnt worden? — Anm. 2. wird die Art, wienach das Bewußtseyn der dunkeln Begriffe nur mittelbar sey, zuerst so erkläret, daß man sich eines dergleichen Begriffes nur in sofern bewußt sey, als er mit andern verknüpft ist; und tiefer unten heißt es, daß der dunkle Begriff nur mittelst seiner Verwechslung mit andern verwandten in's Bewußtseyn trete: ist jenes und dieses dasselbe? — Ferner wird Anm. 1. vorausgesetzt, daß Jeder, der den Gegenstand eines Begriffes von den Gegenständen anderer Begriffe unterscheiden kann, auch diese Begriffe selbst unterscheiden können, und daß im Gegentheil wer das Erstere nicht vermag, auch das Letztere nicht vermöge. Dieß scheint mir aber irrig; denn es können ja Begriffe verschieden seyn, und doch denselben Gegenstand haben, wie die zwei Begriffe: gleichseitiges und gleichwinkliges Dreieck. Solche Begriffe können wir unterscheiden, ohne daß wir gleichwohl ihren Gegenstand zu unterscheiden vermöchten. E. Reinhold (Erkenntnißl. S. 278.) unterscheidet logische und psychologische Klarheit; die letztere erklärt er ohngefähr wie Kant; die erstere will er nur dort finden, wo wir uns einen Begriff als eine besondere Einzelvorstellung durch eine ihm charakteristisch zukommende Bestimmung zu denken vermögen. Noch deutlicher verlangt Fries (im S. d. L. S. 116.), daß wir die klare Vorstellung abgesondert für sich denken müssen. Auch ich gebe zu, daß wenn sich unsere Seele viele Vorstellungen vereinigt (unabgesondert) denkt, diese größtentheils dunkel verbleiben. So mag denn ein gewisser Grad von Absonderung einer Vorstellung Bedingung zu ihrer klaren Auffassung seyn; aber doch nimmer bestehet hierin allein das Wesen der Klarheit. Widrigenfalls könnten wir uns, wie ich meine, nicht rühmen, von einem einzigen Begriffe eine klare Vorstellung zu haben. Denn schwebt wohl irgend ein Begriff unserer Seele ganz abgesondert von Allem, was nicht zu ihm gehört, vor? Gesellen sich nicht zu jedem gar manche, obgleich nur dunkle Nebenvorstellungen, z. B. die Vorstellungen von jenen Lauten, aus denen das zu seiner Bezeichnung gewählte Wort bestehet, die doch gewiß nicht zu ihm gehören? — Mehmel (Denkl. S. 160.) und Nüßlein (L. §. 280.) verwerfen die

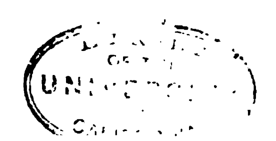
ganze bisherige Eintheilung der Begriffe in klare und dunkle. Auch Hegel spricht von der gewöhnlichen Eintheilung nach seiner Art sehr wegwerfend; und sagt insonderheit von dem dunkeln Begriffe: „Was ein dunkler Begriff sey, muß auf sich beruhen „bleiben; denn sonst wäre er kein dunkler, er würde ein deut„licher Begriff." Zufolge welches im Sinne behaltenen Obersatzes ein solcher Schluß sich ergebe, ist mir ein Räthsel. Durch die Erklärung eines Begriffes wird dieser allerdings deutlich gemacht; wenn man aber nach der Erklärung der dunkeln Begriffe fragt: so meint man damit nicht die Erklärung der einzelnen dunkeln Begriffe selbst, sondern nur die Erklärung des allgemeinen Begriffes von ihnen; und dieser kann ja deutlich werden, ohne daß sie selbst das zu werden brauchen.

2. Anmerk. In Kiesewetter's Log. §. 54., und noch in einigen andern neueren Lehrbüchern liest man die sonderbare Aeußerung, „daß die dunkeln Vorstellungen eigentlich gar nicht in die Logik „gehören." Wie mag dieses wohl zu verstehen seyn? Soll es nur heißen, daß man sich in dem Vortrage der Logik befleißigen müsse, alle Dunkelheit von den hier aufzustellenden Begriffen so viel als möglich zu entfernen, und Alles klar und deutlich zu machen: so ist es eine sehr wahre Bemerkung; die jedoch nicht von der Logik allein, sondern von einem jeden echt wissenschaftlichen Vortrage gilt. Sollte es aber bedeuten, daß in der Logik von dunkeln Vorstellungen und Begriffen gar nicht gehandelt werden dürfe; so wäre es wohl etwas Unrichtiges. Denn nicht nur soll die Logik (wie diese ihre Bearbeiter selbst es gethan) den Begriff der dunkeln Vorstellungen beibringen, sondern sie soll auch an mehren Orten auf sie zu reden kommen, sie soll den Einfluß zeigen, den solche Vorstellungen auf unsere Urtheile haben, soll von den Mitteln sprechen, wie dunkle Begriffe zur Klarheit und zur Deutlichkeit erhoben werden können, u. s. w.

3. Anmerk. Die meisten Logiker behaupten, daß die Klarheit sowohl, als auch die Dunkelheit der Vorstellungen verschiedene Grade habe; ja Einige, z. B. Crousaz, gingen so weit, zu behaupten, daß dieser ganze Unterschied nur relativ sey. Bei den Erklärungen, die sie von diesen Begriffen gaben, können sie Recht gehabt haben. Wer z. B. die Klarheit einer Vorstellung in die Fähigkeit setzt, den Gegenstand, der sie in uns hervorgebracht hat, von andern zu unterscheiden; kann immerhin Grade der Klarheit annehmen, je nachdem wir durch unsere Vor-

stellungen in den Stand gesetzt werden, den Gegenstand, der sie hervorgebracht hat, bald von mehrern, bald von wenigern Gegenständen zu unterscheiden. Nicht also ist es bei meiner Bestimmung dieser Begriffe. Wenn nur eine solche Vorstellung, welche wir anschauen, klar, jede andere dunkel genannt werden soll: so hat weder die Klarheit noch die Dunkelheit einen Grad, weil weder das Anschauen, noch das Nichtanschauen ein Mehr oder Weniger zuläßt. Man darf sich hier also durch die Benennungen nicht beirren lassen. Wenn der gemeine Sprachgebrauch von größerer oder geringerer Klarheit spricht, so nimmt er das Wort in einer anderen Bedeutung, entweder mit Deutlichkeit oder mit Vollständigkeit oder mit Lebhaftigkeit gleichgeltend.

4. Anmerk. Wenn ich in diesem Paragraphe behaupte, daß es auch bewußtlose Vorstellungen gebe; so bekenne ich mich hiedurch zu einer Meinung, welche in älterer Zeit häufig bestritten, und in der neuesten (wie manches Andere) mehr nur bei Seite gesetzt als entschieden worden ist. Des Cartes wagte es zuerst, zu behaupten, daß unsere Seele auch Vorstellungen, deren sie sich gar nicht bewußt sey, habe; indem sie beständig (auch selbst im Zustande des tiefsten Schlafes) denke. Ihm widersprach vornehmlich Locke; allein Leibnitz und Wolf gaben das Daseyn von Vorstellungen (repraesentationes), deren wir uns nicht bewußt sind, unbedenklich zu; nur unterschieden sie solche durch die Benennung perceptiones von den bewußten oder völligen Vorstellungen, welche sie apperceptiones nannten. So thaten es auch Baumgarten (Acr. L. §. 14.), Tetens (Versuch I. Thl. S. 265.), Platner (Aph. I. Bd. §. 30.), Kant (Log. Einl. S. 38. 88.) u. m. A. Unter den Gegnern ging wohl am Weitesten Creuz, wenn er (in s. Vers. üb. d. Seele) statt zuzulassen, daß es auch Vorstellungen ohne Bewußtseyn gebe, vielmehr behauptete, daß ein Bewußtseyn Statt finden könne, das ohne Vorstellungen ist, nämlich das reine Selbstbewußtseyn. Meines Erachtens ist Selbstbewußtseyn so viel als ein Bewußtseyn von sich selbst, und hat sonach seinen Gegenstand an sich selbst, setzet folglich auch eine Vorstellung, (die von sich selbst) voraus. Inzwischen bestehen die Gründe, deren man sich zur Bestreitung der bewußtlosen Vorstellungen bedient hat, fast nur in folgenden zwei Punkten: a) Meistens glaubte man schon in dem Begriffe einer Vorstellung, deren man sich nicht bewußt ist, einen innern Widerspruch zu finden; denn wer nicht weiß, daß er sich etwas vorstelle, der (sagte man) stelle sich auch nichts vor.



Man sehe z. B. Crousaz Log. (P. I. Sect. 3. c. 1.) Hierbei scheint man, wie ich schon gesagt, vergessen zu haben, daß das Wissen um eine Vorstellung eine neue Vorstellung von ihr selbst und ein eigenes Urtheil über sie voraussetze. Jakob (Seelenl. §. 312. 316.) wollte die Annahme bewußtloser Vorstellungen zwar eben nicht für etwas Widersprechendes, aber doch Chimärisches angesehen wissen, weil eine Vorstellung gar nicht unsere Vorstellung heißen könnte, wenn sie nicht von dem: Ich denke, oder dem Bewußtseyn begleitet wäre. — Ich würde sagen, daß eine Vorstellung von dem: Ich denke, höchstens nur dann begleitet seyn müsse, wenn wir im Stande seyn sollen, sie als die unsrige anzuerkennen; damit sie es aber nur sey, (gleichviel, ob wir es wissen), dazu wird jenes Bewußtseyn nicht erfordert. Schmidt (Seelenl. S. 297.) erkläret die Vorstellungen (in des Wortes engerer Bedeutung) als solche Veränderungen des Ichs, die einen möglichen Bestandtheil der Erkenntniß ausmachen; und zieht aus dieser Erklärung den Schluß: „Was als Bestandtheil „einer Erkenntniß dienen soll, dessen muß ich mir wenigstens be„wußt seyn, d. h. ich muß es mit mir, dem Subjecte alles Be„wußtseyns, verbinden können. Es gibt also keine bewußtlosen „Vorstellungen." Auch diesen Schluß kann ich nicht einräumen. Denn wenn es auch richtig seyn mag, daß eine jede Vorstellung ein möglicher Bestandtheil meiner Erkenntnisse sey; ja wenn man zugeben müßte, daß eine jede Vorstellung in irgend einem meiner wirklichen Urtheile als Bestandtheil vorkommen müsse, bald im Subject, bald im Prädicat: so würde doch immer nicht folgen, daß ich mir diese Vorstellung auch noch selbst wieder vorstellen und zwar sie anschauen müsse; was gleichwohl nöthig ist, wenn ich das Urtheil, daß ich sie habe, auszusprechen im Stande seyn soll, wenn man mir ein Bewußtseyn von ihr beilegen soll. b) Der zweite Grund, den man gegen das Daseyn bewußtloser Vorstellungen vorzubringen pflegt, lautet ungefähr so: „Von be„wußtlosen Vorstellungen können wir eben, weil wir nicht wissen „dürfen, daß wir sie haben, wenn sie bewußtlos heißen sollen, „auch nicht behaupten, daß wir sie haben." — Dieser Schluß däucht mir auf einer bloßen Verwechslung zweier Begriffe zu beruhen, die sich in ihrer Bezeichnung nicht genug unterscheiden. Wenn wir von einer bewußtlosen Vorstellung sagen, sie wäre eine solche, von der wir nicht wissen, daß wir sie haben: so wollen wir damit nur sagen, daß wir von einer solchen Vorstellung keine Anschauung haben, und darum auch nicht das Urtheil aussprechen

können: „Ich habe diese Vorstellung;" soferne in demselben eine auf diese Vorstellung sich beziehende Anschauung (nämlich in den Worten: Diese Vorstellung) vorkommen soll. Wenn wir dagegen nur behaupten, daß wir bewußtlose Vorstellungen überhaupt haben: so fällen wir da ein Urtheil, in welchem allerdings eine Vorstellung vorkommt, der alle unsre bewußtlosen Vorstellungen (wenn wir dergleichen haben) als Arten unterstehen; diese Vorstellung aber ist keine Anschauung von ihnen, sondern sie ist ein bloßer, sie alle umfassender Gemeinbegriff.

§. 281.*

Deutliche und undeutliche Vorstellungen.

1) Soll man in Wahrheit sagen können, daß wir eine gewisse objective Vorstellung, welche nicht einfach, sondern aus mehren Theilen zusammengesetzt ist, in unser Gemüth aufgefaßt hätten: so müssen alle die einzelnen Theile, in deren Verknüpfung sie bestehet, von uns aufgefaßt worden seyn. Denn nur aus eben so vielen und solchen Theilen, als in unserer subjectiven Vorstellung sich finden, bestehet die objective, für deren Erscheinung in unserer Seele wir jene ausgeben dürfen. Ist unsere subjective Vorstellung einfach, so können wir sie eben darum nur die Erscheinung einer einfachen, objectiven Vorstellung nennen. Besteht sie aus mehren Theilen a, b, c, ...: so müssen wir sie für die Erscheinung einer gleichfalls aus mehren Theilen zusammengesetzten, objectiven Vorstellung ansehen; und zwar dürfen die Theile, welche wir dieser beilegen, keine anderen seyn, als diejenigen einfachen Vorstellungen, welche den subjectiven a, b, c, . . . als Stoff entsprechen. Hieraus folgt aber noch keineswegs, daß, wenn eine gewisse zusammengesetzte Vorstellung bei uns zur Klarheit gelangen soll, d. h. wenn wir die subjective Vorstellung, deren Erscheinung in unserm Gemüthe sie ist, selbst wieder anschauen sollen, wir auch von allen ihren einzelnen Theilen uns ähnliche Anschauungen beigelegt haben müßten; oder, was eben so viel ist, daß eine zusammengesetzte Vorstellung nicht anders klar werden könne, als wenn wir uns auch alle ihre einzelnen Theile mit Klarheit vorstellen. Denn auch, wenn ich von irgend

einem anderen wirklichen Gegenstande, z. B. von diesem Wohlgeruche, mir eine Anschauung bilde; ist es nicht nöthig, daß ich von jedem einzelnen Theile desselben Anschauungen erhalte; wie es denn in der That unmöglich wäre, mir von einem jeden dieser Theile, deren Menge oft in das Unendliche geht, einzelne Anschauungen zu verschaffen. Aehnlicher Weise kann ich mir also auch von mancher meiner eigenen Vorstellungen (wenn auch dieselbe ein zusammengesetzter Gegenstand ist) eine Anschauung bilden, ohne die einzelnen Theile, aus denen sie bestehet, zugleich mit angeschaut zu haben. Wenn es aber nicht eben nothwendig ist, daß wir, um eine zusammengesetzte Vorstellung bei uns zur Klarheit zu erheben, uns auch von allen ihren einzelnen Theilen klare Vorstellungen verschaffen; so ist es doch möglich, daß Beides zugleich geschehe; möglich, daß wir eine gewisse zusammengesetzte Vorstellung, welche wir haben, nicht nur im Ganzen, sondern auch ihren einzelnen Theilen nach anschauen. Wenn nun dieß Letztere geschieht, und wir stellen uns also eine zusammengesetzte Vorstellung A nicht bloß im Ganzen, sondern auch in ihren einzelnen Theilen a, b, c, ... mit Klarheit vor: so fragt es sich noch, ob uns der Umstand, daß und in welcher Verbindung die Vorstellungen a, b, c, ... die Vorstellung A erzeugen, bekannt oder unbekannt sey? Begreiflich ist auch der letztere Fall möglich. So können wir uns z. B. den Begriff: Dreieck sowohl, als auch die mehren Begriffe: Figur, Seite, drei u. s. w., die in gehöriger Verbindung den ersteren geben, mit Klarheit vorstellen: ohne doch eben daran zu denken, ja ohne es auch nur zu wissen, daß jener aus diesen bestehet. Wenn wir es aber wissen, und wenn wir sonach ein der Wahrheit gemäßes Urtheil von folgender Form: „Die Vorstellung A bestehet aus den Vorstellungen a, b, c, ... in dieser und jener Verbindung," zu fällen im Stande sind: so ist dieß eine die Vorstellung A betreffende Kenntniß, die uns in manchen Fällen, besonders aber bei wissenschaftlichen Untersuchungen wichtige Dienste zu leisten vermag. Gewöhnlich pflegt man, um das Vorhandenseyn dieses Umstandes bei einer Vorstellung anzuzeigen, sie eine deutliche zu nennen; Vorstellungen dagegen, deren Bestandtheile wir nicht kennen, nennt man, wenn sie doch

gleichwohl zusammengesetzt sind, und also Theile haben, undeutlich oder verworren. Die Deutlichkeit einer Vorstellung ist sonach ein gewisses Verhältniß derselben zu unserm Erkenntnißvermögen; und wir sagen, wenn wir einer unserer Vorstellungen Deutlichkeit beilegen, nichts Anderes aus, als daß wir die Kenntniß von ihrem Inhalte haben, oder (was eben so viel ist) wissen, aus welchen Theilen, und auf welche Art sie aus denselben zusammengesetzt sey.

2) Nur Vorstellungen, welche zusammengesetzt sind, können bei dieser Erklärung des Wortes Anspruch auf Deutlichkeit haben. Denn ist eine Vorstellung einfach, so können wir eben darum die Art und Weise, wie sie aus andern entstehe, nicht kennen; indem es keine dergleichen Entstehungsweise für sie gibt. So wichtig es aber bei einer zusammengesetzten Vorstellung ist, zu wissen, aus welchen Theilen sie bestehe: so wichtig ist es auch, bei einer einfachen zu wissen, daß sie aus keinen Theilen bestehe. Vorstellungen also, die sich auf eine solche Weise in unserm Gemüthe befinden, daß wir im Stande sind, anzugeben, ob sie zur Classe der einfachen gehören, oder, wenn dieses nicht der Fall ist, aus welchen andern Vorstellungen sie zusammengesetzt sind, verdienen es, mit einem eigenen Namen bezeichnet zu werden. Ich erlaube mir deßhalb, den Begriff der Deutlichkeit auch auf sie auszudehnen. Deutlich in dieser weiteren Bedeutung heißt mir sonach jede Vorstellung, von der wir anzugeben wissen, ob sie aus keinen, oder aus welchen Theilen sie bestehe. Wenn wir dieß nicht wissen, nenne ich sie undeutlich, und wenn sie überdieß zusammengesetzt ist, verworren.

3) Jede deutliche Vorstellung muß auch zugleich klar seyn, und wenn sie überdieß zusammengesetzt ist: so müssen wir uns wenigstens von ihren nächsten Bestandtheilen eine klare Vorstellung bilden. Denn weil wir, falls sie zur Classe der einfachen Vorstellungen gehört, das Urtheil: „Diese Vorstellung hat keine Theile," und wenn sie zusammengesetzt ist, das Urtheil: „sie bestehet aus diesen und diesen Theilen," gefällt haben müssen: so müssen wir uns zu einer Anschauung erst von ihr selbst, dann aber, wenn sie aus Theilen

bestehet, auch zu Anschauungen von allen diesen Theilen erhoben haben; weil ja in den erwähnten Urtheilen diese Anschauungen als Theile vorkommen.

4) Daß wir uns aber von jenen einzelnen Theilen, aus welchen eine zusammengesetzte Vorstellung bestehet, nicht bloß klare, sondern selbst minder deutliche Vorstellungen bilden, damit die ganze Vorstellung deutlich genannt werden könne, wird abermal nicht erfordert. Denn der gegebenen Erklärung zu Folge werden wir eine zusammengesetzte Vorstellung schon deutlich nennen dürfen, wenn wir nur wissen, aus welchen nächsten Bestandtheilen sie bestehe; ob diese nun schon einfach oder selbst noch zusammengesetzt, und aus welchen Theilen sie dann zusammengesetzt sind, brauchen wir nicht zu wissen. Wissen wir es inzwischen doch, und haben wir also auch von den Theilen einer Vorstellung deutliche Vorstellungen: so ist es um so besser, und wir werden von diesem Umstande eine Gelegenheit hernehmen können, verschiedene Grade der Deutlichkeit zu unterscheiden. Ist eine Vorstellung uns deutlich, ohne daß uns auch jene nächsten Theile, aus welchen sie bestehet, selbst deutlich wären: so will ich ihre Deutlichkeit die vom ersten Grade nennen. Sind uns auch ihre nächsten Bestandtheile deutlich, aber nicht ihre zweiten: so soll ihre Deutlichkeit die vom zweiten Grade heißen, u. s. w. Gibt es endlich bei einer gewissen Vorstellung gar keine Theile, von denen wir nicht eine deutliche Vorstellung hätten; wissen wir also, falls sie zusammengesetzt ist, ihre Zergliederung bis auf die durchaus einfachen Theile derselben fortzusetzen, und kennen wir diese als einfach: so will ich dieses die vollendete Deutlichkeit nennen.

5) Jede einfache Vorstellung hat, wenn sie nur überhaupt Deutlichkeit hat, d. h. wenn wir nur dieß, daß sie einfach ist, wissen, auch schon vollendete Deutlichkeit. Bei jeder zusammengesetzten Vorstellung dagegen kann es auch mehre Grade der Deutlichkeit geben. Denn selbst wenn ihre nächsten Theile schon ihre letzten sind, läßt sich noch denken, daß Jemand zwar wisse, daß die besprochene Vorstellung aus jenen Theilen bestehe, aber nicht zugleich, daß sie auch ihre letzten, d. h. schon alle einfach sind. In diesem Falle

würde die Vorstellung, welche er hat, nur auf dem ersten Grade der Deutlichkeit stehen, und die vollendete Deutlichkeit erst erhalten, wenn er erführe, daß jene Bestandtheile alle einfach sind. Jede Vorstellung, die aus einer nur endlichen Menge von Theilen zusammengesetzt ist, verstattet eine gleichfalls nur endliche Menge von Graden der Deutlichkeit. Denn wer sie in ihre nächsten Theile, und diese, sofern es möglich ist, abermals in ihre nächsten Theile zerleget, und so immer fortfährt, muß nach einer endlichen Menge von Wiederholungen seines Zerlegungsgeschäftes auf lauter einfache Theile gerathen. So oft er nun dieses Geschäft wiederholte, so oft erstieg er auch einen neuen Grad der Deutlichkeit in seiner Vorstellung; und indem er zuletzt entdecket, daß die Bestandtheile, welche er jetzt vor sich hat, schon durchaus einfach sind, hat seine Vorstellung schon die vollendete Deutlichkeit erhalten.

1. Anmerk. Wie der Begriff der Deutlichkeit hier aufgefaßt wurde, besonders in der no 2. beschriebenen engeren Bedeutung: so hat man sich ihn, scheint es, immer gedacht, obgleich die Erklärungen nicht ganz übereinstimmen. Völlig gleichgeltend mit dem Meinigen ist, was ich in Beck's L. §. 13. lese: „Vermögen „wir einen Begriff auszulegen, seine Theilbegriffe anzugeben; „dann zeigen wir damit, daß dieser Begriff uns deutlich ist." — Aehnlich sind auch die Erklärungen Schaumann's (L. §. 303.) und Schmidt's (emp. Psych. S. 299.) In den Erklärungen aber, die Leibnitz (Medit. de cogn. u. Ess. Nouv. L. 2. ch. 29.) gab, sind, wie mir daucht, die Bestandtheile, aus denen eine Vorstellung zusammengesetzt ist, mit den Beschaffenheiten, welche der durch sie vorzustellende Gegenstand hat, verwechselt. Nicht diese, sondern nur jene gehören zur Definition der Vorstellung; und nur sie braucht man zu kennen, um eine deutliche Vorstellung zu haben. — Einige Logiker erklären den Begriff der Deutlichkeit durch jenen der Klarheit. So heißt es in Baumgarten's Acr. L. §. 102.: Conceptus clarus clararum notarum distinctus est. Eben so Maaß (Gr. §. 34.), Metz (§. 86.) u. A. Meines Erachtens folgt aus der bloßen Klarheit der Theilvorstellungen, aus denen eine gewisse andere Vorstellung bestehet, noch gar nicht, man wisse, daß sie aus ihnen bestehe; was doch zur Deutlichkeit gehöret. — Reimarus (Vernunftl. §. 69.), Platner (Aph. §. 402.), Krug (L. §. 33. 34.), Gerlach (L. §. 62.),

u. A. unterscheiden eine doppelte Art der Deutlichkeit, eine intensive, den Inhalt, und eine extensive, den Umfang einer Vorstellung betreffend. Während sie unter der erstern ungefähr eben das verstehen, was ich Deutlichkeit überhaupt nenne, verstehen sie unter der zweiten diejenige Art der Vervollkommnung unserer Kenntniß von einem Begriffe, welche durch die Bestimmung seines Umfanges erreicht wird. Wollte man das Wort: Deutlichkeit, in einem so weiten Sinne nehmen; dann müßte man, wie ich glaube, schon eine jede, einen gewissen Begriff betreffende Kenntniß, nicht nur der innern Beschaffenheiten desselben, sondern auch seiner Verhältnisse zu seiner Deutlichkeit zählen. Und da nun Inhalt und Umfang noch lange nicht Alles erschöpfen, was zur vollständigen Kenntniß eines Begriffes gezählt werden mag; so müßten wir noch gar manche andere Arten der Deutlichkeit unterscheiden; wir müßten z. B. sagen, daß uns ein Begriff auch dadurch deutlicher (bekannter) werde, wenn man uns alle die höheren, denen er untersteht, oder die mancherlei ihm beigeordneten Begriffe nennet, oder uns sagt, ob er rein oder gemischt sey, ob sich in ihm eine Ueberfüllung befinde u. s. w.

2. Anmerk. Fast alle Logiker erklären den Begriff der Deutlichkeit so, daß es nur zusammengesetzte Vorstellungen sind, denen diese Beschaffenheit beigelegt werden kann; die einfachen Vorstellungen aber schon eben deßhalb zu den undeutlichen oder verworrenen gezählt werden müssen. Dem gemeinen Sprachgebrauche dürfte diese Begriffsbestimmung eben nicht gemäß seyn; oder klingt es nicht sehr befremdend, daß, wie man in dieser Bedeutung allerdings sagen müßte, sogar Gott selbst undeutliche Vorstellungen habe? Bei der Erweiterung, die ich diesem Begriffe n° 2. gegeben, wird dieß vermieden, indem hiernächst auch einfache Vorstellungen deutlich genannt werden können. Krug (L. §. 34. Anm. 2.) glaubt zwar, daß auch nach seiner Erklärung den einfachen Begriffen Deutlichkeit zukommen könne, wenn auch nicht intensive, doch extensive; denn haben sie auch keinen Inhalt, der sich zerlegen läßt, so haben sie doch einen Umfang, der eingetheilt werden kann. Allein auch angenommen, daß ein Begriff durch die Eintheilung seines Umfanges in der That deutlich gemacht würde; es gibt ja auch einfache Vorstellungen, die gar keinen oder doch keinen solchen Umfang haben, in dem sich ein Vielfaches nachweisen läßt. (§. 78.)

3. Anmerk. Nach den Bestimmungen der §§. 275. 280. u. 281. sind Lebhaftigkeit, Klarheit und Deutlichkeit sehr unterschieden; ob-

gleich man sagen darf, daß die erstere den beiden andern förderlich sey. Was Hr. Krug (§. 34. Anm. 3.) ästhetische Deutlichkeit oder noch lieber Lebhaftigkeit nennen will, ist die Verknüpfung einer Vorstellung mit einem lebhaften Bilde; wovon §. 284. n° 7. — Die von Einigen versuchte Unterscheidung einer analytischen und synthetischen Deutlichkeit endlich scheint mir von keinem Nutzen.

§. 282.

Ob jede unserer Vorstellungen Anfang und Ende habe?

1) Da es nach meiner Ansicht nicht nöthig ist, daß wir, um eine Vorstellung zu haben, uns ihrer bewußt seyn müßten, noch weniger, daß wir das Urtheil, sie zu haben, über sie fällen: so hätte ich offenbar kein Recht, bloß aus dem Umstande, daß wir uns einer gewissen Vorstellung jetzt erst bewußt geworden sind, zu schließen, daß sie auch jetzt erst in unserm Gemüthe entstanden sey; und eben so wenig ein Recht, bloß daraus, weil wir uns ihrer nicht mehr bewußt sind, zu folgern, daß sie nicht ferner mehr bestehe. Wer nun der Meinung ist, daß eine jede Substanz weder entstehen noch vergehen könne, den könnte die eben gemachte Bemerkung auf den Gedanken leiten, ob wir auch wohl mit Recht voraussetzen, daß jede unserer Vorstellungen Anfang und Ende habe? In dem Verstande Gottes sind alle Vorstellungen, die es nur überhaupt gibt, zu aller Zeit, und ohne den geringsten Wechsel vorhanden; es fragt sich also, ob die Vorstellungen, die sich in dem Gemüthe des Menschen befinden, wenn sie gleich mancher Veränderung unterliegen, nicht doch zu aller Zeit da sind?

2) Wenn wir behaupten wollten, daß auch nicht eine einzige Vorstellung im Menschen entstehe oder vergehe; so müßten wir die sämmtlichen Veränderungen, welche wir in dem Zustande unserer Vorstellungen erfahren, lediglich daraus erklären, daß sich der Grad ihrer Lebhaftigkeit verändere, daß bald die eine, bald die andere derselben mehr Stärke in uns gewinne. Daß sich noch etwas Anderes als dieser Grad der Lebhaftigkeit in unsern Vorstellungen ändere, daß insbesondere auch ihre Klarheit einer Veränderung unter-

Herbart (Psych. u. A.) beschreibt das Erinnern nur als das Hervortreten einer vorhin durch andere verdrängten Vorstellung in das Bewußtseyn. Dieser Ansicht stehet entgegen, was ich schon im vorigen Paragraph gegen die Meinung, daß unsere Vorstellungen von einer ewigen Dauer seyn sollten, vorgebracht habe. Allein es gibt Gelehrte, welche sich die Erscheinungen, die ich in diesem Paragraph zum Beweise des Daseyns gewisser in unserer Seele hinterbleibender Spuren unserer Vorstellungen benützte, ganz anders erklären, nämlich aus Spuren, welche der äußere Eindruck des vorgestellten Gegenstandes im Körper hinterließ. So dachte hierüber Bonnet, der im Ess. analyt. sur les facultés de l'ame u. m. a. Schriften Alles nur aus einer solchen Einrichtung unserer Gehirnfibern erkläret, durch welche die in denselben einmal hervorgebrachte Bewegung eine Anlage oder Neigung (tendance) zu einer ähnlichen Bewegung zurückläßt. Einige Gründe, warum ich dieser Meinung nicht beitreten kann, weiß man schon aus n° 2. u. 3.

§. 284.

Wirkungen, die aus diesen Spuren unserer Vorstellungen hervorgehen.

1) Die Spuren, die unsere Vorstellungen nach ihrem Verschwinden in unserer Seele zurücklassen, können als etwas Wirkliches nicht ohne mancherlei Wirkungen bleiben. Die wichtigste derselben ist, daß sie unter Hinzutritt günstiger Umstände das Erscheinen einer Vorstellung bewirken, die einerlei Stoff mit derjenigen hat, von welcher sie herrühren, die eben darum dieselbe Vorstellung, richtiger aber eine Erneuerung oder Wiederholung, ein Wiederaufleben oder Wiedererwachen derselben genannt wird. Das Vermögen unserer Seele, Vorstellungen zu erneuern, ohne daß eben dieselben Umstände, welche zu ihrer Erzeugung das erste Mal nöthig waren, vorhanden seyn müßten, wird das Gedächtniß genannt. In dem besondern Falle, wenn die ursprüngliche Vorstellung eine Anschauung war, und der Gegenstand, der sie erzeugte, bei ihrer Erneuerung nicht mehr zugegen ist, oder doch nicht durch seine Einwirkung sie hervorbringt, pflegt man die erneuerte Vorstellung mit dem besondern Namen einer Einbildung zu bezeichnen, und das

Vermögen der Einbildungen wird Einbildungskraft genannt.

2) Es läßt sich im Voraus vermuthen, daß wir nicht eine jede Vorstellung, die sich in uns erneuert, zu einer klaren Vorstellung erheben, d. h. (nach der Erklärung des §. 280.) uns eine Anschauung von ihr verschaffen. Wird nun eine Vorstellung A in unserm Gemüthe nur auf die Art erneuert, daß ihre Wiederholung eine bloß dunkle Vorstellung bleibt: so kommt aus eben diesem Grunde dießmal auch keine Rückerinnerung (§. praec.) an A zu Stande. Denn da diese Rückerinnerung ein Urtheil ist, daß wir die Vorstellung A bereits gehabt haben: so wird zu ihrer Entstehung eine Vorstellung von dieser Vorstellung, und dieß zwar eine sich nur auf sie allein beziehende Vorstellung, d. h. eine Anschauung von A erfordert. Wir müssen also die Vorstellung A, die sich in uns erneuert hat, anschauen, somit zu einer klaren Vorstellung erheben. Aber auch, wenn die Erneuerung einer ehemals gehabten Vorstellung zu einer klaren Vorstellung erhoben wird, ist es noch nicht die Folge, daß wir das Urtheil, dieß sey eine Vorstellung, die wir schon ehemals gehabt haben, fällen, und daß uns somit eine Erinnerung werde. Fällen wir aber dieß Urtheil, und fällen wir es aus der Betrachtung eines in unserer Seele selbst befindlichen Grundes: so erhält dieß Urtheil den Namen einer Erinnerung; und das Vermögen, solche Erinnerungsurtheile zu fällen, heißt das Erinnerungsvermögen.

3) Wenn wir untersuchen, unter welchen Umständen es zu geschehen pflege, daß die Erinnerung an eine ehemals gehabte Vorstellung in uns zum Vorscheine kommt: so lehrt uns die Erfahrung hierüber folgende Regeln: a) Wenn wir die Vorstellung von einem Gegenstande haben, den wir einst in Verbindung mit einem andern gedacht, so pflegen wir uns auch dieses letzteren zu erinnern. So pflegt sich, wenn wir nur Einen Theil eines ehemals gesehenen Ganzen, z. B. nur Einen der Zähne von einem Elephanten erblicken, die Vorstellung von den noch übrigen Theilen, z. B. dem Rüssel u. dgl. einzustellen. b) Wenn wir die Vorstellung von einem Gegenstande haben, an dem wir uns einst eine gewisse

Beschaffenheit dachten, so pflegt uns auch die Vorstellung von dieser in den Sinn zu kommen. Haben wir uns z. B. Harpax einmal (mit Recht oder Unrecht) als einen Geizhals gedacht: so pflegt uns, so oft wir seiner gedenken, auch sein Geiz einzufallen. c) Wenn wir die Vorstellung von einem Gegenstande haben, den wir als Grund und Ursache, oder als Folge und Wirkung von einem andern angesehen haben, pflegt uns auch dieser einzufallen. So fällt uns beim Anblicke eines Feuergewehrs der Schuß, und bei dem Vernehmen eines Schusses das Feuergewehr ein. d) Wenn wir die Vorstellung von einem Gegenstande haben, der mehre uns bekannte Aehnlichkeiten mit andern hat: so wird auch die Vorstellung dieser andern in uns erneuert. So sehen wir jetzt eine Hecken-Rose, und erinnern uns dabei der Centifolia. e) Wenn wir die Vorstellung von einem Gegenstande haben, den wir uns einst als entgegengesetzt mit einem andern gedacht, lebt auch die Vorstellung von diesem wieder auf. So sehen wir einen Riesen, und erinnern uns hiebei an einen Zwerg. f) Wenn wir die Vorstellung von einem Orte haben, fallen uns auch die Begebenheiten bei, die wir an diesem Orte erlebten, oder von denen wir wenigstens wissen, daß sie an diesem Orte sich einst zugetragen haben. Wir treten z. B. in ein Gemach, in welchem eine uns theure Person nach einer langwierigen Krankheit gestorben; und immer noch sehen wir sie auf ihrem Sterbelager. g) An eine ganze Reihe von Vorstellungen, deren die folgende eintrat, bevor die nächstvorhergehende noch ganz verschwunden war, erinnern wir uns in derselben Ordnung, in der sie auf einander folgten, wenn nur die erste angeregt wird. So sagt uns Jemand den ersten Vers eines Gedichtes, das wir auswendig kennen; und alsbald fallen uns alle nachfolgenden der Ordnung nach ein u. s. w.

4) Da wir das Daseyn Eines, oder auch etlicher der eben aufgezählten Umstände fast bei einer jeden der in uns aufsteigenden Erinnerungen, die wir in dieser Hinsicht etwas genauer untersuchen, gewahr werden: so ist wohl zu vermuthen, daß irgend einer derselben auch in den Fällen, wo wir keinen zu bemerken vermögen, zugegen sey; ja daß auch

diejenigen Erneuerungen gehabter Vorstellungen, deren wir uns gar nicht bewußt werden, nur unter Umständen von dieser Art erfolgen. Um desto wichtiger ist die Frage, ob sich nicht diese Umstände alle auf einen einzigen, der ihnen gleich gilt, zurückführen lassen? — Und diese Frage ist, glaube ich, zu bejahen. Ein Umstand, dem alle in n°. 3. angegebenen auf eine Art unterstehen, daß wir das Eigenthümliche derselben nur als zufällig ansehen dürfen, ist das Vorhandenseyn einer Vorstellung, welche denselben Stoff hat mit einer, die mit der zu erweckenden in der Seele gleichzeitig war. *) Nehmen wir an, daß eine solche Vorstellung, wenn auch vielleicht nicht immer, doch so oft noch einige andere Umstände mitwirken, im Stande sey, die andere zu erwecken: so lassen sich alle Erfahrungen der n°. 3. auf das Befriedigendste erklären. Denn es zeigt sich bald, daß zwischen jedem Paare von Vorstellungen, denen man hier die Fähigkeit einander zu erwecken beilegt, das Verhältniß herrsche, daß sie von einerlei Stoff sind mit einem Paare von Vorstellungen, die einst zu gleicher Zeit in die Seele traten. a) Wenn wir uns einen Gegenstand einst in Verbindung mit andern gedacht: so mußten die Vorstellungen von jenem und diesen in unserer Seele nothwendig zu derselben Zeit seyn. b) Wenn wir das Urtheil gefällt, daß einem Gegenstande eine gewisse Beschaffenheit zukomme: so mußten wir ihn und sie zu einerlei Zeit denken. c) Ein Gleiches gilt, wenn wir das Urtheil gefällt, daß ein gewisser Gegenstand Grund oder Ursache, Folge oder Wirkung von einem anderen sey. d) Soll uns die Aehnlichkeit, die zwischen zwei Gegenständen herrscht, bekannt heißen: so muß sie in einer Beschaffenheit bestehen, die wir dem einen sowohl als auch dem andern beilegten. Die Vorstellung dieser Beschaffenheit ist also eine Vorstellung, welche denselben Stoff hat mit zweien, deren die eine wir (nach b) gleichzeitig mit dem einen, die andere gleichzeitig mit dem andern Gegenstande dachten. e) Gegenstände, die

*) Unter dieser Gleichzeitigkeit verstehe ich keineswegs, daß die betreffenden Vorstellungen einen gemeinschaftlichen Anfangs- und Endpunkt hatten, sondern nur, daß die eine derselben noch nicht aufgehört hatte, als die andere schon ihren Anfang genommen.

Begriff eines Dekaeders (d. i. eines Körpers, der mit zehn gleichen Seitenflächen begrenzt wäre) denken, schwebt uns doch ein gewisser, etwa mit Dreiecken begrenzter Körper vor Augen. U. s. w.

1. Anmerk. Jene eigenthümliche Gattung von Vorstellungen, denen ich no 4. den Namen erneuerter Vorstellungen gab, und die ich als solche beschrieb, welche vermöge der Spur, die eine gewisse ältere Vorstellung des nämlichen Stoffes in uns zurückließ, entstehen, ohne daß eben dieselben Umstände, welche zu ihrer ersten Erzeugung nothwendig waren, wieder vorhanden seyn müßten, — werden von Andern gewöhnlich Einbildungen genannt. So heißt es z. B. in Ueberwassers emp. Psych. B. I. §. 120. „Die wiedervorgezogenen und zu neuen Vorstellungen erhobenen „Folgen" (das ist doch eben so viel als Spuren) „ehemaliger „Vorstellungen heißen Einbildungen." Dieser Erklärung nach müßte eine jede Vorstellung, auch wenn sie von keinem äußeren Gegenstande herrührt, ja vielleicht überhaupt keinen Gegenstand hat, Einbildung werden können, sobald sie nur durch Erneuerung entstehet. Die Erklärung dagegen, die am gewöhnlichsten beigebracht wird, scheint den Begriff der Einbildungen viel enger beschränken zu wollen. Es heißt nämlich, daß Einbildung eine Vorstellung von einem Gegenstande wäre, der eben abwesend ist. Vergl. z. B. Platners phil. Aph. B. I. §. 225., Jakobs Seelenl. §. 246., Kiesewetters W. A. d. L. B. II. S. 163. u. m. A. Da diese Erklärung ganz mit dem Sprachgebrauche übereinstimmt, so glaubte ich sie (no 2.) beibehalten zu müssen; obgleich der Uebelstand, den die Ableitung des Wortes Einbildung von dem Worte: Bild, hier verursacht, nicht zu verkennen ist.

2. Anmerk. Die Gesetze der Erweckung unserer Vorstellungen (gewöhnlich die Gesetze der Ideenassociation genannt) sind eine der fruchtbarsten Entdeckungen, die seit der Wiederherstellung der Wissenschaften in dem Gebiete der Psychologie gemacht worden sind. Inzwischen ist man bis jetzt nicht ganz einig darüber, ob jene mehren Gesetze sich wirklich nur auf ein einziges, namentlich das der Gleichzeitigkeit zurückführen lassen. Doch ist die Mehrzahl dafür. Schon Malebranche (Rech. s. la verit. L. II. P. II. ch. 3.) nahm eigentlich nur dieses einzige Gesetz an; denn der Einfluß, den er auch unserm eigenen Willen, und endlich Gott selbst auf unsern Gedankenlauf einräumte, kann

auch von denjenigen, die nur ein einziges Ideenassociationsgesetz annehmen, nicht geläugnet werden. Eben dieses Gesetz nehmen auch Wolf (Psychol. emp. §. 107.), Reusch (Syst. L. §. 4.), Crusius (W. z. G. §. 90.), Kiesewetter (W. A. d. L. Th. 2. S. 212.), Ueberwasser (Psych. §. 123.), Hoffbauer (L. §. 90.), Maaß (L. §. 528. u. Vers. üb. d. Einb. S. 24 ff.) u. m. A. an. Heinr. Schmid (Metaph. d. inn. N. S. 242.) führt alle Gesetze auf die Lebenseinheit der Seele zurück. Viel Eigenthümliches hat auch Beneke's Erklärung in s. schätzbaren psych. Skizzen. B. I. S. 378 ff. Andere meinen dagegen doch, es gebe dieser Gesetze mehre, die sich nicht auf ein einziges zurückführen lassen. So nahmen Platner (Aph. Th. I. §. 278.) und Jakob (Psych. §. 268. 269.) drei solche Gesetze an: das der Aehnlichkeit, das der Gleichzeitigkeit und das der Ordnung (oder Succession). Noch Andere z. B. Gerard, Beattie, Abel sprechen überdieß von einem eigenen Gesetze des Contrastes, Hume von einem der Causalität u. s. w. Mir däucht es, daß diese Gesetze alle aus dem der Gleichzeitigkeit entspringen, und vielleicht, daß man mir beipflichten wird, wenn man erwägen will, daß keines der andern Gesetze in jener Allgemeinheit gelte, in der sie gewöhnlich ausgesprochen werden; sondern daß alle eines beschränkenden Beisatzes bedürfen, der es ersichtlich genug macht, daß sie nur eigene Anwendungen des Gesetzes der Gleichzeitigkeit sind. Es ist nämlich, was das Gesetz der Aehnlichkeit anlangt, nicht richtig gesagt, daß die Vorstellungen von einem Paare einander ähnlicher Dinge einander wieder erwecken; sondern es muß noch die Bedingung beigesetzt werden, daß diese Aehnlichkeit der beiden Dinge in solchen Beschaffenheiten derselben bestehen müsse, die wir in ihrer Vorstellung denken, oder die uns doch wenigstens bekannt sind. Ist aber dieses, und denken wir uns schon in dem Begriffe des Dinges X gewisse Beschaffenheiten, die wir uns auch in dem Begriffe des Dinges Y denken; oder fällt uns die Vorstellung dieser gleichen Beschaffenheiten doch bei der Vorstellung der Dinge selbst bei, weil wir die Eigenschaft mit dem Dinge, welchem sie zukommt, öfters zusammenzudenken pflegen: so liegt ja am Tage, daß die Erinnerung an das Eine Ding bei dem Gedanken an das andere durch das Gesetz der Gleichzeitigkeit erkläret wird. Und wer mir dieses zugibt, wird zugeben, daß eben dasselbe auch von dem Gesetze des Contrastes gelte; denn man sagt eigentlich nur dann, daß ein Paar Dinge mit einander contrastiren

(einander entgegengesetzt sind), wenn sie bei vielen gemeinschaftlichen Eigenschaften (also bei großer Aehnlichkeit in gewissen Stücken) nur in einem oder etlichen Stücken eine sehr große Verschiedenheit haben; und es muß abermal beigesetzt werden, daß der Contrast ein uns bekannter Contrast seyn müsse. Das Gesetz der Causalität wird endlich gewiß zu allgemein und falsch ausgedrückt, wenn man sagt, daß wir uns bei der Ursache an ihre Wirkung und umgekehrt bei dieser an jene erinnern. Denn wenn wir nicht beide, die Ursache sowohl als auch die Wirkung, und zwar nach diesem ihrem ursächlichen Verhältnisse zu einander kennen: so wird uns bei der einen die andere sicher nicht in den Sinn kommen. Kennen wir aber beide, und zwar nach diesem Verhältnisse zu einander: so haben wir uns wenigstens einmal beide zu gleicher Zeit vorstellen müssen. — Am Schwierigsten ist, ich gestehe es, die Abhängigkeit des Gesetzes der Succession, d. h. desjenigen Gesetzes zu erweisen, vermöge dessen sich ganze Reihen von Vorstellungen in eben der Ordnung wieder erneuern, in der sie zuerst in unsere Seele traten. Da es sich aber bei einer näheren Betrachtung zeigt, daß die Vorstellungen, die wir hier auf einander folgende nennen, nicht etwa in getrennten Zeiträumen in der Seele erschienen, sondern daß immer die folgende anfing, bevor die nächstvorgehende noch ganz beendiget war: so läßt sich auch diese Erscheinung aus dem Gesetze der Gleichzeitigkeit erklären, wie ich dieß n° 4. 9. versuchte.

8. Anmerk. Den Unterschied, den ich n° 7. zwischen einer Vorstellung und dem sie begleitenden Bilde gemacht, scheint man bisher nicht immer so aufgefaßt zu haben. Ganz übereinstimmend mit meiner Ansicht finde ich inzwischen die Art, wie Leibnitz sich über diesen Unterschied erkläret, wenn er (Nouv. Ess. L. 2. Ch. 9.) behauptet, daß zwei Geometer, deren der Eine ein Blindgeborner, der Andere ein Lahmgeborner wäre, bei aller Verschiedenheit ihrer Bilder von den räumlichen Gegenständen doch gleiche Begriffe von demselben an den Tag legen würden. Ce qui fait encore voir, setzt er hinzu, combien il faut distinguer les images des idées exactes, qui consistent dans les définitions. Auch in der Ars cogit P. 1. c. 1. u. c. 15. wird diese Ansicht sehr deutlich ausgesprochen. Am Ende scheint auch dasjenige, was in der neueren Zeit Kant unter der sogenannten Construction der reinen Begriffe durch Anschauungen verstanden, was er insonderheit (in der Kr. d. r. Vernunft) die Schemata der reinen

reinen Verstandesbegriffe genannt hat, nicht viel Anderes zu seyn, als was ich nach meiner Erklärung die diese Begriffe begleitenden Bilder nenne. Zwar unterscheidet Kant (S. 179) ausdrücklich zwischen dem Schema eines Begriffes und einem Bilde desselben, und sagt, daß z. B. fünf hinter einander gesetzte Punkte ein Bild, aber kein Schema von der Zahl fünf wären; das Schema eines Begriffes dagegen erkläret er als „die Vor„stellung von jenem allgemeinen Verfahren, wodurch die Ein„bildungskraft einem Begriffe sein Bild verschaffet." Mir däucht es aber, daß wir, wenn anders die Worte: Bild oder Schema, Vorstellungen bezeichnen sollen, jenen fünf hinter einander gesetzten Punkten keine von beiden Benennungen ertheilen dürfen: Denn diese Punkte sind ja nicht Vorstellungen. Ich würde ihre Summe einen dem Begriffe Fünf unterstehenden Gegenstand, d. h. ein zu diesem Begriffe gehöriges Beispiel nennen. Von einem Verfahren aber, das unsere Einbildungskraft befolgen soll, um unsere Begriffe mit Bildern zu versehen, wenn unter diesen Bildern gewisse jenen Begriffen unterstehende Objecte verstanden werden sollen, weiß ich mir keine Vorstellung zu machen, weil ich die Einbildungskraft in keiner Bedeutung des Wortes für ein Vermögen halten kann, das etwas Anderes als Vorstellungen erzeuget. Verstehen wir aber unter den Bildern bloße Vorstellungen von solchen Objecten: so mag man allenfalls die Kraft, die unsere Begriffe mit solchen Bildern versieht, die Einbildungskraft nennen. Wienach man aber die bloße Vorstellung von dem besonderen Verfahren, welches die Einbildungskraft bei diesem Geschäfte befolgt, ein den betreffenden Begriffen zugehöriges Schema nennen könne; will mir auf keinen Fall einleuchten. Man betrachte nur einige der von Kant selbst angeführten Schemate unserer Begriffe. Das Schema der Substanz soll die Beharrlichkeit des Realen in der Zeit, das Schema der Wechselwirkung das Zugleichseyn der Bestimmungen seyn u. dgl. Ist nun die Vorstellung von der Beharrlichkeit eines Realen zu aller Zeit, oder die Vorstellung von dem Zugleichseyn mehrer Bestimmungen — sind dieses Vorstellungen von einem Verfahren, das unsere Einbildungskraft bei einer gewissen Verrichtung befolgt? Ich dächte, in jenen Vorstellungen sey von unserer Einbildungskraft, von einem Verfahren derselben bei dieser oder jener Gelegenheit gar keine Rede. Zu bemerken ist noch, daß auch Fries (Syst. d. L. S. 61. 68) zwischen Bildern und Schematen, obgleich auf eine andere Weise als Kant unterscheidet, Krug aber beide

Worte als gleichbedeutend behandelt, wenn er (Log. §. 45. a. Anm.) schreibt: „Uebrigens entsprechen auch den Begriffen der „Arten und Gattungen gewisse innere Anschauungen oder Bilder „(schemata), welche die Einbildungskraft unwillkürlich entwirft, „indem von den wiederholten Anschauungen der Einzelwesen ge„wisse Grundzüge, worauf deren Aehnlichkeit beruhet, abgesondert „und zu einem allgemeinen Bilde zusammengesetzt werden." Aus dieser Erklärung glaube ich zugleich schließen zu dürfen, daß dieser Gelehrte mit den erwähnten Benennungen ungefähr denselben Begriff, wie ich, verbinde; nur daß ich das Daseyn der Bilder nicht bloß bei Begriffen von Arten und Gattungen, sondern bei jeder wirklichen oder auch nur vermuthlichen Gegenstandsvorstellung annehme. Auch sind die Vorstellungen, aus denen ein Bild zusammengesetzt ist, meines Erachtens nicht eben nothwendig, und nie durchaus Anschauungen, sondern zum Theile auch Begriffe; weil ja Anschauungen immer nur durch Vermittlung von Begriffen zu einer neuen Vorstellung verknüpft werden können.

4. Anmerk. Nach diesen Erklärungen bestehet ein nicht zu verkennender Unterschied zwischen der hier festgesetzten Bedeutung des Wortes Bild, und einer andern, in der es die Dichtkunst gebraucht, wenn sie gewissen Dichtungen den Namen der Bilder (der poetischen nämlich) ertheilt. Dichtung (ποίημα) nennen wir, (wenn ich nicht irre) jede Vorstellung, die wir ersinnen, nicht damit derjenige, dem wir sie vorhalten, glaube, daß ihr ein wirklicher Gegenstand entspreche, sondern nur in der Absicht und mit dem Bedeuten, damit er durch ihre Betrachtung bestimmte Empfindungen und Willensentschlüsse in sich hervorbringe. So dichtete, wer die Fabel vom Wolf und dem Lamme erfand; weil er uns da gewisse Vorstellungen vor die Seele führte, von denen er keineswegs wollte, daß wir sie für die Darstellung eines wirklichen Ereignisses halten, sondern nur, daß sie gewisse Empfindungen (namentlich jene des Abscheues, welchen ein mächtiger Unterdrücker der Unschuld dann gerade am meisten verdient, wenn er sein Verbrechen durch mancherlei Vorwände beschönigen will) in uns erzeugen möchten. Solche (in einer größeren Dichtung meistens als Theile vorkommende, kleinere) Dichtungen, die in der Vorstellung gewisser sinnlicher Gegenstände bestehen, welche wir statt derjenigen, um die es sich eigentlich handelt, vornehmlich ihrer Aehnlichkeit wegen gewählt, erhalten den Namen poetischer Bilder. So nennen wir das in der erwähnten Fabel

vorkommende Lamm ein dichterisches Bild der unterdrückten Unschuld u. s. w. Wer sollte nun wohl Bilder in dieser Bedeutung mit denjenigen, die ich im Paragraph beschrieb, verwechseln?

§. 285.*

Bezeichnung unserer Vorstellungen.

1) Die §. 283. betrachtete Eigenheit unsers Gemüthes, nach der sich Vorstellungen, die mit einander einmal verbunden sind, wechselseitig wieder erneuern, gibt dazu Anlaß, daß wir gewisse Vorstellungen, welche sich nicht hervorbringen lassen, als Mittel gebrauchen, um durch Erzeugung derselben andere, die schwerer herbeizuschaffen wären, aber mit jenen verknüpft sind, bald in uns selbst, bald auch in Anderen zu erzeugen. Ein Gegenstand, dessen wir uns zu einem solchen Zwecke bedienen, d. h. durch dessen Vorstellung wir eine andere in einem denkenden Wesen mit ihr verknüpfte Vorstellung erneuert wissen wollen, heißt uns ein Zeichen. Die objective Vorstellung, deren entsprechende subjective durch die Vorstellung des Zeichens angeregt werden soll, heißt die bezeichnete Vorstellung, auch die Bedeutung des Zeichens. Ist die bezeichnete Vorstellung eine Gegenstandsvorstellung, so pflegt man zuweilen auch ihren Gegenstand selbst den bezeichneten, oder die Bedeutung des Zeichens zu nennen. Gleichgeltend mit dem Worte: Bedeutung, gebrauchen wir zuweilen auch die Worte: Sinn und Verstand. Doch ließe sich zwischen jenem und diesen ein Unterschied machen; so zwar, daß Bedeutung eines Zeichens nur diejenige Vorstellung hieße, zu deren Erweckung es bereits bestimmt ist, die es auch in der That zu erwecken pfleget; Sinn oder Verstand desselben aber diejenige, deren Erweckung wir in einem einzelnen Falle damit beabsichtigen. Begreiflicher Weise kann Jemand ein Zeichen, etwa aus Unwissenheit, in einem Sinne oder Verstande nehmen, welcher nichts weniger als seine wirkliche Bedeutung ist. Sich gewisser Zeichen bedienen, um Vorstellungen in Jemand anzuregen, heißt zu ihm sprechen oder reden, in dieser Worte weitester Bedeutung. Gegebene Zeichen betrachten, um zu entnehmen, welche Vorstellungen der Urheber

derselben in uns habe wecken wollen, heißet sie lesen in der weitesten Bedeutung. Aus ihnen wirklich entnehmen, welche Vorstellungen ihr Urheber habe hervorbringen wollen, heißt sie verstehen. Sich fälschlich einbilden, daß sie diesen und jenen Sinn hätten, während sie doch einen anderen haben, heißet sie mißverstehen. Ein Satz endlich, in welchem ausgesagt wird, daß der Sinn gewisser Zeichen dieser und jener sey, heißt eine Auslegung derselben; welche wieder entweder bloß gedacht, oder durch Zeichen von anderer Art ausgedrückt werden kann, wo sie denn eine sprachliche Auslegung heißt. Wird ein gewisser Gegenstand zur Bezeichnung einer Vorstellung von allen Menschen gebraucht: so heißt er ein allgemein geltendes Zeichen derselben. Wird er nur von einigen Menschen, z. B. nur bei einem gewissen Volke gebraucht: so heißt er ein nur bei diesen Menschen übliches Zeichen. Der Inbegriff aller bei einem Menschen üblicher Zeichen, insonderheit derjenigen, die er zur Mittheilung seiner Gedanken an Andere gebraucht, heißt dieses Menschen Sprache. Wenn der Grund, weßhalb ein Gegenstand zur Bezeichnung einer gewissen Vorstellung dienlich ist, in der Natur des Menschen, d. h. in gewissen Beschaffenheiten liegt, welche uns Allen gemein sind: so heißt er ein natürliches Zeichen dieser Vorstellung. Liegt jener Grund in einem bloß zufälligen, d. i. nicht überall Statt findenden Umstande: so heißt das Zeichen ein zufälliges. Ist das zufällige Zeichen insonderheit durch einen Willensentschluß entstanden, d. h. dient uns ein Gegenstand A zur Bezeichnung einer Vorstellung B, weil wir die Vorstellung von A mit B mit Wissen und Willen verknüpften; und bestimmte uns bei dieser Wahl nichts als ein zufälliger Umstand (der nicht bei Allen Statt findet): so wird das Zeichen ein willkürliches genannt. So dürfte z. B. das Ringen der Hände als ein natürliches; das Drohen mit dem Finger nur als ein zufälliges; die Art aber, wie bei den Kampfspielen der Römer angezeigt wurde, ob der Besiegte zu sterben oder nicht zu sterben habe, als ein bloß willkürliches Zeichen zu betrachten seyn. Wiefern das Zeichen ein äußerer Gegenstand, die bezeichnete Sache dagegen etwas in unserm Inneren Befindliches ist, z. B. ein Gedanke, eine

Empfindung u. dgl. pflegt man das Zeichen auch einen Ausdruck zu nennen. So sieht man das Klatschen der Hände als einen (und zwar natürlichen) Ausdruck der Freude an. Die meisten Zeichen, deren wir uns besonders zur Erweckung der Vorstellungen in anderen Menschen bedienen, bestehen in Erscheinungen, welche entweder von dem Sinne des Gehörs oder von jenem des Gesichtes aufgefaßt werden können: jene mögen hörbare oder Gehör-, diese sichtbare oder Gesichtszeichen heißen. Die ersteren pflegt man insonderheit durch die Organe des Mundes, d. h. durch Stimme hervorzubringen.

2) Vorstellungen, welche aus andern zusammengesetzt sind, z. B. Vorstellungen von ganzen Sätzen, pflegen wir häufig nur dadurch auszudrücken, daß wir die Zeichen der einzelnen Vorstellungen, aus deren Verbindung sie bestehen, in einer gewissen Ordnung anwenden. Bedienen wir uns hörbarer Zeichen, so lassen wir ungefähr eben so, wie die einfachen Vorstellungen auf einander folgen müssen, um die zusammengesetzte Vorstellung zu erzeugen, auch jene Zeichen in der Zeit nach einander folgen. Wenn wir z. B. die Vorstellung von einem ganzen Satze hervorbringen wollen: so bringen wir erstlich das Zeichen hervor, das die Subjectvorstellung desselben zu erzeugen dienet; dann lassen wir das Zeichen folgen, das den Verbindungsbegriff bedeutet; endlich das Zeichen, das die Prädicatvorstellung anregen soll. Bedienen wir uns dagegen sichtbarer Zeichen, z. B. gewisser Figuren: so stellen wir diese neben einander in einer bestimmten Richtung (z. B. von Links nach Rechts, von Oben nach Unten u. dgl.), und setzen ein für allemal fest, in welcher Zeitfolge sie vom Auge aufgefaßt werden sollen.

3) Nach der n° 1. gegebenen Erklärung könnte man einen ganzen Inbegriff mehrer Zeichen, wie etwa ein solcher nach der so eben (n° 2.) beschriebenen Weise entstehet, auch nur Ein Zeichen nennen. In einer engeren Bedeutung aber will ich ein einzelnes Zeichen nur ein solches nennen, das nicht zugleich auch als ein Inbegriff mehrer, die jeder ihre eigene Bedeutung haben, angesehen werden kann. Dergleichen einzelne Zeichen, besonders soferne sie durch

Stimme hervorgebracht werden, pflegt man auch einzelne Worte zu nennen. Ein solches einzelne Wort oder Zeichen kann übrigens noch bald einfach, bald zusammengesetzt heißen. Ich heiße es zusammengesetzt, nicht wenn es aus Theilen überhaupt, sondern aus solchen Theilen zusammengesetzt wird, die uns auf irgend eine Art die Erinnerung an die bezeichnete Vorstellung erleichtern sollen. Wenn dieses nicht ist, nenne ich es einfach. So ist z. B. der Ausdruck: „Eine Blume, die einige Aehnlichkeit mit einer Tulpe, und eine gefleckte Blumenkrone hat," ein Inbegriff mehrer Worte; der Ausdruck: „Tigertulpe", aber ist nur ein einzelnes obgleich zusammengesetztes Wort. Laudanum endlich nenne ich ein einfaches Wort, obgleich es aus Theilen (Laud, da, um), die auch für sich schon etwas bedeuten, zusammengesetzt ist; denn sie erscheinen hier nicht als solche.

4) Ein Zeichen, das bald zur Bezeichnung dieser, bald jener Vorstellung gebraucht wird, heißt ein mehrdeutiges. So ist das deutsche Wort: „Thor", ein mehrdeutiges Zeichen, weil es sowohl porta als fatuus bedeutet.

5) Die Veranlassung, daß wir uns eines Gegenstandes zur Bezeichnung einer Vorstellung B bedienen, liegt oft nur eben darin, weil wir uns dieses Gegenstandes (schon früher) zur Bezeichnung einer gewissen anderen Vorstellung A bedienten. In diesem Falle heißt die Bedeutung B die von A abgeleitete. Eine Bedeutung aber, die keine abgeleitete ist, wird eine ursprüngliche genannt. So ist die Bedeutung des Wortes Bewegung, wenn es von einer Veränderung im Gemüthe gebraucht wird, offenbar abgeleitet von einer andern, nach der es eine räumliche Veränderung anzeigt; diese aber dürfte ursprünglich seyn.

6) Ein Zeichen, bei welchem wir nicht zu entscheiden vermögen, welche Vorstellung der Sprecher durch dasselbe habe bezeichnen wollen, heißet ein für uns unbestimmtes Zeichen; und wenn es insbesondere zwei oder mehre Bedeutungen gibt, deren Vorhandenseyn in unsern Augen eine gleiche Wahrscheinlichkeit hat: so heißt es ein schwankendes Zeichen. Wissen wir vollends auf gar keine Vorstellung, die durch dasselbe hätte angedeutet werden sollen, zu

rathen: so heißt es *uns gänzlich unverständlich*. Je leichter dagegen und mit je größerer Sicherheit wir die Bedeutung eines Zeichens erkennen, um so mehr *Deutlichkeit* schreiben wir ihm zu. Die Deutlichkeit der Zeichen ist also von der Deutlichkeit der Vorstellungen (§. 280.) sehr wohl zu unterscheiden. Statt der Deutlichkeit braucht man zuweilen auch die Benennungen *klar*, *lichtvoll* u. dgl. Leicht zu erachten ist, daß ein Zeichen, das in dem einen Zusammenhange oder für den einen Leser schwankend oder unbestimmt oder ganz unverständlich ist, in einem anderen Zusammenhange oder für einen anderen Leser verständlich und bestimmt seyn könne. So dürften manche Stellen in den Briefen Cicero's, die für uns unbestimmt oder ganz unverständlich sind, für die Personen, an die er sie schrieb, ja für den ganzen gebildeten Theil seiner Zeitgenossen verständlich und bestimmt gewesen seyn.

7) Ein Zeichen wird in seiner *eigentlichen Bedeutung* gebraucht, wenn es zur Bezeichnung einer Vorstellung gebraucht wird, für die es bestimmt ist; im Gegentheil wird es in einer *uneigentlichen* oder *entlehnten* Bedeutung gebraucht. *) Was anfangs eine bloß uneigentliche Bedeutung ist, kann in der Folge allmählig eine eigentliche werden.

8) Wenn wir ein Zeichen in uneigentlicher Bedeutung nehmen: so geschieht es gewöhnlich in einer Verbindung mit mehren andern, so daß die Vorstellung von einem ganzen Satze ausgedrückt werden soll; und wir geben hiebei, wenn auch nicht eben ausdrücklich, doch stillschweigend zu verstehen, daß wir dem Zeichen eine Bedeutung von der Art beigelegt wissen wollen, welche mit seiner eigentlichen eine so große Aehnlichkeit habe, als es nur seyn kann, wenn der Satz etwas Vernünftiges und Wahres aussprechen soll. Diese

*) Diese *entlehnte* Bedeutung muß man nicht mit der *erweiterten*, welche noch immer eigentlich ist, verwechseln. Wenn der Naturforscher die Fledermaus zu den *Affen* zählt, so nimmt er das letztere Wort in einer erweiterten Bedeutung. Sagen wir aber von einem Menschen unter gewissen Umständen, daß er ein Affe sey, so sprechen wir in entlehnter Bedeutung.

merkwürdige Art, sich eines Zeichens mit der so eben erwähnten Bedingung zu bedienen, will ich die tropische Redeart nennen. So ist das Wort: Fuchs, in dem Satze: Luk. 10, 13. „Geht, meldet diesem Fuchse" u. s. w. tropisch gebraucht; weil der Zusammenhang deutlich zu erkennen gibt, daß man es nicht in seiner eigentlichen Bedeutung zu nehmen, sondern darunter den schlauen König Herodes zu verstehen habe. In vielen Fällen ist der Zusammenhang, in welchem das tropisch gebrauchte Zeichen erscheint, von einer solchen Art, daß durch die stillschweigende Bedingung, demselben eine seiner eigentlichen so nahe kommende Bedeutung beizulegen, als es die Wahrheit des Satzes nur zuläßt, diese Bedeutung desselben leicht und genau genug bestimmt ist; in andern Fällen ist dieses nicht, und wir wissen nicht recht, was für eine Vorstellung wir mit dem Zeichen zu verbinden haben. In Fällen der ersten Art nenne ich den Gebrauch des Zeichens metonymisch, in jenen der zweiten Art bildlich, figürlich, metaphorisch. So war der Gebrauch des Wortes: Fuchs, in der obigen Stelle bloß metonymisch; denn aus dem Zusammenhange ward die Vorstellung, die man mit diesem Worte hier zu verbinden habe, deutlich genug; es sollte nichts Anderes als die Schlauheit des Mannes bezeichnen.

9) Es läßt sich vermuthen, daß wohl ein jedes Zeichen nebst der Vorstellung, zu deren Anregung wir es so eben gebrauchen wollen, noch manche andere Vorstellungen, die sich durch Gleichzeitigkeit damit verknüpft haben, erwecken werde. Ich will sie Nebenvorstellungen nennen. Offenbar ist es nun sehr wichtig zu wissen, von welcher Beschaffenheit diese Nebenvorstellungen sind; ob nur schwach oder lebhaft, ob sie gewisse Empfindungen und Begierden in uns erregen, ob sie auf unsere Urtheile einen nachtheiligen Einfluß besorgen lassen, u. dgl. Wenn die Nebenvorstellungen, welche ein Zeichen mit sich führt, einen nachtheiligen Einfluß auf unsere Urtheile haben: so nenne ich sie schädlich, und das Zeichen selbst ein mit schädlichen Nebenvorstellungen verknüpftes, auch unreines Zeichen. Ein Zeichen dagegen, das keine dergleichen schädliche Nebenvorstellungen mit sich führt, heißt mir ein reiner Ausdruck.

10) Oft bedienen wir uns statt des für eine gewisse Vorstellung A bestimmten Zeichens a noch eines anderen Gegenstandes α, der nur ein Zeichen der Vorstellung von a selbst ist. So ist z. B. das bekannte Wort: „Gott", ein Zeichen des Begriffes von einem Wesen, dessen Wirklichkeit unbedingt ist. Wenn aber derjenige, in dessen Gemüthe wir diesen Begriff anregen wollen, zu weit entfernt ist, um unsere Stimme zu vernehmen, so bringen wir gewisse Gesichtszeichen (Schriftzüge) hervor, welche die einzelnen Laute, aus denen das Wort: Gott, zusammengesetzt ist, und in Verbindung sonach dieß ganze Wort selbst bezeichnen. Der Anblick dieser Zeichen wird also zunächst nur die Vorstellung von dem Worte: Gott, dann aber auch die Vorstellung von dem Gegenstande, den dieß Wort selbst bezeichnet, erwecken. Zeichen von dieser Art, die also Zeichen von anderen sind, nennen wir hinsichtlich auf die Vorstellungen, welche die letzteren bezeichnen, mittelbare. Zeichen, welche nicht mittelbar sind, heißen unmittelbare. Ein Zeichen, das anfangs ein mittelbares war, kann durch den fortgesetzten Gebrauch oft ein unmittelbares werden. Denn weil die Vorstellung des Zeichens α die Vorstellung des Zeichens a, diese aber die durch sie bezeichnete Vorstellung A erwecket: so werden bei öfterer Wiederholung auch α und A gleichzeitig mit einander, und können sich sonach unmittelbar, d. i. so verknüpfen, daß die Vorstellung von α jene von A erwecket, ohne daß erst die Vorstellung a dazwischen zu treten brauchte. Allmählig fällt diese letztere, wenn sie nicht Merkwürdigkeit genug für uns hat, aus unserm Bewußtseyn wirklich ganz aus. So ist die Figur ♎ dem Lehrlinge der Astronomie das Zeichen einer Wage und dadurch mittelbar erst das Zeichen eines gewissen Sternbildes oder der Tag- und Nachtgleiche; der schon Geübtere aber denkt bei dem Anblicke jener Figur unmittelbar an eine der beiden letzten Vorstellungen; die Wage selbst fällt ihm gar nicht ein.

11) Endlich ist noch zu bemerken, daß wir, so viele wir uns einmal die Sprache angewöhnt haben, unsere Gedanken auch dort, wo wir nichts weniger als die Absicht haben, sie Andern mitzutheilen, fast immer mit Zeichen

begleiten; so zwar, daß wir diese entweder vollständig oder doch theilweise wirklich hervorbringen, oder uns auch mit einer bloßen Vorstellung derselben begnügen. Man könnte dieß Verfahren ein Sprechen mit sich selbst nennen. Wir thun dieß aber zuweilen unwillkürlich, bloß weil unsere Vorstellungen mit den Vorstellungen ihrer Zeichen schon so verbunden sind, daß diese von selbst sich einstellen, so oft wir jene bilden; zuweilen thun wir es auch mit Willen, etwa um eine desto genauere Verbindung zwischen unsern Vorstellungen und den für sie bestimmten Zeichen zu bewirken, oder um unseren Gedanken desto mehr Lebhaftigkeit zu geben, u. dgl. Zeichen, die in gewissen äußeren Veränderungen bestehen, deren Hervorbringung etwas mehr Mühe kostet, oder von Andern wider unsere Absicht bemerkt werden könnte, z. B. vernehmliche Laute, pflegen wir bei diesem Geschäfte des Sprechens mit uns selbst, selten vollständig hervorzubringen, sondern wir lassen es entweder bei ihrer bloßen Vorstellung, oder bei der Hervorbringung nur einiger jener Veränderungen in unserm Körper bewenden, die ihrer vollständigen Darstellung vorhergehen müßten; bewegen z. B. nur unsere Lippen, und diese nur so, daß nicht leicht wirkliche Laute zum Vorscheine kommen, u. s. w.

1. Anmerk. Das Wort Zeichen hat meines Erachtens zwei sehr unterschiedene Bedeutungen. Denn wenn wir den Rauch ein Zeichen des Feuers, das Erröthen ein (nicht ganz sicheres) Zeichen der Schuld nennen u. dgl.: so verstehen wir unter dem Zeichen etwas ganz Anderes, als wenn wir von dem Worte: Gott, sagen, daß es in deutscher Sprache das Zeichen von dem Begriffe eines Wesens von unbedingter Wirklichkeit sey. Ich will nicht in Abrede stellen, daß es möglich wäre, einen Begriff, der diese beiden Bedentungen umfaßte, auszudenken; allein ich glaube nicht, daß auch dieser eine Bedeutung des Wortes Zeichen sey, und zwar die ursprüngliche, aus welcher jene beiden erst müßten abgeleitet werden. Denn erstlich kann es ja zuweilen ein bloßer Zufall seyn, daß zwei verschiedene Begriffe, z. B. fatuus und janua, dasselbe Zeichen: Thor, erhalten; und wer wollte hier den Begriff, der die beiden Vorstellungen fatuus und janua umfaßt, als die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Thor ausgeben? Zweitens ist es auch überhaupt falsch, daß sich die ab-

geleitete Bedeutung zur ursprünglichen immer nur wie ein unterer Begriff zu seinem höheren verhalten müsse. So ist z. B. die Bedeutung, die das Wort: „Hahn," in der Maschinenlehre hat, allerdings abgeleitet von jener, die es in der Naturgeschichte hat, aber ihr durchaus nicht untergeordnet. Aus diesem Beispiele ersieht man überdieß, daß es nicht nothwendig sey, um eine befriedigende Erklärung einer uns vorgelegten im Grunde nur abgeleiteten Bedeutung eines Wortes zu geben, bis zu den ursprünglichen desselben aufzusteigen. Und so glaubte ich auch n° 1. die in die Logik gehörige Bedeutung des Wortes Zeichen erklären zu können, ohne erst die Erklärung der andern, von der sie im Grunde entlehnt ist, vorausgeschickt zu haben; beiläufig eben so, wie es noch keinem Logiker*) einfiel, zur Erklärung des Begriffes, der das Wort Schließen in seinem Munde hat, von der Bedeutung, die es im Munde des Schlossers hat, von welcher doch jene gewiß nur abgeleitet ist, auszugehen. Wollte man gleichwohl wissen, wie ich das Wort Zeichen in jener ursprünglichen Bedeutung erkläre: so würde ich Folgendes erwiedern. Wenn man den Rauch ein Zeichen des Feuers, oder das Erröthen ein Zeichen der Schuld nennt: so will man nur sagen, daß das Rauchen eines Körpers oder das Erröthen einer Person eine Beschaffenheit sey, aus deren Wahrnehmung wir auf das Daseyn einer andern Beschaffenheit, nämlich das Brennen des Gegenstandes oder das schuldige Bewußtseyn schließen können; und man betrachtet die ersteren Beschaffenheiten als Zeichen der letzteren, wieferne man sich vorstellt, daß jene (in gewissen Fällen wenigstens) leichter als diese wahrnehmbar sind. Ein Zeichen in dieser Bedeutung wäre sonach zu erklären als eine Beschaffenheit, die dazu tauglich ist, um durch ihre Erkenntniß das Daseyn einer andern Beschaffenheit zu erkennen. Nach dieser Erklärung wären nun das Zeichen sowohl als das Bezeichnete jedesmal nur Beschaffenheiten; und dennoch scheint es, daß auch selbstständige Dinge, z. B. ein Rauch, Zeichen von andern gleichfalls selbstständigen Dingen, z. B. einem brennenden Hause, seyn können. Bei einer näheren Betrachtung glaube ich jedoch zu bemerken, daß uns der Rauch nicht an und für sich, sondern nur als die Wirkung eines brennenden Gegenstandes auf das Vorhandenseyn von diesem schließen lasse. Und sonach wäre es eigentlich nicht der selbstständige Gegenstand: Rauch; sondern es wäre die Be-

*) Etwa mit Ausnahme Hegels.

schaffenheit des Rauchens, die uns zum Zeichen dient. Was wir sodann aus dieser Beschaffenheit schließen, ist abermals nicht sowohl das Daseyn des brennenden Gegenstandes, als vielmehr nur die Beschaffenheit des Brennens an demselben. Doch will ich auf dieser Meinung nicht allzu hartnäckig bestehen; und es ist leicht zu erachten, wie die Erklärung abgeändert werden müßte, wenn die gemachte Einwendung gegen sie als gegründet anerkannt werden sollte. Statt von Beschaffenheiten müßte von Gegenständen überhaupt geredet werden. Wird das Wort Zeichen in dieser Bedeutung genommen, so kann es mit Kennzeichen (§. 112.) ausgetauscht werden. Man kann den Rauch, das Erröthen auch Kennzeichen des Feuers, der Schuld nennen. Weil wir uns aber einmal in die Bestimmung dieses Begriffes eines Zeichens eingelassen: so können wir nun auch nicht ferner die Frage von uns weisen, wie man aus dieser Bedeutung des Wortes zu jener andern, deren Betrachtung uns hier eigentlich obliegt, übergegangen seyn dürfte? Dieß ist nicht schwer zu errathen. Töne und andere Gegenstände, deren Vorstellung angewandt wird, um gewisse mit ihnen verknüpfte Vorstellungen in einem andern denkenden Wesen anzuregen, sind ja für dieses, wenn auch nicht immer, doch meistens ein Zeichen (Kennzeichen), daß die erwähnten Vorstellungen in dem Gemüthe des Wesens, das jene Töne oder andere Gegenstände hervorbringt, vorhanden sind. Bei Abfassung der Erklärung in n⁰ 1. setzte ich nun voraus, daß wir durch Zeichen in der hier angenommenen Bedeutung nur Vorstellungen, nicht aber auch Sätze oder Urtheile, unmittelbar darstellen. Gleichwohl scheint auch das Letztere zu geschehen; indem wir nicht nur durch eine Verbindung von mehren Worten, sondern zuweilen selbst durch ein einziges Wort, z. B. morior, einen ganzen Satz ausdrücken. Allein ich meine, daß solche Worte und Verbindungen von Worten zunächst nicht den Satz an sich, sondern nur eine Vorstellung von ihm, ihn aber nur mittelbar, nämlich nur so darstellen, wie jedes Zeichen, das eine gegenständliche Vorstellung darstellt, auch als ein Zeichen dieses Gegenstandes selbst angesehen werden kann. Indessen dürfte, wenn es sich hiemit auch anders verhielte, die Sache von keiner Wichtigkeit seyn. Uebrigens ist der Begriff eines Zeichens fast auf dieselbe Art, wie hier, schon oft erkläret worden. So liest man in Jakobs Psych. (§. 352.): „Vorstellungen, welche ge„braucht werden, um die Verstandeswirkungen festzuhalten oder „auch herbeizulocken, sind die Zeichen.“ — Und deutlicher noch

in Kiesewetters Log. (Th. II. §. 74.): „Ein Zeichen ist der „Gegenstand, dessen Anschauung dazu dient, eine andere Vor„stellung in's Bewußtseyn zu bringen." Vergl. auch Metz (L. §. 214.), Calker (L. §. 211.) u. A. Gegen diese Erklärungen hätte ich nur zweierlei zu erinnern. Erstlich, daß noch die Art, auf welche die Vorstellung von dem Zeichen die bezeichnete Vorstellung anregt, nämlich weil beide verknüpft sind, angegeben werden sollte; denn wenn die Erweckung der zweiten Vorstellung auf eine andere Weise geschieht, so kann man sie nicht die bezeichnete nennen. Zweitens ist es nicht eben nothwendig, daß der als Zeichen gebrauchte Gegenstand zur Erweckung der bezeichneten Vorstellung in der That diene, sondern es reichet zu, wenn er nur in dieser Absicht gebraucht worden ist. Auch ein mißverstandenes, oder gar nicht beachtetes Zeichen bleibt darum doch ein Zeichen. Aeltere Logiker scheinen bei der Abfassung ihrer Erklärungen mehr an die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes gedacht zu haben. Signum est, quod nos in rei cujusdam a se distinctae cognitionem deducit. Nach dieser Erklärung müßte ein achromatisches Fernrohr, wenn uns sein Anblick an Euler, als den Erfinder desselben erinnert, oder wenn wir durch seinen Gebrauch einen Kometen entdecken, im ersten Falle ein Zeichen Eulers, im zweiten ein Zeichen des Kometen genannt werden können.

2. Anmerk. Hobbes (in s. Log. Cap. 2. §. 2. und Cap. 6. §. 11.) betrachtet die Worte in zweierlei Hinsicht, einmal als Merkmale (notas) unserer Gedanken, wenn wir uns ihrer bloß für uns selbst, sodann als Zeichen (signa), wenn wir uns ihrer zum Zwecke der Mittheilung unserer Gedanken an Andere bedienen. Mir däucht, daß dieser Unterschied nicht eben wesentlich sey. Denn auch wo wir uns der Worte für uns selbst bedienen, geschieht dieß häufig nicht aus bloßer Gewohnheit und völlig unwillkürlich, sondern — zumal beim Nachdenken — in der bestimmten Absicht, um unsere eigenen Gedanken so vollkommener anzuschauen, um durch die gewählten Zeichen sie ungefähr eben so uns selbst noch einmal vorzuführen, wie wir sie Andern auf diese Art vorführen würden.

3. Anmerk. Den natürlichen Zeichen setzt man statt der zufälligen, gewöhnlich nur die willkürlichen entgegen, die mir als eine bloße Unterart der zufälligen erscheinen. Jakob (Psych. §. 410.), Kiesewetter (L. Th. 2. §. 76.), Maaß

(Gr. d. L. §. 482.) geben von dem natürlichen Zeichen, wie mir däucht, einen zu engen Begriff, wenn sie fordern, daß zwischen ihm und seinem Gegenstande eben ein ursächlicher Zusammenhang Statt finden, oder daß beide von einerlei dritter Ursache abhängen müßten. Sind ein Paar aufgehobene Finger nicht ein natürliches Zeichen der Zahl Zwei, und können sie wohl als eine Ursache oder als Wirkung dieser Zahl angesehen werden? oder sind Finger und Zahl gemeinschaftlich Wirkung von einem Dritten? — Von dem willkürlichen Zeichen dürfte die richtigste Erklärung noch in Hoffbauers L. (§. 112.) vorkommen: „Ein Zeichen „ist willkürlich, wenn seine Bedeutung durch Absicht bestimmt ist." Nur glaubte ich der Deutlichkeit wegen beisetzen zu müssen, daß diese Absicht durch einen bloß zufälligen Umstand erzeugt worden sey; denn auch bei natürlichen Zeichen kann Absicht hinzukommen.

4. Anmerk. Schwierig ist die Bestimmung dessen, was als ein einzelnes, obgleich zusammengesetztes Zeichen, und was als ein Inbegriff mehrer angesehen werden solle. Nach der Erklärung no 3. ist der Inbegriff mehrer Zeichen ein Ganzes, dessen Theile selbst Zeichen sind, und zwar Zeichen der einzelnen Vorstellungen, aus deren Verbindung das, was der ganze Inbegriff anzeigen soll, erwächst. Das einzelne Zeichen dagegen bestehet, wenn es zusammengesetzt ist, aus Theilen, die wohl gewählt sind, um an die Vorstellung, die es bezeichnen soll, zu erinnern, aber diese Theile stellen doch eben nicht ihre gesammten Bestandtheile vor, sondern sie haben entweder nur eine Aehnlichkeit mit den für diese gehörigen Zeichen (z. B. hodie) oder sie stellen nur einige dieser Bestandtheile vor (z. B. providere) oder sie stellen gar nicht Bestandtheile des Begriffes, sondern gewisse Beschaffenheiten seines Gegenstandes vor (z. B. lectisternium) u. dgl. Inzwischen gibt es doch Fälle, wo diese Erklärung ihre scheinbare Ausnahme hat. Nach ihr müßte z. B. der Name der Blume Noli me tangere, nur Ein Wort seyn; die Orthographen verlangen gleichwohl, daß wir drei Abtheilungen machen. Allein ich glaube, daß sie dieß eigentlich nur darum verlangen, weil die Zusammenziehung so vieler Buchstaben in ein einziges Wort das rechte Lesen desselben zu sehr erschweren würde. Das wäre nun wohl ein Umstand, welchen der Orthograph, aber schwerlich der Logiker bei seiner Erklärung dessen, was als Ein Zeichen betrachtet werden soll, zu berücksichtigen hätte.

5. Anmerk. Die no 8. aufgestellten Begriffe des tropischen, metonymischen und metaphorischen Sprachgebrauches

glaube ich nicht durch ihre Uebereinstimmung mit der bisher gewöhnlichen Bedeutung dieser Worte, sondern nur durch ihre eigene Wichtigkeit rechtfertigen zu können. Möchte man die gewählten Benennungen unschicklich finden, so sind doch die Begriffe selbst, die ich mit ihnen bezeichne, aller Aufmerksamkeit werth. Unläugbar ist es, daß wir uns in unzähligen Fällen einzelner Worte und Redensarten auf jene Weise bedienen, welche ich oben unter dem Namen der tropischen Art zu reden beschrieb: so nämlich, daß wir von unsern Zuhörern fordern, sie sollen das Wort, das einen ungereimten Sinn gibt, wenn es in seiner eigentlichen Bedeutung genommen würde, in einer andern, jener nur ähnlich kommenden Bedeutung nehmen; und diese Aehnlichkeit sollen sie gerade so weit ausdehnen, als es nur die Voraussetzung, daß unser Satz doch etwas Wahres und Vernünftiges aussage, verstatten will. Sollte nun diese Art, sich eines Zeichens zu bedienen, nicht merkwürdig genug seyn, um eine eigene Bezeichnung zu verdienen? Und sollte man hier nicht wieder die beiden Fälle, die Platz greifen können, den Fall, wo die Bedeutung des Zeichens durch jene Bedingung hinlänglich bestimmt wird, und den, wo sie schwankend und unbestimmt bleibt, unterscheiden? — Ich dächte, nur in dem letzteren Falle sey gegen den Gebrauch uneigentlicher Ausdrücke zu eifern.

6. Anmerk. Aus no 11. kann man entnehmen, daß und warum (meiner Meinung nach) Jeder, der eine Sprache einmal gelernt hat, ihrer auch dann sich einiger Maßen bediene, wenn er nicht eigentlich die Mittheilung seiner Gedanken an Andere beabsichtiget. Ich kann noch beifügen, daß unser gesammtes Denken, wenn wir uns nicht des Mittels der Sprache bedienen wollten, sehr unsicher wäre, und daß wir besonders zusammengesetzte Vorstellungen von einer solchen Art, die keinen sinnlichen Gegenstand haben, ohne bestimmte Zeichen für sie gar nicht gehörig handhaben könnten:*) daß aber ohne dieß Mittel durchaus kein Denken, namentlich durchaus kein Urtheilen Statt fände, würde ich nicht zu behaupten wagen. Die Gründe, mit welchen dieß die beiden Reinhold, Vater und Sohn, darzuthun suchen (s. das menschliche Erkenntnißvermögen u. s. w. Kiel, 1816; Theorie des Erkenntnißv., Gotha, 1832 u. A.), sind für mich nicht überzeugend. Nicht nur, daß Wesen von höherer Art, als wir, (wenigstens

*) Vieles Treffende über den Dienst der Sprache beim Denken sagt Damiron (Psychol. T. 2. p. 108 seq.)

Gott) gewiß keiner Zeichen zu ihrem Denken bedürfen; auch Wesen, die noch viel unvollkommener als wir Menschen sind, die Thiere nämlich scheinen sich keiner Zeichen zu ihren Vorstellungen zu bedienen, und gleichwohl Urtheile zu fällen. Aus welcher Eigenheit in der Natur des Menschen also wollte man darthun, daß nur gerade er ohne Zeichen gar nichts zu urtheilen vermöge? — Auch däucht mir sehr richtig, was bereits von Anderen, z. B. Hoffbauer (Psych. §. 126.) angemerkt worden ist, daß der Gebrauch der Zeichen selbst schon ein Denken ohne Zeichen voraussetze. Damit mir nämlich das Wort: Rose, ein Zeichen der Vorstellung: Rose, werde; ist es noch nicht genug, daß beide Vorstellungen nur mehrmals gleichzeitig in meine Seele kommen, und sich hiedurch verbinden; denn es gibt tausenderlei associirte Vorstellungen, deren eine darum kein Zeichen der anderen ist. Zu einem Zeichen wird Absicht erfordert; ich muß das Wort Rose entweder selbst in der Absicht aussprechen, um mir oder Andern die Vorstellung Rose zu verschaffen, oder ich muß erkennen, daß Andere in solcher Absicht gehandelt. Zu solchen absichtlichen Handlungen aber, ingleichen zu einem solchen Erkennen derselben gehören Urtheile; und so erhellet, daß noch vor dem ersten Zeichen, das wir uns selbst ersinnen, oder als schon erdacht von Andern kennen lernen sollen, Urtheile vorhergehen müssen.

7. Anmerk. Häufig wird in den Lehrbüchern der Logik auch noch die Frage über den Ursprung der Sprache untersucht; und so werde denn auch hier Einiges darüber angedeutet. Daß der Mensch die Sprache zunächst nicht zu dem Zwecke, um mit sich selbst, sondern um mit Andern zu reden, also nur aus Veranlassung jener geselligen Verbindungen, die er mit Andern seines Gleichen angeknüpft hatte, ersonnen habe, scheinet gewiß. Der Mensch ist aber so eingerichtet, daß sich die meisten seiner Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Willensentschließungen, auch ohne daß er es oft weiß und will, in seinem Aeußeren, in seinen Mienen, Geberden, Tönen u. dgl.; mit einer bald größeren, bald geringeren Bestimmtheit abspiegeln und zu erkennen geben. Man kann es ihm ansehen, seinem auf einen gewissen Gegenstand hingehefteten Blicke es ansehen, daß er so eben in seinem Geiste mit diesem Gegenstande beschäftiget sey; und noch viel deutlicher kann man ihm ansehen, ob er jetzt Lust oder Schmerz empfinde, Begier oder Abscheu, Muth oder Furcht habe u. s. w. Und daß wir der Eine dieß an dem Andern erkennen, daß uns das Aeußere des

Andern zu einem Kennzeichen seines Inneren diene; dazu gehöret nicht etwa ein Grad von Geistesbildung, wie er nur eben erst durch Sprache erreicht werden kann; sondern so viel vermögen auch die Stummgebornen, Kinder und Blödsinnige; ja selbst die sprach- und vernunftlosen Thiere, der Hund, der Affe u. a. merken es uns an der Miene ab, ob wir auf sie ungehalten sind, oder vor ihnen uns fürchten u. dgl. Ein Mensch, den die Natur nicht verwahrloset hat, muß, wenn er älter geworden, noch ein Mehres vermögen; er muß es nicht nur dem Andern ansehen können, was in seinem Inneren vorgeht; sondern auch wissen, woran er ihm das ansehe, und folglich, woran man es auch ihm selbst ansehen könne. Scheint es doch, daß sich sogar unter den Thieren einige bis zu diesem Grade der Erkenntniß, freilich mit keinem deutlichen Bewußtseyn erheben. Oder wie will man es sich erklären, wenn sie zuweilen sich anstellen, etwas zu thun, ohne es wirklich zu thun? Von Kindern und Stummen wenigstens ist dieses außer Zweifel. War aber der Mensch einmal so weit gekommen, daß er es wußte, durch diese und jene Mienen, Geberden, Töne, Bewegungen u. s. w. mache er Andere glauben, daß diese und jene Vorstellungen in seinem Inneren herrschen: so war er auch schon im Stande, sich dieser Veränderungen in seinem Aeußeren als eines Zeichens in der eigentlichen Bedeutung, d. h. als eines Gegenstandes zu bedienen, aus dessen Wahrnehmung Andere auf das Vorhandenseyn gewisser Vorstellungen in seinem Innern schließen sollen. Und nun war bereits eine Art Sprache erfunden, eine solche, die noch in nichts Anderem bestand, als in gewissen durch Willkür hervorgebrachten Veränderungen des Leibes, die bei bestimmten Veränderungen der Seele von selbst erfolgen, und deren man sich jetzt nur zur Vorstellung dieser Veränderungen bediente. Man schrie, wenn man Schmerz, man stampfte mit dem Fuße, wenn man Unwillen darstellen wollte, u. dgl. Wer diese erste und älteste Sprache Geberdensprache nennen will, darf nicht vergessen, daß man mit diesen Geberden auch Laute verbunden haben werde, wenigstens solche, die eine Nachahmung gewisser eben so unwillkürlicher Ausdrücke unsers Inneren sind, als Blicke oder Mienen. — Die meisten Gegenstände, welche den Menschen umgaben, zumal diejenigen, die seine Aufmerksamkeit in einem höheren Grade an sich zogen, die Thiere ließen von Zeit zu Zeit eigene Töne und Laute vernehmen; das Schaf blöckte, der Löwe brüllte, die Quelle rieselte. Aus bloßem Nachahmungstriebe,

wenn sonst kein anderer Grund da war, konnte der Mensch versuchen, diese verschiedenen Töne und Laute nachzubilden. Gelang es ihm einiger Maßen, so fand er, daß sich die Vorstellung des ganzen Gegenstandes in seinem Gemuthe erneuere, so oft er nur diese dem Gegenstande eigenthümlichen Töne hervorbringe, oder hervorbringen höre. War es ein Wunder, wenn er sich in der Folge der Hervorbringung solcher Töne bediente, um auch in Andern die Vorstellung von den entsprechenden Gegenständen zu bewirken; d. h. wenn ihm diese Töne nun Zeichen von diesen Gegenständen wurden? Allein der Ton einer Sache war nicht immer das Einzige, was sich von ihr nachahmen ließ. Man mußte bald bemerken, daß sich auch andere Eigenthümlichkeiten, z. B. die Art der Bewegung, die Haltung u. dgl. zuweilen nachahmen lassen, und dieß zwar mit dem Erfolge, daß durch diese Nachahmung die Vorstellung der Sache selbst herbeigeführt wird. Auch diese Nachahmungen also wird man als Zeichen aufgenommen, wird einen Hinkenden durch nachgeahmtes Hinken, einen Blinden durch Schließung der Augen und Hin- und Hertappen vorgestellt haben. Es wurde somit die zweite, schon ungleich vollkommenere Sprache, jene der Nachahmung oder die Aehnlichkeitssprache erfunden, deren Wesen darin bestand, daß man, um einen Gegenstand zu bezeichnen, immer etwas ihm Aehnliches hervorbrachte. Wie schon bei der ersten, oder der sogenannten Geberdensprache, keineswegs ausschließlich nur Geberden angewendet wurden; so wurde noch weniger jetzt mit bloßen Geberden und Tönen oder überhaupt mit bloßen Veränderungen des Leibes selbst gesprochen; sondern man wird sich auch verschiedener anderer Gegenstände, die zu Gebote standen, besonders des Zeichnens häufig bedient haben. Durch die Verbindung dieser zwei Arten des Sprechens — (denn es versteht sich von selbst, daß man die eine bei der Erfindung der andern nicht aufgab) — war man nunmehr im Stande, nicht nur die meisten inneren Zustände, nämlich diejenigen, die sich bei einem höheren Grade der Lebhaftigkeit durch eine unwillkürliche Veränderung im Leibe kund geben, sondern auch die meisten äußeren Gegenstände, sofern sie nur eine in die Sinne fallende Eigenthümlichkeit haben, welche sich einiger Maßen nachahmen läßt, durch Zeichen auszudrücken. Dinge, die man so eben vor sich hatte, bezeichnete man gewiß sehr frühzeitig schon durch ein bloßes Ausstrecken der Hand oder des Fingers nach ihrem Orte; ein Zeichen, welches gewisser Maßen von einer eigenen Art ist.

Es scheint ursprünglich daher zu rühren, daß man die Hände nach einem Gegenstande ausstrecken mußte, wenn man sich seiner bemächtigen wollte, welches zur Folge hatte, daß man dasselbe anfänglich nur als Zeichen seines Verlangens nach diesem Gegenstande gebrauchte. Da man jedoch bemerkte, daß Andere auf den Gegenstand, nach dem man die Hände ausgestreckt hatte, hinzusehen pflegten, und daß somit seine Vorstellung in ihnen hervorgebracht werde: so kam man, wie es scheint, auf den Gedanken, sich dieses Ausstreckens der Hände auch dann zu bedienen, wenn man nicht eben sein Verlangen nach dem Besitze des Gegenstandes ausdrücken, sondern nur machen wollte, daß ihn der Andere in's Auge fasse und sich ihn vorstelle. Um aber den Mißverstand zu verhüten, als ob man ein Verlangen nach dem Besitze des Gegenstandes ausdrücken wolle, verfiel man wahrscheinlich darauf, das Ausstrecken der Hände hier auf eine etwas veränderte Weise zu verrichten. Aus einem Greifen nach dem Gegenstande wurde ein bloßes Richten des Fingers nach seiner Gegend. Dieß Beispiel dürfte übrigens schwerlich das Einzige gewesen seyn, welches die Menschen allmählig auf die Entdeckung leiten konnte, daß es, um einen Gegenstand zu bezeichnen, im Grunde gar nicht nöthig sey, etwas ihm Aehnliches hervorzubringen; sondern daß es nur darauf ankomme, Andern begreiflich zu machen, daß man durch diese und jene Hervorbringung anzeigen wolle, sie sollen sich einen gewissen Gegenstand jetzt eben vorstellen. War diese Entdeckung einmal gemacht, so ward es von nun an möglich, mit jedem Tage der Zeichen mehre zu erfinden; denn es bedurfte nun nichts Anderes, als einen beliebigen Ton oder sonst eine andere, außerdem zwecklose Handlung zu derselben Zeit, da man auf einen gewissen Gegenstand hinwies, hervorzubringen; und die Umstehenden begriffen bald, daß diese Handlung ein Zeichen des Gegenstandes seyn solle. So entstand endlich die dritte Art von Sprache, die man die Sprache der Willkür nennen könnte. Daß man die meisten dieser bloß willkürlichen Zeichen aus dem Reiche der Töne entlehnte, und daß somit eine Ton- oder Wortsprache aufkam, läßt sich aus mehr als einem Umstande erklären. Töne sind Zeichen, die sich am leichtesten hervorbringen lassen; wenn Hände und Füße gebunden oder beschäftiget sind, ist doch die Zunge noch frei. Töne sind Zeichen, die nicht nur in der hellen, sondern auch in der andern, dunkeln Hälfte des Tages, in jeder Finsterniß wahrnehmbar sind. Töne sind Zeichen, durch die wir selbst demjenigen, der auf uns eben nicht aufmerkt, nicht einmal

aufmerken will, unsere Gedanken gleichsam aufdringen können. Töne sind Zeichen, die der Hervorbringende völlig so selbst wahrnimmt, wie sie von Andern wahrgenommen werden; ein Umstand, der ihre Erlernung ungemein erleichtert. Töne sind Zeichen, vermittelst deren wir, abgesehen davon, was ihre eigentliche Bedeutung ist, bloß durch die Art und Weise ihrer Hervorbringung unsern Gemüthszustand, ob wir im Ernst oder Scherze so sprechen, ob wir uns wohl oder übel dabei befinden, ob wir demjenigen, zu dem wir sprechen, zugethan oder abgeneigt sind u. s. w., sehr deutlich ausdrücken können. Töne sind endlich auch Zeichen, bei denen wir abermal bloß durch die Art ihrer Hervorbringung schon auf die Gemüthsstimmung auch des Zuhörenden einwirken, bald ihn zur Heiterkeit stimmen, bald ihn in Traurigkeit versenken können, u. s. w. — Sehr begreiflich, daß man bei so viel Vorzügen die Töne, wo es nur immer anging, d. h. so oft derjenige, mit dem man sprechen wollte, nur eben gegenwärtig und nicht mit Taubheit geschlagen war, beinahe ausschließlich anwandte. Doch ich breche hier ab, erwägend, daß die Beantwortung der Frage vom Ursprunge der menschlichen Sprache in einer Anmerkung nicht erschöpft, sondern nur angedeutet werden könne. Sehr ähnlich dachte hierüber auch Degerando (des Signes. P. I. p. 10 seq.).

§. 286.*

Beschreibung der vornehmsten Arten, wie Vorstellungen entstehen.

Es ist nun Zeit, auch die schwierige Frage von der Entstehung unserer Vorstellungen mit wenigen Worten zu berühren. Hier müssen wir aber zuerst die einfachen von den zusammengesetzten Vorstellungen unterscheiden.

1) Anlangend die einfachen: so läßt sich eben, weil sie nur einfach sind, über die Art ihrer Entstehung kaum etwas Anderes sagen, als daß unser Geist ein Vermögen zu ihrer Hervorbringung besitzen müsse, das jedoch nur unter bestimmten Umständen und Veranlassungen thätig wird und sie wirklich hervorbringt. Insonderheit jene einfachen Vorstellungen, die wir Anschauungen nennen (§. 278.), unterscheiden sich von den übrigen (den reinen einfachen Begriffen) gerade dadurch so wesentlich, daß sie als nächste und unmittelbare (also keiner weiteren Erklärung fähige)

Wirkung gewisser in uns so eben vorgehender Veränderungen erscheinen; die darum auch der durch sie vorgestellte Gegenstand sind. Wir können aber, je nachdem diese Veränderung selbst schon eine Vorstellung (wohl gar ein Urtheil) ist oder nicht, zwei Arten von Anschauungen unterscheiden. Anschauungen, die eine so eben in unserer Seele vorhandene, andere Vorstellung zu ihrem Gegenstande haben, könnten wir innere; solche dagegen, die eine Veränderung betreffen, welche selbst noch keine Vorstellung ist, in sofern äußere nennen, als uns die Frage nach ihrer Entstehung sogleich auf die Voraussetzung eines äußeren Gegenstandes leitet, der durch sein Einwirken jene Veränderung in unsrer Seele hervorgebracht haben muß. Die Erfahrung lehrt, daß unter gewissen Umständen auch die verschiedenartigsten äußeren Gegenstände Anschauungen in uns veranlassen können, welche einander so gleichen, daß wir oft nicht den geringsten Unterschied zwischen denselben bemerken. So sehen wir z. B. Roth nicht nur, wenn ein rothgefärbter Körper vor unser Auge tritt, sondern bei gewissen krankhaften Affectionen des Auges auch ohne einen solchen.

2) Auf eine ganz andere Art, auf eine Weise, bei der sich eine viel größere Thätigkeit unserer Seele beurkundet, werden die reinen, einfachen Begriffe in uns hervorgebracht. Ohne Zweifel geschieht dieß immer nur aus Veranlassung anderer Vorstellungen; und ein neuer, einfacher Begriff kommt wohl nur dann zum Vorscheine, wenn er den eben in uns vorhandenen Vorstellungen abgehet, um sie zu einer neuen Vorstellung oder vielmehr zu einem vollständigen Urtheile zu verbinden.

3) Die Entstehung einer zusammengesetzten Vorstellung zu erklären, genügt es nach §. 277. nicht, bloß anzunehmen, daß jene mehren einfachen Vorstellungen, die ihre Theile sind, in uns gleichzeitig rege wurden; sondern wir müssen noch eine eigene Thätigkeit in unserer Seele voraussetzen, durch welche es geschah, daß jene mehren Vorstellungen zu einem Ganzen von der Art, das eine neue Vorstellung ausmacht, verknüpfet worden sind. Wir nennen dieses das Bilden der Vorstellungen durch Verknüpfung oder Synthesis.

4) Indem wir Gebrauch von unserer Urtheilskraft machen, und über die mancherlei Gegenstände, auf welche sich die uns einmal gewordenen Vorstellungen beziehen, bald dieses bald jenes Urtheil fällen, kommen gar manche, theils schon gehabte, theils auch ganz neue Vorstellungen in unserer Seele zum Vorscheine; freilich jetzt noch nicht abgesondert, sondern als Theile in diesen Urtheilen. So ist z. B. der Begriff des Habens in uns gewiß nur bei Gelegenheit des ersten Urtheiles, welches wir fällten, als dessen Copula entstanden.

5) Wir haben aber auch ein Vermögen aufzumerken, d. h. durch unsern Willen Ursache zu werden, daß irgend eine in uns so eben vorhandene Vorstellung zu einem höheren Grade der Lebhaftigkeit gelangt, als sie gelangt wäre, wenn wir dieß nicht gewollt hätten. Es sey, daß wir dieß unmittelbar oder wenigstens in gewissen Fällen erst dadurch bewirken, daß wir durch unsern Willen gewisse, angemessene Veränderungen im Leibe hervorbringen: so ist gewiß, daß durch dieß Aufmerken zunächst zwar keine ganz neue Vorstellungen entstehen, sondern nur schon vorhandene einen höhern Grad der Lebhaftigkeit ersteigen; weil aber lebhaftere Vorstellungen auch die mit ihnen verknüpften Vorstellungen in einer größeren Menge hervorrufen, ingleichen auch unsere Urtheilskraft stärker beschäftigen: so begreift man, daß die willkürliche Richtung, welche wir unserer Aufmerksamkeit ertheilen, einen sehr wichtigen Einfluß auf die Entstehung unserer Vorstellungen habe.

6) Zuweilen ereignet es sich, daß wir uns eine gewisse Vorstellung, die wir noch nie gehabt, erst zu verschaffen, oder eine, die wir schon ehedem gehabt, jetzt zu erneuern wünschen. Was wir zu diesem Zwecke thun, kann man das Aufsuchen einer Vorstellung nennen; es bestehet aber darin, daß wir theils unsere Aufmerksamkeit auf solche in uns bereits vorhandene Vorstellungen richten, von denen wir vermuthen, daß sie mit der zu findenden verknüpft sind, theils daß wir auf die Außenwelt in der Art einzuwirken suchen, damit der Gegenstand, der die verlangte Vorstellung in uns hervorbringen könnte, erscheine.

Obgleich wir nun durch dieses Bestreben unsern beabsichtigten Erfolg nicht immer erreichen: so gelinget es doch zuweilen, und ist jedenfalls als ein eigenes Mittel zur Anregung mancher Vorstellungen zu betrachten. Sollte Jemand einwerfen, daß der Entschluß, eine gewisse Vorstellung A in uns hervorzubringen, das Daseyn dieser Vorstellung in unserer Seele bereits voraussetze: so würde ich ihm erwidern, daß zu dem gegebenen Entschlusse nicht das Vorhandenseyn der Vorstellung A selbst, sondern nur das Vorhandenseyn einer Vorstellung von derselben gehöre, d. h. das Daseyn einer Vorstellung, die sich auf jene (ausschließlich oder auch nicht ausschließlich) beziehet. So kann ich z. B. sehr wohl, ohne mich noch zu erinnern (mir noch jetzt eben vorstellen zu können) wie Brod im Russischen heißt, den Entschluß fassen darüber nachzudenken, d. h. die Vorstellung von diesem Namen in mir hervorzurufen.

7) Ein Geschäft, das jenem der Verbindung (n°. 3.) einiger Maßen entgegengesetzt ist, ist das Ausscheiden oder die Abstraction; welche darin bestehet, daß wir durch Richtung unserer Aufmerksamkeit auf einen der einzelnen Theile, die sich in einer zusammengesetzten Vorstellung oder auch wohl in einem ganzen Urtheile befinden, uns zum Bewußtseyn bringen, daß dieser Theil auch schon für sich eine eigene Vorstellung bilde, und diese nun zu einem Gegenstande unsers noch ferneren Nachdenkens machen. Durch dieses Ausscheiden kann zwar niemals eine neue Vorstellung entstehen, wohl aber manche bereits vorhandene, deren wir uns bisher noch nicht bewußt waren, zur Klarheit, selbst zur Deutlichkeit gelangen. Es wird erlaubt seyn, dergleichen Vorstellungen den Namen abgezogener zu geben.

8) So wahr es auch ist, daß jede unserer zusammengesetzten Vorstellungen nur durch die selbsteigene Thätigkeit zusammengesetzt worden ist: so ist es doch keineswegs der Fall, daß wir uns dieser Theile derselben immer bewußt seyn müßten, und dieses selbst nicht in dem Falle, wenn wir uns doch der ganzen Vorstellung bewußt sind. (281.) Vielmehr ist es bei Vorstellungen, die wir in unserer frühesten Kindheit schon gebildet, und sehr oft wiederholt haben, der

gewöhnlichste Fall, daß wir die Theile, aus denen wir sie einst zusammensetzten, selbst nicht mehr anzugeben wissen; und dieß zwar, weil sie bei jeder Erneuerung, die wir mit diesen Vorstellungen vornehmen, mit einer Schnelligkeit in unserer Seele vorüberfliegen, daß unsere Anschauungskraft die zur Auffassung einer jeden im Einzelnen benöthigte Zeit nicht findet. Dieses ist, wie ich glaube, vornehmlich der Fall bei jenen niedrigern Gattungsvorstellungen, denen wir unsere äußeren Anschauungen unterstellen, bei den Gemeinvorstellungen von Farben, Tönen, Gerüchen u. s. w.; also namentlich bei den Vorstellungen: Roth, Blau, Gelb, Süß, Bitter, u. s. w. Alle diese sinnlichen Gemeinvorstellungen erachte ich für zusammengesetzt, obgleich ich gestehe, bis jetzt noch außer Stande zu seyn, die einfachen Theile, aus welchen auch nur eine einzige derselben zusammengesetzt ist, anzugeben. Wäre eine dieser Vorstellungen einfach, so müßte sie entweder Anschauung oder Begriff seyn. Anschauungen aber sind diese Vorstellungen nicht, weil sie Gemeinvorstellungen seyn sollen, also nicht einen, sondern mehre Gegenstände haben. Doch auch für einfache Begriffe kann ich dergleichen Vorstellungen nicht halten; schon aus dem Grunde nicht, weil es zu jeder derselben eine andere gibt, welche, obgleich sie mit jener eigentlich in dem Verhältnisse der Ausschließung stehen will, doch ein so nahe grenzendes Gebiet hat, daß es oft zweifelhaft wird, ob wir eine so eben vorhandene Anschauung der einen oder vielmehr der andern unterstellen sollen. So grenzen Roth und Gelb so nahe aneinander, daß wir in manchem Falle nicht wissen, ob eine uns so eben gewordene Anschauung Roth oder Gelb zu nennen sey. Ein Gleiches gilt von den Farben Blau und Grün, Grün und Gelb u. s. w. Dasselbe findet sich bei den Tönen, Gerüchen, Geschmacksempfindungen u. s. w. Diese Erscheinung wäre bei der Voraussetzung, daß die in Rede stehenden Gemeinvorstellungen einfache Begriffe sind, schwer zu erklären; begreift sich aber sehr leicht, sobald wir annehmen, daß es zusammengesetzte Vorstellungen sind, welche Größenbegriffe enthalten. Es fragt sich also nur noch, ob diese zusammengesetzten Vorstellungen reine Begriffe sind, oder auch einige Anschauungen

zu ihren Bestandtheilen haben? Ich bekenne, daß ich mich nur erst seit Kurzem sehr geneigt fühle, mich für das Erstere zu erklären, und dieß zwar aus Erwägung des Umstandes, weil jede Anschauung, deren wir Menschen fähig sind, zu ihrem eigentlichen Gegenstande immer nur eine in unserer Seele so eben vor sich gehende Veränderung, also etwas Solches hat, dessen Daseyn nur auf eine sehr kurze Zeit beschränkt ist. Daraus ergibt sich, daß alle Vorstellungen, die irgend eine Anschauung als Bestandtheil in sich schließen, ihre gemischte Natur dadurch am Leichtesten verrathen, daß sich in ihnen eine gewisse Beziehung auf einen bestimmten Zeitpunkt (ein gegenwärtiges oder vergangenes Jetzt) wahrnehmen läßt. So gibt sich z. B. die gemischte Natur der Vorstellung: Sokrates, gleich dadurch kund, daß ich mir hier einen Weltweisen denke, der unter diesem Namen ungefähr 2000 Jahre vor dem Zeitpunkte, in dem ich jetzt eben selbst mich befinde, gelebt hat. In den Vorstellungen: Roth, Süß, Wohlriechend u. dgl. gewahre ich aber durchaus nicht die versteckteste Beziehung auf einen bestimmten Zeitpunkt weder der Gegenwart noch der Vergangenheit. Es wird mir vielmehr, je länger ich hierüber nachdenke, um so wahrscheinlicher, daß die Gemeinvorstellungen, von denen ich hier rede, sämmtlich nichts Anderes sind als Begriffe von gewissen Gesetzen, nach denen die Veränderungen in unserer Seele, welche der Gegenstand unserer Anschauungen sind, vor sich gehen. Ist es nicht offenbar, daß die Veränderung, welche die Seele erfährt, wenn wir z. B. sehen, von einer anderen Art seyn müsse, als wenn wir hören oder riechen; von einer anderen Art, wenn wir das, was wir sehen, roth, als wenn wir es gelb oder blau nennen sollen u. s. w.? Ist es nun wohl so unwahrscheinlich, daß unsere Seele das Eigenthümliche, das eine jede dieser Veränderungen hat, in Begriffe faßt; daß sie z. B. beurtheilt, ob ein gewisser Zustand sich mehrmal wiederholt, ob dieß in gleichen oder in ungleichen, in immer wachsenden oder abnehmenden Zeiträumen geschehe, u. dgl. Wäre es, wenn dieß geschieht, nicht sehr begreiflich, daß es auf eine Weise geschehe, die uns verhindert, uns dessen je deutlich

Bewußtseyn gebracht hätten; was uns, wie ich selbst eingestanden habe, bisher noch nicht gelungen ist. Allein selbst wenn wir diese Bestandtheile kännten, behaupte ich nicht, daß der Begriff, den wir durch eine solche Erklärung z. B. des Rothen in dem Gemüthe eines Blindgebornen hervorbringen könnten, völlig derselbe wäre mit der Vorstellung, die in uns Sehenden entstehet, wenn wir das Wort Roth denken. Bei uns nämlich, die wir schon viele diesem Begriffe unterstehende Anschauungen gehabt (schon vieles Rothe gesehen) stellt sich bei Nennung dieses Wortes eine mehr oder weniger lebhafte Rückerinnerung an alle jene früheren Anschauungen ein, weil eine jede mit dem Begriffe des Rothen überhaupt durch das Gesetz der Gleichgültigkeit verknüpft ist, und verknüpfet wurde, als wir zur Zeit, da wir die Anschauung hatten, das Urtheil: Dieß (was wir hier eben sehen) ist etwas Rothes, fällten. Dergleichen Rückerinnerungen an früher gehabte Anschauungen, die dem ihm beigebrachten Begriffe unterstehen, könnte unser Blindgeborene freilich auf keinen Fall mit seinem Begriffe verbinden, vielmehr es wäre sogar möglich, daß er, um seinem Begriffe doch eine Art von Bild unterzustellen, seine Zuflucht zu Anschauungen nähme, die einem nur einiger Maßen ähnlichen Begriffe unterstehen, und so das Rothe z. B. mit einem Trompetenschalle vergliche. Und nun begreifet sich auch der große Unterschied, den freilich Jedermann zwischen dergleichen sinnlichen und gewissen andern, ganz unsinnlichen Begriffen, wie jenen der Möglichkeit, Nothwendigkeit u. s. w. findet. Die ersteren sind Begriffe, die bei jeder Erscheinung in unserm Bewußtseyn von einer Menge aus ihrem Schlummer erwachter Anschauungen begleitet werden; den letzteren stehet keine Begleitung von dieser Art zu Gebote. Was endlich die Thiere belangt: so wissen wir viel zu wenig davon, was eigentlich in ihren Seelen vorgehet, um daher einen Einwurf der Art zu entlehnen. Sollte es jedoch seine Richtigkeit haben, daß auch den Thieren das Vermögen der Begriffe, und nur nicht die Fähigkeit beiwohnt, sich dieser Begriffe bewußt zu werden; dann läge eben nichts Befremdendes in der Erscheinung, daß Thiere dem Menschen in der Feinheit ihrer sinnlichen Unterscheidungen sehr nahe kommen, ja, wenn die Werkzeuge darnach sind, ihn wohl gar übertreffen. Aber auch ohne diese Voraussetzung, ist es wohl befremdender, daß Thiere Farben, Töne, Gerüche unterscheiden, als daß sie räumliche Verhältnisse auffassen, die von uns Menschen doch gewiß nur durch Begriffe vorgestellt werden?

§. 287.

Ansichten Anderer hierüber.

Die Frage von der Entstehung unserer Vorstellungen wurde von jeher für eine der schwierigsten erachtet, und hat die seltsamsten Erklärungen veranlaßt.

1) Wir lächeln über die Meinung der Logiker, daß die Seele eine materielle Substanz sey, in welcher der durch die Sinne einwirkende Gegenstand sich abdrückt, und hierdurch die Vorstellung von sich erzeuget. — Diese Erklärung müßte, selbst wenn wir von den Gründen, woraus sich die Einfachheit der Seele erweiset, absehen, schon darum als ganz unbefriedigend verworfen werden, weil es ja nicht bloß Anschauungen, sondern auch manche andere Vorstellungen z. B. von übersinnlichen Gegenständen, ja mitunter auch gegenstandlose Vorstellungen gibt.

2) Inzwischen hat man es selbst noch in neuerer Zeit als etwas Unbegreifliches darstellen wollen, daß die Seele, wofern sie einfach ist, im Stande seyn sollte, sich eine Vorstellung von zusammengesetzten Dingen zu bilden. Mir aber däucht es, daß die Schwierigkeit, die man hier finden will, zu der zahlreichen Klasse der bloß ersonnenen Schwierigkeiten gehöre. Der Grundsatz: „Das Gleiche nur kann das Gleiche erkennen," wenn er auch noch viel älter, als Empedokles wäre, ist doch ganz unerwiesen und falsch. Denn da die Seele die entgegengesetztesten Dinge zu denken vermag, z. B. das Runde sowohl als das Eckige u. dgl.: so müßte sie diesem Grundsatze nach sowohl rund als auch viereckig seyn u. s. w.

3) Was insonderheit diejenige Gattung unserer Vorstellungen betrifft, die sich auf mehre und sinnliche Gegenstände beziehen, die sinnlichen Gemeinvorstellungen, z. B. Mensch, Blume u. s. w.: so haben fast alle Weltweise ihre Entstehung auf ungefähr folgende Art beschrieben: „Durch „den Eindruck, den einzelne Gegenstände (vermittelst der „Organe des Körpers) auf unsere Seele machen, entstehen „Anschauungen. Diese dauern entweder auch nach der „Entfernung des Gegenstandes noch fort, nur daß sie dann

„schwächer werden, oder sie hinterlassen nach ihrem Ver„schwinden doch einige Spuren in der Seele, die, wenn ein „anderer ähnlicher Gegenstand erscheint, wieder erneuert wer„den. Erhält nun die Seele mehre Anschauungen ähnlicher „Gegenstände, so nimmt sie an ihnen gewisse gemeinsame „Merkmale (notas communes) wahr; und indem sie die „übrigen (die verschieden sind) aus dem Bewußtseyn fallen „läßt, jene gemeinsamen aber verknüpfet, entsteht ein Be„griff." So scheinen die Sache schon Plato (z. B. in Phileb.) und Aristoteles (de anim. l. 3. c. 3, 4. 8.) sich vorgestellt zu haben. So erklären sich hierüber auch unter den Neueren Kiesewetter (W. A. d. L. I. Thl. S. 69 ff. II. Thl. S. 171 ff.), Krug (Fundam. §. 70. Anm.) u. m. A. Nach dieser Darstellung müßte die Anschauung oder die Vorstellung, die durch Einwirkung des äußeren Gegenstandes auf unsere Seele unmittelbar hervorgehet, aus einer Menge anderer Vorstellungen, namentlich aus allen denjenigen Begriffen, die man durch ihre Zergliederung erhalten kann, zusammengesetzt seyn. Denn sollten die Merkmale: „ein Römer, ein Gelehrter, ein Schriftsteller u. s. w." in den Vorstellungen: Cicero, Cäsar, Horaz u. s. w. auf die Art vorkommen, daß ich sie aus denselben nur auszuscheiden brauche; so müßten die letztgenannten Vorstellungen (Cicero u. s. w.) jene ersteren (nämlich die Vorstellungen: ein Römer u. s. w.) schon als Bestandtheile enthalten; sie müßten also zusammengesetzt, ja weil die Menge jener Merkmale zugestandener Maßen in das Unendliche geht, aus einer unendlichen Menge von Theilen zusammengesetzt seyn. Sollte man nun auch in einer solchen aus unendlich vielen Theilen zusammengesetzten Vorstellung nicht schon an sich etwas Unmögliches finden: so läßt sich doch keines Falls annehmen, daß eine dergleichen Vorstellung bloß aus der unmittelbaren Einwirkung eines äußeren Gegenstandes auf unsere Seele hervorgehen könne. Vielmehr däucht es mir unwidersprechlich, daß eine jede zusammengesetzte Vorstellung einer eigenen Thätigkeit von Seite unserer Seele bedürfe, um aus den einfachen Vorstellungen, die ihre Theile heißen, zu Stande gebracht zu werden. Möchte es immerhin seyn, daß die Vorstellungen: „roth, wohlriechend, stachlich," u. s. w. durch die

Einwirkung eines äußeren Gegenstandes auf mich unmittelbar entstehen: so wäre doch die Vorstellung, die aus allen diesen zusammengesetzt werden soll (etwa die Vorstellung von einem Gegenstande, welcher den Inbegriff aller dieser Beschaffenheiten an sich hat), sofort noch nicht vorhanden, sondern bedürfte zu ihrer Entstehung noch einer eigenen Thätigkeit meiner Seele; ja sogar einiger durch jenen Gegenstand gewiß nicht unmittelbar erzeugter Vorstellungen, namentlich des Begriffes von einem Wesen, von dem Haben gewisser Beschaffenheiten, von einem Inbegriffe u. s. w. Ich meine also, daß die Vorstellung, welche der äußere Gegenstand durch seine Einwirkung in unserer Seele hervorbringt, immer nur eine einfache Vorstellung (Dieß) sey, daß also die Begriffe: „Roth, Wohlriechend" u. s. w., unter welche wir den durch sie angezeigten Gegenstand subsumiren, durchaus nicht solche Merkmale desselben sind, die wir in seiner Vorstellung schon als Bestandtheile antreffen (nicht notae constitutivae), sondern nur solche, die wir ihm glauben, beilegen zu dürfen. Daraus erklärt sich mir auch, daß wir uns hierin zuweilen irren, welches, wenn jene Merkmale eine unmittelbare Wirkung des äußern Eindruckes wären, sich kaum begreifen ließe.

4) Allein die Anhänger der kritischen Philosophie glauben es eigens bewiesen zu haben, daß jede Anschauung ein Mannigfaltiges und zwar von unendlich vielen Theilen enthalten müsse. Kiesewetter führt hievon (W. A. d. L. §. 31. S. 165) folgenden Beweis: „In der Kritik des Erkenntnißvermögens wird gezeigt, daß alle unsere innern Anschauungen in der Zeit, und alle unsere äußern Anschauungen im Raume und in der Zeit sich finden müssen; weil dieß die Bedingungen sind, unter denen wir allein Anschauungen haben können. Da nun Raum und Zeit bis in's Unendliche theilbar sind, so werden unsere Anschauungen auch bis in's Unendliche theilbar seyn müssen." — Auch ich glaube, daß eine jede Anschauung, ja eine jede unserer Vorstellungen überhaupt — (nicht zwar einen Raum! aber doch) eine gewisse Zeit ausfüllen, und in sofern aus einer unendlichen Menge von Theilen zusammengesetzt seyn müsse. Dieses sind aber nicht coexistirende, sondern bloß succesive

Theile, aus deren Vorhandenseyn begreiflicher Weise gar nicht geschlossen werden kann, daß auch die objective Vorstellung, die uns in jener subjectiven erscheinet, zusammengesetzt sey; wie es doch seyn muß, wenn die subjective Vorstellung selbst zusammengesetzt heißen soll.

5) Noch eine Eigenheit der kritischen Philosophie in der Erklärung der Art, wie wir zu unsern, besonders empirischen Vorstellungen kommen, ist die Behauptung, daß zur Erzeugung einer jeden, selbst einer bloßen Anschauung, auch die Einbildungskraft thätig seyn müsse. So heißt es bei Kiesewetter a. a. O.: „Zum Auffassen des Mannigfaltigen gehöret Zeit; hätten wir nun keine Einbildungskraft, so würden wir auch keine Anschauungen haben können; weil alsdann bei dem Auffassen des Mannigfaltigen die Vorstellung des vorhergehenden Theiles schon wieder aus dem Bewußtseyn verschwunden seyn würde, und also kein Zusammenfassen des Mannigfaltigen möglich wäre." — Meiner Ansicht nach muß eine jede Vorstellung, auch die einfachste, durch eine gewisse endliche Zeit hindurch in der Seele bestehen, denn sie ist eine Veränderung; es können und müssen öfters auch mehre zu einerlei Zeit bestehen. Darum sehe ich wenigstens aus dem hier angegebenen Grunde nicht ein, daß zur Erzeugung einer zusammengesetzten Vorstellung jedesmal die Mitwirkung der Einbildungskraft nothwendig sey. Denn warum müßte die eine Vorstellung aus unserm Bewußtseyn verschwunden seyn, bevor wir zur andern gelangen? Und wenn dieß wäre, wie könnte man sagen, daß wir die zusammengesetzte Vorstellung aus jenen einzelnen Vorstellungen, welche bereits verschwunden sind, zusammensetzen, da es im Grunde nicht mehr sie selbst, sondern nur ihre Reminiscenzen oder Erinnerungen wären?

6) Eines ähnlichen Irrthums, wie man ihn meinem Dafürhalten nach bei der Erklärung der sinnlichen Gemeinvorstellungen begeht, macht man sich bei der Erklärung aller abgezogenen Begriffe schuldig, indem man die Sache so darstellt, als ob der abgezogene Begriff durch das Geschäft des Abziehens erst in die Seele käme, während er meiner Ansicht nach bereits vorhanden seyn mußte, als unsere

Seele

Seele die zusammengesetzte Vorstellung, von der man ihn abzieht, bildete; obgleich ich zugebe, daß wir uns seiner nicht deutlich bewußt gewesen seyn mögen, zumal sofern die Bildung des zusammengesetzten Begriffes in unsere Jugendzeit fällt. Nur also, wenn die Rede bloß davon ist, was wir mit deutlichem Bewußtseyn thun, kann ich die von E. Reinhold (Erk. L. §. 392) u. A. gemachte Unterscheidung von Begriffen, die auf analytischem und synthetischem Wege entstehen, zugeben; nämlich auf analytischem Wege entsteht ein Begriff nur, wenn wir ihn eher, uns unbewußt, auf synthetischem erzeugt.

7) Die Vorstellungen, welche ich §. praec. n° 8. für zusammengesetzt erklärte, hält man gewöhnlich mit einer solchen Entschiedenheit für einfach, daß man sich ihrer bedient, wenn man ein unbestreitbares Beispiel von einfachen Vorstellungen anführen will. So thut es selbst Herbart (Lehrb. d. Psych. §. 124. u. a. a. O.). Was diese Meinung veranlaßt habe, liegt wohl am Tage; nämlich die Unfähigkeit, eine Erklärung (Zerlegung) dieser Vorstellungen zu geben; sie mithin Jemanden, der sie nicht aus einzelnen, denselben unterstehenden Anschauungen kennt, durch eine Beschreibung mit Worten beizubringen. Inzwischen wird man gestehen, daß diese Unfähigkeit, die vielleicht nur beziehungsweise und zeitweilig Statt findet, kein zwingender Beweis sey. Für die entgegengesetzte Meinung aber spricht außer dem Grunde, der schon §. praec. angeführt wurde, noch mancher andere Umstand. Bei einigen dieser Vorstellungen, die mit den übrigen doch eine so große Aehnlichkeit haben, daß wenn diese einfach wären, auch jene es seyn müßten, ist es uns wirklich schon gelungen, sie auf gewisse Art zu zerlegen. So könnte Manches, was die Akustik von der Natur gewisser Töne und Tonverhältnisse lehret, z. B. daß ein reiner Ton derjenige heiße, der aus lauter gleichlangen Schwingungen bestehet u. dgl., wohl als eine (doch nicht erschöpfende) Erklärung dieser Vorstellungen angesehen werden. Hieher gehört auch, was schon Leibnitz (Nouv. Ess. l. II. ch. 2.) angemerkt hat, daß wir zuweilen im Stande sind, eine dieser einfach geglaubten Vorstellungen M in uns bloß dadurch zu erzeugen, daß wir uns der gleichzeitigen Einwirkung zweier

oder mehrer Gegenstände, die einzeln die Vorstellungen A, B, C, hervorbringen würden, aussetzen, daß wir z. B. die Vorstellung einer grünen Farbe erhalten können, wenn wir ein Paar Körper, deren der eine allein die Vorstellung: blau, der andere allein die Vorstellung: gelb, in uns hervorrufen würde, gleichzeitig oder in schneller Aufeinanderfolge auf unser Auge einwirken lassen; eine Erfahrung, aus welcher allerdings mit vieler Wahrscheinlichkeit folgt, daß die Vorstellung M aus den Vorstellungen A, B, C, auf eine gewisse Weise zusammengesetzt sey.

8) Bei der berühmten Streitfrage, ob zwischen unsern Vorstellungen ein Unterschied von solcher Art Statt finde, daß man einige derselben angeboren, andere erworben nennen könne, kommt begreiflicher Weise Alles auf genaue Erklärungen an, die man sich eben nicht sehr angelegen seyn ließ. Denn wenn z. B. die Platoniker die angebornen Ideen als eine Art von Licht erklärten, welches der Seele von Gott eingegossen sey, und darin sie die Gegenstände ihrer Erkenntnisse anschaut: so ist wohl offenbar, daß sich mit einer so bildlichen Erklärung nichts anfangen ließ. Wenn dagegen die Epikuräer und Stoiker unter den angebornen Ideen Vorstellungen verstanden, welche der Seele durch die Sinne unmittelbar zukommen, die sie daher nicht erst durch Nachdenken erzeuget: so müßte es dieser Erklärung zufolge allerdings auch angeborne Vorstellungen geben; aber es würden dieß nur Anschauungen seyn, die man sonst insgemein zu den erworbenen Vorstellungen rechnet. Wenn ferner Des Cartes die angebornen (oder natürlichen) Ideen als solche erklärte, quae nec ab objectis, nec a voluntatis determinatione procedunt; sed a sola facultate cogitandi necessitate quadam naturae ipsius mentis manant: so däucht mir diese Erklärung der meinigen sehr nahe zu kommen, und auf jeden Fall geeignet, um das Daseyn solcher Begriffe mit Grund behaupten zu können. Nur die Beispiele, die Des Cartes anführte, die Begriffe von Gott, von einem Geiste, von einer Substanz u. s. w. waren nicht glücklich gewählt, weil dieses keine ganz einfachen Begriffe sind. So war auch das Kennzeichen, das er von solchen angebornen Begriffen gab, die Anschaulichkeit (Intui-

tivitas et evidentia) unzureichend. Denn sollte man diese Anschaulichkeit in ihrem eigentlichen Sinne nehmen, also verlangen, daß der angeborne Begriff sich auf Anschauungen beziehe: so wäre nicht abzusehen, wie der Begriff von Gott, und noch mancher andere, der wohl mit größerem Rechte zu den angebornen gezählt wird, Anschaulichkeit habe. Sollte man aber unter der Anschaulichkeit etwa so viel als Lebhaftigkeit verstehen: so müßte der Unterschied zwischen den angebornen und erworbenen Begriffen nur in einem Mehr oder Weniger liegen, was man doch eben nicht meinet. Locke (Ess., B. 1. Ch. 13.) bestritt die Lehre von den angebornen Ideen vornehmlich darum, weil er sich vorstellte, daß der Begriff, der angeboren heißt, vor aller Erfahrung schon in der Seele vorhanden seyn müsse; was freilich ungereimt wäre. Er hatte ganz Recht zu behaupten, daß alle unsere Vorstellungen erst durch Erfahrung entstehen; allein er übersah, daß man dieß zugeben, und doch in der Art, wie die Erfahrung gewisse Vorstellungen in uns hervorbringt, einen Unterschied bemerken könne, der allerdings berechtigt, einige derselben angeborne zu nennen. Leibnitz (Nouv. Ess. p. 62.) entgegnete treffend, daß wenn von angebornen Ideen gesagt werde, sie seyen schon von Geburt an in unserer Seele, dieses nicht so zu verstehen sey, als ob die wirkliche Vorstellung, sondern nur daß eine gewisse Anlage zu ihr (des habitudes naturelles, c'est-à-dire, des dispositions et attitudes actives et passives, et plus que tabula rasa) in der Seele anzutreffen wäre, und erläuterte dieß durch das Gleichniß eines Marmors, den man zu einer gewissen Statue zwar noch nicht ausgehauen fände, in dem aber doch schon gewisse Adern liefen, die diese Statue bezeichnen. Indem er aber (ib. p. 34) den Begriff der angebornen Wahrheiten auf alle reinen Begriffswahrheiten, und mithin den Begriff der angebornen Vorstellungen auf alle reinen Begriffe überhaupt (auch die zusammengesetzten) ausdehnte, scheint er selbst gefühlt zu haben, daß er zu weit gehe (Mais si quelqu'un donne un autre sens aux paroles, je ne veux point disputer des mots); denn die zusammengesetzten Begriffe entstehen ja schon durch eine Thätigkeit unsers Geistes (das Verbinden nämlich), die sich von derjenigen, wie irgend ein einfacher

Begriff zum Vorscheine kommt, sehr wesentlich unterscheidet. — Ulrich (Inst. Log. §. 120.) wollte eine Art von Mittelweg einschlagen, der aber sehr schwankend ist; und kann man das von ihm verlangte bloß virtuelle Inwohnen in unserem Geiste nicht von unseren sämmtlichen Vorstellungen, selbst den Anschauungen und den zusammengesetztesten Begriffen annehmen? — Nicht deutlicher war die Lehre Platners (Aph. §. 661 ff.). In Maaßens Gr. d. L. (§. 458.) liest man: „Ein reiner (d. h. nicht aus Erfahrung ent„sprungener) Begriff heißt angeboren, wenn er in dem Ver„stande wirklich ist, ohne erst durch eigene Thätigkeit dessel„ben hervorgebracht oder erworben zu seyn." Ob es aber dergleichen angeborne Begriffe gibt, habe die Logik nicht zu entscheiden; doch gab Platner (§. 459. Anmerk. 1.) zu verstehen, daß höchstens die Begriffe von den eigenen Thätigkeiten des Verstandes, ingleichen die von den Bestimmungen eines Dinges überhaupt — zu diesen angebornen gehören. Meines Erachtens kann aber keine Vorstellung als wirklich angenommen werden, ohne daß in dem Wesen, darin sie wirklich seyn soll, eine gewisse Thätigkeit als ihre Ursache vorausgesetzt werde. Alles Wirkliche nämlich, mit Ausnahme des einzigen göttlichen Wesens, muß einen Grund seiner Wirklichkeit haben; und ist dieß Wirkliche eine in einem Wesen vorgehende Veränderung, wie eine Vorstellung, so muß der Grund dieser Wirklichkeit zum Theile wenigstens auch in dem Wesen selbst, an dem es sich befindet, liegen; d. h. das Wesen muß diese Veränderung wenigstens theilweise durch seine eigene Thätigkeit bewirken. Kann also, wie Geßner (Speculat. u. Traum. B. 2. S. 165) will, angeboren nur heißen, was der Mensch bloß von Natur hat, ohne durch seine eigene Thätigkeit erst dazu beigetragen zu haben; dann kann es sicherlich keine angebornen Begriffe geben.

9) Man wird nun leicht erachten, was ich von jenem Grundsatze denke, den Gassendi, Hobbes, Locke und so viele andere Weltweise älterer und neuerer Zeit aufstellten: Nihil in intellectu esse potest, quod non prius fuerit in sensu. Ich halte ihn nämlich für unrichtig; denn durch die Sinne, glaube ich, kommen uns eigentlich nur lauter ein-

fache und unverbundene Vorstellungen (Anschauungen) zu; z. B. Dieß (welches eine rothe Farbe ist); dieß (welches ein Wohlgeruch ist), u. s. w. Alle übrigen Vorstellungen, insonderheit alle Begriffe und zusammengesetzten Vorstellungen sind nicht das Erzeugniß der Sinne, sondern gewisser anderer Thätigkeiten; wie dieses schon der Verf. der Ars cog. (P. I. c. 1.) recht gut in's Licht gesetzt hat. Darum ist aber auch die Eintheilung der Begriffe in solche, die a priori, und andere, die a posteriori wären, meines Erachtens verwerflich, und nur durch eine unrichtige Auffassung der schon §. 73. erklärten Eintheilung in reine und gemischte Begriffe entstanden, welche somit an ihre Stelle zu treten hätte.

10) Die eigenthümliche Art, wie Herbart (im Lehrb. d. Psychol. u. in d. größeren Werke) die Entstehung unserer Vorstellungen erkläret, kann hier nicht umständlich beurtheilet werden; nur einige Erinnerungen will ich mir erlauben: a) Aus §. 52. 270. u. a. O. weiß man bereits, durch welche Ansichten Hr. Herbart sich bewogen fand, die sonst gewöhnliche Lehre von der Natur unserer Vorstellungen zu verlassen; und daß ich ihm in diesen Gründen nicht beipflichten könne. Mir ist auch nicht klar, daß jene Widersprüche, welche er in der gewöhnlichen Lehre entdeckt haben will, durch seine Darstellung beseitiget würden. Denn dadurch allein, daß man die Vorstellungen, und (wenn man will, auch) alle übrigen Erscheinungen in der Seele für bloße Selbsterhaltungen, d. h. für Kräfte solcher Art erkläret, durch welche die Seele der Störung vorbeugt, welche in ihrer einfachen Qualität durch einen andern auf sie einwirkenden Gegenstand eintreten würde, hebt man ja noch gar nicht die Nothwendigkeit, einem und eben demselben Gegenstande (nämlich der Seele) mehre Beschaffenheiten (mehre Selbsterhaltungen) und zu verschiedener Zeit auch wohl entgegengesetzte, also Veränderungen beizulegen. Und wenn es ein Widerspruch ist, zu denken, daß sich ein Wesen verändere, oder daß Eines auf das Andere wirke; so kann es (wie ich schon §. 270. erinnerte) auch keine Selbsterhaltungen geben, weil diese schon ihrem Begriffe nach die Möglichkeit eines Einwirkens und einer Veränderung voraussetzen. Es

verhält sich mit ihnen ungefähr, wie mit der sogenannten Kraft der Trägheit (vis inertiae), die man als eine Kraft erklärte, durch welche ein jeder Körper in dem Zustande, in den er durch eine äußere Ursache einmal versetzt worden ist, zu beharren strebe. Wie diese Kraft gar nicht bestehen kann, weil wirklich nichts vorhanden ist, was den Zustand eines Körpers zu ändern strebte, wenn es nicht eine äußere Ursache ist: so kann es auch keine Selbsterhaltungen geben, wenn es nicht Wesen gibt, welche die Beschaffenheiten eines andern durch ihre Einwirkung zu stören fähig sind. b) Unrichtig scheint es mir auch, daß durch ein bloßes Zugleichseyn mehrer Selbsterhaltungen, d. h. einfacher Vorstellungen eine zusammengesetzte Vorstellung entstehe, indem ich glaube, daß noch eine gewisse Verknüpfung jener einfachen Vorstellungen zu einem eigenen Ganzen hinzukommen müsse. c) Aus §. 125. des Lehrb. und andern Stellen in Herbarts Schriften scheint hervorzugehen, daß es nicht eigentlich die Selbsterhaltungen an sich, sondern erst die von ihnen unter gewissen Umständen erzeugten Wirkungen sind, die Herbart Vorstellungen nennet. Daß nun diese Wirkungen, also die eigentlichen Vorstellungen entstehen und vergehen, läugnet Hr. Herbart im Grunde eben nicht; denn wenn er z. B. sagt, daß eine Vorstellung sich in ein bloßes Streben vorzustellen verwandle, so ist ja doch die Vorstellung selbst nicht mehr vorhanden. Wie treten nun diese Veränderungen ein, wenn in den Kräften der Wesen selbst sich niemals etwas verändert? Um diese Schwierigkeit zu heben, versetzet Herbart die einfachen Substanzen alle in einen intelligibeln Raum, in welchem sie sich verschiedentlich hin und her bewegen. Allein ich glaube, wenn sich nichts in den inneren Beschaffenheiten dieser Substanzen ändert, so läßt sich auch diese Bewegung derselben im intelligibeln Raume (eine Veränderung ihrer intelligibeln Orte) nicht denken. d) Wienach es bloß aus der Einheit der Seele so leicht begreiflich seyn soll, weßwegen entgegengesetzte Vorstellungen einander widerstreben, sehe ich gleichfalls nicht ein. Wenn eine jede Mehrheit der Vorstellung einander widerstrebte, dann allenfalls könnte man sagen, die Einheit der Seele vertrage die Vielheit der Vorstellungen nicht. Da aber nach

Herbarts eigenem Geständnisse nicht alle, sondern nur gewisse Vorstellungen einander widerstreben, vornehmlich nur Vorstellungen, die zu demselben Sinne gehören, z. B. von Farben, und Blau und Roth stärker als Blau und Violet u. s. w., so muß der Erklärungsgrund in einem Umstande liegen, der gerade nur bei dieser Art von Vorstellungen eintritt. e) Eben so wenig will es mir einleuchten, wie aus der Einheit (oder Einfachheit) unserer Seele auch die Verbindung aller unserer Vorstellungen folge. f) Sehr befremdet mich auch die Behauptung, daß Vorstellungen und Begriffe bloß beziehungsweise unterschieden seyn sollen; oder daß jede Vorstellung auch ein Begriff heißen könne, soferne sie nur einen Gegenstand vorstellt. g) Sehr richtig finde ich dagegen die Bemerkung, daß ein solches Abstractionsvermögen, wie manche Logiker sich vorzustellen scheinen, ein Vermögen nämlich, durch welches die Seele die zwischen gewissen Vorstellungen entstandene Associirung nach Belieben wieder auflösen könnte, gar nicht vorhanden sey. Verknüpfen kann unsere Seele, aber wenigstens nicht unmittelbar gleich wieder auflösen. Doch wenn sie dieß Letztere nicht unmittelbar vermag: so kann sie es, glaube ich, doch mittelbar, und dadurch, daß sie ihre Aufmerksamkeit von den Vorstellungen, deren Zusammenhang aufgelöst werden soll, abzieht. Dadurch geschieht es nämlich, daß dieser Zusammenhang allmählig schwächer wird, und stärkeren Verbindungen nachgibt. h) Eben so wahr möchte es auch seyn, was Herbart sagt, daß uns bei einer Gemeinvorstellung manche von jenen ihr unterstehenden, einzelnen Gegenständen, die wir bisher kennen gelernt, durch Association einfallen. Allein die Vorstellungen, die mit einer gewissen andern nur durch Association verknüpft sind, muß man nicht als Bestandtheile derselben ansehen, wie es Hr. Herbart (Lehrb. §. 180.) zu thun scheint. i) Wenn er (ebendas.) die Entstehung gewisser allgemeiner Begriffe durch Urtheile erklären will, „welche dem Worte, dessen Definition man sucht, allerlei Merkmale zusprechen und absprechen“: so entgegne ich, daß wir ja die Definition eines Wortes nicht suchen können, wenn wir den allgemeinen Begriff, den es bezeichnet, nicht schon haben; dergestalt, daß es sich jetzt bloß darum handelt, uns nur noch seine Bestandtheile zu

einem deutlichen Bewußtseyn zu bringen. Auch sind die Merkmale, durch deren Zu- oder Absprechung ein allgemeiner Begriff erzeugt wird, selbst schon allgemeine Begriffe. k) Endlich scheinen so manche Stellen (Psych. §. 37. 124 u. A.) zu beweisen, daß unser Gelehrter die Vorstellungen: Dieß Rothe, Dieß Süße u. s. w., die mir in sofern, als man die Vorstellungen Roth, Süß u. s. w. ihrem Inhalte beizählt, zusammengesetzt scheinen, für einfach halte; daß er dagegen die allgemeinen Vorstellungen: „roth überhaupt," u. s. w. für zusammengesetzt erachte aus den Vorstellungen von jenen einzelnen Dingen, die roth, süß u. s. w. gewesen, welches ich mir ganz anders denke; endlich daß er sich alle Vorstellungen, die in der Seele des Menschen zu Stande kommen, erzeugt und zusammengesetzt denke aus den angeblich einfachen Vorstellungen: „Dieß Rothe, Dieß Süße" u. s. w., d. h. aus bloßen Anschauungen; während ich glaube, daß schon, um zwei oder mehre Anschauungsvorstellungen in eine neue Vorstellung zu verbinden, eine oder etliche Begriffsvorstellungen, namentlich die eines Inbegriffs, nothwendig seyen.

§. 288.

Wie sich der Mangel oder das Aufhören einer Vorstellung begreife?

Aus der bisher beschriebenen Art, wie in uns Vorstellungen entstehen, begreift sich ohne Mühe, wie schon entstandene auch wieder aufhören können.

1) Hat eine Vorstellung ihr Daseyn **unmittelbar** einer durch die Einwirkung eines äußeren Gegenstandes in unserer Seele erzeugten Veränderung zu danken (wie dieß bei allen **äußeren Anschauungen** der Fall ist): so begreift sich das Aufhören derselben, wenn jene Einwirkung des äußern Gegenstandes, als die Ursache jener Veränderung aufhört.

2) Ist aber die Vorstellung nicht eine solche nächste und unmittelbare Wirkung der durch den Einfluß eines äußeren Gegenstandes erzeugten Veränderung in unserer Seele: so ist sie durch irgend eine größere Thätigkeit der Seele

hervorgebracht; und es ist ein Aufhören derselben begreiflich, sobald die Seele aufhört, jene zu ihrer Erzeugung nöthige Thätigkeit zu äußern. Daß aber dieses geschehe, begreift sich, sobald wir voraussetzen, daß die Thätigkeit der Seele auf irgend etwas Anderes gerichtet worden sey. Denn daß die Seele nicht alle, d. i. nicht eine unendliche Menge von Vorstellungen zu derselben Zeit in sich hervorbringen und unterhalten könne, folgt aus der Endlichkeit ihrer Kräfte.

5) Nicht schwieriger ist die Erklärung des Umstandes, daß es auch Vorstellungen gebe, welche der Seele bisher noch gänzlich mangeln, d. h. welche sie nicht nur nicht gegenwärtig hat, sondern auch in der ganzen früheren Zeit ihres bisherigen Daseyns noch nicht gehabt hat. Denn warum sollte es nicht unendlich viele Vorstellungen geben, die während der ganzen Zeit unsers bisherigen Daseyns bei uns noch nicht zu Stande gekommen sind, weil es bisher noch immer an einer der Bedingungen gefehlt, welche zu ihrer Entstehung nothwendig sind? So müssen uns z. B. unzählig viele Anschauungen fehlen, weil wir noch nie in solche Zeit- und Raumverhältnisse mit gewissen äußeren Gegenständen geriethen, daß die zur Entstehung jener Anschauungen benöthigte Veränderung in uns hätte hervorgebracht werden können.

§. 289.*

Uebersicht der merkwürdigsten Thätigkeiten und Zustände unseres Gemüthes, die das Geschäft des Vorstellens betreffen.

Am Schlusse dieses Hauptstückes mag nun noch eine kurze Uebersicht der für die Zwecke der Logik wichtigsten Thätigkeiten und Zustände unseres Gemüthes, die sich auf das Geschäft des Vorstellens beziehen, zusammengestellt werden.

1) Zuvörderst also kann es Vorstellungen geben, welche in unserem Gemüthe ganz fehlen, d. h. nicht nur nicht in der Gegenwart da sind, sondern auch selbst in keiner früheren Zeit in unserem Gemüthe vorhanden gewesen sind. Dieses Verhältniß kann man die gänzliche Abwesenheit solcher Vorstellungen, den Mangel oder Nichtbesitz derselben nennen.

Zweites Hauptstück.

Von den Urtheilen.

§. 290.*

Begriff eines Urtheils.

Schon aus §. 19. u. 54. kennen die Leser den Begriff, welchen ich mit dem Worte Urtheil verknüpfe. Schon aus dem dort Gesagten gehet, besonders durch Vergleichung mit §. 48., deutlich genug hervor, daß ein Urtheil etwas ganz Anderes sey, als eine bloße (wenn auch selbst subjective) Vorstellung von einem Satze. Wer sich den Satz: Die Sonne ist ein Feuerball, bloß vorstellt, der muß ihn darum noch gar nicht für wahr halten; und wenn er dieses nicht thut, so kann man nicht sagen, daß er das Urtheil: „Die Sonne ist ein Feuerball," fälle. So gewiß wir nun Urtheile fällen, so gewiß können wir uns auch ein Vermögen, oder was hier dasselbe bedeutet, eine Kraft dazu beilegen. Wir geben ihr den Namen Urtheilskraft.

§. 291.*

Einige Beschaffenheiten, die allen Urtheilen zukommen.

1) Wie wir zu jeder subjectiven Vorstellung eine gewisse objective, die ihren Stoff ausmacht, annahmen: so werden wir auch zu jedem Urtheile einen Satz annehmen müssen, in dessen Erscheinung es eben bestehet, und den wir somit den Stoff dieses Urtheiles nennen.

2) Wie jeder subjectiven Vorstellung, als solcher, Wirklichkeit beigelegt wird, so müssen wir auch einem jeden

Urtheile, als solchem, Wirklichkeit beilegen; Wirklichkeit nämlich in dem Gemüthe desjenigen Wesens, welches dasselbe fället, und für die Zeit, in welcher es dasselbe fället. Denn da ein Urtheil aus Vorstellungen bestehet, wie könnten die Theile Wirklichkeit haben, wenn nicht das Ganze sie hätte? Wie aber die Vorstellung kein für sich selbst, sondern bloß ein an etwas Anderm, nämlich der Seele, als eine Adhärenz bestehendes Wirkliche ist: so gilt dieß auch vom Urtheil. Es bestehet nur in dem Wesen, welches dasselbe fället.

3) Wenn jeder Satz aus Theilen zusammengesetzt ist, die sich zuletzt in Vorstellungen auflösen: so muß auch jedes Urtheil, als die Erscheinung eines Satzes, aus Theilen zusammengesetzt seyn; und zwar so viele objective Vorstellungen sich in dem Satze, der des Urtheils Stoff ist, unterscheiden lassen, so viele ihnen entsprechende, subjective Vorstellungen muß auch das Urtheil enthalten. Umgekehrt aber ist dazu, um sagen zu können, daß Jemand ein Urtheil fälle, sicher noch nicht genug, daß sich bloß alle die Vorstellungen, welche als Theile zu diesem Urtheile gehören, in seiner Seele vorfinden. Denn wie verschiedene Urtheile können nicht durch verschiedene Verbindungen derselben Theile entstehen!

4) Damit die Vorstellungen a, b, c, d, ..., aus welchen das Urtheil M zusammengesetzt werden kann, zur Bildung desselben in der That beitragen können, müssen sie alle zum Wenigsten in sofern gleichzeitig erscheinen, daß immer, bevor die eine derselben noch ganz verschwunden ist, die andere schon angefangen hat. Denn wenn das Gegentheil wäre, wenn wir z. B. auf die Subjectvorstellung eines Satzes schon vergessen hätten, bevor wir zur Betrachtung seiner Prädicatvorstellung kämen: so wäre es gewiß nicht möglich, daß wir das Urtheil fällen. Wie aber das bloße gleichzeitige Daseyn gewisser Vorstellungen in unserer Seele noch lange nicht genüget, um sagen zu können, daß sie die Theile einer einzigen Vorstellung ausmachen: so kann dieses auch nicht genügen, um sie als Theile eines einzigen Urtheiles zu betrachten; sondern hiezu ist nöthig, daß sie noch überdieß in eine gewisse ganz eigenthümliche Verbindung mit

einander treten. Fragt man, worin diese Verbindung bestehe: so weiß ich bloß zu sagen, es müsse eine Art wechselseitiger Einwirkung dieser Vorstellungen auf einander seyn. Von welcher Beschaffenheit aber dieß Einwirken seyn müsse, um eben ein Urtheil zu erzeugen, vermag ich nicht näher zu bestimmen; und vielleicht daß es auch keiner andern Bestimmung fähig ist, als eben nur der durch den Begriff der Wirkung, die es hervorbringen soll.

5) So groß auch der Einfluß seyn mag, den unser Wille auf die Entstehung und Beschaffenheit unserer Urtheile dadurch ausübt, daß wir (nach §. 286. n° 5.) unsere Aufmerksamkeit willkürlich auf gewisse Vorstellungen richten, von andern abziehen, und so unsern ganzen Gedankenlauf abändern können: so hängt es doch nie und nirgends von unserm Willen allein und unmittelbar ab, ob wir ein Urtheil fällen oder nicht; dieses erfolgt vielmehr nach einem gewissen Gesetze der Nothwendigkeit bloß nach Beschaffenheit der sämmtlichen in unserer Seele so eben gegenwärtigen Vorstellungen.

Anmerk. In mehren Lehrbüchern liest man, daß jedes Urtheil wesentlich nichts Anderes sey, als ein deutlich gedachter Begriff. So sagt es z. B. Krug (L. §. 51. Anm. 1.); und Schulze (L. §. 45.) führt noch das Beispiel an, „das Urtheil: der Körper „ist roth, enthalte dieselbe Verbindung der Begriffe, die in dem „Begriffe eines rothen Körpers vorkommen." — Auch Crusius (W. z. G. §. 202.) sagte schon: „Ein Satz ist von einer zusam„mengesetzten Idee nur in der Art der Betrachtung und dem „Zwecke derselben unterschieden. Nämlich bei der zusammen„gesetzten Idee denkt man den einen Theil derselben sowohl als „den andern, und betrachtet sie nur zusammen als ein Ganzes, „z. B. der unsterbliche Gott; bei den Sätzen aber denkt man die „angeführten Ideen eben in der Absicht, sich ihr Verhältniß vor„zustellen, z. B. Gott ist unsterblich." Solche Behauptungen sind meines Erachtens nur durch den Umstand veranlaßt worden, daß zwischen manchen Urtheilen und deutlich gedachten Begriffen allerdings eine große Aehnlichkeit herrschet; wie auch, daß unsere Seele durch das deutliche Denken eines Begriffes, d. h. durch die Bemerkung der Bestandtheile, aus denen er zusammengesetzt ist, oft zu gewissen Urtheilen über die ihm unterstehenden Gegenstände, und umgekehrt durch manches Urtheil auch wieder zur

Bildung eines deutlichen Begriffes veranlaßt wird. Wenn wir uns z. B. den Begriff Welt verdeutlichen und uns bewußt werden, daß er das Merkmal der Zufälligkeit enthalte: so veranlaßt uns dieses leicht zu dem (analytischen) Urtheile: Die Welt ist ein Inbegriff zufälliger Substanzen. Wenn wir dagegen das Urtheil fällen: ein Dreieck kann auch einen rechten Winkel haben, so veranlaßt uns dieses, uns den (deutlichen) Begriff eines rechtwinkligen Dreieckes zu bilden. Darum sollte man aber noch eben nicht behaupten, daß irgend ein Urtheil (geschweige denn jedes) ein und dasselbe sey mit einem deutlich gedachten Begriffe. Durch den Begriff wird ja nichts ausgesagt, ein Urtheil aber sagt etwas aus. Und wenn dieß nicht so wäre, wenn irgend ein Satz völlig dieselben Bestandtheile enthielte, die ein Begriff enthält, und auch in derselben Verbindung: wie könnte es wahr seyn, was Crusius sagt, daß sich beide gleichwohl in der Art der Betrachtung und in dem Zwecke unterscheiden, daß man dieselben Merkmale in dem Begriffe sich als vereinigt in eine Summe denke, in dem Satze aber ihr Verhältniß gegen einander betrachte? Auch ist es nicht einmal wahr, daß der Begriff: der unsterbliche Gott, völlig dieselben Bestandtheile habe, wie der Satz: Gott ist unsterblich. Denn da der erstere deutlicher auch so ausgedrückt werden kann: Gott, welcher unsterblich ist, so sieht man, daß in ihm der Begriff des beziehenden Fürwortes Welcher vorkommt, der in dem Satze fehlet. Noch offenbarer ist der Unterschied zwischen den Bestandtheilen des Begriffes: ein rother Körper (d. h. ein Körper, welcher roth ist) und den Bestandtheilen des Satzes: der Körper (d. h. dieser bestimmte Körper) ist roth. Denn die Vorstellung: Dieß, die in dem Satze vorkommt, erscheinet gewiß nicht in dem Begriffe. — Je offenbarer mir aus dem innersten Selbstbewußtseyn hervorzugehen scheinet, was ich in n° 5. gesagt; um so räthselhafter ist mir, daß manche Weltweise (ich will nur an Fichte und Fries erinnern) das Urtheilen als eine willkürliche Thätigkeit, und die Vernunft als die freieste Kraft im Menschen beschreiben.

§. 292.

Was wir ein einziges Urtheil nennen, und wann wir von mehren Urtheilen sagen, daß sie einander gleich oder ungleich wären.

Aus Betrachtungen, ähnlich jenen des §. 273., erhellet, daß es am zweckmäßigsten sey, die ganze Zeit, innerhalb

deren ein und derselbe objective Satz, wenn gleich auf mancherlei Weise, doch ununterbrochen in unserm Gemüthe erscheint, als die Dauer nur eines einzigen Urtheiles anzusehen, und nur dann erst von mehren Urtheilen zu sprechen, wenn entweder derselbe Satz in demselben Gemüthe in unterbrochenen Zeiten erscheinet, oder wenn seine Erscheinung in den Gemüthern verschiedener Wesen vorgeht, oder wenn es verschiedene Sätze sind, von deren Erscheinung wir sprechen. Eben so einleuchtend ist, daß wir Urtheile, die wir kraft der so eben getroffenen Bestimmung der Zahl nach unterscheiden, wenigstens dann auch als ungleich ansehen müssen, wenn sie Erscheinungen verschiedener Sätze sind. Werde ich also künftig von gleichen Urtheilen reden, so ist das Wenigste, was man darunter zu verstehen hat, daß es Urtheile sind, die einerlei Satz enthalten; nach Umständen aber wird man diese Gleichheit auch noch auf einige andere Beschaffenheiten ausdehnen dürfen.

§. 293.*

Stärke oder Lebhaftigkeit, ingleichen Zuversicht eines Urtheils.

Da jede einzelne Vorstellung eine gewisse Lebhaftigkeit besitzt: so werden wir auch jedem Urtheile, wiefern es eine Verbindung mehrer Vorstellungen ist, eine gewisse Lebhaftigkeit beilegen dürfen; wenn wir darunter nichts Anderes als die Lebhaftigkeit seiner einzelnen Theile verstehen. Von dieser Lebhaftigkeit, welche dem Urtheile aus der Lebhaftigkeit seiner einzelnen Theile erwächst, werden wir aber noch unterscheiden müssen die Kraft und Wirksamkeit, die es aus der besondern Art, wie jene Theile zu einem Urtheile verbunden sind, erhält. Denn weil ein Urtheil nicht in einer bloßen Summe von Vorstellungen, sondern in einer gewissen, wirksamen Verbindung derselben bestehet, und diese bald mehr, bald weniger Innigkeit haben kann: so wird die Wirksamkeit eines Urtheils bei einerlei Stoffe desselben und auch bei gleicher Lebhaftigkeit seiner einzelnen Vorstellungen noch von etwas Anderem, von der bald größeren, bald geringeren Innigkeit, mit der sich die einzelnen Theile

desselben

desselben zu einem Ganzen verbinden, abhangen. Es sey mir erlaubt, diesen Grad der Wirksamkeit oder Kraft eines Urtheils den Grad der Zuversicht, mit der wir es fällen, zu nennen. In Hinsicht auf den Satz, welcher den Stoff dieses Urtheiles ausmacht, nennt man den Grad der Zuversicht, mit der wir es fällen, auch den Grad des Beifalls (assensio), den wir dem Satze beilegen, den Grad unsers Fürwahrhaltens, zuweilen wohl auch den Grad unserer Gewißheit bei dem Satze. Wenn zwei verschiedene Menschen ein Paar Urtheile fällen, die einerlei Stoff, d. h. einen und eben denselben Satz enthalten; und wenn die einzelnen Vorstellungen, aus welchen diese Urtheile bestehen, bei beiden dieselbe Stärke besitzen: so kann es gleichwohl noch einen Unterschied in dem Grade der Zuversicht geben, mit welcher sie, ein Jeder sein Urtheil, aussprechen. Bei demjenigen nun, der es mit größerer Zuversicht fället, wird das Urtheil auch eben darum mehr Wirkung äußern, als bei dem andern; und umgekehrt, wo sich die Wirksamkeit eines Urtheils bei gleicher Lebhaftigkeit stärker bezeugt, da muß die Zuversicht stärker seyn.

Anmerk. Wie nothwendig es sey, die Lebhaftigkeit eines Urtheils, d. h. diejenige Wirksamkeit desselben, die aus der Stärke seiner einzelnen Vorstellungen entspringt, von der Zuversicht, als der Wirksamkeit, welche es durch den Grad der Kraft erhält, mit der sich seine einzelnen Theile zu einem Ganzen vereinigen, zu unterscheiden: das wird am anschaulichsten, wenn die Eine dieser zwei Größen beinahe verschwindet, während die andere auf einer sehr hohen Stufe stehet. Es zeigt sich nämlich, daß dann in beiden Fällen die Wirksamkeit des Urtheils sehr gering ist. So wird ein Wollüstling, dem wir die Wahrheit zurufen, daß Wollust Schmerz gebäre, durch diesen Zuruf nur wenig gerührt; nicht weil die einzelnen Vorstellungen, aus welchen diese Wahrheit bestehet, bei ihm nur wenig Lebhaftigkeit haben, sondern weil er dieß Urtheil nicht mit genugsamer Zuversicht fället. Eben so oft geschieht es, daß Menschen, die an gewissen religiösen Wahrheiten nicht den geringsten Zweifel hegen, in ihrem Betragen sich gleichwohl nach ihnen wenig richten, lediglich weil die Begriffe, aus welchen diese Wahrheiten zusammengesetzt sind, in ihrer Seele keine Lebendigkeit haben. — Die Benennung: Zuversicht, schien mir unter mehren, welche die deutsche Sprache hat, den

§. 295.

Dunkle und klare Urtheile.

Nicht bloß unsere Vorstellungen, sondern auch unsere Urtheile pflegen wir selbst in der Sprache des gemeinen Lebens in dunkle und klare einzutheilen. So sagt man z. B., daß man dieß oder jenes nur dunkel erkannt, dieß und jenes dagegen klar eingesehen habe; in welchem Falle es offenbar ist, daß man nicht von bloßen Vorstellungen, sondern von völligen Urtheilen rede. Es däucht mir aber, daß man den Unterschied zwischen dunkeln und klaren Urtheilen am füglichsten auf dieselbe Art auffasse, auf welche ich §. 280. den zwischen dunkeln und klaren Vorstellungen bestimmte. Denn nicht nur die Vorstellungen, welche in unserm Gemüthe erscheinen, können als etwas Wirkliches, das in uns selbst vorhanden ist, ein Gegenstand der uns inwohnenden Anschauungskraft werden, sondern dieß gilt aus gleichem Grunde auch von unsern Urtheilen. Auch von diesen vermögen wir uns Anschauungen zu verschaffen, und müssen dergleichen haben, so oft wir uns eines unserer eigenen Urtheile bestimmt bewußt werden, und das Urtheil, daß wir dieß oder jenes geurtheilt haben, fällen. Wie nun die Vorstellungen, welche wir in uns selbst wieder anschauen, den Namen der klaren erhalten: so werden auch die Urtheile, die wir auf eine solche Weise fällen, daß uns von ihnen selbst wieder eine Anschauung wird, den Namen klarer Urtheile verdienen. Solche dagegen, bei denen dieß nicht der Fall ist, mögen wir dunkle Urtheile nennen.

Anmerk. Da die Begriffe der Klarheit und Dunkelheit im gewöhnlichen Leben so häufig auch auf Urtheile ausgedehnt werden: so ist es befremdend, daß die meisten Logiker nur in der Lehre von den Begriffen von diesem Unterschiede reden; gerade als ob sie voraussetzten, daß nur Begriffe allein in dunkle und klare eingetheilt werden könnten. Einige geben jedoch dadurch das Gegentheil zu verstehen, daß sie den Unterschied zwischen Klarheit und Dunkelheit nicht auf Begriffe allein beschränken, sondern auf Vorstellungen überhaupt ausdehnen, unter welchem Ausdrucke sie bekanntlich nicht bloß dasjenige, was ich Vorstellung nenne, sondern auch Urtheile befassen. So spricht besonders Fries (Syst. d. L.

§. 9.) von den dunkeln und klaren Vorstellungen auf eine Art, aus welcher unverkennbar hervorgeht, daß er auch Urtheile mit einbegriffen habe; oder wie könnte es sonst z. B. (S. 51) heißen; „Alle diese Kenntnisse sind beständig in mir gegenwärtig, aber „jedesmal ist mir nur Weniges davon, bald dieses bald jenes, „klar vor der Vorstellung." U. s. w. Immer bleibt es hiebei ein Uebelstand, daß man wohl bei der Lehre von den Urtheilen eigens auf diesen Unterschied zurückwies.

§. 296.

Deutliche und verworrene Urtheile.

1) Wie der Begriff der Klarheit, so läßt sich, glaube ich, auch jener der Deutlichkeit auf Urtheile ausdehnen. Sagten wir §. 281. von einer Vorstellung, sie habe Deutlichkeit, wenn wir den Inhalt derselben kennen, und also anzugeben wissen, ob und aus welchen Theilen sie bestehe: so werden wir ähnlicher Weise von einem Urtheile sagen, es habe Deutlichkeit, wenn wir die Theile desselben (deren es einige jederzeit hat) zu bestimmen vermögen. Wenn wir dieß nicht vermögen: so wird es undeutlich oder verworren genannt werden können.

2) Wie wir bei einer Vorstellung Grade der Deutlichkeit unterschieden: so werden wir dieß auch bei Urtheilen thun dürfen. Ist nämlich ein Urtheil uns zwar deutlich, aber nur so, daß seine nächsten Bestandtheile uns nicht mehr deutlich sind, d. h. wissen wir zwar, aus welchen nächsten Theilen (aus welcher Subject=, Prädicat= und Bindevorstellung) es bestehe, wissen wir aber nicht, ob diese selbst schon einfach, oder aus Theilen, und aus welchen Theilen sie noch zusammengesetzt sind: so soll diese Deutlichkeit des Urtheils vom ersten Grade heißen. Sind uns auch noch die nächsten Bestandtheile des Urtheils deutlich, doch nicht mehr diejenigen, aus welchen diese selbst wieder bestehen, so mag diese Deutlichkeit vom zweiten Grade heißen, u. s. w. Gibt es endlich gar keine Theile des Urtheils, von denen wir nicht eine deutliche Vorstellung hätten; wissen wir also die Zergliederung des Urtheils bis auf die durchaus einfachen Theile desselben fortzusetzen, und kennen wir diese als einfach: so soll diese Deutlichkeit die vollendete heißen.

3) Kein Urtheil, dessen Deutlichkeit bloß von dem ersten Grade ist, hat die vollendete Deutlichkeit; denn wir wissen da nur seine nächsten Bestandtheile anzugeben, ohne dabei zu wissen, ob diese schon selbst einfach, oder noch zusammengesetzt sind. Ein einfaches Urtheil dagegen, d. h. ein Urtheil, dessen nächste Bestandtheile schon durchaus einfach sind, hat schon vollendete Deutlichkeit, wenn es die Deutlichkeit des zweiten Grades erreicht hat. Denn nun kennen wir schon die einfachen Theile, aus denen es bestehet, und wissen von ihnen, daß sie es sind. Jedes Urtheil endlich, welches aus einer nur endlichen Menge von Theilen bestehet, verstattet auch eine nur endliche Anzahl von Graden der Deutlichkeit.

Anmerk. Vermag ich auch die hier versuchte Anwendung des Begriffs der Deutlichkeit auf Urtheile durch kein Ansehen eines bisherigen Bearbeiters der Logik zu unterstützen: so scheint sie doch der gemeine Sprachgebrauch eben so gut als die ähnliche Anwendung des Begriffes der Klarheit zu begünstigen. Denn wie oft sagen wir nicht, daß wir dieß oder jenes recht deutlich einsehen, oder im Gegentheil, daß es nur undeutlich und verworren von uns erkannt werde? u. dgl.

§. 297.

Ob jedes Urtheil Anfang und Ende habe?

Wer von unsern Vorstellungen zugibt, daß sie Anfang und Ende haben, ja daß sie wesentlich nichts Anderes als gewisse in unserer Seele vor sich gehende Veränderungen sind (§. 282.), der muß das Gleiche auch von unsern Urtheilen behaupten; weil diese aus jenen zusammengesetzt sind. Auch unsere Urtheile also, nicht einige bloß, sondern alle sind nur von endlicher Dauer und ihrem Wesen nach nicht etwas Ruhendes, sondern eine in unserer Seele vor sich gehende Veränderung, eine Wirkung von Kräften, welche nur in der Zeit zu wirken vermögen. Und in der That in einem zu starken Widerspruche mit unserm innersten Bewußtseyn stände die gegentheilige Behauptung, daß keines unserer Urtheile in uns entstehe oder aufhöre, daß somit zu der Zeit, von der wir zu sagen pflegen, daß wir ein Urtheil in ihr

geschöpft hätten, in unserer Seele wirklich nichts Anderes vorgegangen wäre, als daß ein schon von jeher in uns vorhandenes Urtheil jetzt nur lebhafter ward; und daß sich eben so in Augenblicken, wo wir ein oder das andere unserer früher gefällten Urtheile widerrufen, nichts Anderes ergebe, als daß ein Urtheil, welches schon zu der Zeit des vorigen in unserer Seele vorhanden war, jetzt nur an Stärke oder Zuversicht gewinne. Wenn dieses wirklich wäre, wenn die Erscheinung, welche wir das Verwerfen eines früheren und das Annehmen eines neuen dem ersten widersprechenden Urtheiles nennen, eigentlich nur aus jenem Uebergewichte entspränge, welches die wandelbare Stärke oder Zuversicht des einen Urtheils über das andere gewinnt: so sollte man glauben, daß ein Urtheil, dem wir einst widersprachen, in unserer Seele nie mit der völligen Zuversicht auftreten könne, mit der wir andere, nie widersprochene Urtheile fällen. So ist es aber nicht; sondern wenn anders der Grund, der uns zu unserm früheren Urtheile bestimmte, als völlig behoben erscheint, oder wenn wir sogar wahrnehmen, daß er für das gerade Gegentheil, nämlich für unsere jetzt angenommene Meinung spreche: so macht die Erinnerung an unsern früheren Irrthum der Zuversicht, mit der wir das gegenwärtige Urtheil aussprechen, keinen Eintrag; es wäre denn höchstens in sofern, als sie den Gedanken herbeiführt, daß wir auf eine ähnliche Weise, wie ehedem, auch jetzt wieder irren könnten. Dieser Gedanke aber ist ein ganz anderes Urtheil als jenes früher gefällte, welches vielmehr in ihm als irrig vorausgesetzt wird.

§. 298.

Ob jedes Urtheil nach seinem Verschwinden noch eine Spur von sich hinterlasse?

Behauptete ich (§. 283.) mit Recht, daß jede Vorstellung, wenn sie selbst aufgehört hat, noch eine gewisse Spur, die etwas Wirkliches ist, von sich zurücklasse: so werden wir eben dieß wohl auch von allen Urtheilen annehmen dürfen.

1) Was einmal solche Urtheile anlangt, die in uns klar wurden, d. h. von denen wir uns eine gewisse Anschauung verschafften: so folgt es schon aus dieser Anschauung,

welche als eine Art von Vorstellung nach ihrem Verschwinden eine Spur von sich hinterlassen muß, daß wir auch von dem Urtheile selbst eine Art von Spur, nämlich in dieser von seiner Anschauung hinterbliebenen Spur behalten. Denn weil diese letztere von einer solchen Beschaffenheit seyn muß, daß sich aus ihr die Anschauung, von der sie herrührt, erkennen lasse: so muß auch das Urtheil, auf das sich diese Anschauung als ihren Gegenstand bezog, aus ihr erkennbar seyn.

2) Allein auch Urtheile, die uns nicht klar wurden, dürften bei ihrem Verschwinden eine Art Spur von sich hinterlassen. Denn da ein jedes Urtheil als solches schon aus Vorstellungen bestehet, die sich in einer bestimmten Verbindung und Wechselwirkung befinden: so kann es nicht anders aufhören, als daß seine Vorstellungen entweder selbst aufhören, oder wenigstens aus der bisher bestandenen Verbindung treten. Da aber diese Verbindung etwas Wirkliches ist: so scheint aus eben dem Grunde, aus dem ich ein Aehnliches von den Vorstellungen behauptete (§. 283. n° 2.), zu folgen, daß auch jene Verbindung nicht aufhören könne, ohne daß eine gewisse Spur von ihr in unserer Seele zurückbleibt.

3) Daß jede Vorstellung eine Spur von sich zurücklasse, erwiesen wir oben auch aus dem merkwürdigen Vermögen, das wir haben, uns unserer ehemaligen Vorstellungen unter bestimmten Umständen wieder erinnerlich zu werden. Ein solches Vermögen wohnt uns aber auch in Betreff unserer Urtheile bei. Auch dieser pflegen wir uns zu Zeiten wieder zu erinnern. Dieß kann nur dadurch geschehen, daß wir — nicht mehr sie selbst, wohl aber eine von ihnen nach ihrem Verschwinden hinterbliebene Spur, in uns gewahr werden.

4) Gewiß gibt es also dergleichen Spuren und nicht nur einige, sondern alle unsere Urtheile lassen bei ihrem Verschwinden gewisse Spuren zurück, die nur nach der verschiedenen Beschaffenheit derselben, nach der bald größeren, bald geringeren Lebhaftigkeit und Zuversicht, womit wir sie fällen, bald stärker, bald schwächer, bald so, bald anders geartet seyn mögen.

§. 299.

Wirkungen, die diese Spuren unserer Urtheile erzeugen.

1) Es läßt sich von selbst erachten, daß wenn von unsern Urtheilen gewisse Spuren zurückbleiben, diese auch Wirkungen von einer ähnlichen Art hervorbringen werden, wie die Spuren, welche unsere Vorstellungen hinterlassen. Auch jene werden als etwas Wirkliches und in uns selbst Befindliches von der uns beiwohnenden Anschauungskraft unter gewissen Umständen angeschaut werden können. Es wird erlaubt seyn, dergleichen Anschauungen eines schon ehemals gefällten Urtheils eine Erneuerung, ein Wiederaufleben oder Erwachen desselben zu nennen; wenn wir uns durch diese Benennungen nicht verleiten lassen, zu glauben, daß ein solches Anschauen der Spur eines früher gefällten Urtheiles eine Art Wiederholung desselben Urtheiles sey, d. h. daß wir dieß Urtheil jetzt, da wir die von demselben hinterlassene Spur in uns anschauen, wieder von Neuem fällen. Dieß muß so wenig geschehen, daß wir vielmehr eine solche Anschauung auch zu dem Urtheile, daß wir vorhin ein falsches Urtheil gefällt hätten, benützen können.

2) Wird die Anschauung, welche wir uns von einer in uns hinterbliebenen Spur eines früheren Urtheils verschaffen, von uns nicht selbst wieder angeschaut, so ist sie eine bloß dunkle Vorstellung; wird sie auch angeschaut, so erhält sie Klarheit. Gehen wir noch weiter, und erkennen wir, daß die Anschauung, die wir so eben haben, Anschauung von der Spur eines gefällten Urtheiles ist; bilden wir also das Urtheil, daß wir dieß Urtheil einst gefällt: so kann man sagen, daß wir uns dieses Urtheiles erinnern. Es läßt sich vermuthen, daß das Wiederaufleben eines früher gefällten Urtheiles bei Weitem öfter eine dunkle Vorstellung bleibe, als es zur Klarheit gelangt, und bei Weitem öfter zur bloßen Klarheit gelange, als es bestimmte Erinnerung wird. Da es bereits allgemein üblich ist, die Namen: Einbildungskraft, Gedächtniß, Phantasie von dem Vermögen zu gebrauchen, nach welchem wir die von einer Vorstellung in uns hinterbliebene Spur wieder anschauen können: so wird

es wohl erlaubt seyn, in einer etwas erweiterten Bedeutung diese Benennungen auch auf das ähnliche Vermögen, das uns in Hinsicht auf ganze Urtheile beiwohnet, auszudehnen. Wir haben zu diesem Zwecke nichts Anderes nöthig, als zu sagen, daß das Gedächtniß überhaupt dasjenige Vermögen sey, durch welches die Seele die von ihren eigenen Thätigkeiten hinterlassenen Spuren unter gewissen Umständen anschauen kann. Aus ähnlichen Gründen können wir auch den Begriff der Erinnerungskraft so erweitern, daß dieß Vermögen sich auch auf unsere Urtheile, ja auf die sämmtlichen Thätigkeiten der Seele überhaupt erstrecket; indem wir sagen, daß es die Fähigkeit sey, aus der Wahrnehmung einer in der Seele zurückgelassenen Spur von einer gewissen Thätigkeit derselben das Urtheil abzuleiten, daß sie einst diese Thätigkeit ausgeübt habe.

3) Die Gesetze, nach denen die Seele bei dem Geschäfte der Wiederbelebung ihrer ehemals gefällten Urtheile vorgeht, scheinen völlig dieselben zu seyn, nach welchen auch die Wiederbelebung ihrer Vorstellungen erfolgt. Verrichtungen, die von unserer Seele einst gleichzeitig ausgeübt wurden, treten in eine solche Verbindung mit einander, daß die Wiederholung der Einen (d. h. das Vornehmen einer ihr gleichen) auch das Anschauen der Spuren, die von den übrigen zurückgeblieben sind, veranlasset.

4) Wenn wir uns eines unserer einmal gefällten Urtheile wieder erinnern: so kann es entweder geschehen, daß wir dieß Urtheil auch jetzt noch richtig finden, in welchem Falle wir es im eigentlichen Sinne des Wortes wiederholen; oder wir halten es jetzt nicht mehr für richtig, wir wiederholen es nicht. Bei der Wiederholung kann der Grad der Zuversicht, mit dem wir das Urtheil gegenwärtig fällen, bald größer, bald geringer seyn, als es das erste Mal war. So kann insbesondere eben die Bemerkung, daß wir, so wie wir jetzt urtheilen, schon früher geurtheilt haben, eine Ursache werden, daß wir unser Urtheil gegenwärtig mit um so größerer Zuversicht fällen. U. s. w.

§. 300.*

Vermittlung eines Urtheils durch andere Urtheile.

1) Es ist nun Zeit, daß wir die Untersuchung der wichtigen Frage von der Entstehung unserer Urtheile beginnen. Daß die Art dieser Entstehung nicht bei allen dieselbe sey, leuchtet gleich auf den ersten Blick ein. Das Urtheil, daß das Verhältniß des Durchmessers zu seinem Umkreise irrational sey, kommt doch gewiß auf eine ganz andere Weise in uns zu Stande, als etwa das Urtheil: „Ich fühle jetzt eben einen Schmerz," oder ein diesem ähnliches.

2) Besonders merkwürdig ist nun diejenige Entstehungsart eines Urtheils, wenn es durch ein oder etliche andere verursacht, oder wie man auch sprechen kann, vermittelt wird. Ich sage aber, daß ein Urtheil M durch ein oder etliche andere A, B, C, D, ... verursacht oder vermittelt werde, wenn die Ursache, daß wir das Urtheil M fällen, darin liegt, daß wir so eben auch die Urtheile A, B, C, D, ... gefällt. Ich nenne das Urtheil M in einem solchen Falle das verursachte, erzeugte oder vermittelte, die A, B, C, D, ... aber die verursachenden, erzeugenden oder vermittelnden. Häufig pflegt man die Handlung des Geistes, durch die er von den Urtheilen A, B, C, ... zu dem Urtheile M übergehet, einen Schluß oder ein Schließen, auch wohl ein Folgern, und eben deßhalb das Urtheil M auch ein geschlossenes, oder gefolgertes, oder abgeleitetes, die Urtheile A, B, C, D, ... aber die Vordersätze, häufig auch wohl (obgleich sehr uneigentlich) die Gründe desselben; endlich die Fähigkeit unserer Seele, in dem Fürwahrhalten der Sätze A, B, C, D, ... die Ursache zu dem Fürwahrhalten des Satzes M zu finden, ihre Schlußkraft oder ihr Schlußvermögen zu nennen. Urtheile, die nicht vermittelt sind, worin auch immer die Ursache ihrer Entstehung sonst gelegen seyn mag, sollen mir unvermittelte oder unmittelbare Urtheile heißen. Um also in Wahrheit sagen zu können, daß zwischen den Urtheilen A, B, C, D, ... von der einen, und dem Urtheile M von der andern Seite ein Verhältniß

der **Vermittlung** in der so eben erklärten Bedeutung Statt finde, ist es noch nicht genug, daß die Urtheile A, B, C, D, . . . nur eine bloße **Veranlassung** zur Bildung des Urtheils M abgeben; sondern in ihrem Vorhandenseyn muß schon die vollständige Ursache von dem Entstehen des Urtheiles M liegen. Unter dieser **vollständigen** Ursache verstehe ich jedoch, um dieß noch näher zu bestimmen, nicht eben, daß zur Entstehung des Urtheiles M durchaus nichts Anderes als das Daseyn der Urtheile A, B, C, D, . . ., nicht einmal die Thätigkeit eines eigenen Vermögens der Seele erforderlich wäre; sondern nur, daß außer den angegebenen Urtheilen A, B, C, D, . . . sonst kein anderes Urtheil mehr nothwendig sey, um schon das Urtheil M herbeizuführen. Haben wir also z. B. das Urtheil, daß Cajus ein Gelehrter sey, gefällt; und ereignet es sich, daß uns bald darauf das Urtheil: „Gelehrte pflegen oft eitel zu seyn," in den Sinn kommt: so dürfen wir dieß letztere gleichwohl noch nicht als vermittelt durch das erstere betrachten; denn es ist wohl vielleicht durch dasselbe veranlaßt, indem der hier vorkommende Begriff eines Gelehrten jenen der Eitelkeit als einen damit associirten herbeiführte, und dadurch endlich das Urtheil, „daß Gelehrte oft eitel zu seyn pflegen," hervorrief; allein die Ursache, weßhalb wir dieses Urtheil fällen (weßhalb wir die Gelehrten in dem Verdachte der Eitelkeit haben) liegt in Erfahrungen und Urtheilen eines ganz anderen Inhaltes, als das Urtheil, daß auch C. zu den Gelehrten gehöre. Dieß letztere ist zu dem ersteren ganz und gar entbehrlich. Wenn wir dagegen das Urtheil, daß C. ein Mensch ist, und bald darauf das zweite, daß C. fehlbar sey, aussprechen: so kann man zwar nicht sagen, daß jenes zu diesem unentbehrlich gewesen sey, aber es reichte doch für sich allein zur Erzeugung des zweiten nicht hin, sondern hiezu mußte noch irgend ein anderes Urtheil, etwa daß **alle** Menschen fehlbar sind, mitwirken. So werden wir also, wenn wir genau reden wollen, nicht von dem einzelnen Urtheile, daß C. ein Mensch ist, für sich allein, wohl aber von der Verbindung der beiden Urtheile, daß C. ein Mensch ist, und daß alle Menschen fehlbar sind, behaupten, daß zwischen ihnen und dem auf sie gefolgten Urtheile, daß

also auch C. fehlbar sey, ein Verhältniß der Vermittlung obwalte.

3) Aus diesem und ähnlichen Beispielen erhellet zugleich, daß es ein solches Verhältniß der Vermittlung zwischen einigen unserer Urtheile, und somit Urtheile, die vermittelt heißen können, in der That gebe. Eben so sicher ist aber, daß es auch unvermittelte Urtheile gibt. Denn das Daseyn der vermittelten läßt sich am Ende doch nur durch das Daseyn der unvermittelten begreifen.

4) Ein Urtheil M, das durch Vermittlung der A, B, C, D, ... entstehet, folget der Zeit nach auf diese; jedoch nur so, daß sie noch nicht ganz verschwunden seyn dürfen, wenn dieses schon entstehet. Die Richtigkeit dieser Behauptung bestätiget theils die Beobachtung, die wir, ein Jeder an unsern eigenen Urtheilen anstellen können, theils folgt sie auch von selbst aus jenem Verhältnisse der Gleichzeitigkeit, das zwischen einer Wirkung und ihren Ursachen Statt finden muß.

5) Haben gewisse Urtheile A, B, C, D, ... das Urtheil M einmal bei uns vermittelt: so folgt noch gar nicht, daß sie demselben jederzeit als die vermittelnde Ursache vorhergehen müßten, daß wir dasselbe nie anders als durch Vermittlung, und zwar gerade durch die Vermittlung der A, B, C, D, ... zu bilden vermöchten; noch weniger läßt sich behaupten, daß eben die Urtheile, die ein gewisses anderes M bei uns vermittelten, auch bei jedem andern denkenden Wesen zu seiner Vermittlung nothwendig sind. So kann ich z. B. das Urtheil, daß Cajus ein Gelehrter sey, einmal daraus ableiten, daß es mir Jemand, der ihn genauer kennt, versichert; ein andermal kann ich es aus einem mit ihm gepflogenen Gespräche selbst entnehmen, u. dgl.

6) Man erachtet leicht, daß es uns sehr willkommen seyn müßte, wenn wir von einem jeden unserer Urtheile mit Bestimmtheit anzugeben wüßten, ob es zur Classe der unvermittelten, oder zu jener der vermittelten gehöre, und in dem letzteren Falle, aus welchen andern Urtheilen es in uns erzeugt worden sey. Dieses ist aber keine so leichte Sache. Denn nicht alle Urtheile, die wir doch wirklich fällen,

gelangen zur Klarheit in uns, d. h. werden von uns selbst wieder angeschaut; vielmehr die meisten bleiben dunkel, und wir sind eben deßhalb nicht im Stande, uns ihrer zu erinnern, oder bewußt zu werden, um so weniger sie wörtlich anzugeben. Dennoch bringen sie gar manche Wirkungen in unserm Gemüthe hervor, und können namentlich auch das Entstehen anderer Urtheile vermitteln. Daher geschieht es denn wirklich sehr oft, daß wir ein Urtheil aus andern abgeleitet haben, und doch die Urtheile, aus welchen wir dasselbe abgeleitet, nicht anzugeben wissen; daß es im Gegentheile uns scheint, als wäre dasselbe ein unvermitteltes Urtheil, während es in der That durch viele andere vermittelt worden ist. Bloß aus dem Umstande also, daß wir nicht anzugeben wissen, aus welchen Urtheilen ein von uns eben gefälltes Urtheil hervorgegangen sey, dürften wir nicht schließen, es sey ein unvermitteltes; sondern dieß würden wir höchstens dann thun dürfen, wenn eine nähere Betrachtung uns zeigte, daß das vorliegende Urtheil seiner Natur nach entweder nie, oder nur dann vermittelt seyn könne, wenn wir uns dieser Vermittlung bewußt sind.

7) Um aber dieses beurtheilen zu können, müssen wir erst die verschiedenen Arten, wie Urtheile überhaupt aus andern vermittelt werden, genauer kennen lernen. Ich glaube nun, daß ein Urtheil M durch gewisse andere A, B, C, D,... nur dann vermittelt werden könne, wenn einer von folgenden drei Fällen Statt findet: a) entweder die Sätze A, B, C, D,... müssen insgesammt wahr seyn, und zu dem Satze M in dem Verhältnisse des objectiven Grundes zu seiner Folge stehen, in der Bedeutung des §. 198.; oder b) der Satz M muß, wenn auch nicht eben eine Folge aus A, B, C, D,... doch aus denselben ableitbar seyn in der Bedeutung des §. 155.; oder endlich c) der Satz M muß hinsichtlich auf die Sätze A, B, C, D,... wenn auch nicht völlige Gewißheit, doch einen bestimmten Grad von Wahrscheinlichkeit haben, in der Bedeutung des §. 161. Soll die Richtigkeit dieser Behauptung einleuchtend werden: so muß ich zeigen, erstlich daß jeder von den hier angegebenen drei Fällen zuweilen Statt finde; dann daß es sonst

keine andere Art, ein Urtheil durch Vermittlung anderer zu bilden, gebe.

8) Daß es nun erstlich Fälle gibt, die unter die sub a) beschriebene Entstehungsart eines Urtheils gehören, wird Niemand in Abrede stellen, der nur überhaupt zuläßt, daß Wahrheiten in dem Verhältnisse einer Abfolge zu einander stehen, und daß wir Menschen das Vorhandenseyn eines solchen Verhältnisses wenigstens zuweilen einzusehen vermögen. Denn wenn in den Wahrheiten A, B, C, D, ... der Grund der Wahrheit M liegt; wie sollte die Erkenntniß der M sicherer und vollständiger bewirkt werden können, als durch die Erkenntniß der A, B, C, D, ... die ihren Grund ausmachen?

9) Aber auch Fälle, die unter b) gehören, gibt es; d. h. auch das Fürwahrhalten gewisser Sätze A, B, C, D, ..., aus welchen ein anderer M rücksichtlich auf gewisse Vorstellungen i, j, ... ableitbar ist, reichet, ich sage, nicht immer, doch zuweilen hin, um das Fürwahrhalten des Satzes M zu bewirken. Zwar hat es den Anschein, als bedürfte es, um zu diesem Fürwahrhalten des Satzes M zu gelangen, nebst dem Fürwahrhalten der Sätze A, B, C, D, ... noch eines Mehren, nämlich noch der Erkenntniß der Wahrheit, daß M ableitbar sey, aus A, B, C, D, ... Und daß dieß in vielen Fällen wirklich so sey, gebe ich gerne zu. So wird z. B. nicht Jeder, der die zwei Sätze:

Alle P sind M, und
Einige S sind keine M,

für wahr hält, alsbald auch zu dem Urtheile: Einige S sind also keine P, übergehen; sondern dieß wird vielleicht nur derjenige, dem zugleich auch die Schlußregel einfällt, die in den Schulen Barocoo genannt wird. Daß dieses aber nicht immer so sey, daß wir wenigstens manchmal von dem Fürwahrhalten gewisser Sätze A, B, C, D, ... sofort zu dem Fürwahrhalten eines aus ihnen ableitbaren Satzes M fortschreiten können, ohne uns erst der Wahrheit, daß ein Satz von der Form M aus Sätzen von der Form A, B, C, D, ... ableitbar sey, erinnert zu haben, ja sie auch nur zu kennen: das läßt sich, glaube ich, daraus erweisen, weil im entgegengesetzten Falle nicht ein einziger Schluß, d. h. nicht ein ein-

ziges Urtheil, das sich auf andere Urtheile als seine Ursache gründet, zu Stande kommen könnte. Denn vermag ich die Wahrheit des Satzes M nicht sofort aus der erkannten Wahrheit der Sätze A, B, C, D,... zu erkennen; sondern bedarf ich hiezu erst noch der Einsicht in die Wahrheit, daß sich aus Sätzen, wie A, B, C, D, ... ein Satz wie M ableiten lasse: so sind es eigentlich folgende zwei Erkenntnisse, die der Erkenntniß des Satzes M vorhergehen: a) „Jeder „Inbegriff von Vorstellungen, der an der Stelle der i, j,... „die Sätze A, B, C, D, ... wahr macht, macht auch den „Satz M wahr; und die Sätze A, B, C, D, ... sind so, wie sie vorliegen, wahr; oder die Vorstellungen i, j, ..., die in „den Sätzen A, B, C, D, ... ursprünglich vorkommen, sind „ein Inbegriff solcher Vorstellungen, welcher sie wahr macht." — Wer sieht nun nicht, daß die Art, wie sich aus diesen zwei Urtheilen, das Urtheil M ergibt, abermals nur ein Erkennen des Schlußsatzes aus seinen Vordersätzen sey? Soll also kein Schlußsatz aus seinen Vordersätzen als wahr erkannt werden können, ohne daß erst die Regel, nach welcher dieser Schluß gebildet ist, selbst erkannt wird: so reichen die beiden so eben angeführten Urtheile noch immer nicht hin, um die Erkenntniß des Satzes M zu erzeugen; was nicht nur der eben angenommenen Voraussetzung widerspricht, sondern auch zeigt, daß es auf diese Art überhaupt unmöglich wäre, jemals ein Urtheil aus andern herzuleiten, weil man hiezu im Grunde einer unendlichen Menge von Urtheilen bedürfte. Denn was ich so eben von der Nothwendigkeit gesagt, daß zu den zwei vorstehenden Urtheilen noch ein drittes hinzukommen müßte, das aussagt, daß der Satz, den wir als Schlußsatz aus ihnen ableiten sollen, wirklich als Schlußsatz aus ihnen ableitbar sey: gilt auch, wenn dieser Satz bereits hinzugekommen ist. Auch jetzt wird ein vierter erfordert, der zeige, daß die drei nur gefundenen sich zu dem abzuleitenden wirklich wie Vordersätze zu ihrem Schlußsatze verhalten, und so in's Unendliche.

10) Daß endlich auch die dritte in n° 7. erwähnte Art der Entstehung eines Urtheils aus andern Statt finde; d. h. daß wir uns durch das Fürwahrhalten gewisser Sätze A, B, C, D, ..., die einem anderen M bloße Wahrschein-

scheinlichkeit geben, zuweilen auch zu dem Fürwahrhalten dieses bestimmen lassen, kann nicht geläugnet werden; da es so viele Beispiele beweisen, daß wir, wenn die Voraussetzungen A, B, C, D, . . . von uns für wahr gehalten werden, und in unserm Gemüthe so eben gegenwärtig sind, nicht nur das Urtheil, daß M wahrscheihlich sey (welches sich aus ihnen vermittelst eines vollkommenen Schlusses ableiten ließe), sondern das Urtheil M selbst zu fällen pflegen. So sagen wir nicht bloß, es sey wahrscheinlich, daß sich im kommenden Frühjahre die Oberfläche der Erde wieder mit Kräutern und Blumen überziehen werde, weil dieß so oft schon geschehen ist, sondern wir erwarten dieß geradezu, d. h. wir fällen (mit einem größeren oder geringeren Grade der Zuversicht) das Urtheil selbst, daß dieß geschehen werde.

11) Es ist nun noch zu beweisen, daß es nebst diesen drei Arten, wie ein Urtheil durch gewisse andere erzeugt wird, keine vierte gebe. Worauf man hier noch am ehesten verfallen könnte, ist dieses: ob wir nicht auch zuweilen von gewissen Urtheilen A, B, C, D, . . ., die wir gefällt haben, zu einem neuen M übergehen, bloß weil wir uns einbilden, daß es in einem der drei erwähnten Verhältnisse zu jenen ersteren stehe, obgleich dieß gar nicht in Wirklichkeit ist? Geschieht es denn nicht, und nur zu oft, daß wir auch falsche Schlüsse bilden, und also Sätze aus andern ableiten, die sich der Wirklichkeit nach aus ihnen gar nicht ergeben? — Ich antworte: daß wir zuweilen auch eine falsche Regel der Ableitung für richtig halten, und vermittelst derselben aus gewissen Urtheilen A, B, C, . . . zu einem neuen M fortschreiten, das wirklich nicht aus ihnen fließet, ist freilich nicht zu läugnen; allein wenn dieser Fortschritt zu dem neuen Urtheile M nicht unmittelbar aus der Betrachtung der Sätze A, B, C, D, . . . hervorgeht, sondern nur darum erfolgt, weil wir eine falsche Schlußregel für eine richtige ansehen, nämlich, weil wir uns irriger Weise einbilden, daß aus Sätzen, wie A, B, C, D, . . . ein Satz wie M ableitbar sey: so wird ja das Urtheil M nicht durch die Urtheile A, B, C, D, . . . allein, sondern durch sie und durch das (wenn auch nur stillschweigend hinzugedachte)

Urtheil, daß sich aus Sätzen wie A, B, C, D, ... ein Satz wie M ableiten lasse, erzeuget. Mit andern Worten, das Urtheil M kommt hier zum Vorscheine, weil wir die beiden folgenden Urtheile fällen: „Wenn die Sätze A, B, C, D, ... wahr sind, ist auch der Satz M wahr;" und: „die Sätze A, B, C, D, ... sind wahr." Aus diesen beiden Sätzen aber ist der Satz M nicht bloß scheinbarer Weise, sondern in Wahrheit ableitbar; die Art also, auf die wir hier zu dem Urtheile M gelangen, ist keine Ausnahme von der Behauptung der n° 7., sondern sie ist unter der dort sub lit. b. beschriebenen Entstehungsart eines Urtheils enthalten. Um eine wirkliche Ausnahme zu finden, müßte man nur behaupten, daß wir das Urtheil M aus der Betrachtung der Urtheile A, B, C, D, ... so unmittelbar erzeugen, daß wir uns die falsche Schlußregel nicht einmal stillschweigend hinzu zu denken brauchen. Hiezu wäre offenbar nöthig, daß sich in unserm Geiste eine eigene Einrichtung befände, kraft deren wir aus Urtheilen von der Form A, B, C, D, ... ein Urtheil von der Form M erzeugen, obwohl dieses zu jenen weder in dem Verhältnisse einer Abfolge noch in dem einer Ableitbarkeit, ja auch nur Wahrscheinlichkeit stehet. Wer wollte nun glauben, daß eine solche Einrichtung in unserm Geiste vorhanden sey? Ihr Daseyn ließe sich einzig nur dann behaupten, wenn es sich zeigte, daß gewisse Urtheile, die wir mit aller uns möglichen Vorsicht fällen, mit anderen eben so vorsichtig gebildeten in einem entschiedenen Widerspruche stehen. Allein dieß hat noch Niemand nachgewiesen. Wollten wir aber auch ohne einen bestimmten Beweis dafür, daß eine so fehlerhafte Einrichtung in unserem Geiste vorhanden sey, bloß darum, weil doch die Unmöglichkeit derselben noch nicht erwiesen ist, ihr Daseyn befürchten: so dürften wir aus einem gleichen Grunde nicht einem einzigen aller unserer Urtheile trauen, d. h. wir müßten gar keine Urtheile fällen, welches, da es doch selbst nur die Folge eines Vertrauens wäre, das wir in jene Urtheile setzen, die uns zu diesem Entschlusse bestimmten, ein Widerspruch wäre.

12) Wenn ich nach dem Bisherigen noch einige Beispiele von Urtheilen anführen sollte, die ich für unvermit-

letzte halte: so würde ich von folgenden zwei Formen der Urtheile behaupten, nicht daß alle denselben unterstehenden einzelnen Urtheile unvermittelt seyn müßten, wohl aber, daß jede derselben einige, die unvermittelt sind, umfasse. a) Die eine dieser Formen ist: Ich — habe — die Erscheinung A; d. h. das Subject aller dieser Urtheile ist das sie aussprechende Wesen (Ich) selbst, während ihr Prädicat den Besitz irgend einer in diesem Wesen so eben vor sich gehenden Erscheinung, z. B. einer so eben vorhandenen Vorstellung, eines so eben gefällten Urtheiles, einer so eben gegenwärtigen Empfindung, eines Willensentschlusses u. dgl. vorstellt. b) Die andere Form lautet: Dieß (was ich jetzt eben anschaue) — ist — ein A; d. h. die Subjectvorstellung ist hier eine in dem urtheilenden Wesen so eben gegenwärtige Anschauung, welche dasselbe einem gewissen Begriffe A unterstellt; indem es z. B. sagt: Dieß (was ich jetzt eben anschaue) ist etwas Rothes, oder ein Wohlgeruch, u. dgl. Daß wir auch solche Urtheile zuweilen durch einen Schluß ableiten können, wie wenn wir aus der Wahrnehmung einer von uns selbst verrichteten Handlung schließen, daß wir erst eine Vorstellung von ihr gehabt haben müssen, oder wenn wir von einer jetzt eben in uns vorhandenen Anschauung urtheilen, daß sie die Wirkung eines äußeren Gegenstandes von dieser und jener Art sey, ist freilich wahr, allein unmöglich können alle Urtheile dieser zwei Formen vermittelte seyn, weil jedes vermittelte Urtheil der Art ein anderes, das von derselben Art ist, voraussetzt. Um aus der Handlung, die ich so eben verrichte, zu schließen, daß ich eine gewisse zu ihrer Ausübung benöthigte Vorstellung gehabt haben müsse, muß ich zuvor das Urtheil: Ich habe die Handlung A verrichtet, fällen. Und soll ich das Urtheil: Die Anschauung X ist ein A, nicht unmittelbar fällen; so muß ich es aus einem Paare anderer: Die Anschauung X ist ein B, und alle B sind A, ableiten. — Es sey mir nun erlaubt, alle der einen oder der anderen dieser zwei Formen unterstehenden Urtheile, sofern sie unmittelbar gebildet werden, Wahrnehmungsurtheile, und noch bestimmter, unmittelbare Wahrnehmungsurtheile zu nennen. Alle vermittelten Urtheile aber, wiefern sie eine Anschauung enthalten, mögen Erfah-

rungsurtheile in dieses Wortes engerer Bedeutung (§. 294.) heißen.

13) Bei einigem Nachdenken sieht man, daß es der unvermittelten Urtheile noch bei Weitem mehre geben müsse, als wir so eben beschrieben. Insonderheit muß es auch unter den sogenannten reinen Begriffsurtheilen verschiedene geben, die nicht vermittelt sind. Denn wären die Urtheile nº 12. die einzigen unmittelbaren: so müßten alle übrigen, die wir noch sonst fällen, unmittel- oder mittelbar aus ihnen entstanden seyn. Nun ist es aber durchaus nicht abzusehen, wie dieß geschehen könnte. So mögen wir z. B. aus einem Satze von der Form: Ich habe die Anschauung A, wohl allenfalls unmittelbar den Schluß ziehen: Es muß also irgend ein Wirkliches da seyn, das diese Anschauung in mir hervorbringt; allein das Urtheil: „Jede Anschauung, welche in mir oder irgend einem anderen, endlichen Wesen entstehet, setzet das Daseyn eines Wirklichen, das sie erzeuget, voraus,“ — kann weder aus dem gegebenen, noch aus irgend einem der unter nº 12. angeführten Arten der Urtheile, noch aus einer Verbindung mehrer derselben, weder unmittel- noch mittelbarer Weise hervorgehen.

14) Unter den Urtheilen, die wir aus andern ableiten, befindet sich, wie schon nº 6. bemerkt wurde, eine beträchtliche Anzahl solcher, bei denen wir uns der Art ihrer Ableitung nicht bewußt sind. Mag dieß nun daher kommen, weil uns die hiezu nöthigen Schlüsse durch die vielfältige Wiederholung seit unserer frühesten Kindheit schon so geläufig geworden sind, daß wir sie gegenwärtig mit einer viel größeren Geschwindigkeit verrichten, als daß sie in solchem Fluge von unserer Anschauungskraft aufgefaßt werden könnten; oder was sonst daran Ursache sey: so verdienen es dergleichen Urtheile immer, daß wir sie von denjenigen unterscheiden, die wir auf eine mit Bewußtseyn begleitete, ja oft sehr mühsame Weise gewinnen. Da nun die ersteren eben, weil man sich ihrer Ableitungsart nicht bewußt ist, meistens für unmittelbar angesehen werden: so will auch ich mir in Ermanglung einer andern Benennung zuweilen erlauben, sie so zu nennen, doch nur in Fällen, wo hieraus kein Miß-

verstand hervorgehen kann, oder mit dem erklärenden Beisatze, daß dieß in einer weiteren oder uneigentlichen Bedeutung des Wortes geschehe. Die Urtheile der n° 12. sollen dann vorzugsweise, oder eigentlich, oder im strengsten Sinne unmittelbare heißen. So halte ich (um ein Beispiel zu geben) dafür, daß wir das Daseyn nicht eines einzigen (äußeren) Gegenstandes, um so weniger seine Beschaffenheiten oder Veränderungen, z. B. ob er so eben in Bewegung oder nicht in Bewegung sey, u. dgl. unmittelbar erkennen. Fällen wir also z. B. das Urtheil, daß hier ein Vogel fliege: so halte ich das für ein geschlossenes Urtheil. Weil wir uns aber der Vordersätze, auf denen es beruhet, gewöhnlich nicht bewußt sind: so betrachten wir es meistens für eine unmittelbare Wahrnehmung; und behaupten eben deßhalb, daß wir den Flug dieses Vogels nicht schlößen, sondern unmittelbar sähen. Gewiß ist auch zwischen der Art, wie wir den Flug dieses Vogels, und z. B. die Bewegung des Stundenzeigers an einer Taschenuhr erkennen, ein großer Unterschied. Die letztere nämlich erkennen wir, weil wir bemerken, daß dieser Zeiger gegenwärtig an einer andern Stelle sey, als es diejenige ist, an der wir ihn einige Minuten früher wahrgenommen hatten, d. h. wir sind uns der Gründe, aus denen wir seine Bewegung folgern, bewußt. Um also diesen Unterschied auch durch die Sprache auszudrücken, sagen wir von der Bewegung des Zeigers, daß wir sie nicht unmittelbar gesehen hätten, sondern nur schließen. Obwohl nun diese Ausdrücke nicht ganz genau sind: so mag man sich ihrer doch bedienen, geschieht es nur in Fällen, wo kein Mißverstand daraus hervorgehen kann, oder mit Beisätzen, die sein Entstehen verhindern.

1. Anmerk. Den n° 2. aufgestellten Begriff der unmittelbaren Urtheile trifft man auch anderwärts häufig genug an; nur daß er nicht immer gehörig erklärt, mit dem verwandten Begriffe von einer Grundwahrheit zuweilen verwechselt, und in der Anwendung öfters von Sätzen gebraucht wird, die wirklich schon vermittelte Urtheile sind. So dürften die Urtheile, die Tetens (in s. phil. Vers. B. 1. S. 491) „Grundurtheile über unsere Empfindungen" nennt, nichts Anderes seyn, als reine, unmittelbare Wahrnehmungsurtheile; obgleich er sie, etwas undeutlich als „Urtheile über

„die wirklichen, unmittelbaren Gegenstände des Bewußtseyns, die „die Erkenntniß des unmittelbaren Bewußtseyns ausmachen," erkläret. Als Beispiele führt er die Urtheile an: „Ich höre, ich „sehe, ich fühle einen Schmerz, ich denke, ich stelle mir etwas „vor, u. dgl." — die wirklich alle unmittelbare Wahrnehmungsurtheile sind. Auch die Behauptung, daß diese Urtheile eben so nothwendig wären, wie die geometrischen Axiome (was wohl nichts Anderes heißen soll, als daß bei ihnen ein Irrthum so wenig möglich sey, als bei den geometrischen Axiomen, und daß die andern Urtheile aus ihnen abgeleitet wären), paßt ganz auf diese Art von Urtheilen. Auch Hr. Stiedenroth (Theorie des Wissens, Gött. 1819) scheint unter dem Namen der gegebenen Urtheile nur unmittelbare zu verstehen, wenn er (S. 144) sagt: „Die gegebenen Urtheile dürfen keine Denkurtheile, sondern sie müssen bloße Bewußtseynsurtheile seyn, d. h. sie dürfen „nicht aus der Reflexion entspringen, sondern sie müssen unmittelbar, nach vollendeter Wahrnehmung, ohne unser Zuthun, mit „Nothwendigkeit entstehen." Wenn er aber S. 145 als Beispiel „die Urtheile über den sittlichen Werth oder Unwerth einer Hand„lung" anführt, so wird man an seiner Erklärung wieder irre. Denn Urtheile über den sittlichen Werth oder Unwerth einer Handlung sind doch gewiß vermittelt, ob wir uns gleich der Vordersätze, aus welchen wir sie ableiten, selten deutlich bewußt seyn mögen. Gerne gestehe ich übrigens, daß die n⁰ 12. angenommene Unterscheidung der Ausdrücke: Wahrnehmungs- und Erfahrungsurtheile etwas Willkürliches habe, weil sie voraussetzt, daß man sich unter dem Worte Wahrnehmung eine solche Veränderung in dem Gemüthe denke, aus der ein oben beschriebenes Wahrnehmungsurtheil, und unter dem Worte Erfahrung eine solche, aus welcher ein sogenanntes Erfahrungsurtheil hervorgehet; was gleichwohl in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht geschieht, indem hier beide Worte beinahe als gleichgeltend genommen werden. Inzwischen hat bekanntlich schon Kant eine Unterscheidung derselben, wie es ungefähr die obige ist, für die Zwecke der Wissenschaft nöthig gefunden.

2. Anmerk. Die Behauptung der n⁰ 9., daß wir wenigstens manchmal aus der erkannten Wahrheit gewisser Sätze A, B, C, D,... sofort zur Erkenntniß der Wahrheit des aus ihnen ableitbaren Satzes M fortschreiten, ohne uns erst der Wahrheit, daß ein Satz von der Form M aus Sätzen von der Form A, B, C, D,... ableitbar sey, zu erinnern, ja sie auch nur zu kennen, dürfte

bestritten werden von allen jenen Logikern, die keine unmittelbaren Schlüsse zugeben, weil sie behaupten, daß die Regel, nach welcher der Schlußsatz hier aus der einen Prämisse abgeleitet wird, wenn wir sie auch nicht ausdrücklich anführen, doch stillschweigend hinzugedacht werden müsse. Diese werden von allen unseren Schlüssen behaupten, daß wir den Schlußsatz aus seinen Vordersätzen nie mit voller Zuversicht ableiten, wenn wir nicht erst die Regel, nach welcher diese Ableitung erfolgt, als richtig anerkennen. Und in der That, wenn dieses Anerkennen nur so zu verstehen seyn sollte, daß wir jene Regel, wenn sie uns Jemand vorlegt, nicht für unrichtig ansehen werden: so ist es allerdings wahr, was hier gesagt wird, stehet aber auch mit meiner obigen Behauptung in keinem Widerstreite. Was ich nicht zugeben kann, ist nur, daß die erwähnte Regel von uns wenigstens stillschweigend immer hinzugedacht werden müsse. Denn diese Behauptung folgerecht durchgeführt, leitet darauf, daß wir zu einem jeden Schlußsatze einer unendlichen Menge Prämissen bedürften.

3. Anmerk. Was ich no 11. behauptete, daß eine jede Schlußart, die wir nicht erst durch Nachdenken angenommen haben, sondern gleichsam instinctartig üben, richtig seyn müsse, dürfte gleichfalls nicht allgemein zugestanden werden. Denn wie viele Gelehrte sind nicht der Meinung, daß all unser Wissen der objectiven Wahrheit ermangle, oder daß wenigstens diese nicht dargethan werden könne. So werden sie also auch von den Regeln des Schließens, nach denen wir bei der Ableitung unserer Urtheile aus andern vorgehen, nicht voraussetzen wollen, daß diese objectiv wahr sind. Andere werden, wenn sie auch zulassen, daß die menschliche Schlußkraft in gesundem Zustande nach keiner unrichtigen Regel verfahre, doch zweifeln, ob dieß auch von den Zuständen der Verrücktheit, des Wahnsinnes und der Narrheit gesagt werden könne? Hieher gehört gewisser Maßen auch die Kantsche Lehre v. d. Antinomien d. r. Vernunft in ihrem specul. Gebrauche, ingleichen die Behauptung Herbarts (Lehrb. z. Einl. in d. Phil. §. 6. u. a. O.), „daß die Auffassung der Welt „und unserer selbst verschiedene Begriffe herbeiführe, welche, je „deutlicher sie gemacht werden, gerade um so weniger die gesuchte „Vereinigung unserer Gedanken zulassen, vielmehr Zwiespalt an„richten in allen den Betrachtungen, worauf sie Einfluß haben „können." Ich weiß auf dieses Alles keine andere Antwort, als

die ich schon im Paragraph selbst gegeben. Die Widersprüche, die man bemerkt haben will, sind meiner Ansicht nach nur scheinbar.

§. 301.*

Ueber die eigenthümliche Art, wie durch das bloße Verhältniß der Wahrscheinlichkeit Urtheile entstehen.

1) Der vorige Paragraph hat uns mit drei verschiedenen Arten, wie Urtheile durch Vermittlung anderer entstehen, bekannt gemacht. Die erste und zweite hat nichts Befremdendes; bei der dritten aber findet sich eine eigene Schwierigkeit, über die ich nicht stillschweigen darf. Wenn nämlich die Frage aufgeworfen wird, wodurch es geschehe, daß die Betrachtung gewisser Wahrheiten A, B, C, D, . . ., in welchen der objective Grund einer anderen M liegt, die Erkenntniß auch dieser letzteren in uns hervorbringen könne; ingleichen, wodurch es geschehe, daß wir von gewissen Urtheilen A, B, C, D, . . . zu einem neuen M, welches aus ihnen ableitbar ist, übergehen: so ist die leichte Antwort, daß dieses durch die Wirkung jenes uns eigenen Maaßes der Erkenntnißkraft erfolge. Denn da wir uns ein Wesen, welchem wir eine unendliche Erkenntnißkraft beilegen, auch als allwissend, d. h. in dem Besitze der Erkenntniß aller Wahrheiten, folglich auch in dem Besitze der Erkenntniß aller Verhältnisse der Abfolge sowohl als der Ableitbarkeit denken: so ist es sehr begreiflich, wenn wir Menschen, die wir mit einem wenigstens endlichen Theile dieser Erkenntnißkraft begabt worden sind, nicht alle, aber doch einige, nämlich die leichteren Verhältnisse dieser Art erkennen. Etwas ganz Anderes aber ist es, wenn uns gewisse Urtheile A, B, C, D, . . ., zu welchen ein bestimmter Satz M in einem bloßen Verhältnisse der Wahrscheinlichkeit stehet, nicht zu dem Urtheile, daß M nur wahrscheinlich sey, sondern zu dem Urtheile M selbst veranlassen. Hier können wir durchaus nicht sagen, daß dieses eine Wirkung der uns inwohnenden Erkenntnißkraft sey. Denn der Satz M ist in der That nicht immer eine Wahrheit; und ein Wesen, dessen Erkenntnißkraft unendlich ist, urtheilt nicht so, wie wir. Es fället wohl das Urtheil, daß der Satz M Wahrscheinlichkeit habe;

aber es fället nicht das Urtheil M selbst. Es fragt sich also, wie eben nur wir zu diesem Urtheile kommen? — Eine eigene einfache, Kraft, die uns zu solchen Urtheilen leitet, in unserer Seele anzunehmen, ist nicht wohl thunlich; sonst müßten wir sagen, daß dem allvollkommenen Wesen eine Kraft, die wir haben, mangle. Wir müssen also die Entstehung solcher Urtheile in uns vielmehr als eine Erscheinung betrachten, welche nur durch die Beschränktheit unserer Kräfte, und wenn auch nicht eben durch eine einzige, doch durch die Wechselwirkung mehrer hervorgebracht wird. Ungefähr eben, wie die Kraft des Begehrens bei endlichen Wesen in eine Kraft des Wünschens und eine des Wollens zerfällt, deren die erstere bei dem unendlichen Wesen nicht angetroffen wird, weil sie aus einer bloßen Unvollkommenheit, nämlich nur aus der Beschränktheit des eigenen Wohlseyns hervorgehet; so ist es auch mit der Kraft des Urtheilens, welche bei endlichen Wesen sich auch als ein Verknüpfen solcher Vorstellungen äußert, die keinen gewissen, sondern nur einen wahrscheinlichen Satz geben. Und wie das Wünschen im Grunde nur als ein unvollkommenes Wollen betrachtet werden könnte; so ist auch die Zuversicht, mit welcher das endliche Wesen sein Urtheil bildet, wenn es ein bloß wahrscheinlicher Satz ist, nur unvollkommen, verglichen mit derjenigen, mit welcher es das völlig Gewisse ausspricht.

2) So viel läßt sich (wie ich meine) behaupten, auch ohne noch über die eigentliche Art, wie dieß geschehe, welche viel schwerer zu enträthseln seyn dürfte, entschieden zu haben. Sollte ich aber auch hierüber eine Vermuthung beibringen: so würde ich sagen, daß die Entstehung der erwähnten Urtheile auf jener uns eigenthümlichen Beschränktheit beruhe, vermöge deren wir nur eine bestimmte Menge von Vorstellungen in unser Gemüth auf einmal aufnehmen können. Durch diesen Umstand geschieht, daß wir bei allen etwas zusammengesetzten Vorstellungen sowohl als Urtheilen einige ihrer Bestandtheile, diejenigen, die unsere Aufmerksamkeit minder an sich ziehen, aus dem Bewußtseyn fallen lassen. Bei Urtheilen nun, welche die Wahrscheinlichkeit eines Satzes M aussagen, ist — wenn anders diese Wahrscheinlichkeit so groß ist, daß

wir uns nach dem Satze zu richten haben, — er, der Satz selbst bei Weitem das Wichtigste; der Umstand dagegen, daß er noch keine ganz entschiedene Wahrheit, sondern nur Wahrscheinlichkeit habe, ist lange nicht so wichtig; weil wir ja auch schon bei dieser bloßen Wahrscheinlichkeit uns nach ihm richten müssen, als ob er Wahrheit hätte. Vermögen wir also wegen der vielen Theile, aus denen M zusammengesetzt ist, nicht Beides zugleich, sowohl die sämmtlichen Theile, aus welchen M bestehet, als auch noch überdieß den Gedanken, daß dieser Satz zwar keine vollkommene Gewißheit, aber doch eine so hohe Wahrscheinlichkeit habe, daß wir in unserm Benehmen uns nach ihm richten müssen, in unserem Bewußtseyn aufzubewahren: so scheint es mir natürlich, daß wir den letzteren Gedanken, als den unwichtigeren, fallen lassen, und unsere Aufmerksamkeit nur auf den Satz M selbst richten, nur diesen ganz aufzufassen und zu behalten streben. Dadurch geschieht dann, daß sich das Urtheil, welches dem Satze M nur einen bestimmten Grad der Wahrscheinlichkeit zugestehet, aus unserm klaren Bewußtseyn (falls es sich ja zu einem solchen bereits erhoben hatte) allmählig verlieret, und daß nur das Urtheil M selbst zurückbleibt.

§. 302.

Wie wir zu unsern unvermittelten Urtheilen gelangen?

Obgleich man einem Lehrbuche der Logik keineswegs ansinnen kann, daß es die Art beschreibe, wie wir zu einem jeden unserer Urtheile gelangen; so ist doch sehr zu wünschen, es würde über diesen Gegenstand wenigstens so viel gesagt, als nöthig ist, um nur die Möglichkeit der Entstehung so verschiedener Arten der Urtheile, als wir in unserm Bewußtseyn vorfinden, zu begreifen. Dieß will ich denn hier und in dem folgenden Paragraph einiger Maßen versuchen. Aus §. 300. wissen wir schon, daß einige unserer Urtheile unmittelbar, andere mittelbar entstehen. Hinsichtlich der ersteren nun läßt sich eben darum, weil sie durch keine Vermittlung anderer entstehen, über die Art ihrer Erzeugung sehr Weniges sagen. Sie sind entweder Anschauungs- oder Begriffsurtheile.

1) Die wichtigsten zwei Arten der unmittelbaren Anschauungsurtheile habe ich schon §. 300. n° 12. namhaft gemacht. Die erste Art ist von der Form: Ich — habe — die Erscheinung X. Urtheile dieser Art setzen zu ihrer Entstehung nur folgendes Beides voraus. Das urtheilende Wesen muß a) die Fähigkeit haben, eine Veränderung der Art, wie die Erscheinung X, zu erleiden, und es muß b) diese Erscheinung bei sich zur Klarheit erheben. Schaut das erkennende Wesen die in ihm eben vorhandene Erscheinung A (Vorstellung, Empfindung u. dgl.) an: so wird es auch im Stande seyn, das Urtheil, daß es sie habe, zu fällen. Schwieriger ist ohne Zweifel schon die Entstehung der Urtheile von der Form: Dieß (was ich jetzt eben anschaue) ist ein A, zu erklären; zumal sofern die Vorstellung A (wie ich den Fall für möglich erachte) nicht einfach, sondern oft sehr zusammengesetzt ist (§. 286. n° 8.). Solche Urtheile fället die Seele schwerlich gleich bei dem ersten Male, da ihr eine Anschauung von der Art A zu Theil wird. Wenn es sich aber (durch Einwirkung besonderer Umstände) ergibt, daß die Veränderungen, die zur Entstehung gewisser, einem Begriffe A unterstehender Anschauungen erforderlich sind, zu wiederholten Malen und in nicht allzulangen Zwischenräumen auf einander folgen: so liegt nichts Unbegreifliches in der Annahme, daß die Seele, die ihre ganze Aufmerksamkeit diesen Veränderungen widmet, allmählig eine immer genauere Vorstellung von ihren eigenthümlichen Beschaffenheiten gewinne; besonders wenn in den Zwischenzeiten wieder Veränderungen eintreten, die ein ganz anderes Gesetz befolgen; wodurch denn die Auffassung des Unterschiedenen gar sehr erleichtert wird. In solchen Fällen ist es, meine ich, nicht unbegreiflich, daß sich die Seele nach und nach einen Begriff von jenen Eigenthümlichkeiten bilde, den sie aus mehren Theilen zusammensetzen muß. Denn das Zusammensetzen eines Begriffes aus mehren passenden Theilen ist ein Vermögen, das wir der Seele jedenfalls zugestehen müssen, weil wir ja doch dergleichen Begriffe besitzen. Und alles dieses läßt sich um desto leichter begreifen, wenn wir voraussetzen, daß die Seele, indem sie es thut, nicht auch schon das Urtheil, daß sie es thue, darüber ausspreche,

d. h. daß sie es thue, ohne ein klares Bewußtseyn davon zu haben.

2) Wenn das Urtheil, welches wir ohne Ableitung aus anderen Urtheilen fällen, ein reines Begriffsurtheil ist: so kann doch immer noch die nähere Veranlassung dazu schon in gewissen, früher gefällten Urtheilen liegen; durch diese oder auch durch das Einwirken gewisser, äußerer Gegenstände kann es geschehen seyn, daß die zu unserm Urtheile erforderlichen Begriffe in unserer Seele angeregt wurden; der vollständige Grund, warum wir unser Urtheil gerade so abfassen, warum wir behaupten, daß einem jeden durch den Begriff A vorgestellten Gegenstande die durch den Begriff b vorgestellte Beschaffenheit zukomme, liegt in den angeführten Umständen allein noch nicht, sondern zu diesem Grunde gehöret ganz vornehmlich noch die eigenthümliche Beschaffenheit der beiden Begriffe A und b selbst. Wären diese anders, so würden wir, statt sie in dem Urtheile: A hat b, zu verbinden, vielleicht sie zu trennen für nöthig erachten. Da aber der Grund davon, daß wir besagte Begriffe verbinden, nicht auch in irgend einigen unserer früheren Urtheile gelegen seyn soll, weil das Urtheil sonst ein vermitteltes zu nennen wäre: so ist offenbar, daß wir, um die Erscheinung eines solchen Urtheils in unserm Gemüthe zu erklären, außer dem schon Gesagten nichts Anderes angeben dürfen, als weil wir uns unter A und b gerade nur diejenigen Begriffe vorstellen, die wir uns wirklich vorstellen.

§. 303.

Wie wir zu unsern allgemeinsten Erfahrungsurtheilen theils wirklich gelangen, theils doch gelangen können.

Anders als bei den unvermittelten, ist es bei den vermittelten Urtheilen, deren Entstehungsart sich allerdings schon näher muß angeben lassen. Doch werde ich mich, um nicht zu weitläufig zu werden, nur auf eine einzige Klasse derselben, nämlich nur auf diejenigen Erfahrungsurtheile einlassen, die wir gewöhnlich für unvermittelt halten, weil wir die Schlüsse, durch welche wir sie vermitteln, selten mit deutlichem Bewußtseyn anstellen. Zu bemerken ist aber,

daß es sich hier nicht um eine Angabe der bloßen Schlußweisen, nach denen wir bei der Erzeugung jener Urtheile vorgehen (wovon bereits hinlänglich an einem anderen Orte gesprochen worden ist), sondern um die Beschreibung dieser Schlüsse selbst, d. h. um die Angabe der merkwürdigsten Sätze, aus denen sie zusammengesetzt sind, handle. Endlich erinnere ich noch, daß wir nicht bloß zu beschreiben wünschten, wie solche Urtheile wirklich gebildet werden, sondern auch wie sie gebildet werden könnten und müßten, wenn der vernünftige Mensch sich selbst die möglich vollkommenste Rechenschaft von dieser Art seiner Urtheile ablegen wollte.

1) Die größte Schwierigkeit findet sich aber gerade dort, wo meines Erachtens der Anfang gemacht werden sollte, in der Erklärung, wie diejenigen Urtheile entstehen, in welchen wir die Zeitverhältnisse bestimmen, die unter gewissen, in uns selbst vorgehenden Erscheinungen obwalten; z. B. das Urtheil, „die Vorstellung A ist in mir früher als die Vorstellung B entstanden," u. dgl. Es däucht mir nämlich, dergleichen Urtheile dürften wir durchaus nicht für unvermittelte erklären. Wir sehen es unseren Vorstellungen, Empfindungen u. s. w. nicht schon unmittelbar an, welche aus ihnen die frühere oder die spätere sey u. dgl.; sondern wir müssen dieß erst aus der Bemerkung gewisser, an ihnen befindlicher Beschaffenheiten oder aus anderen Umständen schließen. Noch offenbarer ist jedoch, daß wir die Zeitverhältnisse, in welchen die in unserer eigenen Seele vorgehenden Veränderungen stehen, nicht allemal erst aus Wahrnehmung derjenigen Zeitverhältnisse schließen, die unter gewissen, äußeren Veränderungen obwalten. Denn so wahr es auch ist, daß wir zuweilen die Zeitverhältnisse, in welchen gewisse Vorstellungen oder Empfindungen in unserer Seele auf einander folgen, aus der bemerkten Zeitfolge gewisser, äußerer Dinge bestimmen: so kann dieses doch nicht durchgängig geschehen, sondern wir müssen die Zeitfolge, in welcher die äußeren Veränderungen stehen, der Regel nach erst aus der Zeitfolge in unserm Inneren entnehmen. Wir könnten unmöglich wissen, was in der Außenwelt früher oder später geschieht, wenn wir nicht eher wüßten, was in uns selbst früher oder

später erfolgt. So mag ich z. B. immerhin die Frage, welcher der beiden Gegenstände in meinem Aufenthaltsorte, jene Kapelle, oder dieß Haus, durch einen längeren Zeitraum hindurch von mir gesehen werden, mir nicht eher zu beantworten wissen, als bis ich höre, daß dieses um einige Jahre später als jene aufgeführt worden sey: im Allgemeinen ist es doch umgekehrt; nur aus der wahrgenommenen Zeitfolge in meinem Inneren kann ich erkennen, in welcher Zeitfolge die Erscheinungen in der Außenwelt stehen. Hieraus ergibt sich aber auch schon, daß wir, um diese Erkenntniß der Zeitfolge in unserm Inneren zu erklären, nicht erst zu unserer Erkenntniß räumlicher Verhältnisse unsere Zuflucht nehmen dürfen. Denn da die Orte der Dinge nichts Anderes sind, als diejenigen Bestimmungen an denselben, welche wir annehmen müssen, um uns erklären zu können, warum sie (bei dem Besitze der Kräfte, die wir an ihnen gewahren) gerade in diesen und jenen Zeitverhältnissen auf einander wirken: so leuchtet ein, daß alle räumlichen Verhältnisse nur erkannt werden können, wenn erst gewisse Zeitverhältnisse erkannt sind. Diesem widerspricht nicht, daß wir uns gleichwohl des Raumes (gewisser in ihm wahrgenommener Bewegungen) bedienen, um Zeiten zu messen. Denn jede nähere Betrachtung zeigt, daß wir den Umstand, ob eine zu einer bestimmten Zeit gehörige Veränderung im Raume in der That Statt gefunden habe, am Ende doch nur aus gewissen leicht zu erkennenden Zeitverhältnissen, namentlich jenem der Gleichzeitigkeit, entscheiden. Gewiß also, daß wir die Zeitverhältnisse, in welchen die einzelnen Erscheinungen in unserer Seele (namentlich ihre Vorstellungen, Empfindungen u. s. w.) zu einander stehen, zuweilen wenigstens aus ihrer innern Beschaffenheit allein beurtheilen. Und es fragt sich, wie dieß geschehe? Ob eine Vorstellung, Empfindung, oder Erscheinung überhaupt *jetzt eben gegenwärtig* in unserem Inneren sey, das (meine ich) müssen wir zuweilen *unmittelbar* zu erkennen vermögen. Denn sollten wir auch selbst dieß niemal unmittelbar erkennen: so wäre nicht abzusehen, wie es durch Schlüsse könnte herausgebracht werden. Denn daß sich kein Augenblick in der Zeit durch Begriffe bestimmen lasse, wenn nicht erst Einer als gegeben angenommen wird,

liegt doch am Tage. Daß aber, wenn wir den gegenwärtigen Augenblick nicht als gegeben ansehen wollen, noch weniger irgend ein vergangener oder künftiger dafür angesehen werden könne, ist gleichfalls offenbar. Gegeben aber wird uns ein Augenblick nur dadurch, daß man ihn als denjenigen bezeichnet, in welchem eine gewisse Erscheinung in unserem Inneren Statt hat. Und so müssen wir denn wenigstens manchmal unmittelbar erkennen, daß eine Vorstellung oder Empfindung in uns so eben gegenwärtig sey. Doch wird dieß ohne Zweifel nur bei solchen in unserer Seele vorhandenen Erscheinungen der Fall seyn können, die wir zur Klarheit erhoben haben (§. 280.)

2) Offenbar ist es ferner, daß wir wenigstens zuweilen im Stande seyn müssen, unmittelbar zu erkennen, daß in einer Vorstellung, die wir uns bilden, oder in einem Urtheile, welches wir fällen, gewisse Vorstellungen A, B, C, D, ... als Theile vorkommen. Wenn aber dieß ist, dann können wir schließen, daß diese mehren Vorstellungen A, B, C, D, ... in unserer Seele gleichzeitig Statt gefunden haben. Hier zeigt sich uns also ein Mittel, wodurch wir die Gleichzeitigkeit gewisser Vorstellungen in uns zu erkennen vermögen; und es leuchtet von selbst ein, daß ein Aehnliches auch von Urtheilen, Empfindungen und andern Erscheinungen in unserm Inneren gelte, wenn sie als Theile in einem Ganzen erscheinen, das nur durch ihre Wechselwirkung (also durch ihr gleichzeitiges Daseyn) zu Stande kommen konnte.

3) Eben so sicher ist es, daß wir zuweilen theils unmittelbar, theils doch aus Gründen, die von der gegenwärtigen Untersuchung ganz unabhängig sind, erkennen müssen, daß es ein Widerspruch wäre, zu sagen, daß die zwei Erscheinungen A und B in unserm Innern gleichzeitig Statt gefunden. So wäre es z. B. offenbar ein Widerspruch, sagen zu wollen, daß wir ein Urtheil A sowohl als auch die eigentliche Verneinung desselben, oder das Urtheil: A ist falsch, gleichzeitig gefällt hätten. Sind wir daher einmal genöthiget, das Daseyn gewisser, einander widersprechender Erscheinungen in unserm Inneren anzunehmen: so schließen wir, daß sie nur zu verschiedenen Zeiten in uns Statt

gefunden haben. Hier also ein Mittel, durch das wir erkennen, daß gewisse Erscheinungen in unserem Innern nicht zu derselben, sondern zu verschiedenen Zeiten bestanden.

4) Erkennen wir überdieß, daß die eine Erscheinung A eben gegenwärtig sey: so wissen wir, daß die andere, ihr widersprechende B, die wir doch gleichfalls in uns antreffen, in der Vergangenheit Statt gefunden habe. Erkennen wir z. B., daß wir das Urtheil Neg. A jetzt eben fällen, so wissen wir, daß wir das Urtheil A, falls wir es auch gefällt, in der vergangenen Zeit gefället haben müssen. Hiedurch vermögen wir denn das Verhältniß der Vergangenheit einer Zeit zu einer andern bestimmen.

5) Doch solcher Mittel dürfte es mehre geben. Denn es gibt mehrerlei Erscheinungen in unserm Innern, von denen wir sicher seyn können, daß die eine derselben der Zeit nach später oder früher als die andere seyn müsse. So muß ein Wunsch in unserer Seele gewiß früher vorhanden seyn als das Gefühl seiner Erfüllung. So müssen wir uns die einzelnen Vorstellungen, aus deren Verbindung eine zusammengesetzte entstehet, ohne Zweifel früher als diese vorgestellt haben: so müssen wir auch die einzelnen Urtheile, aus deren vereinter Betrachtung ein anderes abgeleitet wird, gewiß schon vor diesem gefällt haben, u. s. w. Erkennen wir nun aus dem in nº 2. angegebenen oder sonst einem anderen Merkmale, daß eine gewisse Erscheinung in unserer Seele gleichzeitig mit dem Wunsche, eine andere gleichzeitig mit dem Gefühle seiner Erfüllung gewesen: so können wir hiernächst auch über das Zeitverhältniß zwischen diesen andern Erscheinungen urtheilen.

6) Wenn eine Erscheinung in unserm Inneren A als ein Bestandtheil zu den mehren Erscheinungen M, N, O, ... gehöret, oder wenn wir auf sonst eine Weise erkennen, daß sie mit einer jeden von ihnen gleichzeitig Statt gefunden habe; und wir erkennen ferner, daß die Erscheinungen M, N, O, ... in irgend einem Stücke einander widersprechen, also gewiß nicht alle gleichzeitig Statt gefunden haben, oder wir schließen dieß auch aus sonst einem andern Grunde: so entdecken wir, daß die Erscheinung A zu mehren Zeiten,

und

und also (nach Umständen) entweder ununterbrochen durch diese Zeiten hindurch, oder in mehrmaliger Erneuerung in unserer Seele gewesen seyn müsse.

7) Da das Gesagte auch gilt, wenn die Erscheinung A aus mehren einzelnen Erscheinungen, z. B. Vorstellungen, Empfindungen u. dgl., zusammengesetzt ist: so können wir auf diese Art erkennen, mehre Vorstellungen (oder Erscheinungen) A, A′, A″,... mehrmal zu gleicher Zeit gehabt zu haben. Auf diese Art kann ich z. B. inne werden, daß ich schon mehrmal die Vorstellung von gewissen Farben (nämlich denjenigen, die sich an einer Rose befinden) und die Empfindung von einem gewissen Geruche (dem einer Rose) zu einerlei Zeit gehabt habe.

8) Wir kennen nun schon einige Arten, wie Urtheile, in denen wir aussagen, daß eine Vorstellung oder Erscheinung in unserm Inneren in eine frühere Zeit gehöre, zum Vorschein kommen können. Es gibt noch mehre derselben. So können wir mindestens mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß eine gewisse Vorstellung in unserm Gemüthe schon früher, und wohl auch mehrmal vorhanden gewesen seyn müsse, wenn wir sie leichter und mit weniger Aufmerksamkeit erzeugen, als es bei Vorstellungen von einer ähnlichen Zusammensetzung geschieht, u. dgl. Was insonderheit Urtheile anlangt: so können wir vermuthen, daß wir das Urtheil: A ist B, einmal bereits gefällt haben müssen, wenn es in unserm Bewußtseyn auftaucht, ohne daß wir die Gründe, warum wir es fällen, anzugeben vermögen, obgleich es offenbar nicht zu der Klasse derjenigen Urtheile gehöret, die unmittelbar erkannt werden können. So kann ich mit Recht schließen, daß ich das Urtheil: $\sqrt{2}$ sey $= 1{,}414\ldots$ schon einmal gefällt haben müsse, wenn es sich mir, ohne zu rechnen, darbeut.

9) Um eine gewisse Summe von Vorstellungen, Urtheilen, oder was immer für andern Erscheinungen in unserm Inneren zu erzeugen, brauchen wir eine bestimmte Zeit; und um dieselbe Summe von Vorstellungen oder Urtheilen ein zweites Mal zu bilden, verbrauchen wir ungefähr eine gleiche oder nur etwas kürzere Zeit. Dasselbe gilt auch, wenn diese

Erscheinungen eine gewisse Reihe bilden, d. h. wenn es eine bestimmte Ordnung gibt, in der sie der Zeit nach, die eine auf die andere, folgen, wie dieß z. B. mit den Vorstellungen Eins, Zwei, Drei, Vier u. s. w. bei dem Geschäfte des Zählens der Fall ist. Es sey nun a, b, c, d, e, ... y, z eine solche Reihe von Erscheinungen in unserm Inneren, und mit der ersten derselben a sey eine gewisse Erscheinung A, mit der letzten z eine gewisse andere Erscheinung B in unserer Seele gleichzeitig: so wissen wir, daß die beiden Erscheinungen A und B durch einen Zeitraum getrennt sind, der zur Erzeugung der sämmtlichen Vorstellungen b, c, ... y nothwendig war. Wenn wir die Reihe nach ihrem Ende gleich wieder anfangen, so zwar, daß wir mit ihrer Endvorstellung z auch schon die Vorstellung a wieder zum zweiten Male haben, und wenn, wie wir zum zweiten Male zu ihrem Ende z gelangen, die Erscheinung C in unsere Seele eintritt: so wissen wir, daß die Erscheinungen A und C ungefähr zweimal so weit von einander entfernt sind, als A und B. U. s. w. Hier hätten wir also ein Mittel, um auch das Verhältniß verschiedener Zeitlängen unter einander einiger Maßen zu schätzen. Wirklich bedienen wir uns dieses Mittels, wenn wir, um die Zeiträume zwischen den Erscheinungen A, B, C, D, ... zu messen, zwischen denselben zählen u. dgl.

10) **Wenn wir so eben eine Anschauung A haben: so müssen wir unmittelbar erkennen, ob sie zur Klasse der äußern oder innern gehöre (§. 286.); d. h. im ersten Falle, ob die Veränderung in unserer Seele, die wir so eben anschauen, als das Ergebniß der Einwirkung gewisser äußerer Gegenstände auf uns gedacht werden müsse. Auf diese Art erfahren wir, daß es auch äußere Gegenstände gebe, welche die Kraft haben, Anschauungen in uns hervorzubringen.**

11) Haben wir einige gleiche Anschauungen, d. h. passen dieselben Begriffe, welchen die eine untersteht, auch auf die übrigen (und wir müssen wenigstens zuweilen fähig seyn, dieses unmittelbar zu erkennen, §. 300, 12.): so schließen wir zwar nicht ganz sicher, doch mit Wahrscheinlichkeit, daß auch die Gegenstände, die sie hervorgebracht haben, gleich

seyn dürften. Sicher ist dieser Schluß nicht, weil auch ungleiche Ursachen zuweilen gleiche Wirkungen hervorbringen können. So kann z. B. die Anschauung Gelb einmal durch Einwirkung eines gelb gefärbten Gegenstandes auf unser Auge, ein andermal durch die in unserm Auge selbst befindlichen Säfte, wenn sie unnatürlich gefärbt sind, entstehen, u. dgl. So lange inzwischen nicht ein besonderer Umstand eintritt, der eine Ausnahme vermuthen läßt, ist es wahrscheinlicher, daß gleiche Wirkungen auch von gleichen Ursachen herrühren.

12) Wenn es sich nun mehrmals ereignet, daß wir gewisse Anschauungen, die den Begriffen A, B, C, D, ... unterstehen, gleichzeitig haben, und keine von ihnen je, oder doch nur selten, ohne die andere: so schließen wir mit vieler Wahrscheinlichkeit, es sey ein und derselbe wirkliche Gegenstand, der diese mehren Anschauungen in uns hervorbringt. Wir dürfen ihm deßhalb auch mehre Kräfte zugleich beilegen; nämlich eine Kraft zur Hervorbringung der Anschauung A, und eine andere zur Hervorbringung der Anschauung B, u. s. w. Durch diese Art zu schließen entdecken wir also allmählig, was für verschiedene Kräfte die uns umgebenden Dinge besitzen. Haben wir z. B. die Anschauung von einer rosenrothen Farbe und die von einem gewissen sehr angenehmen Geruche schon mehrmal gleichzeitig gehabt: so schließen wir hieraus, daß eben derselbe Gegenstand, der die eine dieser Anschauungen in uns hervorbrachte, auch Ursache der andern gewesen, oder, was eben so viel heißt, daß die Rose rieche.

13) Noch müssen wir uns aber erklären, warum der Gegenstand, dessen Vorhandenseyn wir so eben annahmen, die besagten Anschauungen A, B, C, D, ..., die er zuweilen in uns erweckt, nicht fortwährend bewirke. Dieß läßt sich schlechterdings nur entweder daraus erklären, daß dieser Gegenstand sich von Zeit zu Zeit ändere, oder daß es gewisse andere Gegenstände gebe, die seine Einwirkung auf uns durch ihre Dazwischenkunft hindern, oder daß seine räumlichen Verhältnisse zu uns sich ändern.

14) Wenn wir erfahren, daß in den meisten Fällen etwas erfolge, nachdem wir dasselbe vorher gewollt: so schließen wir, daß unser Wille die Ursache dieses Erfolges

sey, und daß wir mithin die Kraft haben, dergleichen Erfolge herbeizuführen. Durch dieses Mittel lernen wir mancherlei uns selbst inwohnende Kräfte kennen. Insonderheit werden wir inne, daß wir unter gewissen Umständen die Kraft haben, uns von bestimmten einzelnen Gegenständen nach unserm Belieben bald eine Anschauung zu verschaffen, bald wieder sie aufzuheben. So können wir uns z. B., wenn eine Rose in unsern Händen ist, bald die Empfindung ihres Geruches verschaffen, bald diese Empfindung auch wieder beendigen. Da dieses nun (nº. 13.) voraussetzt, daß entweder in jenen Gegenständen selbst, oder wenigstens in ihren räumlichen Verhältnissen zu uns, oder in irgend einem anderen uns umgebenden Dinge eine Veränderung vorgehe: so entdecken wir, daß uns die Kraft beiwohne, unserem Willen gemäß gar manche Veränderungen in den uns umgebenden, äußern Gegenständen oder in ihren räumlichen Verhältnissen zu uns hervorzubringen.

15) Nicht auf alle äußere Gegenstände, auf die wir dieser Erfahrung zu Folge durch unseren Willen einzuwirken vermögen, dürften wir unmittelbar, sondern auf viele derselben nur durch Veränderungen, die wir zuerst in andern hervorgebracht haben, einwirken. Immer muß es jedoch gewisse äußere Gegenstände geben, auf die wir unmittelbar einwirken. Den Inbegriff dieser pflegt man das Seelenorgan, und wenn noch überdieß alles dasjenige dazu gerechnet wird, was sich mit ihnen in organischem Zusammenhange (§. 394.) befindet, unseren Leib zu nennen. Es wird sich bald zeigen, auf welche Weise wir uns von dem Daseyn und den Beschaffenheiten dieses Leibes immer mehr unterrichten.

16) Wenn uns gewisse Anschauungen M, N, O, ... (d. h. Anschauungen, die den Begriffen M, N, O, ... unterstehen) nie vorkommen, ohne daß erst gewisse andere A, B, C, D, ... ihnen der Zeit nach vorangegangen waren: so schließen wir, daß die Dinge oder Veränderungen, die zur Hervorbringung der Anschauungen A, B, C, D, ... nothwendig sind, eine Bedingung sind zur Entstehung derjenigen Dinge oder Veränderungen, die zur Hervorbringung der

Anschauungen M, N, O, ... gehören. Wenn die Anschauungen M, N, O, ... jederzeit folgen, sobald die Anschauungen A, B, C, D, ... vorhergegangen sind, so schließen wir, daß in den Dingen oder Veränderungen, die zur Hervorbringung der Anschauungen A, B, C, D, ... dienen, der zureichende Grund oder die vollständige Ursache von der Entstehung derjenigen Dinge oder Veränderungen liege, die zur Hervorbringung der Anschauungen M, N, O, ... führen. Wenn uns im Gegentheile die Anschauungen M, N, O, ... zwar niemals ohne die A, B, C, D, ..., wohl aber diese manchmal, ohne daß jene darauf erfolgten, vorkommen: so erkennen wir, daß die Dinge oder Veränderungen, welche A, B, C, D, ... bewirken, noch nicht der vollständige Grund, sondern nur eine bloße Bedingung der Dinge oder Veränderungen sind, durch welche die Anschauungen M, N, O, ... zu Stande kommen. Auf diese Art können wir also die Mittel und Bedingungen, die zur Entstehung so manchen Gegenstandes oder zu seiner Veränderung führen, beurtheilen.

17) Wenn die Erscheinungen M, N, O, ..., die ich in meinem Inneren hervorbringen will, nicht immer, sondern nur dann erst eintreten, wenn es mir gelang, ihnen gewisse andere A, B, C, D, ... vorauszuschicken: so schließe ich, daß meine Seele die Veränderungen, die zur Hervorbringung der Erscheinungen M, N, O, ... gehören, nicht unmittelbar, sondern nur durch Vermittlung derjenigen Veränderungen, die sich durch die Erscheinungen A, B, C, D, ... kund geben, und somit auch nur dann bewirken könne, wenn ich Gelegenheit hatte, erst diese herbeizuführen. So will ich mir z. B. den Geschmack eines Apfels verschaffen; bewirke dieß aber nur erst, wenn mir zuvor alle diejenigen Anschauungen geworden sind, welche der Anblick eines Apfels, das Bringen desselben in meinen Mund u. dgl. verursacht; ich schließe also, daß ich die Erscheinung jenes Geschmackes in meinem Inneren nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar herbeiführen könne. Gibt es dagegen gewisse Erscheinungen in meiner Seele M, N, O, ..., die allezeit oder doch fast allezeit, wie ich es will, erfolgen: so schließe ich, daß die Gegenstände, die zu ihrer Herbeiführung nothwendig sind,

von meiner Seele unmittelbar ergriffen werden können, oder doch mit solchen, die sie unmittelbar ergreift, innigst zusammenhangen. Ich zähle sie deßhalb zu meinem eigenen Leibe.

18) Ich habe Anschauungen von Farben, und diese vermag ich mir, so oft ich nur will, nicht eben zu verschaffen, wohl aber zu verscheuchen (nämlich durch bloßes Schließen der Augenlieder). Ich entnehme hieraus, daß diese Anschauungen in mir nicht unmittelbar, sondern durch die Vermittlung eines von meiner Willkür abhängigen Gegenstandes, d. h. eines zu meinem Leibe gehörigen Theiles, erfolgen. Ich nenne diesen Theil meine Augen. Auf eine ähnliche Weise erfahre ich, daß ich auch Werkzeuge habe, durch die ich Gerüche, andere, durch die ich Geschmacksanschauungen, noch andere, durch die ich Tonanschauungen erhalte; u. s. w.

19) Wenn eine Rose vor mir steht, so erwecket ihr Anblick durch die bekannten Gesetze der Verknüpfung meiner Vorstellungen eine Erinnerung an jenen angenehmen Geruch, den ich schon öfters bei diesem Anblicke gehabt; auch vielleicht ein Verlangen nach der Erneuerung dieser Empfindung. Dieses Verlangen aber wird nicht befriedigt, als bis ich (etwa zufällig) mit meiner Hand sie pflücke, und zur Nase bringe. Bei dieser Verrichtung wird die Veränderung, die mit meiner Hand vorging, von mir gesehen, d. h. sie bringt verschiedene Anschauungen in mir hervor, zu deren Erklärung ich eine mit diesem Theile meines Leibes vorgehende Veränderung annehmen muß. Weil nun auf diese Veränderung die Befriedigung jenes Verlangens (nach dem Geruche der Rose) erfolgt: schließe ich, daß jener Theil meines Leibes, der die erwähnten verschiedenen Anschauungen so eben hervorgebracht hat, durch seine Veränderung (Bewegung) auch zugleich Ursache (Theilursache) von der erfolgten Befriedigung sey. Auf diese Art lerne ich denn je mehr und mehr die Dienste kennen, die mir von meinen Händen und andern Gliedmaßen meines Leibes geleistet werden können.

20) Ich erfahre täglich so manche, bald angenehme, bald unangenehme Empfindungen, die mit einem gewissen veränderten Aussehen bald dieses, bald jenes Theiles meines

Leibes gleichzeitig sind, und durch Einwirkungen auf diesen Theil bald lebhafter, bald schwächer werden, u. dgl. Ich schließe hieraus, daß die Ursache jener Empfindungen in der Veränderung dieser Theile liege. So kann ich z. B. einen sehr heftigen Zahnschmerz haben, ohne gleichwohl zu wissen, in welchem Zahne die Ursache von diesem Schmerze liegt, bis ich es endlich aus der Veränderung erkenne, welche in diesem Schmerze bei der Berührung des Einen erfolgt.

21) Alle diese Erkenntnisse werden noch ungleich bestimmter, wenn wir die räumlichen Verhältnisse, in welchen die äußeren Gegenstände theils zu uns selbst, theils unter einander stehen, zu beurtheilen anfangen. Ich stelle mir aber vor, daß dieses ungefähr auf folgende Weise geschehe oder doch geschehen könnte, wenn wir dabei recht strenge vorgehen wollten. Bei jeder Veränderung, welche in meinen auf äußere Gegenstände sich beziehenden Anschauungen vorgeht, muß ich als Ursache eine Veränderung entweder in mir, oder in einigen äußeren Gegenständen, und zwar entweder in ihren inneren Beschaffenheiten oder in ihren räumlichen Verhältnissen zu mir, oder (was richtiger ist) in allen diesen Dingen, nur in verschiedenem Grade zugleich voraussetzen. Denn da meine Anschauungen, wenn sie sich auf einen äußeren Gegenstand beziehen, Veränderungen vorstellen, welche ein äußerer Gegenstand durch seine Einwirkung in mir hervorbringt: so wird die Beschaffenheit derselben durch meine und des äußeren Gegenstandes Beschaffenheit und durch das räumliche Verhältniß zwischen uns bestimmt. Ohne daß also in einem dieser Stücke sich etwas änderte, kann sich auch nichts in jenen Anschauungen ändern. Aendert sich aber eines der genannten Stücke, so ändern sich wegen der Wechselwirkung, in welcher alle Dinge in der Welt stehen, eigentlich alle diese Stücke, nur daß die Aenderung bald in dem einen, bald in dem andern so geringfügig seyn kann, daß wir sie nicht zu beachten brauchen. Wenn nun von Zeit zu Zeit derselbe Inbegriff von Anschauungen A, B, C, D, . . . in mir hervorgebracht wird: so schließe ich (wie schon n° 11. erwähnt), daß es ein und derselbe Gegenstand sey, der sie hervorbringe. Ob er mittlerweile, während ich

ihm versetzte Stoß) die Ursache von der nun eingetretenen Bewegung des B sey. Auf diese Weise erfahre ich, daß auch die Gliedmaßen meines eigenen Körpers, z. B. meine Hände, Bewegungen durch Stoß erzeugen können.

27) Häufig bemerke ich auch, daß ein Körper, so lange er in einer gewissen Berührung oder Verbindung mit einem anderen, z. B. mit meiner Hand, steht (von ihr getragen oder gehalten wird), sein räumliches Verhältniß zu mir nicht ändere, empfinde dabei auch wohl eine gewisse Anstrengung, die mir je länger je lästiger wird; und kann also schließen, daß diese Anstrengung eben die Ursache sey, welche den Körper in jener ruhigen Lage erhält; woraus denn weiter folgt, es müsse demselben ein Bestreben, seinen Ort auf eine gewisse Art zu ändern, beiwohnen. So erfahre ich, daß sich gewisse Körper anziehen oder abstoßen und das allgemeine Gesetz der Schwere.

28) Zuweilen werde ich gewahr, daß ein gewisser Körper A (z. B. eine Kugel) einen andern B (z. B. eine horizontale Tafel) auf die verschiedensten Weisen berühren kann, so zwar, daß er doch immer in Ruhe bleibt, obgleich die Theile, in welchen sich beide Körper berühren, wenigstens von Seite des einen B, immer andere und andere sind. Ich erfahre ferner, daß es so ziemlich einerlei Kraftanstrengung und Zeit erfordere, den Körper A aus der Stelle, in der er anfänglich auf dem Körper B auflag, in jede andere zu bringen, wenn sie nur eben so weit ist. Wenn nun der Körper A ruhet, und ich ertheile ihm durch irgend einen anderen, z. B. durch meine eigene Hand einen Stoß von der Art, daß er bei seiner nun eintretenden Bewegung fortwährend in Berührung mit B bleibt (nicht über B in die Höhe geschnellt wird): so kann ich schließen, daß diese Bewegung, als durch den Stoß allein veranlaßt, in einer Ebene liege. Durch meine Augen kann ich auch das Bild der Linie, die hier von A beschrieben wird, auffassen. Und wenn ich nun finde, daß eine gleiche Linie beschrieben wird, aus welchem Puncte und in welcher Richtung ich die Bewegung anfangen mag: so ergibt sich, daß die Oberfläche des Körpers B, auf welcher diese Bewegungen alle vor sich gehen,

nur Eines von Beidem, die einer Kugel oder einer Ebene, jene Linien aber entweder nur Kreisbögen oder gerade Linien seyn können. Doch mein Auge bietet mir wirklich ein leichtes Mittel dar, eine gerade Linie von jeder andern (das heißt hier eigentlich eine Reihe von kleinen, durch ihre Farbe sich unterscheidenden Körpern, die in gerader Linie liegen, von solchen, die in einer krummen Linie liegen) zu unterscheiden. Jene hat nämlich die Eigenschaft, daß sie, aus welchem Standpuncte ich sie auch ansehen mag, ein Bild auf der Netzhaut verursacht, welches zusammenfällt mit demjenigen, das bei geänderter Entfernung auch durch ein bloßes Stück derselben hervorgebracht wird. So müssen denn also die Vorstellungen, welche die ganze Linie hervorbringt, und die Vorstellungen, welche bei einer geänderten Entfernung ein bloßes Stück derselben erzeugt, einander gleich seyn. Und eine jede Linie, bei der ich diese Eigenschaft gewahre, erkenne ich für gerade. Habe ich aber erst mehre gerade Linien gesehen: so wird mir das Eigenthümliche, das ihre Erscheinung an sich hat, bald so bekannt, daß ich dann ohne viel Mühe, ob eine Linie ungefähr zu den geraden oder den krummen gezählt werden könne, aus ihrem bloßen Anblick entscheide. Und so finde ich denn auch in dem zuerst erwähnten Falle, daß jene Linie gerade, und die Fläche des Körpers B eine Ebene sey. Bald lerne ich auch aus der bloßen Beleuchtung einer Fläche beurtheilen, ob sie zu den ebenen, oder zu den krummen gehöre. Weiß ich nur erst Gerades und Ungerades zu unterscheiden: so weiß ich auch schon Entfernungen zu messen; denn wenn die Linien mn, no gerade und so zusammengestellt sind, daß auch die mo gerade ist, so ist die Entfernung mo bekanntlich die Summe der Entfernungen mn und no. Da endlich alle räumlichen Verhältnisse sich durch Entfernungen bestimmen lassen: so gibt es, sobald ich nur diese zu schätzen weiß, kein Verhältniß im Raume, dessen Bestimmung mir an sich unmöglich wäre.

29) Doch muß man nicht glauben, als ob die bisher beschriebene Weise zur Schätzung dieser Verhältnisse die einzig mögliche, und der Sinn des Gesichts dazu ganz unentbehrlich wäre. Auch in Ermanglung seiner könnten wir

aus, weil es schon mehrmal, wenn es Anschauungen von eben der Art, wie jetzt von diesem Steine gehabt, ein Hinderniß in seinem Laufe erfahren; es wendet sich rechts, um seine Beute zu haschen, weil es bei eben den Anschauungen, wie jetzt, auch früherhin sich rechts wenden mußte, um seiner habhaft zu werden, u. s. w. Das Kind, wenn es bereits so alt ist, daß es sich einige seiner Begriffe klar zu machen vermag, gehet noch einen Schritt weiter, indem es diejenigen, durch die Ideenverknüpfung herbeigeführten Erwartungen, die der Erfolg bestätiget, zur Regel für künftige Fälle erhebt, und mit Bewußtseyn so handelt.

Anmerk. Da ich in dem Bisherigen nur das zur Sprache gebracht, was als das Allgemeinste zuerst gelehrt werden mußte: so wird es manchem Leser vielleicht nicht unwillkommen seyn, in dieser Anerkennung noch einige derjenigen Puncte berührt zu finden, die sich erst aus der weiteren Auseinandersetzung dieses Gegenstandes ergeben.

1) Schon n°. 15 ff. wurde gezeigt, wie wir ungefähr zu der Erkenntniß unsers Leibes und der an ihm befindlichen Sinneswerkzeuge gelangen. Auf eine ähnliche Art unterscheiden wir wir auch, ob eine gewisse Veränderung in unsern Wahrnehmungen von einer Veränderung in unserm Leibe oder in einem der übrigen äußeren Gegenstände herrühre. Ist die Veränderung in unserm eigenen Organe, so muß sie sich auf alle Wahrnehmungen, die wir durch dieß Organ machen, gleichförmig erstrecken. So erkenne ich z. B., daß jene rothen Flecken, die ich seit einigen Secunden (seitdem ich einen Blick in die strahlende Sonnenscheibe gethan) vor meinen Augen sehe, von einer Veränderung in diesen, nicht aber von einem andern, äußeren Gegenstande herrühren; weil ich dergleichen Flecken an einem jeden Gegenstande, auf den ich mein Auge nur immer heften mag, sehe. Zwar könnte man einwenden, daß wir nach dieser Regel auch die Verfinsterung, die alle Gegenstände nach Sonnenuntergang erfahren, in einer Veränderung unsers Auges, in einem Verlöschen der Sehkraft desselben suchen müßten, was wir doch keineswegs thun. Allein hier treten die beiden Umstände ein: erstlich, daß wir dieselbe Verdunkelung auch bei Tage so oft hervorbringen können, als wir nur eine gewisse äußere Veränderung vornehmen, z. B. unsere Fensterläden schließen; zweitens, daß wir auch noch bei Nacht zu sehen im Stande sind, sobald nur eine gewisse äußere Veränder-

ung vorgeht, z. B. ein Feuer angemacht wird. Durch diese Umstände belehrt, können wir die Ursache jener Verfinsterung nicht in unserem Auge, sondern wir müssen sie in einem äußeren Gegenstande suchen.

2) Selbst den gemeinsten Menschen drängt sich zuweilen die Frage auf, ob und wienach sie sich versichern könnten, daß ihnen ihre Sinne die Dinge eben so, wie Andern die ihrigen darstellen? Wir können aber schließen, daß irgend ein anderes Wesen die Dinge ungefähr so, wie wir selbst, wahrnehme, wenn wir bemerken, daß es sich gegen sie ungefähr eben so, wie wir, betrage, d. h. daß es die Eindrücke, die wir als angenehm verlangen, gleichfalls verlange, die Gegenstände, die wir unterscheiden, gleichfalls verschieden finde, u. s. w. Wenn wir dagegen erfahren, daß Jemand Dinge, die wir vermengen, unterscheide: so schreiben wir ihm mit Recht schärfere oder vollkommenere Sinne zu, als es die unsrigen sind.

3) Eine sehr artige Frage ist, woher es komme, daß wir bei einigen unserer Vorstellungen und Empfindungen nur unsere Seele uns als dasjenige Etwas, in dem sie eigentlich vorhanden sind, denken; bei andern dagegen uns vorstellen, daß sich ihr eigentlicher Sitz in diesem oder jenem Theile des Leibes befinde; bei noch andern endlich weder an unsere Seele, noch an den Leib derselben erinnert werden, sondern nur an gewisse außerhalb unser befindliche Gegenstände zu denken veranlasset werden? — Ich sage, daß wir uns eine in uns entstandene Vorstellung oder Empfindung als nur vorhanden in uns selbst vorstellen, wenn wir keinen äußeren Gegenstand, der sie unmittelbar hervorgebracht hätte, bemerken. So sagen wir von einem Begriffe, den wir durch unser bloßes Nachdenken gebildet, z. B. von dem eines Perpetuum mobile, daß er sich nur in uns selbst (in unserem Kopfe nur) befinde. Ist es dagegen eine Veränderung in unserm Leibe, und dieß zwar eine für uns bemerkbare Veränderung, z. B. eine an unserem Finger befindliche Wunde, die eine Vorstellung oder Empfindung in uns hervorbringt: so ist es dieser sichtbar veränderte Theil unsers Leibes selbst, in den wir den Sitz dieser Erscheinung verlegen. Woraus wir es aber entnehmen, daß eine gewisse, in unserm Körper vorgehende Veränderung eben die Ursache jener Erscheinung in unserer Seele sey, wurde schon n° 20. gesagt. Wenn wir endlich die Veränderung, welche ein äußerer Gegenstand durch seine Eindrücke in den Organen unsers Leibes hervorbringt, nicht selbst noch wahrgenommen haben: so suchen

wir die Ursache der uns gewordenen Vorstellung außerhalb unseres Leibes. Daher versetzen wir z. B. die Empfindungen, die uns der Tastsinn oder der Sinn des Geschmackes oder Geruches zuführt, in bestimmte Organe des Leibes, weil die Veränderung, die mit denselben vorgeht, so oft sie uns dergleichen Empfindungen zuführen, auch noch durch andere Sinne wahrnehmbar ist. Betasten wir etwas mit unsern Fingerspitzen: so kann der Eindruck, den der betastete Körper in diesen Gliedmaßen verursacht, selbst durch das Auge wahrgenommen werden, und so in andern Fällen. Die Vorstellungen dagegen, die uns der Sinn des Gehöres, vornehmlich aber der des Gesichtes zuführt, beziehen wir auf Körper außerhalb unsers Leibes, weil die Veränderung, in welche die hier gebrauchten Organe durch den äußern Eindruck versetzet werden, gewöhnlich von einer solchen Beschaffenheit ist, daß sie von keinem andern Sinne, als dem betreffenden selbst, wahrgenommen wird. Nur in den seltenen Fällen, wo ein zu heftiger Eindruck eine Empfindung des Schmerzens verursacht (wo es uns gellt in den Ohren, oder wo uns das Auge brennt u. dgl.) werden wir an das Organ, durch das uns jene Vorstellung kommt, erinnert.

4) Nach den gegebenen Ansichten lassen sich mehre Fragen, welche man in Betreff unserer durch das Gesicht gewonnenen Urtheile aufgeworfen hat, leicht beantworten; z. B. woher es komme, daß wir bei einem jeden Gegenstande, den unser Auge uns zeigt, gleich über seine Größe, Entfernung und Lage (ob er uns rechts oder links, über oder unter uns gelegen sey) entscheiden; und so schnell und unwillkürlich entscheiden, daß uns dieß Urtheil sich wie eine unmittelbare Wahrnehmung darstellt, ja daß wir sogar in Fällen, wo die Berücksichtigung anderer Umstände zeigt, es sey unrichtig, uns von demselben doch nicht loswinden können; daher wir sagen, daß uns die Sache, ob wir gleich wissen, sie sey nicht so, doch so erscheine. Man fand die Entstehung solcher Urtheile um desto räthselhafter, da jene Bilder auf der Netzhaut des Auges, die von der Seele (wie man sich vorstellte) unmittelbar angeschaut werden, gedoppelt (nämlich in jedem Auge einmal) vorhanden sind, wenn in der Wirklichkeit doch nur Ein Gegenstand da ist; da ferner diese Bilder meistens viel kleiner sind, als jener äußere Gegenstand, von dem sie herrühren, den wir doch gleichwohl nicht verkleinert, sondern in seiner ganzen Größe sehen; da überdieß ein kleinerer Körper, wenn er nur näher ist, in diesem Bilde oft größer als ein größerer dargestellt wird,

wird, die Entfernungen aber bei allen diesen Bildern ungefähr gleich sind, und ihre Lage vollends gerade umgekehrt ist, indem dasjenige, was in der Wirklichkeit rechts liegt, im Bilde links, was in der Wirklichkeit oben ist, im Bilde unten vorkommt. U. s. w. Um einen Theil dieser Schwierigkeiten zu heben, nahmen Einige an, daß unsere Seele die Richtung, in welcher ein Lichtstrahl in unser Auge eintrifft, unmittelbar empfinde; aber abgesehen davon, daß diese Annahme noch immer nicht Alles erkläret, so ist sie auch an sich selbst kaum zu begreifen. Die rechte Erklärung beruhet vielmehr auf ganz andern Gründen. Ob die Netzhaut oder irgend ein anderer Theil in der Maschine unsers Leibes derjenige sey, der durch die Eindrücke des Lichtes zuletzt verändert wird, können wir füglich ganz unentschieden lassen: gewiß ist nur, daß es einen solchen Theil gebe, und daß die Seele die Veränderungen, die in ihm vorgehen, unmittelbar wahrnehmen müsse, und nur aus ihrer Beschaffenheit allein auf die Gestalt, Größe, Entfernung und Lage der sichtbaren Gegenstände schließe, und zwar auf folgende Weise. So oft derselbe Theil unsers Seelenorgans auf dieselbe Weise verändert wird, schließet die Seele (wenn sonst kein Umstand diesen Schluß verbietet) auf eine gleiche Ursache. Finden wir also, wenn ein gewisser Theil unsers Auges (oder mittelbar durch dasselbe des eigentlichen Seelenorgans) ergriffen wird, den Gegenstand, der es ergreifet, beim Aufsuchen mit unserer Hand oder durch andere Mittel, oben: so erwarten wir künftig immer, so oft der Lichtstrahl auf jene Stelle auffällt, den Gegenstand oben; d. h. wir sehen ihn oben; und so in andern Fällen. Beobachten wir die Veränderung, die sich in unseren Wahrnehmungen ergibt, wenn sich ein Körper, der weder Größe noch Gestalt verändert, bald nähert, bald entfernet; bemerken wir, von welcher Art die Wahrnehmung desselben ist, wenn wir mit unseren Händen oder auf sonst eine andere Weise die Entfernung, in der er steht, gemessen haben: so sind wir ein andermal im Stande, bloß aus der Art, wie er sich unserem Seelenorgane darstellt, zu beurtheilen, ob er dieselbe oder eine größere oder geringere Entfernung habe. Je weniger wir z. B. die Theile, aus denen er zusammengesetzt ist, zu unterscheiden vermögen, um so größer schätzen wir seine Entfernung. Haben wir nun auch die Größe des Gegenstandes etwa durch eigene Betastung kennen gelernt: so haben wir an ihm fortan ein Mittel, um, wenn uns Eines von Beidem, Entfernung oder Größe von einem anderen Gegenstande bekannt

wird, das Zweite zu finden. So sehen wir z. B. in einer gewissen Entfernung einen Menschen vor uns, und zugleich einen Stab, den er in seiner Hand hält. Durch diesen letzteren Umstand erfahren wir, daß der Stab beiläufig eben so weit, als der Mensch selbst, von uns entfernt sey. Finden wir nun, daß das eine Ende des Stabes eine Stelle an den Füßen, das andere eine an dem Haupte des Menschen bedeckt: so schließen wir, dieser Stab sey ungefähr eben so lang als der Mensch. Sehen wir einen Vogel von uns bekannter Größe vor der Sonne oder dem Monde vorüberziehen, und so, daß diese Körper durch ihn nicht ganz bedecket werden: so schließen wir, daß sie größer als dieser Vogel wären. Durch Uebung lernen wir Schlüsse von dieser Art mit einer solchen Schnelligkeit verrichten, daß wir sie gar nicht mehr beobachten, uns ihrer also auch gar nicht bewußt werden können. Und eben hieraus erkläret sich, warum uns diese Urtheile wie unmittelbare Wahrnehmungen erscheinen; wie auch, warum sie in einzelnen Fällen unrichtig sind; ingleichen, warum wir uns ihrer selbst dann nicht entschlagen können, wenn wir von ihrer Unrichtigkeit durch Schlüsse anderer Art überzeugt werden. So erscheinen uns Sonne und Mond am Horizont größer, als in der Höhe; weil sie am Horizont ein matteres Licht haben, und darum von uns auch für entfernter angenommen werden. Daß dieses die wahre Ursache sey, erhellet daraus, weil uns dieselben Himmelskörper, auch selbst am Horizont unter verschiedenen Umständen von verschiedener Größe erscheinen; von ganz besonderer, wenn wir zwischen uns und ihnen eine beträchtliche Anzahl von Gegenständen von bekannter Größe, z. B. Dörfer, Flüsse, Thäler u. s. w. erblicken; vollends, wenn Gegenstände, die eine ansehnliche Größe haben, z. B. Bäume oder Gebäude, neben ihnen am Horizont stehen, und unter einem gleichen, oder wohl gar kleineren Gesichtswinkel von uns gesehen werden. Hiezu gehört aber noch der Umstand, daß wir von der Beschaffenheit dieser Körper in unserer frühesten Kindheit nichts Anderes wissen, als was das Auge uns lehrt. Darum finden wir es als das Natürlichste, uns die Veränderungen, die sich in ihrer Erscheinung ergeben, aus einer mit ihnen selbst vorgehenden Veränderung zu erklären; während wir bei einem Körper, den wir genauer kennen, und von dem wir wissen, daß er seine Größe nicht so plötzlich ändere, z. B. einem Menschen, keineswegs annehmen, er wäre kleiner geworden, so oft wir ihn aus einer größeren Entfernung erblicken. Wir sind so sehr gewohnt, ihm trotz dem

kleineren Raume, den nun sein Bild auf unserer Netzhaut einnimmt, doch immer dieselbe Größe zu geben, daß wir dieß Urtheil für eine unmittelbare Wahrnehmung halten, und deßhalb behaupten, daß er uns immer von einerlei Größe erscheine. — Aus dem verschiedenen Grade der Helle, welchen die Himmelskörper nach ihrer verschiedenen Erhebung über den Horizont annehmen, begreift es sich auch, warum wir dem Himmel selbst die Gestalt eines gedrückten Gewölbes ertheilen. Was uns aber bestimme, diesem Gewölbe gerade diejenige Höhe, und den daran befindlichen Sternen gerade diejenige Entfernung und somit auch Größe beizulegen, welche wir ihnen in der That beilegen: das ist durch das Bisherige noch nicht erkläret. Die Erfahrung, daß selbst die höchsten Thürme, Berge, Wolken und andere Gegenstände unter gewissen Umständen uns einen Stern bedecken, belehret uns nur, daß die Entfernung der Sterne noch größer sey; wie groß sie aber sey, oder eine Grenze, innerhalb deren sie liege, haben wir hiemit noch nicht gefunden. Vielmehr hat es den Anschein, daß es sehr zufällige und nicht bei jedem Menschen dieselben Umstände sind, die ihn veranlassen, dem Himmelsgewölbe eine bestimmte Höhe über seinem Haupte zu geben. Wer nie viel im Freien gelebt, oder kurzsichtig ist, pflegt sich den Himmel niedriger, und eben deßhalb die Sterne kleiner zu denken, als wer schon frühzeitig viele hohe Berge erstiegen, und sich eines scharfen Auges erfreuet. So sahen wir vielleicht in unserer Kindheit öfters einem sich in die Lüfte erhebenden Vogel nach, und weil es uns vorkam, daß er in einer Wolke sich verliere, schätzten wir die Wolke, oder was eben so viel war, die Sterne so hoch als den Vogel; die Höhe dieses aber beurtheilen wir ungefähr nach der Zeit, die er zu seinem Auffluge gebrauchte, u. dgl. Daß aber auch selbst der Astronom die Sterne nicht größer sieht, kommt nur daher, weil wir ein Urtheil, an das wir von unserer Kindheit gewöhnt sind, in unsern spätern Jahren, wenn auch berichtigen, doch nicht mehr in der Art verdrängen können, daß es uns gar nicht mehr einfallen sollte *). Dieser Einfall nun ist es, den wir das Scheinen nennen. Sind diese Erklärungen richtig: so sind die Schwierigkeiten, welche ich oben angeführt habe, von selbst gehoben. Denn daß wir das Daseyn nur eines ein-

*) Mit Unrecht also will Combe (Phrenologie, Braunschw. 1833) aus der Unüberwindlichkeit eines solchen Scheines die Unmittelbarkeit der Gesichtsurtheile beweisen.

zigen Gegenstandes annehmen, wenn gleich zwei von einander verschiedene Theile in unserem Leibe auf eine Weise verändert werden, die uns das Daseyn eines Gegenstandes kund gibt, ist eine Folge davon, daß wir bereits aus Erfahrung wissen, es sey, so oft diese und jene mit einander correspondirenden Theile in unsern Gesichtsorganen gleichzeitig angegriffen werden, nur ein einziger Gegenstand als Ursache dieser Affection derselben vorhanden. Daher entstehet denn erst dann ein Doppeltsehen, wenn sich die Lage unserer Augen nicht übereinstimmend ändert, wenn wir z. B. das eine erheben, während das andere nach unten sieht. Nun werden nämlich nicht mehr diejenigen Theile, welche sonst, wenn nur ein Gegenstand da war, immer zugleich ergriffen wurden, sondern es werden andere ergriffen, in dem einen Auge solche, wie wenn der Gegenstand da, in dem andern solche, wie wenn er dort stände; wir sehen ihn also doppelt. Daß wir den äußeren Gegenständen keine so unbeträchtliche Kleinheit beilegen, als ihre Abbildungen in unseren Augen haben; begreift sich daraus, weil wir die Größe jener Gegenstände nicht aus der Größe ihrer Bilder, von deren Daseyn wir überhaupt nichts wissen, sondern durch andere Mittel, vornehmlich durch das Betasten erfahren. Ein Gleiches gilt von ihren Entfernungen und ihrer Lage. Im Uebrigen verdient noch angemerkt zu werden, daß die Frage, ob wir die Gegenstände auch in ihrer wahren Größe, Entfernung und Lage sehen, höchstens dann einen vernünftigen Sinn hat, wenn sie von einzelnen verstanden wird. Wer aber fragen wollte, ob uns nicht vielleicht alle Gegenstände kleiner oder näher, als sie in Wirklichkeit sind, oder verkehrt erscheinen, der würde etwas in sich selbst Ungereimtes fragen. Denn kleiner, oder näher, oder verkehrt kann ein Gegenstand nur in Beziehung auf andere seyn, nicht aber kann dieß von allen zugleich behauptet werden.

5) Der vollkommenste unter den Sinnen, welche uns Menschen gegeben sind, ist ohne Widerspruch der des Gesichtes. Fast alle Gegenstände, die sich für irgend einen unserer übrigen Sinne offenbaren, sind auch dem Auge wahrnehmbar, und diesem meistens noch in Entfernungen, in welchen sie jedem der übrigen Sinne lange entschwunden sind. Hiezu kommt, daß die Vorstellungen dieses Sinnes die größte Mannigfaltigkeit haben, und sich am deutlichsten unterscheiden lassen. Zunächst nach dem Gesichte kommt das Gehör; viel tiefer stehen sodann Gefühl, Geruch und Geschmack. Dem ersten dieser drei unteren Sinne würde

ich schon deßhalb den Vorzug vor den zwei übrigen einräumen, weil doch jeder Körper, wenn er nur Umfang genug hat, und uns auch nahe genug kommt, von diesem Sinne wenigstens einiger Maßen wahrgenommen und beurtheilt werden kann. Von dieser Rangordnung der Sinne rührt auch, daß wir bei einem jeden körperlichen Dinge, das wir uns vorstellen sollen, nach seiner Farbe und Gestalt und einigen andern jener Beschaffenheiten fragen, die durch Vereinigung der Sinne des Gesichts und Gefühls wahrnehmbar sind; *) daß ferner auch die §. 284. erklärten Bilder, die unsere Begriffe begleiten, fast insgemein nur Gestalt- und Farbenbilder sind; daß wir uns endlich versucht fühlen, jedem Gegenstande, den wir nicht sehen und betasten können, Wirklichkeit abzusprechen. Aus dem beschriebenen Vorzuge der beiden höheren Sinne erklärt es sich ferner, warum wir die Zeichen, deren wir uns zum Ausdrucke der in unserem Inneren vorgehenden Veränderungen bedienen, fast durchaus nur für einen aus diesen zwei Sinnen einrichten; d. h. warum es nur entweder sichtbare oder hörbare Zeichen sind. U. s. w.

§. 304.

Ansichten Anderer hierüber.

Die Frage von der Entstehung unserer Urtheile ist viel zu wichtig, als daß wir das Abweichende in der Art, wie sie von Andern beantwortet wurde, nicht einer kurzen Erwähnung und Prüfung werth achten müßten.

1) Die Unterscheidung zwischen vermittelten und unvermittelten Urtheilen bot sich bei dieser Erörterung so leicht dar, daß sie fast Niemand übersah, ob man sie gleich (§. 300. Anm.) nicht immer mit der gehörigen Deutlichkeit auffaßte. Die Unterscheidung zwischen Begriffs- und Anschauungsurtheilen aber, die ich bei dieser Untersuchung gleichfalls für unerläßlich erachte, ist unter andern Benennungen ungefähr eben so oft aufgestellt als verworfen worden. Der Gegensatz, den Xenophanes, und noch bestimmter sein Schüler Parmenides und die Eleaten überhaupt zwischen der reinen Vernunfterkenntniß und der Sinnen-

*) Daher die Redensart: Wie sieht dieß aus? statt: Wie ist dieß beschaffen?

erfahrung machten, beruhte auf einer, wenn gleich nicht eben mit aller Deutlichkeit erkannten Unterscheidung zwischen Begriffs- und Anschauungsurtheilen; was sie Vernunfterkenntnisse nannten, waren offenbar Urtheile, die aus bloßen, reinen Begriffen zusammengesetzt sind, und was sie Erfahrungen nannten, Urtheile, die irgend eine Anschauung enthalten oder doch aus solchen abgeleitet sind. Und wenn Plato (wahrscheinlich nicht der Erste) so weit ging, zu behaupten, daß gewisse Begriffe und Wahrheiten der Seele angeboren seyen, während sie andere erst allmählig durch die Erfahrung kennen lerne: so bezog sich dieß offenbar nur auf jene Unterscheidung. Ihm pflichteten des Cartes, Cudworth, Leibnitz und viele Andere bei; und in unseren Tagen ist man in Deutschland wenigstens — (vornehmlich durch die Verdienste Kants) — allgemein überzeugt, daß es in Hinsicht auf ihren Ursprung zwei wesentlich verschiedene Arten von Urtheilen gebe, indem die eine mit der Erfahrung (mit den Wahrnehmungen oder Anschauungen, welche wir haben) zwar beginnt (oder durch sie veranlaßt wird), doch nicht in ihr gegründet ist, die andere aber aus bloßen Anschauungen oder Wahrnehmungen bestehet. Die Epikuräer dagegen, die Stoiker, Campanella, Gassendi, Hobbes, Locke und fast alle englischen und französischen Gelehrten bis auf den heutigen Tag behaupten, daß alle unsere Erkenntnisse keinen anderen als empirischen Ursprung hätten. Zu ihrer Widerlegung bedarf es nur einer genaueren Bestimmung dessen, was man sich unter diesem empirischen Ursprunge denke. Daß wir erst, wenn gewisse äußere Gegenstände auf uns eingewirkt, und durch diese Einwirkung Anschauungen in uns hervorgebracht haben, zu urtheilen anfangen, darüber ist kein Streit. Die Frage ist nur, welcher von folgenden zwei Fällen Statt finde: a) ob alle Urtheile, welche wir bilden, theils bloße Aussagen jener in uns vorhandenen Anschauungen, und somit unmittelbare Wahrnehmungsurtheile von der Form a des §. 300. n° 12. sind, theils doch aus einer Verbindung mehrer dergleichen Urtheile, ohne Zuziehung eines Urtheiles anderer Art, namentlich eines aus reinen Begriffen, gefolgert werden können; oder b) ob wir auch einige Begriffsurtheile fällen, und zwar ohne sie erst aus andern

abgeleitet zu haben? — Wer allen unseren Urtheilen einen empirischen Ursprung zuschreibt, will damit eigentlich das Erstere behaupten; und dieses ist nun, wie ich glaube, schon dadurch widerlegt, daß wir tausenderlei Urtheile fällen, deren Entstehung sich auf jene Weise schlechterdings nicht erklären läßt. Denn wer vermöchte z. B. nur das einfache Urtheil, daß Feuer brenne, auf diese Art zu erklären? Wenn wir die Anschauung: Feuer, und die Empfindung: Schmerz, auch noch so oft gleichzeitig hatten: so hätte uns doch das Urtheil, daß ein und derselbe Gegenstand die Ursache beider seyn müsse, nie beifallen können, soferne wir nicht erst das Urtheil, daß ein Paar Erscheinungen, die immer gleichzeitig Statt finden, eine gemeinschaftliche Ursache haben, — ich sage nicht eben mit Worten ausgesprochen und zu einem klaren Bewußtseyn bei uns erhoben, aber wenigstens dunkel erkannt haben würden. Dieß Urtheil aber ist ein reines Begriffsurtheil. In der That sind auch die Erklärungen, welche die Vertheidiger des Empirismus vorgebracht haben, um die Entstehung unserer Urtheile zu erklären, nie auch nur etwas befriedigend ausgefallen. Locke, Reid, Beattie, Oswald u. A. sahen sich bei diesem Geschäfte genöthiget, ihre Zuflucht zu gewissen Instincten zu nehmen, d. h. sie bekannten, daß sich hier Unerklärliches finde. Hume wußte die Frage, woher wir zu den Begriffen von Ursache und Wirkung gelangen, nicht anders zu erklären, als aus der Beobachtung der öfteren Aufeinanderfolge bestimmter Erscheinungen. Allein es ist, wie mir däucht, offenbar, daß eine solche Beobachtung uns nur zur Anwendung jener Begriffe veranlaßt haben könne, daß wir aber im Voraus schon überzeugt seyn mußten, daß Alles, was geschieht, eine Ursache habe, wenn wir aus der Beobachtung, daß die Erscheinung B immer auf die Erscheinung A folgt, den Schluß ziehen wollten, daß beide in einem ursächlichen Zusammenhange mit einander stehen.

2) Wenn ich aber sage, daß es dem Empirismus noch nie gelungen sey, eine befriedigende Erklärung von der Entstehungsart nur der gewöhnlichsten unserer Urtheile zu liefern: so will ich keineswegs zu verstehen geben, als ob diejenigen, welche zwei unterschiedene Erkenntnißquellen (Sinn-

lichkeit und Vernunft) angenommen, so glücklich gewesen wären, schon Alles zu erklären. Im Gegentheil, daß es hier jedenfalls viel Unerklärliches gebe, haben die größten Weltweisen gestanden. So erkennt selbst Kant (Kr. d. r. V. S. 180), wenn er von diesem Gegenstande handelt, „verborgene Kräfte in der Tiefe der menschlichen Seele, deren „wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abrathen, „oder sie unverdeckt vor Augen legen werden." So sagt auch Tieftrunk (Gr. d. L. §. 73. Anm.), „daß die Erzeugung „der Erfahrungsgrundsätze noch in ein tiefes Dunkel gehüllt „sey; denn indem die Vernunft eines jeden Menschen sich „auf diese Art schöpferisch beweiset, ist sich doch der Mensch „dieses Actes der Bildung nur selten bewußt, und den Vernunftforschern ist hier noch Vieles zu thun übrig, um die „Acte der Vernunft in dieser Hinsicht zu einer vollständigen „Klarheit zu erheben." — Das Schwierigste aber ist, däucht mir, nicht die Erklärung der Art, wie wir zu unsern abgeleiteten Begriffsurtheilen, sondern wie wir zu den verschiedenen Erfahrungsurtheilen, und zwar gerade zu denjenigen gelangen, welche wir mit der größten Geläufigkeit fällen, und für unvermittelte halten. Vornehmlich sind es die Urtheile, in denen wir gewisse Zeitverhältnisse, etwa nur zwischen den Erscheinungen in unserm Inneren aussagen, die man bisher am Wenigsten erklärte, ja auch nur zu erklären versuchte. Die Meisten nämlich scheinen geglaubt zu haben, daß unsere Seele die Zeitfolge in ihren eigenen Vorstellungen unmittelbar erkenne. Leibnitz (Nouv. Ess. L. 2. ch. 27. §. 1.) gab nur den Wink, daß wir die Verschiedenheit der Dinge nicht (wie es Locke dargestellt hatte) aus der Verschiedenheit der Zeiten und Orte, sondern daß wir im Gegentheil die Verschiedenheit der Zeiten und Orte aus der Verschiedenheit der Dinge — und also mittelbar erkennen; in eine Erklärung aber ging er nicht ein.

3) Einer der merkwürdigsten Versuche war ohne Zweifel der von Barkeley (im Treatise on the principles of human Knowledge, u. a. Schriften); denn der Umstand, daß dieser Weltweise das Daseyn einer außerhalb unser befindlichen, materiellen Welt läugnete, brauchte auf seine Erklärung der Art, wie wir zu unsern vermittelten Erfahrungsurtheilen

gelangen, keinen nachtheiligen Einfluß zu nehmen, weil diese Art dieselbe bleibt, ob jene Anschauungen, die wir dem Eindrucke der äußeren Gegenstände zuschreiben, wirklich von ihnen herrühren, oder (wie B. sich vorstellte) unmittelbar von Gott hervorgebracht werden. Sehr richtig bemerkte er, daß die Ursache, warum wir gewisse durch mehre Sinne uns gewordene Anschauungen zu einerlei Ganzem vereinigen, und als die Wirkung eines und eben desselben Gegenstandes ansehen, lediglich in dem gleichzeitigen Beisammenseyn solcher Anschauungen liege; ingleichen, daß wir auf einen ursächlichen Zusammenhang schließen, wenn gewisse Erscheinungen immer auf einander folgen. Nicht eben so glücklich war er in der Erklärung, wie wir zur Kenntniß räumlicher Verhältnisse gelangen. Er hatte wohl Recht zu sagen, daß uns das Auge unmittelbar keine anderen Vorstellungen als die von Farben zuführe, daß wir sonach insonderheit die Gestalt der vor uns liegenden Flächen nie unmittelbar erkennen (wie Andere sich vorgestellt hatten): allein er ging zu weit, wenn er behauptete, daß wir durch das Gesicht allein gar keine Vorstellungen von den Verhältnissen im Raume gewinnen könnten; daß wir die Wahrheit von den drei Dimensionen desselben und andere dergleichen geometrische Lehrsätze durchaus nicht einzusehen vermöchten, wenn wir nicht einen Gefühl= (oder Tast)sinn hätten; daß eben darum auch ein Blindgeborner, der plötzlich sehend geworden wäre, durch das Gesicht allein nicht im Stande seyn würde, unter zwei ihm vorgelegten Körpern, deren der eine ein Würfel, der andere eine Kugel ist, bloß durch das Auge zu unterscheiden, welcher der Würfel oder die Kugel sey; daß er nicht einmal bemerken könnte, ob sich ein vor seinen Augen schwebender Körper bewege oder nicht. Die Unrichtigkeit der letzten Behauptung däucht mir am Offenbarsten. Denn da es doch gewiß ist, daß es die Seele unmittelbar oder doch sicher nicht durch Vermittlung des Tastsinnes wahrnehmen muß, ob ihr Gesichtsorgan während einer gewissen Zeit auf einerlei oder verschiedene Weise afficirt werde, (ob sie fortwährend dieselbe oder verschiedene Anschauungen erhalte): so muß sie im letzteren Falle auch wohl berechtiget seyn, zu schließen, daß eine gewisse Bewegung (es sey nun in diesem oder

jenem Körper) als Ursache der veränderten Vorstellungen, die ihr die Außenwelt zuführt, Statt haben müsse. Was aber die Frage des Molyneux über die Möglichkeit der Unterscheidung eines Würfels und einer Kugel belangt, so gab schon Leibnitz (in den Nouv. Ess. Lib. 2. ch. 9.) die, wie mir däucht, ganz richtige Antwort, daß eine solche Unterscheidung bei einigem Nachdenken doch möglich wäre. Daß überhaupt Tastsinn nicht unumgänglich nothwendig sey, um die räumlichen Verhältnisse, in welchen sich die äußeren Gegenstände befinden, einiger Maßen zu schätzen, erhellet, wie ich glaube, schon aus dem Wenigen, was ich hierüber im vorigen Paragraph gesagt. Wenn die Anschauungen, welche ein Körper durch mehre der Sinne, die wir noch nebst dem Tastsinne haben, namentlich durch die des Gesichts, des Gehörs und des Geruches hervorbringt, gleichzeitig schwächer werden oder auch ganz verschwinden: so werden wir wohl mit Recht vermuthen, daß dieser Körper sich von uns entfernet haben müsse. Und wenn wir recht aufmerken, wie sich hiebei eine unserer Sinnesvorstellungen, z. B. die des Gesichts oder Gehörs allmählig ändert: so werden wir dadurch in den Stand gesetzt werden, künftig aus der Beschaffenheit dieser Vorstellung auf die verhältnißmäßige Entfernung des Gegenstandes von uns zu schließen. Der Unterschied ist nur, daß wir zum Maßstabe dieser Entfernung nun nicht mehr eine durch den Tastsinn wahrnehmbare, sondern eine durch das Gesicht oder Gehör zu schätzende Entfernung annehmen werden. Wir werden nicht mehr sagen: „Der Körper hat die Entfernung einer Elle" (d. h. wir können ihn mit ausgestreckter Hand nur eben noch erreichen), sondern wir werden sagen: „Der Körper ist so weit, als eine „Fliege, die wir nur eben noch zu unterscheiden vermögen; „oder als ein Mensch, den wir noch sprechen hören; oder „auch wohl als eine Rose, die wir noch riechen," u. dgl. Aber wäre es auch, daß es uns noch so schwer, ja sogar unmöglich fiele, ohne den Sinn des Gefühls zu beurtheilen, in welchen räumlichen Verhältnissen die Körper, die auf uns einwirken, unter einander stehen: so muß man doch nie sagen, daß wir nun unfähig wären, die Wahrheiten der Geometrie zu fassen. Wahr ist es freilich, daß wir bei dem gewöhn-

lichen Vortrage dieser Wissenschaft gar manche Beschaffenheiten des Raumes, z. B. gleich diese, daß er drei Dimensionen habe, schon als bekannt voraussetzen, was wir dann vielleicht nicht mehr thun dürften; wahr ist es, daß wir bei unsern meisten Beweisen auf eine Art verfahren, wie sie nur derjenige überzeugend finden kann, der schon die meisten räumlichen Verhältnisse durch die Vereinigung von Gefühl und Gesicht kennen gelernet hat: aber sollte man durchaus nicht anders vorgehen können? sollte es schlechthin unmöglich seyn, die Wahrheiten der Geometrie aus bloßen Begriffen dergestalt herzuleiten, daß sie auch derjenige zugeben müßte, der mit den Worten: Linie, Fläche u. s. w. gar keine bildlichen Vorstellungen verbindet?

4) Tetens (in d. Vers. üb. d. menschl. Nat., B. I. Vers. V.) erklärt den Ursprung unserer Erkenntniß von der objectiven Existenz der Dinge auf eine Art, die große Aehnlichkeit mit der meinigen hat, wobei noch viele sehr feine und beherzigungswerthe Bemerkungen vorkommen. Nur Einiges däucht mir nicht richtig. So wird S. 390 die Bildung eines Urtheils von der Form: „Dieser (wirkliche) Gegenstand hat diese Beschaffenheit," daraus erkläret, daß die Seele zuerst eine Menge von Empfindungen (Anschauungen), die ihr der Gegenstand zuführt, als ein Ganzes A betrachtet; dann ihre Aufmerksamkeit auf einen Theil (eine von diesen Anschauungen) a besonders richtet, diese einzelne Vorstellung a als einen in jenem Ganzen A enthaltenen Theil erkennet, und so zu dem Urtheile: „Der Gegenstand A hat die Beschaffenheit a," gelanget. Auf diese Weise kämen nur lauter analytische Urtheile zu Stande; denn wenn die Beschaffenheit a in der Vorstellung A schon liegt: so ist das Urtheil: A hat a, offenbar analytisch. S. 399 liest man, daß der Begriff einer Substanz eine Empfindung erfordere, „die für „sich allein abgesondert, ohne als ein Theil, oder Zug in „einem Andern gegenwärtig seyn kann; dergleichen das Ge„fühl von unserm Ich, oder von einzelnen Körpern ist. So „ein abgesondertes, ganzes Gefühl, aus dem die Abstraction „von einer Substanz entsteht, muß eine gewisse innere Voll„ständigkeit besitzen. Es muß allein für sich vorhanden seyn „können, und also die fühlende Seele während des Gewahr-

stände als ihre Ursachen hinweisen. L' idée de vouloir et l' idée de résister, heißt es S. 237, sont donc les deux noyeaux, les deux germes, autour des quels viendront se grouper toutes les idées, que par la suite je reconnaîtrai appartenir, soit à mon moi, soit aux êtres, qui ne sont pas lui, et qui composeront l' idée totale, que j' aurai de chacun de ces êtres. L' idée de mon moi deviendra, outre l' idée de vouloir, celle d' avoir un corps, des membres, des organes, par les-quels il sent, qui obéissent à ses volontés, et celle de posséder les facultés, les puissances, les faiblesses, les puissances et les misères, qui en résultent. L' idée des autres êtres, au nombre desquels sont mon corps et mes membres, sera outre celle de résister, celles de réunir toutes les circonstances et les propriétés, par lesquelles ils affectent ma sensibilité, et qui caractérisent chacun d' eux. (Eine nähere Erklärung der Art, wie dieß Alles geschehe, sucht man nicht nur an dieser Stelle, sondern auch S. 387, wo der Verf. abermals hierauf zu reden kommt, vergeblich.) S. 397 scheint der Hr. Graf die Art, wie der Begriff der Ausdehnung entstehe, erklären zu wollen. Il faudrait commencer par montrer, comment, après avoir appris, qu' un être est là, qui résiste à notre désir de sentir du mouvement, nous apprenons, que cet être résistant est étendu; parce qu' en continuant à sentir du mouvement, nous continuons à sentir la résistance de cet être; ce qui nous prouve, qu' il est composé de parties, qui se présentent successivement en opposition au mouvement, que nous faisons, c'est-à-dire comme on dit ordinairement, composé de parties, qui existent hors et à côté les unes des autres. (Hier wäre noch zu erklären gewesen, wie wir es wissen, daß wir uns — das heißt doch wohl, unsern Körper? — bewegen?) Il faudrait faire voir ensuite, que cette inertie, cette impénétrabilité ayant acquis à notre égard la qualité d' être étendue, parce qu' elle continue à s' opposer à différens mouvemens successifs, a cependant des limites qui déterminent la forme du corps, auquel elle appartient, et qui composent sa surface. Par ce moyen on aurait la génération exacte des idées solidité et surface physiques et réelles. (Auch diese Erklärung ist mir nicht deutlich. Was wir

empfinden,

empfinden, sind nicht Grenzen, sondern Körper; und daß diese begrenzet seyn müssen, muß a priori eingesehen werden. Daher kann ich auch Hrn. T. nicht beipflichten, wenn er S. 422 behauptet, daß auch das Nichts (d. h. der leere Raum) wahrnehmbar sey. U. s. w.

6) Hr. Prof. Herbart (Lehrb. d. Psych. §. 181.) bemerket sehr richtig, daß Urtheile mehr sind als bloße Verbindungen (Complicationen oder Verschmelzungen) unserer Vorstellungen. Wenn er aber (daselbst u. in d. Einl. z. Phil. §. 52.) zu behaupten scheint, daß einem jeden Urtheile immer erst eine Frage vorhergehen müsse, indem das Subject, als solches, immer zuvor zwischen mehren Bestimmungen schweben müsse, damit es als das Bestimmbare dem Prädicate gegenüberstehe: so dürfte er wohl zu weit gegangen seyn, und insonderheit nicht bedacht haben, daß auch eine jede Frage schon ein Urtheil sey; nämlich das Urtheil, daß man das, wornach man fragt, zu wissen verlange. Nicht einmal behaupten möchte ich, daß das Schwanken zwischen mehren Bestimmungen einen Gegenstand vorzugsweise vor andern geeignet mache, zu einem Subjecte unsers Urtheils zu werden. Denn warum sollten wir nicht noch leichter und sicherer urtheilen, wenn wir gar nicht geschwanket haben? — Besonders scharfsinnig aber ist die Art, wie Hr. Herbart (§. 168—178.) die Entstehung der Begriffe von Zeit und Raum zu erklären versucht. Gewiß ist es richtig bemerkt, daß wir die Zeit sowohl als den Raum nur durch gewisse in unserem Gemüthe erscheinende Vorstellungsreihen beurtheilen können. Mängel scheinen es mir jedoch a) daß der Verf. nirgends erklärt, woraus wir die Gleichzeitigkeit oder die Aufeinanderfolge gewisser, in uns vorhandener Vorstellungen schließen; b) daß er die Sache so darstellt, als ob die Vorstellungen des Räumlichen von jenen des Zeitlichen unabhängig wären, während (wie ich glaube) die Verhältnisse im Raume nur durch jene in der Zeit eingesehen werden können. c) Die unumgängliche Nothwendigkeit einer Bewegung des Auges zur Beurtheilung des Raumes will mir nicht einleuchten; da die Erfahrung vielmehr lehret, daß unser Auge, um deutlich zu sehen, still stehen müsse. U. s. w.

§. 305.

Lehre der kritischen Philosophie hierüber.

Die Art, wie man den Ursprung unserer Urtheile in der kritischen Philosophie erkläret, hat so viel Eigenthümliches, führt auf so wichtige Schlußfolgerungen und wird bis auf den heutigen Tag hie und da noch in so hohen Ehren gehalten, daß es mir dienlich scheint, ihr eine eigene Beurtheilung zu widmen.

1) Kant unterschied in dieser Hinsicht zuvörderst analytische und synthetische Urtheile; und behauptete von den erstern, daß sich die Art ihrer Entstehung sehr leicht erklären lasse, weil dem Subjecte hier ein Prädicat beigelegt wird, das im Begriffe desselben schon als Bestandtheil vorkommt. Diese Erklärung finde ich nicht ganz befriedigend; denn wenn ich auch annehme, daß unter den analytischen Sätzen, von welchen Kant hier sprach, keine andern als Sätze von folgender Form: A, welches B ist, ist A, oder: A, welches B ist, ist B, verstanden werden sollen: so können wir selbst bei einem solchen Urtheile nicht eher gewiß seyn, daß wir in ihm eine Wahrheit aussprechen, als bis wir uns überzeugten, daß die Vorstellung eines A, welches B ist, auch einen Gegenstand habe. So können wir z. B. das Urtheil: „Ein Dreieck, welches gleichwinklig ist, ist auch gleichseitig," nicht eher fällen, als bis wir uns überzeugt, daß es gleichwinklige Dreiecke gebe. Es fragt sich also, wodurch wir erkennen, daß die Vorstellungen A und B so verknüpft werden können, daß die Vorstellung eines A, welches B ist, Gegenständlichkeit erhalte, oder was eben so viel heißt, wie wir zu dem nicht analytischen, sondern synthetischen Urtheile: „Einige A sind B," gelangen?

2) In Hinsicht der synthetischen Urtheile unterschied Kant die empirischen von den Urtheilen a priori, und von den ersteren meinte er abermals, daß die Erklärung ihres Entstehens keine Schwierigkeit habe, weil hier das Prädicat, welches nicht in dem Subjectbegriffe selbst liegt, doch in der mit demselben verknüpften (empirischen) Anschauung angetroffen werde. So soll das Urtheil: „Alle Körper sind schwer,"

entstehen, indem wir das Merkmal der Schwere, das freilich nicht in dem Begriffe eines Körpers liegt, doch in der Anschauung, die uns von einem Körper zu Theil wird, antreffen. — Diese Erklärung befriediget mich noch weniger als die vorhergehende. Denn eine einzelne Anschauung, welche ich mit dem Begriffe Körper verbunden hätte, d. h. ein einziges Urtheil von der Form: Dieß (was so eben auf mich wirkt) ist ein Körper, könnte mich doch zu dem Urtheile, daß alle Körper schwer sind, sicher noch nicht bestimmen; sondern ich dürfte jetzt höchstens das Urtheil, daß dieser (so eben von mir angeschaute) Körper schwer sey, fällen. Es hätte also gezeigt werden sollen, wie wir zu jenem eine, wenn auch nicht strenge, doch wenigstens comparative Allgemeinheit affectirenden Urtheile: alle Körper u. s. w. gelangen? Allein selbst die Entstehung des bloß singulären Urtheiles: dieser Körper ist schwer, ist durch das Gesagte nicht erklärt. Denn wenn es wahr wäre, daß wir (wie hier gesagt wird) das Merkmal der Schwere schon in der Anschauung, die wir von jenem Körper haben, d. i. in derjenigen Vorstellung, welche dann zur Subjectvorstellung in unserem Urtheile wird, als Bestandtheil antreffen: so wäre ja dieß Urtheil gleichfalls nur analytisch, was es doch der Erklärung nach nicht seyn soll, und auch in Wirklichkeit nicht ist. Die Sache verhält sich vielmehr (wie ich mir vorstelle) nun so: In dem Urtheile: „Dieser Körper ist schwer," enthält die Subjectvorstellung: „dieser Körper," gar nicht die Vorstellung der Schwere, sondern gewisse ganz andere Anschauungen, z. B. von Farben, Gerüchen u. dgl., sie ist sonach von der Form: „Der Gegenstand, der die Ursache ist von der Farbe, die ich sehe, von dem Geruche, den ich empfinde u. s. w." Und durch das Urtheil selbst wird nun ausgesagt, daß eben dieser Gegenstand auch schwer sey, d. h. auch die Ursache sey von gewissen anderen Anschauungen, die ich habe, nämlich von jenem Drucke, den ich fühle u. dgl. Hieraus ersieht man aber, daß selbst die Bildung dieses nur singulären Urtheiles schon mehre und mehrmals wiederholte Wahrnehmungen erfordere. Ich muß die Anschauungen, die unter die Begriffe: Farbe, Geruch u. s. w. gebracht werden können, mit der Anschauung, die unter dem Begriffe von

jenem Drucke steht, mehrmals gleichzeitig gehabt haben, wenn ich berechtiget seyn soll, auch nur mit Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß derselbe Gegenstand, der die Ursache der erstern ist, auch die Ursache der letzteren sey.

3) Schwierig sollte es (nach Kant) nur seyn, die Entstehung synthetischer Urtheile, die zugleich a priori sind, zu erklären. Hier nämlich frage es sich, was denn doch jenes unbekannte X sey, worauf sich der Verstand stützt, wenn er außer dem Begriffe von A ein demselben fremdes Prädicat B aufzufinden glaubt, welches er gleichwohl mit jenem verknüpft erachtet? — Mir will gerade hier, wo K. eine Schwierigkeit antraf, nichts Unbegreifliches erscheinen. „Was den Verstand berechtige, einem Subjecte A ein Prädicat B, welches doch in dem Begriffe von A nicht lieget, beizulegen?“ Nichts Anderes, sage ich, als daß der Verstand die Begriffe A und B beide hat und kennet. Bloß dadurch, daß wir gewisse Begriffe haben, müssen wir (meine ich) auch in dem Stande seyn, über sie zu urtheilen. Denn sagen, daß Jemand gewisse Begriffe A, B, C, . . . habe, heißt doch wohl sagen, daß er sie kenne und unterscheide. Sagen, daß er sie kenne und unterscheide, heißt aber wieder nur sagen, daß er von dem einen derselben etwas behaupte, was er nicht eben so auch von dem andern behaupten wollte; heißt also sagen, daß er über sie urtheile. Da dieses allgemein gilt, so gilt es auch in dem Falle, wenn diese Begriffe ganz einfach sind. Dann aber sind die Urtheile, welche wir über sie fällen, gewiß synthetisch. Durch diese synthetischen Urtheile nun, deren Subjecte die einfachen Begriffe A, B, C, D, . . . sind, werden wir ohne Zweifel in den Stand gesetzt, auch über die zusammengesetzten Begriffe, die aus Verbindung der A, B, C, D, . . . theils unter einander, theils mit noch andern Begriffen entstehen, manches synthetische Urtheil zu bilden; und so erscheinet es mir denn als gewiß, daß wir im Stande seyn müssen, über jeden Gegenstand, von dem wir nur einen Begriff haben, auch irgend ein synthetisches Urtheil zu fällen.

4) Ganz anders glaubte dagegen Kant die Entstehung solcher synthetischen Urtheile a priori erklären zu müssen.

Auch hier (behauptete er) müssen wir das Prädicat, da es in dem Begriffe des Subjectes nicht liegt, in einer mit diesem Begriffe verbundenen Anschauung finden. (Construction der Begriffe durch Anschauungen.) — Ich habe so eben gezeigt, wie schlecht sich die Entstehung der empirischen Urtheile durch eine angebliche Verknüpfung ihrer Subjectvorstellungen mit einer Anschauung erkläre. Um so schlechter muß es bei Urtheilen a priori gelingen. Denn während der Subjectbegriff bei diesen insgemein eine unendliche Menge von Gegenständen umfaßt, kann uns die Anschauung, die wir mit ihm verknüpfen, immer nur einen einzigen Gegenstand darstellen; und der Schluß von diesem auf alle übrigen ist theils nicht zulässig, theils kann er doch auf keinen Fall jene Gewißheit und Einsicht in die Unmöglichkeit des Gegentheils gewähren, deren man sich bei solchen Urtheilen rühmet.

5) Doch Kant entgegnet, daß die Anschauungen, durch welche ein synthetisches Urtheil a priori vermittelt wird, Anschauungen von einer ganz eigenen Art wären; nämlich nicht empirische sondern reine oder Anschauungen a priori; und durch diesen Umstand werde bewirkt, daß unser Urtheil nicht bloß Wahrscheinlichkeit, sondern Gewißheit und Nothwendigkeit erhält. Diese reinen Anschauungen sollen theils Zeit-, theils Raumvorstellungen seyn. Allein man weiß es bereits aus §. 79., daß und warum ich in diesen Vorstellungen keine Anschauungen erkenne. Ueberhaupt vermag ich unter den sämmtlichen Anschauungen, deren wir Menschen fähig sind, keinen Unterschied der Art, wie K. ihn hier beschreibet, wahrzunehmen. Allein möchte es auch einen gewissen, sey es nun so oder anders zu bestimmenden Unterschied gebe: so ist doch offenbar, daß es mit einer bloßen Hinweisung auf denselben nicht abgethan sey, sondern daß man auch zeigen müßte, wie aus jener besonderen Art von Anschauungen die Entstehung synthetischer Urtheile a priori erklärbar werde. Hierüber findet sich aber in Kants Schriften, so oft er auch auf diesen Gegenstand zu reden kommt, nicht eine einzige Stelle, welche die erwünschte Deutlichkeit hätte. Die wichtigsten stehen in d. Kr. d. r. V. S. 179 ff. S. 741 ff. Aus diesen ist nun a) zu entnehmen, daß K. einen sehr

wichtigen Unterschied bemerkt zu haben glaubte zwischen der einem gewissen Begriffe, z. B. eines Dreiecks correspondirenden Anschauung, welche durch wirkliche Darstellung eines ihm unterstehenden Gegenstandes, z. B. durch wirkliche Hinzeichnung eines Dreieckes hervorgebracht wird, und zwischen jener Anschauung, die in der bloßen Einbildungskraft vor sich geht. Die erstere nennt er eine empirische, und gesteht, daß sie keine Allgemeinheit und Nothwendigkeit erzeugen könne; wohl aber soll dieß die letztere, die er die reine nennt, gewähren. — Ich aber muß bekennen, daß dieser Unterschied mir ein ganz unwichtiger dünke. Denn ob wir uns ein Dreieck bloß in der Einbildungskraft vorzeichnen, oder es auch äußerlich darstellen, das ändert meines Erachtens an unserer Vorstellung wenig; bringt keinen anderen Unterschied hervor, als daß die Vorstellung im letzteren Falle etwas an Lebhaftigkeit gewinnt, und leichter festgehalten und reproducirt werden kann. b) Wirklich scheint dieses Kant selbst gefühlet zu haben; darum verlangte er zuweilen, daß jene Construction nicht durch die Einbildungskraft überhaupt, sondern nur durch die reine Einbildungskraft geschehe. Allein dieß däucht nur ein Verstecken hinter ein dunkles Wort zu seyn; denn was ist reine Einbildungskraft? wie unterscheidet sich ihr Verfahren, oder wie unterscheiden sich ihre Erzeugnisse von jenen der empirischen? — c) Kant sagt, daß die empirische Einbildungskraft nur Bilder, die reine Schemata erzeuge; das Schema aber sey nicht sowohl ein Bild, als vielmehr nur die Vorstellung einer Methode oder Regel, einem gewissen Begriffe sein Bild zu verschaffen. — Hier gestehe ich aber, nicht zu begreifen, erstlich, wienach die Vorstellung einer Methode Anschauung genannt werden könne? sodann wodurch sich diese Vorstellung von der Methode, einem gewissen Begriffe sein Bild zu verschaffen, von jener sogenannten genetischen Definition desselben (die man doch sicher nicht den Anschauungen wird beizählen wollen) unterscheide? Wenn das Schema eines Kreises nichts Anderes seyn soll, als die Vorstellung von der Methode, wie dem Begriffe eines Kreises sein Gegenstand verschafft werden könne: so ist dieß Schema nichts Anderes als die Vorstellung von der Art, wie ein Kreis entstehe; d. h. nichts Anderes als die

bekannte Erklärung des Kreises, welche man die genetische nennt, nämlich der Begriff von einer Linie, welche ein Punct beschreibt, wenn er sich dergestalt in einer Ebene beweget, daß er stets in derselben Entfernung von einem gegebenen andern verbleiben. Erkennt man also die Wahrheit eines synthetischen Satzes aus der Betrachtung des Schemas seines Subjectbegriffes, so erkennt man die Wahrheit desselben aus der Betrachtung eines bloßen Begriffes. d) Wie übertrieben ist ferner nicht die Behauptung, die man an mehren Orten (z. B. Kr. d. r. V. S. 154) liest, „daß wir uns kein „Verhältniß im Raume denken können, ohne es erst zu con„struiren; daß wir uns keine Linie, keinen Zirkel zu denken „vermögen, ohne sie beide erst zu beschreiben; die drei Ab„messungen des Raumes nicht, ohne aus demselben Puncte „drei Linien senkrecht auf einander zu setzen; und selbst die „Zeit nicht, ohne, indem wir im Ziehen einer geraden „Linie (welche die äußerlich figürliche Vorstellung der Zeit „seyn soll) bloß auf die Handlung der Synthesis des Man„nigfaltigen, durch welche wir den innern Sinn successiv be„stimmen, und dadurch auf die Succession dieser Bestimmung „in demselben Acht zu haben.“ — Daß solche Constructionen die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit unserer Vorstellungen oft zu erhöhen dienen; daß wir sie uns deßhalb sehr angewöhnt haben und sie fast unwillkürlich verrichten: das Alles gebe ich zu; daß sie aber nicht überall Statt finden und nicht unumgänglich sind, wollte ich durch viele Beispiele erweisen. So wird mir Niemand abläugnen, daß mich ein Anfänger verstehe, wenn ich ihm das Dodekaëder als einen Körper erkläre, der durch 12 gleiche und ähnliche Seitenflächen begrenzt ist. Er wird von diesem Augenblicke an einen Begriff mit jenem Worte verbinden; er wird sich etwas, und etwas Richtiges dabei denken. Hat er sich gleichwohl dieses Dodekaëder schon construiren können? Weiß er denn nur, aus was für Seitenflächen, ob Dreiecken oder Fünfecken u. dgl. er es zusammensetzen soll? Noch offenbarer ist die Entbehrlichkeit einer solchen Construction bei folgendem Begriffe: „ein endliches, durch zwei seiner Puncte schon ganz „bestimmbares Raumding, dessen jeder Punct in dem Ganzen „so wie der andere liegt.“ — Vielleicht daß mehre meiner

Leser im ersten Augenblicke nicht einmal wissen, in welche Classe von räumlichen Dingen, ob in die Classe der Linien, oder der Flächen, oder der Körper sie dieses Raumding zu versetzen haben. Wie sollten sie erst im Stande seyn, sich eine Construction von demselben zu machen? Oder wie kann man glauben, daß ein so unbestimmtes und dunkles Bild, als unsere Einbildungskraft hier zu erzeugen vermag, zur Erkenntniß der Beschaffenheiten dieses Raumdinges wirklich etwas beitragen könne? Zu denken aber vermögen wir uns dieses Raumding allerdings; und sind auch im Stande, durch einiges Nachdenken herauszubringen, was für ein Ding es sey; eine Kugelfläche nämlich, in welcher jene zwei Puncte die Stelle der Pole vertreten. — Doch selbst bei denjenigen Begriffen, mit denen wir ein gewisses Bild zu verknüpfen vermögen, z. B. bei den Begriffen einer Kreislinie, Ellipse u. dgl. dürfte es sehr unrichtig seyn, zu glauben, daß uns die Vorstellung von diesem Bilde erst durch die Zeichnung werde. Vielmehr ist es meistens gerade umgekehrt; die Zeichnung (die in der Wirklichkeit sowohl als auch die in der bloßen Einbildungskraft) können wir nur verrichten, weil wir die Vorstellung schon haben. e) Was für ein trauriger Nothbehelf ferner ist nicht die Unterscheidung jener beiden Arten der Construction! Wenn der Mathematiker in der Buchstabenrechnung für den allgemeinen Begriff einer Größe, und für die verschiedenen Verbindungen derselben, z. B. Addition u. dgl., so manche Zeichen a, b, +, —, u. s. w. wählet: so ist dieß schlechterdings keine Nothwendigkeit. Er könnte seine Lehrsätze darthun, auch ohne dergleichen Zeichen zu brauchen; nur daß er dann mehrer Worte bedürfen, und durch die Menge dieser Worte das Auffassen oft sehr erschweren würde. Zwar heißt es von dieser *symbolischen* oder *charakteristischen* Construction der Algebra, sie lege die Begriffe, vornehmlich von dem Verhältnisse der Größen, in der *Anschauung* dar; allein ich sehe nicht, wienach von den Zeichen + oder — gerühmt werden könne, daß sie die Begriffe der Addition oder Subtraction in einer Anschauung darlegen, wenn man nicht eben dieß auch von was immer für anderen Zeichen, durch welche Weltweise gewisse in die Logik oder Metaphysik gehörige Begriffe dargestellt

haben, einräumen will? Die von Euler gewählte Bezeichnung des Verhältnisses, in welchem höhere und niedrigere Begriffe zu einander stehen, nämlich durch Kreise, die einander einschließen u. dgl., hat gewiß mehr Anschaulichkeit, als die Bezeichnung einer Summe durch a + b, und einer Differenz durch a — b. f) Noch dunkler finde ich die Unterscheidung zwischen den Schematen der sinnlichen und der reinen Verstandesbegriffe; welche letzteren nicht nur nicht selbst Bilder seyn, sondern nicht einmal in Bilder sollen gebracht werden können, und gleichwohl Anschauungen seyn sollen. g) Wie sonderbar endlich klingt die Behauptung, daß „die Bilder mit dem Begriffe immer nur vermittelst „des Schema verknüpft werden müssen, an sich aber dem„selben nicht völlig congruiren?" Was heißt hier congruiren? Einerlei seyn? doch auf keinen Fall; denn das Bild ist nie einerlei mit dem Begriffe. Unter dasselbe subsumirt werden können? Das kann wie mit, so ohne Schema geschehen.

6) Doch vielleicht können wir die Art, wie K. sich die Erzeugung synthetischer Urtheile a priori vermittelst reiner Anschauungen gedacht habe, deutlicher, als aus seinen allgemeinen Erklärungen, aus einigen von ihm selbst gegebenen Beispielen entnehmen? In d. Kr. d. r. V. S. 15 erklärt er den Satz: 7 + 5 = 12, für ein synthetisches Urtheil, weil in dem Begriffe der Summe von 7 und 5 noch ganz und gar nicht gedacht wird, welches die Zahl, die jene beiden zusammenfaßt, sey. „Man muß" (sagt er daher) „über „diese Begriffe hinausgehen, indem man die Anschauung zu „Hülfe nimmt, die einem von Beiden correspondirt, etwa „seine fünf Finger; und so nach und nach die Einheiten „der in der Anschauung gegebenen Fünf zu dem Begriffe „der Sieben hinzuthut." — Ein anderes Beispiel wird S. 744 von dem Satze gegeben, daß die gesammten Winkel im Dreiecke zwei rechte betragen. „Der Geometer fängt „sofort davon an, einen Triangel zu construiren. Weil er „weiß, daß zwei rechte Winkel zusammen gerade so viel aus„tragen, als alle berührende Winkel, die aus einem Puncte „auf einer geraden Linie gezogen werden können, zusammen: „so verlängert er eine Seite seines Triangels, und bekommt

„zwei berührende Winkel, die zwei rechten zusammen gleich „sind. Nun theilt er den äußern von diesen Winkeln, indem er eine Linie mit der gegenüberstehenden Seite des „Triangels parallel zieht, und sieht, daß hier ein äußerer, „berührender Winkel entspringe, der einem innern gleich ist, u. s. w." — Aus diesen und ähnlichen Beispielen glaube ich zu entnehmen, daß K. der Wirkung einer eigenen, reinen Anschauung zuschrieb, was aus gewissen nur dunkel vorgestellten Gründen, meistens auf bloßes Zeugniß der Sinne, namentlich des Auges, angenommen wird. Obgleich es nämlich den Mathematikern gelungen ist, ihre Begriffe genauer zu erklären, und ihre Beweise strenger zu führen, als es in irgend einer anderen Wissenschaft bisher der Fall ist: so sind sie doch bis zur Erklärung ihrer ersten und allgemeinsten Begriffe noch nicht vorgedrungen, und ihre ersten Sätze stellen sie entweder ohne Beweise oder mit solchen Beweisen, die nicht echt wissenschaftlich sind, auf. So findet man z. B. in den gewöhnlichen Lehrbüchern der Arithmetik von dem Begriffe einer Summe keine genaue Erklärung. Hätte man diese geliefert und gesagt, daß man sich unter Summe einen Inbegriff denke, bei dem auf keine Ordnung der Theile geachtet, und die Theile der Theile als Theile des Ganzen angesehen werden sollen (§. 84.): so hätte sich unmittelbar aus dieser Erklärung der analytische Satz ergeben, daß $a + (b + c) = (a + b) + c$ sey. Durch Anwendung dieses Satzes aber, und durch die Erklärungen, daß $7 + 1 = 8$, $8 + 1 = 9$, u. s. w., käme der Satz: $7 + 5 = 12$ als eine rein analytische Wahrheit zum Vorschein, ohne daß irgend eine Anschauung dazu nothwendig wäre. Mochte doch K. selbst in Verlegenheit seyn, die Art der Anschauung, die hier Platz greifen soll, nachzuweisen. Weil wir die Einheiten der Zahl 5 zu der Zahl 7 nach und nach hinzuthun: so (schloß er) ist es die Anschauung der Zeit, welche bei diesen Schlüssen zu Grunde liegt. Welch eine Folgerung! Aus gleichem Grunde könnte man sagen, daß jeder Sorites, weil wir nur nach und nach zu seinem letzten Schlußsatze gelangen, auf der Anschauung der Zeit beruhe! — Schwieriger ist das andere Beispiel; denn weil die Begriffe, die in dem hier zu beweisenden Satze vorkommen, viel zusammen-

gesetzter sind, als die vorigen: so müßte ich ein ganzes Lehrbuch der Geometrie schreiben, wenn ich hier zeigen wollte, wie dieser Beweis aus bloßen Begriffen geführt werden könne. Ich werde mich also bloß mit nachstehenden Bemerkungen begnügen. Wenn der Geometer (nach K. Beschreibung) seinen Beweis damit anfängt, daß es ein Dreieck, sey es nur in der Einbildung oder auf dem Papiere verzeichnet: so glaube ich, dieß sey nur bei der bisherigen Unvollkommenheit seiner Wissenschaft nöthig; es lasse sich aber eine Beweisart denken, bei der man jenes in der Einbildung vorschwebenden Dreieckes gar nicht, oder auf jeden Fall doch nur zur Erleichterung und ungefähr so bedarf, wie wir bei einem Sorites uns die Sätze niederschreiben, um immer zu wissen, wovon wir ausgegangen, und wie weit wir bereits fortgerückt sind. Sehr richtig heißt es ferner, der Geometer sehe, wie durch Verlängerung der einen Seite ein äußerer Winkel entstehe, wie dieser durch eine gezogene Parallele in zwei zerlegt werden könne, die den zwei Winkeln im Dreiecke gleichen, u. s. w. Allein dieß Alles (sage ich) müßte er nicht nothwendig sehen, nicht nothwendig bloß auf das Zeugniß seiner Augen annehmen, sondern er könnte es auch aus Begriffen schließen. Ja, wenn wir erwägen, daß jenes Sehen kein unmittelbares Wahrnehmen sey, sondern aus dem, was wir unmittelbar wahrnehmen, erst durch die Zuziehung so mancher geometrischen Wahrheit (uns selber unbewußt) gefolgert werden müsse: dann werden wir schwerlich geneigt seyn, dergleichen ohne ein deutliches Bewußtseyn ihres Grundes gefällte Urtheile zu einer eigenen Erkenntnißquelle, unter dem Namen reiner Anschauungen, zu erheben.

7) Da ich aber schon §. 79. für nöthig erachtete, neben Kant noch den von ihm selbst so gerühmten Commentator Schultz zu berathen: so mag dieß auch hier geschehen. Im II. Th. der Prüfung sind S. 62 ff. u. S. 157 ff. zwei lange Stellen, die sich hieher beziehen. a) Gleich anfangs heißt es in der ersten, daß wir uns bei dem Anschauen eines Goldstückes bewußt wären, daß uns durch diese (obgleich nur empirische) Anschauung zugleich das Prädicat: gelb, mitgegeben werde, dergestalt, daß wir unser ganzes Bewußtseyn

aufheben müßten, wenn wir das Urtheil: Dieß Goldstück ist gelb, nicht zulassen wollten. Wie übertrieben! Ein Urtheil der Art ist doch kein unmittelbares Wahrnehmungsurtheil, sondern aus solchen erst geschlossen, und zwar durch den bekannten Obersatz: Wenn gewisse Anschauungen A, B, C, ... immer gleichzeitig eintreten, so haben sie wahrscheinlich auch einerlei Ursache. Der Schlußsatz: Dieß Goldstück ist gelb, hat also bloße Wahrscheinlichkeit, und schließet die Möglichkeit eines Irrthums eben nicht aus. Warum müßten wir also unser ganzes Bewußtseyn aufheben, wenn wir ihn nicht zulassen wollten? b) Von den Anschauungen a priori heißt es dann weiter, daß diese schon an sich das Bewußtseyn der inneren Nothwendigkeit bei sich führten. Was soll dieß aber heißen, da Nothwendigkeit in der hier angenommenen Bedeutung nicht Vorstellungen, sondern nur Sätzen oder Urtheilen zukommen kann? c) Zur Erläuterung wird das bekannte Axiom, daß zwei gerade Linien höchstens nur Einen Punct mit einander gemein haben können, betrachtet. Daß es nicht anders möglich sey, sich von der Wahrheit dieses Satzes zu überzeugen, als durch die Construction seines Subjectbegriffes, ist eine Behauptung, zu deren Aufstellung man bloß dadurch, weil man bisher noch keinen anderen Weg zu dieser Ueberzeugung kennt, gewiß nicht berechtiget ist. Erzählt uns doch Sch. (S. 76) selbst, daß er einen Satz, den er im I. Thle. S. 67 noch unter die Axiome gezählt, in der kurzen Zeit, die zwischen der Herausgabe dieses und des folgenden Theiles verstrich, erweisen gelernt habe! Untersuchen wir ferner die Art, auf welche er darthut, daß wir den obigen Satz durch bloße Anschauung einsehen: so finden wir nichts Anderes, als die wiederholte Versicherung, wir wären uns bewußt, durch unser inneres Selbstbewußtseyn bewußt, daß es so sey. Das ist nun freilich ein kurzer Beweis, den aber nur derjenige zugeben wird, der davon, was man ihm beweisen will, schon überzeugt ist. Allein Sch. versprach, nicht nur zu zeigen, daß, sondern auch wie die reine Anschauung jenes Axiom begründe. Von diesem Wie erfahren wir jedoch kein Wort; sondern wir hören vielmehr, es soll hier Alles unmittelbar, also ohne daß sich ein Wie nachweisen läßt, geschehen. d) Da aber Sch. hier so Vieles

aus dem Bewußtseyn folgert: so müssen wir begierig seyn, zu erfahren, was er unter demselben verstehe. Ich, meines Theils, halte dafür, daß Bewußtseyn das Wissen oder Erkennen einer Wahrheit sey, und daß die Redensarten: Ich bin mir der Wahrheit A bewußt, ich weiß sie, kenne sie, oder ich fälle das Urtheil A entweder gegenwärtig oder ich habe es doch gefällt, und bin im Stande, es alsbald wieder zu erneuern — gleichgeltend sind. Was insbesondere das Selbstbewußtseyn anlangt: so glaube ich mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche übereinzustimmen, wenn ich es bloß als dasjenige, uns selbst betreffende Wissen erkläre, das zugleich unmittelbar ist; wenn ich es also nur auf ein Wissen von unserem eigenen Daseyn und von demjenigen, was in uns vorgehet, beschränke. Denn andere Kenntnisse, die gleichfalls nur unser eigenes Selbst betreffen, z. B. von der Einfachheit unserer Seele, ihrer Unsterblichkeit u. dgl. zählt Niemand zum Selbstbewußtseyn; offenbar nur deßhalb, weil es geschlossene Urtheile sind.*) Wenn ich nun (S. 157) lese, daß alle unsere Erkenntniß sich zuletzt auf das Selbstbewußtseyn gründe, und dieses so verstehen soll, daß wir ohne ein Bewußtseyn von dem, was in uns vorgehet, auch sonst nichts Anderes wissen würden: so däucht mir dieses nicht ganz richtig. Denn ich erachte es eben nicht für durchaus nothwendig, daß wir, um irgend eine Wahrheit zu wissen, auch an uns selbst denken, und das Urtheil, daß wir jetzt diese Wahrheit erkennen, zu fällen im Stande seyn müßten. So glaube ich insonderheit, daß das zarte Kind schon manche Urtheile, und mitunter auch richtige fälle, also Erkenntnisse habe, bevor es noch Selbstbewußtseyn erhält. Wenn ich nun weiter lese, daß Sch. das Selbstbewußtseyn für das: Ich denke, ich stelle mir etwas vor, erkläre: so kann ich dieses noch recht wohl mit meinem eigenen Begriffe vereinigen; wenn aber gleich darauf zu dem Selbstbewußtseyn auch das Bewußtseyn gezählt wird, „daß uns gewisse Vorstellungen entweder nur unter gewissen Bedingungen oder unbedingt und schlechterdings

*) Der Ausdruck: unmittelbares Selbstbewußtseyn, den man wohl auch zuweilen höret, hat also etwas Pleonastisches.

unmöglich sind:" so däucht mir dieß nicht nur eine zu weite Ausdehnung dieses Begriffes, sondern weil in der Folge behauptet wird, daß uns das Selbstbewußtseyn ohne alle Schlüsse, unmittelbar belehre, ein wichtiger Irrthum. Denn daß uns eine gewisse Vorstellung unmöglich sey (daß etwas nicht seyn könne), das ist kein Gegenstand einer unmittelbaren Erkenntniß, sondern das muß erschlossen werden; denn es heißt (nach §. 182.) nichts Anderes, als daß diese Annahme einer reinen Begriffswahrheit widerspreche. Wenn ferner Sch. nicht zulassen will, daß man das Selbstbewußtseyn einen Sinn (den innern) nenne: so dürfen wir ihm dieses, wie er es verstehet, eben nicht verargen; um so mehr aber, daß er das Selbstbewußtseyn für ein Vermögen erkläret, „das uns ohne alle Schlüsse und unmittelbar beleh„ren muß, was durch unser Vorstellungsvermögen (d. i. durch „unsere Sinnlichkeit, durch unsern Verstand und durch die „Vernunft) selbst bestimmt, mithin in diesem allein auf eine „nothwendige und unveränderliche Art gegründet ist." Ein solches Vermögen gibt es nicht und kann es nicht geben. Denn da von allen reinen Begriffswahrheiten, die wir erkennen, gesagt werden kann, daß wir sie mittelst unseres Vorstellungsvermögens (wenn dazu auch die Vernunft gehört) erkennen, daß somit alle diese Erkenntnisse in unserem Vorstellungsvermögen allein auf eine nothwendige und unveränderliche Art gegründet sind: so müßten wir alle diese Erkenntnisse unmittelbar erkennen, was doch bekanntlich nicht der Fall ist. Zwar sagt Sch., daß wir, wenn uns ein solches Vermögen, wie er das Selbstbewußtseyn beschreibt, nicht beiwohnte, von den genannten Wahrheiten schlechterdings nichts wissen könnten. Aber wie folgt dieß? Warum sollten wir, wenn wir nicht unmittelbar erkennen, daß dieses und jenes undenkbar (d. h. falsch) sey, es nicht doch mittelbar, nämlich durch Schlüsse herausbringen können? — Da mir übrigens das Selbstbewußtseyn eine Art von Wissen, folglich ein Urtheilen ist; Urtheile aber weder Anschauungen, noch ein Vermögen zu Anschauungen sind: so gebe auch ich zu, daß man das Selbstbewußtseyn nicht mit dem Anschauungsvermögen zu verwechseln habe. Wenn aber Sch. (wie es beinahe gewiß ist) durch diese Behauptung eigentlich anzeigen

will, daß unser Selbstbewußtseyn auch nicht aus Anschauungen, nicht einmal inneren, entspringe: so glaube ich widersprechen zu müssen; denn zu dem Urtheile: Ich habe diese Vorstellung, wird eine Anschauung von dieser Vorstellung, also eine Anschauung von demjenigen, was in unserer Seele vorgehet, erfordert. Und in wiefern man das Vermögen zu solchen inneren Anschauungen den innern Sinn genannt hat, in sofern sage auch ich, daß unser Selbstbewußtseyn, ob es gleich nicht der innere Sinn selbst ist, doch dieses innern Sinnes bedürfe. Aus einem gleichen Grunde gebe ich auch zu, daß das Selbstbewußtseyn keine Vorstellung sey. Wenn aber beigefügt wird, daß durch das Selbstbewußtseyn jede Vorstellung erst zu der meinigen werde: so finde ich dieß abermals unrichtig ausgedrückt. Denn mein kann eine Vorstellung auch in dem Falle seyn, wenn ich ihrer nicht bewußt bin. Es sollte meines Erachtens heißen, daß wir nur durch das Selbstbewußtseyn unsere Vorstellungen als die unsrigen kennen lernen. Doch es ist wohl zu bemerken, daß Sch., wenn er das Selbstbewußtseyn von einer Vorstellung unterschied, hiedurch noch etwas ganz Anderes sagen wollte. Er nämlich gebrauchte das Wort Vorstellung (wie viele Andere) in einer so weiten Bedeutung, daß auch die Urtheile dazu gehören. Indem er also sagte, das Selbstbewußtseyn sey keine Vorstellung, behauptete er, daß es auch nicht einmal ein Urtheil sey. Obgleich ich nun weiß, daß Viele eben so denken: so will ich doch unumwunden gestehen, daß ich mir von einem solchen, sich auf das Denkgeschäft beziehenden Vermögen in unserer Seele, das weder ein Vorstellen (in der engeren Bedeutung) noch ein Urtheil wäre, keinen Begriff zu machen wisse. — e) „Ich bin mir," heißt es weiter, „empirisch, aus innerer „Empfindung bewußt, daß mir das Nicht- und Andersseyn „der äußeren Dinge allerdings vorstellbar ist; denn so oft „ich diese Vorstellung versuche, habe ich sie wirklich." Hiegegen muß ich erinnern, erstlich, daß ich dasjenige, was hier Empfindung genannt wird, Anschauung nenne; weil Empfindung ein Wort ist, dessen wir zur Bezeichnung einer andern Erscheinung in unserm Inneren bedürfen; sodann daß ich die Redensart: „das Nicht- und Andersseyn der äußern

„Dinge ist mir vorstellbar,“ zweideutig finde; denn man kann entweder damit nur so viel sagen wollen: „ich vermag „es, mir eine Vorstellung von dem Nicht- oder Andersseyn „der äußern Dinge zu machen;“ oder man kann damit ausdrücken wollen: „ich erkenne, daß die äußern Dinge auch „nicht seyn oder anders seyn könnten.“ Nur wenn die erste Bedeutung Statt finden soll, kann ich dem hier ausgesprochenen Satze beipflichten. Daß wir vermögend sind, uns eine Vorstellung von dem Nicht- oder Andersseyn der äußeren Dinge zu machen, wissen wir allerdings aus unserer Empfindung (besser, aus Anschauung unsers Innern, in dem wir diese Vorstellung so eben vorfinden). Sollte aber die zweite Bedeutung gemeint seyn, so könnte ich den Satz nicht zugeben. Denn nicht nur daß wir es auf keinen Fall aus einer bloßen Anschauung (oder Empfindung) wissen können, daß die Dinge außer uns auch nicht seyn oder anders seyn könnten; sondern ich zweifle fast, ob wir dieß überhaupt durch was immer für eine Betrachtung herausbringen können. Doch der Beweis, den Sch. seiner Behauptung beifügte, scheint sehr dafür zu sprechen, daß er sie in der ersten Bedeutung genommen. „So oft ich diese Vorstellung versuche, „habe ich sie wirklich;“ sagt er. Das kann doch nicht beweisen, daß die Dinge in der That anders seyn können, sondern nur, daß ich sie mir anders vorstellen könne. Allein nun heißt es weiter: „Dagegen bin ich mir, nicht „nur unabhängig von aller Empfindung, als welche nie ab„solute Unmöglichkeit lehren kann, sondern auch ohne alle „Schlüsse unmittelbar bewußt, daß mir das Nicht- oder „Andersseyn des sinnlichen Raumes eben so absolut undenk„bar ist, als ein A, das nicht A ist.“ — Hier ist Sch. offenbar aus der einen Bedeutung in die andere übergegangen; denn wenn auch hier von nichts Mehrem als von der Möglichkeit einer bloßen Vorstellung, daß es entweder gar keinen Raum gebe, oder daß er ganz anders beschaffen sey, als er ist, gesprochen würde: so könnte man diese wohl nicht in Abrede stellen. Schon dadurch, daß man von dieser Vorstellung spricht, erzeuget man sie in seinem Inneren. Und wenn wir die Unmöglichkeit eines Körpers, der mit 24 gleichen Seitenflächen begrenzet wäre, beweisen, müssen

wir uns da nicht erst eine Vorstellung von einem solchen Körper machen? Und ist diese Vorstellung nicht die Vorstellung eines Raumes, der anders wäre, als er in Wahrheit ist? Sicher behauptet hier also Sch. nicht, daß die bloße Vorstellung von einem andern Raume, sondern nur daß ein solcher anderer Raum selbst eine Unmöglichkeit sey. Allein wenn dieses ist: so muß man billig fragen, zuerst, in welchem Zusammenhange der erste Satz mit dem zweiten stehe; und dann, mit welchem Rechte man behaupte, daß die Einsicht in diese Unmöglichkeit ein unmittelbares Bewußtseyn sey? Daß ein Körper, wie ich ihn eben beschrieben habe, unmöglich sey, wird doch gewiß nicht unmittelbar, sondern erst durch viele Schlüsse erkannt. Andere Beschaffenheiten des Raumes, z. B. daß zwei gerade Linien nur Einen Punkt miteinander gemein haben, mögen wir schneller erkennen, und ohne uns der Gründe, auf welchen diese Erkenntniß beruht, bewußt zu werden. Daß sie aber gar keine Gründe habe, sondern ein unmittelbares Erkenntniß sey, hat noch Niemand erwiesen.

f) S. 151 liest man: „Die geometrischen Objecte sind überhaupt Linien, Flächen und Körper. Von diesen muß also „in jeder geometrischen Definition eines oder mehre vorkommen. „Allein was Linien, Flächen, Körper seyen, ist, weil (?) der „Raum ein Individuum ist, aus keiner Definition, sondern „lediglich aus Anschauung, mithin aus unmittelbarer Vorstellung des Einzelnen verständlich. Folglich ist keine geometrische Definition anders verständlich, als daß man sich „das definirte Object vermittelst der productiven Einbildungskraft einzeln in der reinen Anschauung erzeugt. Wären „daher die geometrischen Demonstrationen ohne Construction „der Begriffe möglich: so müßte es möglich seyn, ein demonstrirtes System der Geometrie zu liefern, ohne zu wissen, „was die Worte in den Definitionen und Sätzen bedeuten, „ja ob sie überhaupt etwas Reales anzeigen oder nicht." — Daß es unmöglich sey, die Wahrheit eines Satzes darzuthun, oder auch nur für sich selbst einzusehen, so lange man gar nicht weiß, was für Begriffe die in demselben vorkommenden Worte bezeichnen, wird Niemand läugnen wollen. Unrichtig aber ist es zuerst, wenn hier vorausgesetzt wird, es gebe kein anderes Mittel, um den Begriff, den wir mit einem Worte

verbinden, einem Andern mitzutheilen, als die Zerlegung desselben in seine Bestandtheile, d. h. Erklärungen, oder die Darstellung einer ihm unterstehenden (und dieß zwar reinen) Anschauung. Gibt es doch auch Worte, die einen einfachen Begriff bezeichnen, z. B. Etwas, Wirklichkeit. Auch die Bedeutung dieser haben wir kennen gelernt; und dieses konnte doch nicht durch Erklärungen geschehen; und ist auch eben so wenig durch eine diesen Begriffen unterstehende, vollends reine Anschauung geschehen. Ueberhaupt tritt das Bedürfniß der Verständigung über den Sinn der Worte nur bei der Mittheilung unserer Gedanken an Andere, nicht aber beim eigenen Nachdenken ein. Das hier Gesagte würde also höchstens eine Schwierigkeit nachweisen, die der Erkenntniß der mathematischen Wahrheiten, wenn sie durch fremden Unterricht beigebracht werden sollen, entgegenstehet, nicht aber die Unmöglichkeit, sie auf dem Wege des eigenen Nachdenkens zu finden, darthun. Auf Anderes ist schon anderwärts geantwortet worden.

8) Noch erübriget zu betrachten, wie die Entstehung unserer Erfahrungsurtheile in der kritischen Philosophie erklärt werde. Was nun die Urtheile anlangt, in welchen wir ein gewisses Zeitverhältniß zwischen den eigenen Vorstellungen aussprechen: so finde ich nicht, daß man es nur versucht hätte, die Bildung derselben zu erklären. Die Versicherung, daß die Zeit an sich selbst nicht könne wahrgenommen werden, wird zwar bis zum Ueberdruß oft wiederholet, und darum auch mit aller Umständlichkeit erklärt, woraus wir entnehmen, daß gewisse Erscheinungen oder Veränderungen in der Außenwelt der Zeit nach aufeinander folgen, oder einander gleichzeitig sind; woraus wir aber erkennen, daß ein Paar Vorstellungen oder Erscheinungen in unserm Inneren zu gleicher oder in aufeinander folgenden Zeiten Statt finden, wird nirgends gesagt. Es scheinet vielmehr, Kant habe diese Urtheile für unmittelbar gehalten. So heißt es z. B. Kr. d. r. V. S. 233: „Ich bin mir nur bewußt, daß meine „Imagination Eines vorher, das Andere nachher setze, nicht „daß im Objecte der eine Zustand vor dem andern vorhergehe;"*) — was völlig so klingt, als ob man das erste

*) Hiemit ist freilich schwer zu vereinigen, was S. 156 gesagt wird, „daß wir „die Bestimmung der Zeitlänge oder auch der Zeitstellen für alle innere

Urtheil für ein unmittelbares Bewußtseyn ausgeben wollte. Was ferner die äußeren Gegenstände belangt: so sollen wir die Aufeinanderfolge, oder daß B später als A eintrete, immer nur daraus erkennen, daß sich uns A als Ursache und B als Wirkung darstellt; und dieses wieder nur daraus, daß es uns niemals gelingt, B früher als A, wohl aber A früher als B wahrzunehmen; die Gleichzeitigkeit, oder daß A und B zu derselben Zeit sind, sollen wir nur daraus erkennen, daß wir die Gegenstände A und B beide in dem Verhältnisse der Wechselwirkung finden; dieß aber dann, wenn bald die Wahrnehmung von A jener von B, bald die von B jener von A vorhergeht. — Hiegegen erinnere ich nun, daß die wahre Ursache und ihre eigentliche Wirkung nicht aufeinander folgen, sondern gleichzeitig sind; wie dieß K. selbst gefühlt zu haben scheinet, wenn er sich S. 248 folgender Maßen äußert: „Der größte Theil der wirkenden Ursachen in der Natur ist mit ihren Wirkungen zugleich" u. s. w. Diese Stelle ist äußerst dunkel; und ich bekenne offen, nicht zu verstehen, was es mit dem hier gemachten Unterschiede zwischen der Ordnung und dem Ablaufe der Zeit für eine Bewandtniß habe; und eben so wenig, wienach zwei Dinge zugleich, d. h. zu einerlei Zeit, und doch der Zeit nach bestimmbar, d. h. unterscheidbar seyn können. Gegen das Ende kommt ein ganz anderes Kennzeichen zum Vorschein: A ist die Ursache von B, wenn ich A nie ohne B, wohl aber B zuweilen ohne A wahrnehme.

9) Wie wir zur Kenntniß der verschiedenen räumlichen Verhältnisse gelangen, hat mit besonderer Ausführbarkeit Schultz in s. Prüfung, Thl. I. S. 182 ff. erkläret. Sehr richtig wird gegen Platners Behauptung, daß der Raum eine bloße Gesichtsvorstellung wäre, erinnert, daß wir vermittelst unserer Augen eigentlich nichts weiter empfinden, als Licht. Wenn aber gleich darauf gesagt wird: „Demjenigen, der zum ersten Male sieht, müssen daher alle Gegenstände als eine bloße farbige Lichtmasse erscheinen, die unmittelbar in seinem Auge liegt:" — so gibt man hier mehr, als

„Wahrnehmungen immer von dem Vernehmen müssen, was uns äußere „Dinge Veränderliches darstellen."

nöthig ist, zu. Denn über den Ort, wo sich die Gegenstände befinden, die jede Vorstellung von Licht verursachen, wird, wer zum ersten Male sieht, nichts wissen. — Uebertrieben aber däucht mir das Folgende: „Ja, da die Gesichtsvorstellungen von keinem Gefühl des Widerstandes begleitet sind: so kann er durch sie allein nicht einmal erkennen, daß das Gesehene etwas von ihm selbst Verschiedenes sey.“ Warum nicht? Aus jeder sogenannten äußeren Anschauung (§. 286.) schließe ich mit Recht auf einen äußeren Gegenstand, der sie hervorgebracht. Gefühl des Widerstandes ist dazu keineswegs nöthig; und wäre es, sollten die Vorstellungen durch das Gesicht ganz von demselben frei seyn? Hängt es denn lediglich von unserem Willen ab, ob wir ein Licht gewahren oder nicht, wenn Jemand in die finstere Stube, in der wir sitzen, mit brennender Kerze eintritt? — Noch unrichtiger und mit den Grundsätzen der kritischen Philosophie selbst in einem offenbaren Widerspruche scheinen mir die Behauptungen, daß das Gesicht und (nach S. 191) auch das Gehör „für sich allein gar nicht im Stande seyn sollten, uns zur Vorstellung von Dingen außer uns zu verhelfen.“ — Wenn es sich also verhielte, wenn es von einem so zufälligen Umstande, bloß von der Anzahl der Sinne, mit denen uns Gott beschenket hat, abhinge, ob wir zur Vorstellung von Dingen außer uns und vom Raume gelangen: wie könnte man diese Vorstellungen gleichwohl zu den nothwendigen zählen? — Nach Sch. gelangen wir zu diesen Vorstellungen durch das Gefühl und die Bewegung. „So wie der Blindgeborne erst dadurch erfährt, „daß die Körper und ihre Theile außer einander sind, indem „er sie nach der Reihe betastet, und sich dabei der wirklichen „Bewegung seiner Hand bewußt ist: so kommen wir auch zur „Vorstellung, daß das Gesehene außer uns und verschiedentlich „von uns und von einander entfernt ist, erst durch's Gefühl, „indem wir uns von einem der gesehenen Dinge zum andern „nach und nach hinbegeben. Da aber das Bewußtseyn, daß „wir uns bewegt haben, schon die Vorstellung vom Raume „und der Verschiedenheit der Orte in ihm voraussetzt: so ist „hieraus klar, daß die Wahrnehmung äußerer Dinge bei Sehenden eben sowohl als beim Blindgebornen erst durch die Vor„stellung des Raumes möglich wird, und daß diese mithin eine

„Vorstellung a priori ist.“ Eine sehr sonderbare Erklärung! Die Vorstellung des Raumes sey noch so sehr a priori: so ist doch nicht zu begreifen, wie man sich unmittelbar dessen bewußt seyn sollte, daß man sich (d. h. seinen Körper) bewegt habe. Denn eine Bewegung ist doch eine Veränderung des Ortes; und sie kann also nur erst, wenn man erkannt hat, daß sich ein Körper früher in diesem Orte befunden habe, jetzt in einem anderen befinde, geschlossen werden. In welchen Orten sich aber die Körper befinden, dieß kann man doch nicht a priori wissen, sondern man muß es erst aus der Erfahrung lernen. Auch möchte ich fragen, ob irgend Jemand eine Empfindung davon habe, daß sich die Erde, und somit auch er selbst mit solcher Geschwindigkeit um die Sonne bewege, als uns die Astronomie belehrt hat? S. 184 heißt es: „Was „aber unser Augenmaß betrifft, so ist dieses nicht bloße Em„pfindung, sondern eine Sache, die schon auf verschiedenen „Vergleichungen und Urtheilen des Verstandes beruht.“ Sollte man nicht aus dieser Stelle schließen, daß Sch. geglaubt habe, die Schätzung der Entfernungen durch das Gefühl beruhe auf keinen Vergleichungen und Urtheilen des Verstandes; sey also ein unmittelbares Urtheil? — Wie wenig er überhaupt mit der Erklärung unserer Urtheile dieser Art noch im Reinen gewesen, zeigt sein Geständniß S. 185: „Nach und „nach verläßt unsere Seele den Maßstab des Sehewinkels „gänzlich (?), und entwirft sich durch eine uns ganz unbe„kannte Kunst nicht nur ein bestimmtes Bild von der Größe „naher Distanzen und naher Dinge, sondern sie läßt auch die „Größe dieses Bildes in einem umgekehrten, aber schwerlich „auszuforschenden Verhältnisse der Entfernungen abnehmen.“ Meines Erachtens benützet die Seele bei der Beurtheilung der Entfernungen der Gegenstände nicht nur den Sehewinkel, sondern auch Licht und Schatten, vornehmlich aber die Vergleichung des Sehewinkels, unter dem ein Gegenstand von bekannter Größe erscheint, mit dem eines andern, der mit ihm so verbunden ist (so auf ihn einwirkt), daß sie Grund findet, beiden einerlei Entfernung beizulegen.

Anmerk. Neuerlich haben vornehmlich Beneke (psychol. Skizzen, u. a. a. O.) und Reinhold (Erkenntnißl.) Untersuchungen angestellt, die hier besprochen zu werden verdienten, wenn es der

Raum mir nicht verböte. Ich will also nur noch mit wenigen Worten der Ansicht Troxlers (in d. Naturl. d. menschl. Erk., Aarau 1828) erwähnen, „es gebe im Menschen sowohl als in „allen Thieren eine Erkenntniß, die noch der sinnlichen vorher„gehet, die sich durch diejenigen unserer Handlungen beurkundet, „welche wir dem Instincte zuschreiben." Diese Erkenntniß hält T. für unmittelbar; sie soll von der sogenannten „unter„sinnlichen oder vorsinnlichen Psyche gewonnen werden, „bevor noch eine Scheidung zwischen Receptivität und Spontanei„tät Statt hat;" und die Erscheinungen des Somnambulismus sollen gleichfalls nur daher rühren. — Erkenntnisse von einer solchen Art, wie sie vorausgesetzt werden müßten, um das instinctmäßige oder das somnambüle Handeln aus ihnen zu ererklären, müßten meines Erachtens viel zu zusammengesetzt seyn, als daß man annehmen dürfte, sie könnten ohne Ableitung aus andern Urtheilen entstehen. Unter Instinct aber denkt man sich, wie ich glaube, überhaupt nicht ein Vermögen der Erkenntnisse, sondern vielmehr nur den Trieb und die Geschicklichkeit zu einer bestimmten Weise des Wirkens; dergestalt, daß man von einem Instincte spricht, so oft man gewahr wird, daß ein lebendiges Wesen Beides, den Trieb sowohl als auch die Geschicklichkeit zu gewissen Verrichtungen habe, die zur Erreichung eines mit einer moralischen Weltregierung vereinbaren Zweckes, z. B. zur Erhaltung des eigenen Daseyns des Wesens, oder zur Fortpflanzung seines Geschlechtes u. dgl., auf das Vollkommenste berechnet sind; wobei doch offenbar ist, daß das lebendige Wesen von dieser Angemessenheit seines Wirkens zu dem erwähnten Zwecke, ja vielleicht auch von diesem Zwecke selbst gar keine Vorstellung habe, oder daß jedenfalls sein Wirken nicht aus solcher Vorstellung entspringe. Fragt man, was als die nächste Ursache, woraus ein solches instinctmäßiges Wirken hervorgehe, anzusehen sey: so erwiedere ich, nur in den Schicksalen, welche das Wesen in den unendlich vielen früheren Perioden seines Daseyns erfuhr, von welchen Schicksalen gewisse Spuren und dunkle Rückerinnerungen in seiner Seele noch immer zurückgeblieben seyn müssen, vornehmlich aber in jenen weisen Einrichtungen, welche der Schöpfer dem gegenwärtigen Organismus desselben gegeben, kann der verborgene Grund davon liegen, daß bei bestimmten Anlässen gerade solche Vorstellungen, Empfindungen und Begierden in der Seele erwachen, wie sie eben erforderlich sind, damit es so wirke, wie wir es wirken sehen. — Was endlich die Erscheinungen

des Somnambulismus betrifft, so kann ich meines Theils bisher nicht Alles, was man hierüber erzählt, als sattsam erwiesen betrachten; das Wenige aber, wovon ich durch eigene Beobachtung überzeugt ward, scheint sich aus einer erhöhten Empfindlichkeit des sogenannten Gangliensystemes genügend erklären zu lassen. Ein Zustand, in welchem noch keine Scheidung (kein Unterschied?) zwischen Receptivität und Spontaneität Statt hatte, erkläret mir nichts, weil ich ihn selbst nicht zu denken vermag.

§. 306.*

Uebersicht der merkwürdigsten Thätigkeiten und Zustände unsers Gemüthes, die das Geschäft des Urtheilens betreffen.

Am Ende dieses Hauptstückes dürfte nun wieder der schicklichste Ort seyn, die merkwürdigsten Thätigkeiten und Zustände unsers Gemüthes, die sich auf das Geschäft des Urtheilens beziehen, in einer gedrängten Uebersicht zusammenzustellen. 1) Es kann sich erstlich fügen, daß ein Satz M von uns weder jetzt eben behauptet wird, noch in irgend einer früheren Zeit unsers Daseyns behauptet worden ist; und in diesem Falle dürfen wir sagen, daß das Urtheil M in unserem Gemüthe ganz fehle oder abwesend sey. Hiezu ist keineswegs erforderlich, daß M in unserem Gemüthe nicht einmal als eine bloße Vorstellung angetroffen werde, oder sich nicht früher darin als eine solche befunden habe. Wir können die Vorstellung von einem Satze haben, z. B. die Vorstellung von dem Satze, daß es Geschöpfe gebe, die sich von einem Himmelskörper zum andern fortbewegen können, ohne über die Wahr- oder Falschheit desselben etwas entschieden zu haben. Dann also fehlt uns das Urtheil, ohne daß die dazu benöthigten Vorstellungen fehlen. Wieder kann uns ein Urtheil dermaßen fehlen, daß wir es uns auch nicht einmal noch vorgestellt oder an dasselbe gedacht haben. 2) Es kann ferner seyn, daß wir das Urtheil M nicht eben jetzt, wohl aber zu einer gewissen früheren Zeit gefället haben. Dann heißt es ein früher gefälltes Urtheil; und es finden dabei mancherlei Fälle Statt, indem die Spur, die es bei seinem Verschwinden zurückließ, von einer solchen Beschaffenheit seyn kann, daß wir uns seiner bald leicht, bald nur mit Mühe, bald nur wenn

seine Vorstellung durch einen äußeren Gegenstand wieder hervorgebracht wird, bald auch wohl gar nicht mehr erinnern können; Ausdrücke, deren Bedeutung hier eben so wie bei den Vorstellungen §. 289. n°. 2. zu verstehen ist. 3) Nicht immer muß es, wenn wir uns eines Urtheils, als eines früher gefällten, erinnern, geschehen, daß wir dasselbe auch jetzt wieder fällen. Wenn wir aber, so oft nur die zu einem Urtheile gehörigen Vorstellungen S und P in uns erwachen, oder wenigstens, so oft die Frage in unserem Gemüthe erscheint, ob dem Subjecte S das Prädicat p zukomme oder nicht, das Urtheil: S ist P, fällen: so sagt man, daß wir dem Satze M fortdauernd zugethan sind, zugethan nämlich durch jene ganze Zeit, innerhalb deren dieses Verhältniß zwischen uns und M bestehet. Da es an einem Worte, das dergleichen Sätze bezeichnete, ohne noch zu bestimmen, ob sie wahr oder falsch sind, ingleichen mit welchem Grade der Zuversicht wir ihnen zuthan sind, fehlet: so pflege ich mich der Worte: Meinung und Ansicht, zu bedienen: so daß ich also unter Meinungen eines Wesens Sätze verstehe, welche dasselbe für wahr hält, gleichviel ob sie es wirklich sind oder nicht, und ob dieß Fürwahrhalten einen geringen oder den stärksten Grad der Zuversicht habe. 4) Je schneller auf die bloße Anregung der Vorstellungen S und P, oder doch der Frage, ob dem S p zukomme, das Urtheil S ist P eintritt; um so geläufiger heißt uns dasselbe. 5) Wenn wir dagegen uns zwar die Frage, ob der Satz M wahr sey oder nicht, aufwerfen, d. h. in der That wünschen, eines der beiden Urtheile M oder Neg. M zu fällen; und gleichwohl trotz aller aus diesem Grunde auf die Vorstellungen S und P gerichteten Aufmerksamkeit weder das M noch das Neg. M fällen: so heißt dieser Zustand unsers Gemüthes hinsichtlich auf den Satz M ein Zweifeln.*) 6) Nicht selten begegnet es uns, daß wir abwechselnd, je nachdem wir die Aufmerksamkeit unsers Geistes bald auf diese, bald auf jene Umstände richten, bald ein gewisses Urtheil M, bald wieder das Urtheil Neg. M, mit einem, sey es auch nur geringen, Grade der Zuversicht fällen. Dieses Verhalten unsers

*) Von diesem Zweifeln, welches ein Gemüthszustand ist, muß man den Zweifel, der ein Gedanke ist, unterscheiden. Von ihm ist später die Rede.

Gemüthes zu dem Satze M nennt man ein Schwanken. 7) Zuweilen geschieht es wohl auch, daß wir durch einige Augenblicke hindurch einem Urtheile M anhangen, obgleich es gar manchen andern Urtheilen R, S,..., denen wir fortwährend zugethan sind, widerstreitet, und wie wir dieses bemerken, auch wieder aufgegeben wird. Dieß mag ein flüchtiger Einfall, ein bald vorübergehender Gedanke heißen. 8) Wenn wir die Aufmerksamkeit unsers Geistes auf alles dasjenige richten, wovon wir vermuthen, daß die Betrachtung desselben uns dienlich seyn werde, zu erkennen, ob ein Satz M wahr oder nicht wahr sey: so sagt man, daß wir M prüfen. Begreiflich können wir uns zu einer solchen Prüfung entschließen, auch wenn wir bereits mit einem bald größeren, bald geringeren Grade der Zuversicht entweder M oder auch Neg. M für wahr halten. Prüfen wir nun einen Satz M, während wir doch bereits mit einem bald größeren, bald geringeren Grade der Zuversicht M oder Neg. M für wahr halten: so mag unser Urtheil M oder Neg. M in Hinsicht auf jene Prüfung ein vorläufiges heißen. 9) Wenn wir ein Urtheil M fällen, ohne diejenige Prüfung, welche der Satz seiner Natur nach fordert, vorausgeschickt zu haben: so ist dieß Urtheil ein voreiliges gewesen. Und wenn ein solches voreilig angenommenes Urtheil ein Satz ist, dessen wir uns zur Ableitung mehrer anderer bedienen: so pflegt man demselben den Namen eines Vorurtheils zu geben. 10) Wenn wir ein Urtheil fällen, das wir aus andern abgeleitet haben, ohne gleichwohl im Stande zu seyn, die Sätze, aus denen wir es ableiteten, anzugeben (weil wir uns nämlich zu keiner klaren Vorstellung von denselben erhoben haben): so kann man dasselbe ein Urtheil aus dunkeln Vordersätzen nennen. 11) Wenn jener Grund, der uns zur Fällung eines Urtheiles bestimmt, von einer solchen Beschaffenheit ist, daß wir bloß durch die willkürliche Richtung unserer Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände die Entstehung dieses Urtheiles in uns hätten verhindern können: so nenne ich es ein freiwilliges oder uns freistehendes; im entgegengesetzten Falle ein abgedrungenes Urtheil. So ist z. B. das Urtheil, daß ich so eben eine gewisse Wärme verspüre, mir abgedrungen; dagegen das Urtheil, daß das Quadrat der Hy-

potenuse u. s. w., überhaupt die meisten mathematischen und wissenschaftlichen Erkenntnisse sind freiwillig. 12) Wenn die Sätze, aus welchen wir ein Urtheil M ableiten, und eben so auch diejenigen, aus welchen wir zuvor schon jene abgeleitet, und so fort, bis zu den unmittelbaren Urtheilen hin, durchgängig reine Begriffssätze sind: so kann man M ein Urtheil aus reinen Begriffen, oder rein, a priori nennen; in jedem andern Falle mag es ein aus der Erfahrung geschöpftes, oder ein Urtheil a posteriori heißen. 13) Wenn wir ein Urtheil bloß darum fällen, weil wir uns eben erinnern, daß wir zu einer früheren Zeit bereits so geurtheilet haben: so will ich es ein Urtheil aus bloßer Erinnerung oder aus dem Gedächtnisse nennen. Beim Rechnen und bei jeder Herleitung eines Urtheils aus einer längern Reihe von Schlüssen, wobei wir die ersten Schlüsse bereits aus dem Bewußtseyn verlieren, bevor wir noch bei dem letzten angelangt sind, kommen dergleichen aus dem Gedächtnisse entlehnte Urtheile nothwendig vor. Da aber jeder Satz, der eine Erinnerung aussagt, seiner Natur nach ein bloßer Erfahrungssatz ist: so müssen alle Urtheile, die wir aus dem Gedächtnisse entlehnen, und mithin auch alle diejenigen, die wir noch weiter aus ihnen ableiten, strenge genommen den Erfahrungsurtheilen beigezählt werden. In einem engern Sinne nennt man nur solche Urtheile aus der Erfahrung geschöpft, zu deren Herleitung wir noch gewisser anderer Wahrnehmungen, namentlich solcher, die sich nicht auf Erscheinungen in unserem Innern, sondern auf äußere Gegenstände beziehen, benöthiget waren; dagegen Urtheile, welche zu ihrer Herleitung sonst keiner anderen Erfahrung als der Erinnerung bedürfen, in einem weitern Sinne noch immer zu den Urtheilen aus reinen Begriffen gerechnet werden. 14) Wenn die Ursache, weßhalb wir ein gewisses Urtheil angenommen haben, zum Theile darin liegt, weil Jemand, dem es darum zu thun war, daß wir so denken möchten, sich viele Mühe gegeben, unsere Aufmerksamkeit auf alle Gründe, die den Satz M in unsern Augen wahrscheinlich oder gewiß machen könnten, zu richten, und sie dagegen von allen denjenigen Gründen, die uns auf eine andere Meinung zu bringen fähig wären, abzuziehen, wobei es ihm gleich galt, ob jene

auch richtig, und diese unrichtig sind, oder nicht: so sage ich, dieß Urtheil sey in uns durch Ueberredung entstanden. Und wenn etwa wir selbst diejenigen waren, die diese Mittel in Anwendung brachten: so sage ich, es sey durch Selbstüberredung erzeugt. 15) Wie es zur Fällung eines Urtheiles oft genüget, daß wir uns nur erinnern, dasselbe zu einer früheren Zeit selbst schon gefällt zu haben (n°. 13.): so genüget es uns zuweilen auch, nur zu finden, daß ein gewisses anderes Wesen so urtheile oder geurtheilet habe. Ein Urtheil nun, das wir bloß deßhalb fällen, mag ein auf fremdes Ansehen gestütztes Urtheil heißen. Ein solcher Fall ist vorhanden, wenn wir z. B. urtheilen, daß es mit einem Kranken gefährlich stehe, weil wir den Arzt in großer Verlegenheit sehen. Ein besonderer Fall hievon ist es, wenn wir das Urtheil M fällen, weil wir aus Wahrnehmungen schließen, es sey der Wille eines denkenden Wesens, daß wir den Satz M annehmen, weil dieses selbst ihn für wahr hält. Eine Handlung, die Jemand in der bestimmten Absicht verrichtet, damit wir, wenn wir nach unserer besten Einsicht verfahren, aus ihrer Wahrnehmung schließen, es sey sein Wille, daß wir den Satz M annehmen, weil auch er selbst ihn für wahr hält, pflegt man die Ablegung eines Zeugnisses für diesen Satz zu nennen. Es kann daher von dem Urtheile M, das wir um eines solchen (wirklichen oder auch nur vermeinten) Zeugnisses wegen fällen, gesagt werden, daß es ein sich auf Zeugniß stützendes Urtheil sey.

Anmerk. Es dürfte nöthig seyn, über einige der hier getroffenen Begriffbestimmungen noch ein Paar Worte der Rechtfertigung zu sagen. Mit der Benennung: vorläufiges Urtheil, verbinden Kant (L. S. 105); Kiesewetter (L. §. 299.) u. A. den Begriff eines Urtheils, das man mit einem nur noch geringen Grade der Zuversicht fällt. Für diesen Begriff haben wir aber schon Worte genug; während der, welchen ich n°. 8. beschrieb, unbezeichnet bliebe, wollten wir ihm nicht diese für ihn so passende Benennung lassen. Wahr ist es zwar, daß man auch das Wort Vorurtheil zuweilen in einer ähnlichen Bedeutung nehme; aber eben so wahr, daß dieses Wort gleichfalls schon seine eigenthümliche Bedeutung hat, für die es aufgespart werden sollte. (n°. 9.) — Ohngefähr so, wie ich das voreilige Urtheil und das

Vorurtheil erklärte, haben auch Andere, z. B. Ulrich (L. §. 270.), Reimarus (§. 329.), diese Begriffe bestimmt. Auch scheint es der gemeine Sprachgebrauch selbst so zu verlangen, da er nicht bloß irrige, sondern auch Meinungen, welche der Wahrheit gemäß sind, den Vorurtheilen beizählt, sobald sie ohne gehörige Gründe gefaßt worden sind. Auch die Begriffe der Ueberredung und Selbstüberredung glaube ich n° 14. nur so bestimmt zu haben, wie der gemeine Sprachgebrauch es fordert. Auf den Grad der Zuversicht, mit dem wir ein Urtheil fällen, kommt es hiebei nicht an, indem auch Urtheile, die wir mit einem hohen Grade der Zuversicht aussprechen, durch Anderer sowohl als eigene Ueberredung entstanden seyn können. Darum verließ ich die Erklärung Kants (L. S. 102) u. A., daß Ueberredung ein Fürwahrhalten sey aus unzureichenden Gründen, von denen man nicht weiß, ob sie bloß subjectiv oder objectiv sind. Nicht auf die Beschaffenheit der Gründe, sondern auf die Gesinnung, mit der man sie aufsucht, kommt es hier an. Nach Maaß (§. 519.) wäre Ueberredung ein Bewußtseyn der Wahrheit eines Satzes aus Gründen, die entweder nicht Statt finden, oder aus denen besagtes Urtheil nicht folgt. Das ist nur der Begriff eines richtigen Urtheils aus irrigem Grunde. In Hrn. Fries Gr. d. L. §. 105. wird die Ueberredung als die Bestimmung einer Behauptung nach einem der Form nach falschen Verfahren beschrieben. Allerdings liegt der Fehler bei der Ueberredung in dem Verfahren, nur muß genauer angenommen werden, worin er bestehe; denn auch bei einer Uebereilung liegt der Fehler in dem Verfahren; der Unterschied ist aber, daß man dort fehlt, weil man die Absicht hat, etwas wahr zu finden; hier, weil man unachtsam ist. — Gerne gestehe ich dagegen, daß die in den n° 15 und 16. gemachte Unterscheidung zwischen den beiden Begriffen des Ansehens und des Zeugnisses in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht beobachtet werde; für die Zwecke der Wissenschaft dürfte sie jedoch nicht zu geringfügig seyn; wie sie denn auch bereits von Andern angenommen wurde. So verstehet Fries (Syst. d. L. S. 516. 563) unter Autorität völlig dasselbe, was ich hier Ansehen nenne. Zeugniß nehme ich genau, wie man es insgemein nimmt, wenn man die weitere, d. h. diejenige Bedeutung nimmt, wornach es sich nicht bloß auf Erzählungen, sondern auf Sätze überhaupt beziehet. Nur die Erklärungen, die man von diesem Begriffe gibt, scheinen theils unrichtig, theils nicht ausführlich genug. So heißt es in Kiese-

wetters L. (Th. II. §. 169.): „Ein Zeugniß ist die Aussage eines Andern, daß er etwas für wahr halte.“ Allein soll das Wort Aussagen hier nicht mehr bedeuten, als die Worte: Ausdrücken, durch Zeichen darstellen u. dgl.: so ist diese Erklärung zu weit. Denn nicht jedesmal, wenn wir durch eine unserer Handlungen (vielleicht unwissend oder doch unabsichtlich) zu erkennen geben, daß wir etwas für wahr halten, bezeugen wir es. Soll dieser Fehler vermieden werden: so muß das Wort Aussage hier in einem so eigenthümlichen Sinne genommen werden, daß der ganze Begriff eines Zeugnisses schon in ihm allein liegt. Andere Erklärungen, z. B. Zeugniß ist der Bericht eines Andern von seiner Erfahrung, oder die Mittheilung oder die Aeußerung dessen, was man erfahren hat u. s. w., dürften noch unzulänglicher seyn.

heit? Muß es immer nur von gewissen Wahrheiten zu verstehen seyn, wenn wir von Jemand sagen, daß er gewisse Begriffe nicht kenne, oder darin unwissend sey? Könnten wir nicht auch den Mangel gewisser Begriffe eine Unwissenheit in denselben nennen? Ich gebe zu, daß dieses geschehe und auch geschehen dürfe, so oft man nicht eben Ursache hat, in der Wahl seiner Ausdrücke sehr strenge zu verfahren. Weil aber der Zustand, da Jemand gewisse Begriffe noch nie empfangen hat, schon durch die Ausdrücke: Mangel an diesen Begriffen, Abwesenheit derselben, u. a. ähnliche, bequem und deutlich genug bezeichnet werden kann: so halte ich dafür, daß man das Wort Unwissenheit, und die ihm ähnlichen: Unkunde u. dgl., welche als abgeleitet von den Zeitwörtern: Wissen, Kennen u. s. w., zu offenbar an das Erkenntnißvermögen, also an die Urtheilskraft erinnern, wenn man genauer reden will, nicht auf bloße Vorstellungen, sondern auf ganze Sätze, auf eigentliche Urtheile beziehen müsse. Und wir werden nun, wie ich glaube, berechtiget seyn, Jemand der Unwissenheit hinsichtlich auf eine bestimmte Wahrheit A zu beschuldigen, wenn wir ihm keine Kenntniß derselben beilegen dürfen, also nach n°. 1., wenn er das Urtheil A entweder noch niemals gefällt hat, oder sich dessen wenigstens nicht mehr erinnerlich ist, oder auf jeden Fall, wenn wir ihm etwa die Frage, ob A wahr sey, vorlegen, nicht alsbald und wie aus bloßer Erinnerung sich zu dem Urtheile A bekennet. Auf eine ähnliche Weise wird der Begriff des Irrthums zu bestimmen seyn. Ein Irrthum nämlich ist jeder falsche Satz, dem Jemand zugethan ist in der Bedeutung des §. 306. n°. 3.; d. h. er muß das falsche Urtheil nicht nur wirklich gefällt haben, sondern er muß auch jetzt noch, wenn er darum gefragt würde, dasselbe Urtheil zu fällen bereit seyn.

3) Nach diesen Begriffbestimmungen wird es, um Jemand die Kenntniß einer Wahrheit A zuzusprechen, noch nicht genug seyn, zu zeigen, daß er gewisse Sätze für wahr halte, aus denen A ableitbar ist, wenn nicht für sicher vorausgesetzt werden kann, daß er diese Ableitung auch wirklich angenommen habe; noch weniger wird es erlaubt seyn, zu sagen, daß Jemand einen Irrthum A hege, wenn nur erwiesen ist, daß

er gewisse andere Irrthümer hege, aus welchen A fließet. U. s. w.

Anmerk. Die hier gegebenen Erklärungen unterscheiden sich von den gewöhnlichen nur dadurch, daß man in diesen sich ausdrückt, als wollte man es bloß auf den Umstand, ob Jemand ein gewisses Urtheil in der so eben gegenwärtigen Zeit fälle, oder nicht fälle, ankommen lassen, um zu entscheiden, ob er eine gewisse Kenntniß habe oder in ihr unwissend sey, oder sich wohl gar in dem entgegengesetzten Irrthume befinde. Inzwischen fehlet es nicht an Erklärungen, die auch in einer anderen Rücksicht unrichtig sind. Hieher rechne ich alle diejenigen, die das Erkennen bloß auf das Seyn beziehen (s. z. B. Genglers Ideale d. Wiss. S. 1); indem ich glaube, daß es auch Wahrheiten gebe, deren Gegenstand nichts Seyendes ist, z. B. Wahrheiten, die von den Beschaffenheiten anderer Wahrheiten handeln. Ritter (Abriß d. phil. Log. S. 145 ff.) behauptet, daß in Beziehung auf das Wissen vier Arten des Bewußtseyns möglich wären: 1) ein Nichtwissen vom Nichtwissen (der Irrthum); 2) ein Nichtwissen vom Wissen (die richtige Meinung); 3) ein Wissen vom Nichtwissen (der Zweifel); und endlich 4) ein Wissen vom Wissen (die höchste Stufe). Mir däucht es schon ein sonderbarer Gedanke, den Irrthum, die richtige Meinung und den Zweifel als Arten oder gar Stufen des Bewußtseyns darzustellen. Wer in Beziehung auf einen Gegenstand irrt, weiß diesen Gegenstand nicht; und wer an einer Wahrheit zweifelt, hat in sofern abermals kein Wissen, Nach Hrn. R. müßten wir, wenn Jemand z. B. noch nie davon gehört hat, daß es auch zwischen Mars und Jupiter Planeten gebe, und mithin nicht nur von den Elementen ihrer Bahnen nichts weiß, sondern auch von dieser seiner Unwissenheit selbst nichts weiß, behaupten dürfen, daß er sich in Betreff dieser Elemente in einem Irrthume befinde; ein Stein endlich müßte voll Irrthümer seyn, denn er weiß nicht nur nichts, sondern weiß auch nicht, daß er nichts weiß. — Kant und einige Andere, welche die Wahrheit in eine formale und materiale eintheilen, wollen auch die Unwissenheit und den Irrthum so eingetheilt wissen. Erklärt man nun, wie es in Kants L. (S. 55) geschieht, die formale Unwissenheit als eine solche, die sich auf Begriffswahrheiten, die materiale aber als eine solche, die sich auf Anschauungswahrheiten beziehet: so ist hiegegen nichts einzuwenden. Wollte man aber diese Eintheilung eben so wie die gleichnamige

der Wahrheit auffassen: so wäre dagegen dasselbe, was gegen diese zu erinnern. Und gerade so scheint es Kant bei der Eintheilung des Irrthums genommen zu haben, indem er (S. 70) den Irrthum in formaler Bedeutung des Wortes als die verstandeswidrige Form des Denkens erkläret.

§. 308.

Worauf die Möglichkeit einer Unwissenheit bei uns Menschen beruhe?

Wie nun Unwissenheit, und zwar in Betreff einer unendlichen Menge von Wahrheiten bei uns Menschen Statt finden könne, ist sehr leicht einzusehen. Denn da zum Nichtwissen einer bestimmten Wahrheit A genüget, daß wir das Urtheil A entweder noch nie gefällt, oder es wenigstens nicht im Gedächtnisse behalten haben: so ergibt sich von selbst, es müsse eine unendliche Menge von Wahrheiten geben, welche wir Menschen nicht wissen; weil im entgegengesetzten Falle unsere Einbildungskraft unendlich seyn müßte. Inzwischen wird es nicht überflüßig seyn, wenn wir noch etwas mehr in das Einzelne gehen, und darum zwei verschiedene Arten der Unwissenheit betrachten. Die Wahrheiten nämlich, die wir nicht kennen, sind bald von einer solchen Art, daß schon die Vorstellungen selbst, die ihre nächsten Bestandtheile ausmachen, in unserem Gemüthe fehlen, bald ist dieß nicht der Fall. So ist z. B. die Wahrheit, daß es fünf reguläre Körper gebe, demjenigen, der sich mit Geometrie niemals beschäftiget hat, in der Art unbekannt, daß er nicht einmal die Begriffe, welche die nächsten Bestandtheile in dieser Wahrheit ausmachen, namentlich den Begriff, der ihre Subjectvorstellung bildet, den eines regulären Körpers jemals bei sich hervorgebracht hat. Die Wahrheit dagegen, daß jeder Fixstern bei Weitem größer sey als der Mond, möchte selbst Vielen unbekannt seyn, welche die nächsten Begriffe, aus deren Verknüpfung sie bestehet, inne haben. Daß uns nun Wahrheiten unbekannt bleiben müssen, wenn wir nicht einmal die Vorstellungen haben, aus deren Verbindung sie eben bestehen, begreift sich von selbst. Befremdender ist es jedoch, wie uns eine Wahrheit auch dann noch unbekannt bleiben könne, wenn sich die Vorstellungen, die ihr Subject und Prädicat bezeichnen, in unserem Gemüthe befinden, in demselben vielleicht gleichzeitig rege geworden, wohl

gar miteinander verglichen, und in der Absicht verglichen worden sind, um zu entdecken, ob sie zu einem Urtheile vereinigt werden können oder nicht. Um dieß begreiflich zu finden, muß man Nachstehendes erwägen. Alle unsere Urtheile kommen bekanntlich nur auf einem von folgenden zwei Wegen zu Stande: entweder wir fällen sie unmittelbar, d. h. nicht dazu durch gewisse andere, aus denen sie ableitbar sind, bewogen; oder wir leiten sie aus andern Urtheilen ab. Daß wir nun jedesmal, so oft uns nur die Vorstellungen, aus denen ein ganzer Satz bestehet, in's Bewußtseyn treten, sogleich im Stande seyn sollten, unmittelbar zu erkennen, ob dieser Satz wahr oder falsch sey, ist wohl nicht zu verlangen. Denn so wahr es auch ist, daß wir uns des Besitzes gewisser Vorstellungen a, b, c, d,... gar nicht bewußt werden können, wenn wir sie durchaus nicht unterscheiden, und also auch nicht ein einziges Urtheil über sie fällen: so ist doch eben nicht nöthig, daß wir die Wahr- oder Falschheit einer jeden Verbindung, die zwischen ihnen möglich ist, erkennen. Noch begreiflicher ist es, daß uns die Wahrheit nicht aller derjenigen Sätze, welche wir erst aus andern ableiten müßten, einleuchtet, sobald nur die Vorstellungen, die ihre Bestandtheile bilden, in unserem Gemüthe erscheinen. Denn damit dieser Erfolg eintrete, muß ja noch zweierlei vorhergehen: es müssen uns erstlich auch die Sätze, aus welchen der zu erkennende ableitbar ist, alle zu gleicher Zeit vorschweben; und unsere Seele muß zweitens die Kraft haben, aus diesen Vordersätzen den sich ergebenden Schlußsatz abzuleiten. Sowohl das Eine als das Andere kann fehlen. Wir können an einige jener Vordersätze, selbst wenn sie uns alle bereits bekannt seyn sollten, eben jetzt nicht denken; oder wir können auch an sie denken, und es kann dennoch, etwa aus Mangel an nöthiger Aufmerksamkeit oder an Schlußkraft, die Bemerkung des Schlußsatzes, der sich aus ihnen ergibt, unterbleiben. Denn daß wir nicht jeden Schlußsatz, der aus gegebenen Vordersätzen fließt, zu bemerken vermögen, folgt aus der Endlichkeit unserer Schlußkraft und der unendlichen Menge jener Schlußfolgerungen; je nachdem aber diese Schlußkraft bei dem Einen aus uns stärker und entwickelter als bei dem Andern ist, werden wir der Eine mehr, der Andere weniger Schlüsse gewahr werden können.

aber untrüglich seyen, wenn man unter den Urtheilen, die von den Sinnen allein herrühren sollen, die bloßen unmittelbaren Wahrnehmungsurtheile verstehet, und alle übrigen Urtheile (wie billig) zu den Verstandesurtheilen zählet.

2) Mehre Weltweise älterer sowohl als neuerer Zeit wußten sich die Entstehung des Irrthums nicht anders als aus einem bloßen Mißbrauche des freien Willens zu erklären. So lehrten bekanntlich des Cartes, Malebranche, Berkeley, und noch in neuerer Zeit Tieftrunk u. A. Auch Klein (Ansch. u. Denkl. §. 271 ff.) sagt ausdrücklich: „Der Hauptgrund aller Irrthümer liegt in dem freien „Willen, indem die bloße Beschränktheit des Geistes für sich „wohl die Ursache von Unwissenheit, aber nicht von Irrthü„mern seyn kann. Das uns eingeborne Streben nach Er„kenntniß der Dinge, und das Unvermögen, Alles zu erken„nen, was wir zu erkennen verlangen, bestimmen den mit „Freiheit begabten Geist, durch selbstgeschaffene Vorstellungen „die Schranken zu erweitern, und diese Imaginationen für die „wahren Bilder der Gegenstände selbst zu halten." — Ich finde diese Erklärung nicht befriedigend, weil noch immer die Frage übrig bleibt, wodurch es geschehe, daß unser Geist jene selbstgeschaffenen Vorstellungen für die wahren Bilder der Gegenstände halte? Bloß dadurch, daß er es will, erfolgt es noch nicht, wenigstens nicht unmittelbar. Denn daß die Urtheilskraft vom Willen abhängig wäre auf die Art, daß wir im Stande wären, jedes Urtheil, welches der Wille verlangt, zu fällen, ist sicher falsch; wie sich am Deutlichsten aus den Vorwürfen des Gewissens erweiset.

3) Locke schon (Ess. B. IV. Ch. 2. §. 7. Ch. §. 1.) gab Anlaß zu der Bemerkung, daß wohl die meisten unserer Irrthümer bloße Gedächtnißfehler wären; und der Graf de Tracy (Idéol P. III. Ch. 3. et 4.) gehet so weit zu behaupten, daß es durchaus keine andere Quelle des Irrthumes, als die Unvollkommenheiten unserer Erinnerungen (l' imperfection de nos souvenirs) gebe. — Daß ein großer Theil unserer Irrthümer, auch selbst in Fächern, die eigentlich nicht auf Erfahrung, sondern auf bloßen Begriffen beruhen, wirklich nur durch das Gedächtniß veranlasset werde, däucht mir sehr treffend bemerkt; allein, daß alle unsere Irrthümer nur auf

diese Weise entstanden, ingleichen, daß wir die Entstehung auch nur eines einzigen Irrthumes durch bloße Hinweisung auf die Unvollkommenheit unsers Gedächtnisses schon vollständig erkläret hätten: das ist es, was mir nicht einleuchten will. Immer erhebt sich ja noch die Frage, wie durch die Unvollkommenheit des Gedächtnisses, d. h. durch die Verschiedenheit, die zwischen einer erneuerten und ursprünglichen Vorstellung herrscht, ein irriges Urtheil entstehe? Und diese Frage läßt sich nur dadurch beantworten, daß man sagt, die Seele werde durch die veränderte Beschaffenheit, welche sie an der erneuerten Vorstellung findet, nach einer zwar richtigen, aber nur Wahrscheinlichkeit gewährenden, und darum zuweilen irreführenden Regel veranlaßt, zu schließen, daß die ursprüngliche Vorstellung gleichfalls schon so beschaffen gewesen sey, wie die Einbildungskraft sie darstellt.

4) Kant (L. S. 70 ff. vergl. mit Kr. d. r. V. S. 340 ff.) und seine Anhänger (z. B. Kiesewetter L. Th. II. S. 274 ff.) finden zuerst eine große Schwierigkeit darin, die Möglichkeit des von ihnen sogenannten formalen Irrthumes zu erklären (§. 307. A.), „weil es doch nicht zu begreifen ist, wie irgend „eine Kraft von ihren eigenen wesentlichen Gesetzen abweichen „sollte.“ — Hier möchte ich nun fragen, ob etwa jedes gleichzeitige Fürwahrhalten eines Paares von Sätzen, die mit einander streiten, schon ein formaler Irrthum genannt werden soll? Wenn dieses ist, möchte ich sagen, daß die Entstehung eines formalen Irrthumes nicht eben befremdender sey als die irgend eines materialen. Denn von jedem Satze, der falsch ist, gilt, daß er gewissen andern, die wahr sind, widerstreite. Allein, wenn dieser Widerstreit von uns nur nicht bemerkt wird, so kann er uns an der Annahme jenes falschen Satzes auch im Geringsten nicht hindern. Daß uns nun jener Widerstreit unbemerkt bleibe, dazu ist eben nicht immer nöthig, daß uns der wahre Satz, welchem der falsche widerstreitet, selbst unbekannt sey, sondern es kann sich auch fügen, daß wir ihn kennen, ja, daß wir beide Sätze wohl zu derselben Zeit denken, und miteinander zusammenhalten; wie tausend Beispiele beweisen. Wollte man aber unter einem formalen Irrthume nur das Fürwahrhalten einer unrichtigen Schlußregel verstehen, auch da noch (sage ich) wäre

(was nicht vorauszusehen war) ein Komet erscheint, der unsere Nebenplaneten um einige Dutzend Meilen aus seiner Bahn verrückt? Sein Urtheil war falsch; aber er hätte es bei aller Aufmerksamkeit nicht anders einrichten können; er hätte selbst, wenn ihm die Möglichkeit jener Störung durch einen Kometen eingefallen wäre, sie doch so unwahrscheinlich finden müssen, daß sie ihn nicht hätte abhalten können, sein Urtheil (freilich mit einem Grade von Zuversicht, der immer noch nicht der größte ist) zu fällen.

6) Eine eigene Erklärung von der Entstehung des Irrthums gibt Ritter (L. S. 146 ff.) Nach ihm liegt jedem Irrthume eine Fiction und Hypothese zu Grunde. Dieß kann ich aber nicht finden; oder man nenne mir doch die Fiction, die wir machen, wenn wir nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit erwarten, daß eine Kugel, die man so eben auf das Gerathewohl aus einer Urne herauszieht, in die wir 99 schwarze und Eine weiße gelegt, von den schwarzen seyn werde? Und dennoch können wir uns in dieser Erwartung bekanntlich irren; und es kann jene weiße zum Vorscheine kommen. Nach R's Darstellung wird ferner aller Irrthum am Ende nur durch das willkürliche Abziehen der Aufmerksamkeit bewirket; und es gäbe sonach keine ganz unverschuldeten Irrthümer; was doch das eben angeführte Beispiel schon widerlegt. Obwohl übrigens auch ich meine, daß jeder Irrthum ein bloßes Urtheil der Wahrscheinlichkeit sey, und daher nie mit jener vollendeten Zuversicht, welche z. B. die unmittelbaren Urtheile haben, gefällt werde: so möchte ich doch nicht mit Hrn. R. behaupten, daß die Ueberzeugung im Irrthume niemals der Ueberzeugung im Wissen gleich komme; wenn dieß heißen soll, daß die Zuversicht, mit der wir ein irriges Urtheil fällen, immer geringer seyn müsse, als jene, die sich bei einem wahren Urtheile findet. Hätten wir z. B. in jene Urne nur 51 schwarze und 49 weiße Kugeln gelegt: so würden wir zwar noch immer urtheilen, daß eine schwarze zum Vorschein kommen werde; aber dieß Urtheil würden wir jetzt mit einer viel geringeren Zuversicht als vorhin aussprechen; und gleichwohl könnte der Zufall gerade dieß letztere Urtheil wahr machen und das erste widerlegen.

§. 311.*

Entstehung wahrer Urtheile. Verstand und Vernunft.

1) Aus der bisherigen Lehre von der Entstehung des Irrthums ergibt sich durch einen bloßen Gegensatz, wie unsere wahren Urtheile, die auch den Namen der Erkenntnisse führen, entstehen. Wahr müssen unter unsern Urtheilen erstlich schon alle diejenigen seyn, die wir nicht durch Vermittlung anderer erzeugen, oder aus solchen unvermittelten durch Schlüsse ableiten, die keine bloßen Schlüsse der Wahrscheinlichkeit sind. Diese Urtheile haben das Eigene, daß sie schon durch die Art ihrer Entstehung selbst vor jeder Gefahr eines Irrthums gesichert sind. Dann können aber auch zweitens viele derjenigen Urtheile wahr seyn, die wir auf irgend eine von der so eben erwähnten verschiedenen Weise gewinnen, also namentlich Urtheile, die wir aus denen der ersten Art nach bloßen Schlüssen der Wahrscheinlichkeit ableiten, oder Urtheile, die wir aus andern falschen Urtheilen auch selbst durch vollkommene Schlüsse erhalten. Nämlich auch bloß wahrscheinliche Sätze können zuweilen wahr seyn, und auch aus irrigen Vordersätzen können sich wahre Schlußfolgen ergeben. Diese zwei Arten der Entstehung wahrer Urtheile unterscheiden sich also sehr wesentlich: die erste gewährt durchgängig wahre, die zweite nur viele wahre Urtheile. Jene könnte man also die nothwendige, diese die zufällige Entstehungsart wahrer Urtheile nennen; denn bei der ersten folgt es schon aus dem Begriffe derselben, daß alle Urtheile, die so entstehen, wahr sind; bei der zweiten ist dieses nicht der Fall. Die nothwendige Entstehungsart läßt sich nach dem so eben Gesagten noch ferner eintheilen in eine unmittelbare, vermöge deren die unvermittelten, und eine mittelbare, vermöge deren die vermittelten Erkenntnisse zum Vorscheine kommen; die zufällige Entstehungsart wahrer Urtheile aber ist immer nur eine mittelbare.

2) Hier scheint der schicklichste Ort, eine Bestimmung der beiden Begriffe zu versuchen, welche der deutsche Sprachgebrauch mit den Worten Verstand und Vernunft ver-

wolle? Jede Wahrheit, die erst durch Folgerung aus einer andern hervorgehet, wird in gewissem Sinne durch eine höhere Thätigkeit als diese andere erzeugt; die höchste Thätigkeit also fände eigentlich nur bei einer Wahrheit Statt, aus der sich nichts weiter ableiten läßt; und gibt es wohl eine solche? Bekanntlich aber ward das Verhältniß des Verstandes zur Vernunft von Einigen (z. B. von Friedr. Schlegel) gerade umgekehrt; und dieß gilt gewisser Maßen auch von allen denjenigen, die den Verstand als das Vermögen der Reflexion oder der willkürlichen Beherrschung und der mittelbaren Wiederholung der unmittelbaren Erkenntnisse (der Vernunft) betrachten, wie Fries, Schmid, u. A. Die Ableitung des Wortes von Verstehen spricht in der That sehr für diese Erklärung; entgegen stehet ihr aber, daß wir auch solchen Personen, die sich die Gründe ihrer Urtheile nicht zu verdeutlichen wissen, dennoch ein großes Maß des Verstandes beilegen, wenn sie nur überhaupt viele richtige Urtheile (über Erfahrungsgegenstände) fällen. — Nach Troxlers L. B. 1. S. 109 wäre Vernunft „die höhere Einheit von Verstand und Gefühl, „die Vermittlerin von Sinn und Geist, ganz ähnlich der Er„fahrung, und nur darin verschieden, daß Erfahrung auf die „erscheinende Außenwelt, Vernunft aber auf die innere Welt ge„richtet ist;" der Verstand aber stände „zwischen Vernunft „und Erfahrung als die rein logische und dialektische Kraft, die „Geist und Sinn vermittelt, u. s. w." Ich bekenne mein Unvermögen, diese Begriffsbestimmungen zu fassen.

§. 312.

Ob eine Wahrheit erkannt werden könne, auch ohne daß wir die Gründe derselben erkennen?

Wenn das §. 203. von dem Begriffe des Grundes Gesagte seine Richtigkeit hat: so ist der Grund einer Wahrheit immer selbst wieder bald eine einzige, bald ein Inbegriff mehrer Wahrheiten, und somit Gegenstand eines Erkenntnißvermögens. Man begreift auch sofort, daß aus Kenntniß und Erwägung des Grundes sehr natürlich die Erkenntniß der Folge entstehe; ja man möchte sogar vermuthen, daß wir die Folge nie anders als nur aus ihrem Grunde erkennen. Es verlohnt sich also der Mühe, dieses zu unter-

suchen, und somit die Frage zu erörtern, ob es uns möglich sey, eine Wahrheit zu erkennen, ohne zuvor den Grund, auf welchem sie beruhet, d. h. die eine oder die mehren Wahrheiten, aus denen sie sich als eine Folge ergibt, erkannt zu haben? Wenn eine jede Wahrheit (wie man sich häufig vorstellt) ihren eigenen Grund hätte: so wäre es schon durch den bloßen Umstand, daß wir auch unmittelbare Urtheile fällen, die insgesammt zur Classe der wahren Urtheile gehören, entschieden, daß wir im Stande sind, Wahrheiten zu erkennen, ohne zuvor den Grund, auf welchem sie beruhen, erkannt zu haben. Denn auch die Wahrheiten, die wir unmittelbar erkennen, hätten dann ihren Grund, und würden gleichwohl nicht erst durch diesen erkannt. Allein nach §. 215. gibt es auch Wahrheiten, die keinen Grund haben; und somit fällt dieser Schluß weg, wenn ich nicht erst noch erweise, daß die Wahrheiten, welche wir unmittelbar erkennen, zuweilen gewiß nicht von der Art derer sind, die keinen weiteren Grund haben. Dieß läßt sich nun hinsichtlich auf denjenigen Theil unserer unmittelbaren Urtheile, die zu der Classe der Wahrnehmungen gehören, wirklich leicht darthun. Denn eine Wahrheit von der Form: „Ich habe die Vorstellung oder Empfindung A u. dgl." kann doch gewiß nicht von jenen Wahrheiten seyn, die keinen weiteren Grund haben; sondern so wie von meinem eigenen Daseyn und von dem Umstande, daß ich jetzt eben diese und jene Vorstellung, Empfindung u. dgl. habe, eine Ursache seyn muß: so muß auch von der Wahrheit, die das Vorhandenseyn jener Vorstellung oder Empfindung in mir aussagt, ein Grund angeblich seyn. Nicht minder offenbar ist es, daß alle diejenigen Erkenntnisse, die wir durch bloße Schlüsse der Wahrscheinlichkeit (also nur zufällig) gewinnen, nicht aus der vorläufigen Erkenntniß ihres Grundes entspringen. Denn wenn wir ein Urtheil M vermittelst eines bloßen Schlusses der Wahrscheinlichkeit fällen: so nehmen wir ja den Satz M für wahr an, bloß weil wir erkannten, derselbe habe unter diesen und jenen, von uns für wahr gehaltenen Voraussetzungen A, B, C, D, ... einen bestimmten Grad der Wahrscheinlichkeit. In dieser bloßen Wahrscheinlichkeit eines Satzes aber kann der Grund seiner Wahrheit gewiß nie

aus ihnen abgeleitet hat, liegt. Gleichwohl kann dieses zuweilen geschehen; und es wird also erlaubt seyn, zweierlei Arten der Erkenntnißgründe zu unterscheiden: solche, die aus denselben Wahrheiten bestehen, in denen der eigentliche (oder objective) Grund der erkannten Wahrheit selbst liegt; und solche, bei denen dieß nicht der Fall ist. Es sey mir vergönnt, die ersteren objective, die letzteren bloß subjective Erkenntnißgründe zu nennen.

§. 314.

Ob es bestimmte Grenzen für unser Erkenntnißvermögen gebe?

1) Der Gedanke, daß es der Wahrheiten unendlich viele gibt; daß aber wir als endliche Wesen immer nur eine endliche Menge derselben zu erkennen im Stande sind, führt sehr natürlich zu der Frage, ob es bestimmte Grenzen für unser Erkenntnißvermögen gebe, und ob wir nicht etwa im Stande wären, diese anzugeben? Bevor wir diese Frage beantworten können, müssen wir erst genauer festsetzen, was wir unter dergleichen Grenzen unsers Erkenntnißvermögens und ihrer Bestimmung verstehen? Wir pflegen überhaupt unter der Angabe der Grenzen einer Kraft nichts Anderes zu verstehen, als gewisse Sätze, die auf eine der Wahrheit gemäße Art aussagen, was diese Kraft hervorzubringen oder nicht hervorzubringen vermöge. Dergleichen Angaben werden vollständig genannt werden dürfen, wenn sich aus ihnen Alles, was diese Kraft hervorbringen und nicht hervorbringen kann, bestimmen läßt; unvollständige oder bloß theilweise Angaben werden sie heißen, wenn sie nur Einiges, was jene Kraft hervorbringen kann oder nicht kann, bestimmen. Hiernächst sollte man auch unter der Angabe gewisser Grenzen für unser Erkenntnißvermögen nichts Anderes verstehen, als gewisse Sätze, welche mit Wahrheit aussagen, was wir im Stande sind zu erkennen oder nicht. Bei einigem Nachdenken aber zeigt sich, daß zu diesem Begriffe noch eine nähere Bestimmung hinzukommen müsse. Denn da ein jedes Urtheil, das mit der Wahrheit überein-

stimmt, eine Erkenntniß genannt wird, auch wenn diese Uebereinstimmung nur zufälliger Weise, und wäre es selbst nur durch vorhergegangene Irrthümer zu Stande gekommen, ist: so begreift man wohl, daß die Grenzen unsers Erkenntnißvermögens, wenn man bei dieser so weiten Erklärung bliebe, überaus schwankend seyn würden; weil auch ein bloßer Zufall und selbst ein Irrthum zu ihrer Erweiterung beitragen könnte. So dürften wir z. B. selbst dem unwissendsten Menschen nicht das Vermögen absprechen, noch heute zu erfahren, wie die Bewohner des Mars, der Venus u. dgl. geartet sind. Denn könnte es nicht geschehen, daß er durch irgend einen Umstand (z. B. auf die Art, wie Ennemoser's hellsehende Frau) erst in den Wahn versetzt würde, ein Urtheil über dergleichen Gegenstände abgeben zu können, dann aber zufällig einiges Wahre träfe? — Dergleichen durch bloßen Irrthum erkannte Wahrheiten sollen gewiß nicht mitgezählt werden, wenn man die Grenzen unsers Erkenntnißvermögens bestimmen will. Hier also verlangen wir Sätze, die aussagen, zu welcher Art Erkenntnissen wir nicht durch bloß zufällige Vermittlung eines Irrthums, sondern auf regelmäßigem Wege gelangen können oder nicht. Dergleichen Grenzbestimmungen aber können noch sehr verschieden seyn. Sie können vollständig seyn, wenn sie den Inbegriff der Wahrheiten, welche wir zu erkennen, und den Inbegriff derer, welche wir nicht zu erkennen vermögen, vollkommen bestimmen; und sie sind unvollständig, wenn dieses nicht der Fall ist. Sie können ferner die genannten Inbegriffe bald durch die Angabe dieses, bald eines andern Merkmales näher bestimmen; und durch diesen Umstand kann ihre Brauchbarkeit für gewisse Zwecke sehr unterschieden seyn. Endlich verstehet es sich auch von selbst, daß diese Bestimmungen ganz anders ausfallen müssen, je nachdem wir unter unserm Erkenntnißvermögen bald Jeder nur sein eigenes, bald das Erkenntnißvermögen der Menschheit überhaupt verstehen; bald von Bestimmungen reden, welche nur für die Gegenwart, bald von Bestimmungen, welche für unser ganzes Leben auf Erden, wie für die ganze Menschheit durch alle kommenden Jahrhunderte, bald wohl für alle endlichen Geister im Weltall geltend seyn sollen.

2) Wenn wir die Grenzen, die unser eigenes oder die das Erkenntnißvermögen der ganzen Menschheit hat, zu bestimmen suchen: so leuchtet ein, dieß könne nicht dadurch geschehen, daß wir die Wahrheiten, die für uns Einzelne oder für alle Menschen unerreichbar sind, namentlich angeben; denn um dieß zu vermögen, müßten sie uns nicht unbekannt, sondern bekannt seyn. Ueberhaupt, wenn wir versuchen, uns den Zweck, zu welchem wir eine Bestimmung der Grenzen unsers Erkenntnißvermögens in einem Lehrbuche der Logik aufzustellen wünschten, recht deutlich zu machen: so finden wir (däucht mir), daß dieß fast einzig nur darum geschehe, damit wir einem Jeden, der sich in Untersuchungen der oder jener Art einlassen will, ein Mittel anweisen könnten, durch das er vorläufig schon zu beurtheilen vermöchte, ob die Beantwortung der vorgesetzten Frage nicht seine Erkenntnißkraft übersteige; in welchem Falle wir ihm nicht nur die vergebliche Mühe, die ihm die Untersuchung verursacht hätte, ersparen, sondern ihn auch von der Gefahr, in dieser Untersuchung irre zu gehen, befreien wollen.

3) Aus diesem besonderen Zwecke ergibt sich die Unbrauchbarkeit mancher an sich ganz richtiger und für Zwecke von anderer Art vielleicht nicht unbrauchbarer Bestimmung. So wäre es z. B. eine sehr wahre und beherzigungswerthe Bestimmung der Grenzen unsers Erkennens, wenn wir sagten, daß wir nur so viel zu erkennen vermögen, als eben dienlich für uns ist. Aber wie unbrauchbar wäre diese Bestimmung für unser gegenwärtiges Vorhaben!

4) Aus dem angedeuteten Zwecke ergibt sich ferner, daß eine auch noch so genaue Bestimmung der Grenzen unsers Erkenntnißvermögens, wenn sie bloß für die Gegenwart oder Vergangenheit gälte, d. h. wenn wir aus ihr bloß lernten, was wir für diesen Augenblick nicht zu erkennen vermögen, von keiner Brauchbarkeit wäre. Denn daraus, daß wir eine gewisse Wahrheit bis diesen Augenblick nicht zu erkennen vermochten, folgt nicht, daß es uns auch für die Zukunft unmöglich seyn werde. Eine Bestimmung, die wir für den erwähnten Zweck sollen benützen können, muß für die Zukunft gelten; sie muß uns eine Classe von Wahrheiten als eine solche auszeichnen, welche wir nicht nur nicht gegen-

wärtig, sondern auch in der ganzen künftigen Zeit unsers Daseyns, wenigstens nicht, so lange wir Menschen sind, zu erkennen im Stande seyn werden.

5) Da aber die Wahrheiten selbst nicht namentlich angegeben werden können: so ist wohl das Erste, worauf man verfallen könnte, dieses, daß nur der Gegenstand, den diese für uns nicht zu erkennenden Wahrheiten betreffen, namentlich angegeben würde. Grenzbestimmungen von dieser Art müßten sonach aus Sätzen von folgender Form bestehen: „Jeder der Vorstellung A unterstehende Gegenstand ist für uns unerkennbar;“ oder (was eben so viel heißt): „Keine Wahrheit von der Form: A ist X, vermögen wir zu erkennen.“ — Allein wer sieht nicht, daß eine solche Behauptung ungereimt wäre? Denn wissen wir nicht von einem jeden Gegenstande doch etwas, wenigstens das, was er als Gegenstand überhaupt mit jedem andern gemein hat? Und ist nicht die Aussage, daß wir von diesem Gegenstande nichts zu erkennen vermögen, selbst schon ein Urtheil über ihn: so daß es also im Grunde ein Widerspruch wäre, von irgend einem Gegenstande zu sagen, daß man ihn gar nicht kenne, d. h. auch nicht ein einziges der Wahrheit gemäßes Urtheil über ihn zu fällen vermöge? — Allein man wird mir entgegnen, es sey, wenn man von einem Gegenstande erklärt, daß man ihn nicht kenne, keineswegs gemeint, daß man nicht eine einzige Beschaffenheit desselben kenne, und also auch nicht ein einziges Urtheil über ihn auszusprechen vermöge. Ich lasse mir dieses gefallen; verlange aber nun, daß man mir die Beschaffenheiten, deren Erkenntniß uns unmöglich seyn muß, wenn wir den Gegenstand unbekannt nennen sollen, bestimmter bezeichne. Wollte man etwa erklären, ein Gegenstand soll uns unbekannt heißen, wenn wir keine derjenigen Beschaffenheiten, welche ihm eigenthümlich sind, anzugeben wissen: so erinnere ich, daß es auch selbst nach dieser Erklärung keine uns völlig unbekannten Gegenstände gäbe. Denn schon die Vorstellung A, unter die wir den Gegenstand fassen, drückt eine ihm eigenthümliche Beschaffenheit aus; indem die Beschaffenheit a doch gewiß eine solche ist, die nur den unter A stehenden Gegenständen zukommt. Man müßte sonach die gegebene Erklärung noch enger fassen;

man müßte etwa sagen, daß uns ein Gegenstand unbekannt heiße, wenn wir ihm keine ihm eigenthümliche Beschaffenheit von einer solchen Art beilegen können, die nicht schon in der bloßen Vorstellung von ihm liegt. Um also auf diese Weise eine Grenze unsers Erkenntnißvermögens zu bestimmen, müßte man einen oder etliche Sätze von folgender Form aufstellen und beweisen können: „An keinem „der Vorstellung A unterstehenden Gegenstande ist für uns „Menschen eine Beschaffenheit erkennbar, welche demselben „ausschließlich zukommt, und nicht schon in der Vorstellung „A selbst läge." — Da es aber nichts an sich Unmögliches ist, daß ein Gegenstand Beschaffenheiten habe, die nicht in seiner Vorstellung liegen (§. 64.); da auch uns Menschen die Fähigkeit, dergleichen Beschaffenheiten zu erkennen, d. h. synthetische Urtheile, die zugleich wahr sind, zu fällen, nicht schlechtweg abgesprochen werden kann (§. 197. 305.): so ist offenbar, daß man die Wahrheit eines solchen Satzes nur aus der eigenthümlichen Beschaffenheit der Vorstellung A beweisen müßte. Ich nun für meinen Theil gestehe, von einer solchen Eigenthümlichkeit gewisser Vorstellungen keine Kenntniß zu haben. Ja mir däucht es sogar, daß sich ein Satz dieser Form durch sich selbst widerlegen würde. Denn wenn man anders die Vorstellung A nicht aus solchen Begriffen zusammensetzen würde, daß schon in diesen liegt, was von ihr ausgesagt wird (in welchem Falle der Satz eine elende Tautologie seyn würde): so wäre das Urtheil, das man hier aufstellte, selbst schon ein Urtheil von der Art, wie man sie hier uns absprechen will.

6) Das Zweite, worauf man jetzt noch verfallen könnte, ist, daß man die Sätze namentlich angäbe, die so beschaffen sind, daß sich durch unser Erkenntnißvermögen niemals entscheiden lassen soll, ob sie wahr oder unwahr seyen. Aber wie schwierig müßte es seyn, Behauptungen von dieser Art zu beweisen? Daraus allein, daß wir bis jetzt nicht zu entscheiden vermochten, ob die Beschaffenheit b den unter der Vorstellung A stehenden Gegenständen zukomme oder nicht zukomme; sind wir durchaus nicht berechtiget, zu schließen, daß sich uns auch in Zukunft nie Gründe zu einer solchen Entscheidung darbieten werden. Betrachten wir, um

die hier obwaltende Schwierigkeit deutlicher einzusehen, die zwei verschiedenen Fälle, welche Statt finden können, je nachdem A und b reine Begriffe oder gemischte Vorstellungen sind. Ist das Erste, und handelt es sich sonach um die Erkenntniß einer reinen Begriffswahrheit: so können uns freilich keine, wie immer geartete Erfahrungen, die wir noch künftig machen sollten, zur Entscheidung der vorliegenden Frage verhelfen; wenigstens nicht in sofern, als ein Erkennen von solcher Art, bei der kein Irrthum möglich ist, verlangt wird. Aber wer will so absprechend seyn und behaupten, daß wir durch ein auch noch so lange fortgesetztes Nachdenken über die beiden Begriffe A und b, durch ein immer genaueres und immer vielseitigeres Vergleichen derselben nicht nur unter einander, sondern auch mit allen verwandten u. s. w. niemals so glücklich seyn werden, zu erkennen, ob sich die zwei Begriffe zu einem Urtheile verknüpfen oder nicht verknüpfen lassen? Wie viele in das Gebiet reiner Begriffswahrheiten gehörige Fragen wußte man Jahrhunderte lang nicht zu entscheiden, und fand am Ende doch Mittel dazu. Man erinnere z. B. nur an die Frage, ob das Verhältniß des Durchmessers im Kreise zu seinem Umfange rational sey, und hundert ähnliche. — Sind aber die Vorstellungen A und b, von denen wir ausmachen sollen, ob sie zu einem wahren Satze verknüpfet werden können, gemischte Vorstellungen: so sey es immerhin, daß sich durch bloßes Nachdenken hierüber gar nichts entscheiden lasse, sondern daß hiezu schlechterdings Erfahrungen nothwendig sind; sey es ferner, daß diese Erfahrungen bisher auch noch so unerhört unter uns sind, ja mögen wir nicht einmal begreifen, wie sie von uns nur einst gemacht werden könnten: doch können sie sich in der Folge einstellen, und uns die Entscheidung jener Frage lehren. So wissen wir z. B. bis auf den heutigen Tag die Frage, von welcher Gestalt die Bewohner des Mondes sind, freilich nicht zu entscheiden: aber wer daraus schließen wollte, daß wir dieß nie vermögen werden, der würde denselben Fehlschluß begehen, den Jemand vor Jahrhunderten begangen hätte, wenn er die Möglichkeit, einst das Gewicht des Mondes zu berechnen, darum geläugnet haben würde, weil man es damals noch nicht vermochte. Die Mißlichkeit dieses

Schlusses von der Gegenwart auf die Zukunft wird um so anschaulicher, wenn wir verlangen, daß man bestimmter angebe, auf was für eine Zukunft man ihn eigentlich wolle ausgedehnt wissen? ob auf die nächste Zeit, die wir ein Jeder noch selbst hier zu erleben hoffen? oder auf die gesammte (wer weiß, wie lange) Dauer unsers ganzen Geschlechtes auf Erden? oder wohl gar auf die Zukunft, die nach dem Austritte aus diesem Erdenleben anfängt, ja auf die Ewigkeit selbst? Kaum wird es Jemand wagen wollen, sich für das Letztere zu erklären, d. h. zu behaupten, wir würden in Ewigkeit nicht im Stande seyn, zu entscheiden, ob ein gewisser Satz wahr oder falsch sey, weil wir es jetzt nicht vermögen. Können wir aber nicht ohne die größte Kühnheit so weit gehen: so däucht mir, daß wir schon wagen, wenn wir unsere Vorhersagung auch nur auf eine viel kürzere Zeit ausdehnen.

Anmerk. Indem ich mich auf diese Art zu der Meinung bekenne, daß es kaum möglich sey, eine Grenzbestimmung für unser Erkenntnißvermögen, wenigstens eine solche, wie man sie eigentlich wünscht, zu geben; sagt vielleicht Jemand, daß auch in dieser Behauptung ungefähr eben so, wie in der n° 5. ein Widerspruch liege. Denn die hier angenommene Unmöglichkeit scheint ja schon selbst eine Art von Grenze für unser Erkenntnißvermögen zu seyn. Hierauf erwiedere ich erstlich, daß ich nicht eben behaupte, eine solche Grenze werde sich nie angeben lassen, sondern nur, daß mir keine solche bekannt sey; sodann, daß die Behauptung dieser Unmöglichkeit nur dann als die Bezeichnung einer uns ewig unbekannt zu bleibenden Wahrheit angesehen werden müßte, wenn man voraussetzte, daß eine solche Grenze, ob wir sie gleich nicht zu nennen wissen, doch in der Wirklichkeit bestehe. Allein dieß sage ich nicht; sondern ich möchte vielmehr vermuthen, daß wir nur eben darum außer Stand sind, eine solche Grenze zu nennen, weil in der That keine vorhanden ist; indem die Summe des menschlichen Wissens eine Vermehrung in das Unendliche verstattet.

§. 315.

Lehre der kritischen Philosophie hierüber.

Wie ich mich über die Grenzen unsers Erkenntnißvermögens jetzt ausgesprochen habe, so ungefähr haben auch die

meisten Weltweisen, wenn sie nur eben nicht zur Classe der Skeptiker gehörten, über diesen Gegenstand von jeher gedacht. Nur der Stifter der kritischen Philosophie rühmte sich, daß er die Kräfte des menschlichen Verstandes genauer ausgemessen und die bestimmtesten Grenzen für unser Wissen ausgesteckt habe. In der schon §. 305. geprüften Entdeckung, daß alle synthetischen Urtheile nur durch Anschauungen vermittelt werden können, und daß es nebst den empirischen Anschauungen nur noch zwei reine, die der Zeit nämlich und des Raumes, gebe, glaubte er das rechte Mittel zur Bestimmung dieser Grenzen gefunden zu haben. Nur über Gegenstände, welche von uns entweder empirisch angeschaut werden, oder doch einer von den zwei reinen Anschauungen, entweder der Zeit oder dem Raume unterstehen, sind wir im Stande, synthetische und der Wahrheit gemäße Urtheile zu fällen. — Die Unrichtigkeit dieser Behauptung erhellet zwar schon aus dem Vorhergehenden; indem gezeigt wurde, daß es dergleichen reine Anschauungen, wie Kant hier annahm, nicht gebe; daß die synthetischen Urtheile nicht durch Anschauungen, sondern auf eine ganz andere Weise, theils unmittelbar durch die Begriffe, aus welchen sie zusammengesetzt sind, theils durch Ableitung aus gewissen andern Urtheilen entstehen; daß endlich selbst die analytischen Urtheile nur zum Vorscheine kommen, wenn erst gewisse synthetische ihnen vorangegangen sind. Indessen geziemt es sich doch auch, die weitere Ausführung dieses immer sehr scharfsinnigen Gedankens, und die Gründe, durch welche ihn Kant noch ferner unterstützte, in eine nähere Erwägung zu ziehen.

1) Durch den so eben angeführten Grundsatz glaubte K. genügend erklären zu können, welcher Erkenntnisse und somit auch welcher Wissenschaften wir Menschen fähig sind und nicht. Doch waren es nur die sogenannten theoretischen Wissenschaften, und unter diesen namentlich nur die Logik, Mathematik, Physik und Metaphysik, über welche er sich in dieser Hinsicht erklärte. Ich möchte aber erinnern, daß wir doch auch praktische Urtheile bilden. Und wie unbezweifelbar (K.'s eigenem Geständnisse zufolge) die Wahrheit mehrer von diesen Urtheilen ist: so einleuchtend ist auch, daß

man sie nicht zu den bloß analytischen, sondern zu den synthetischen Urtheilen zählen müsse. Billig sollte man uns also auch die Entstehungsart dieser erklären, d. h. die reine Anschauung, welche denselben zu Grunde liegt, nennen. Uebrigens gibt es selbst unter den theoretischen Wissenschaften noch mehre als die genannten, deren Vorhandenseyn einer Erklärung bedarf. Ich will nur der Aesthetik erwähnen, von der sich wohl schwerlich sagen läßt, weder daß ihre Sätze durchaus empirisch, noch daß sie insgesammt nur analytisch sind.

2) Was nun die Logik anbelangt, so behauptete K., daß sie (die reine, allgemeine nämlich) lediglich aus analytischen Sätzen bestehe, und daher keiner Anschauungen zu ihrer Erkenntniß bedürfe. — Dieser Entscheidung vermag ich nicht beizupflichten; sondern mir däucht es unwidersprechlich, daß auch die Logik eine beträchtliche Anzahl synthetischer Sätze, und dieß zwar reiner Begriffssätze enthalte. Wer könnte z. B. die Sätze, daß es Vorstellungen gebe, einfache und zusammengesetzte Vorstellungen, Anschauungen und Begriffe, daß sich ein jeder Satz in drei oder mehre Theile zerlegen lasse, daß zwischen den Wahrheiten ein Zusammenhang wie zwischen Gründen und Folgen herrsche; und hundert andere dergleichen Sätze für analytische erklären? oder wer wollte behaupten, daß sie nicht in die Logik gehören? Allein selbst die bekannten Regeln der Syllogistik sieht man mit Unrecht für analytische Wahrheiten an. Der Satz: Wenn alle Menschen sterblich sind, und Cajus ein Mensch ist, so ist auch C. sterblich, mag allenfalls analytisch heißen in der §. 148. gegebenen, weitern Bedeutung; allein die Regel selbst, daß aus zwei Sätzen von der Form A ist B, und B ist C, ein dritter von der Form A ist C folge, ist eine synthetische Wahrheit.

3) Bei der Mathematik, und zwar bei dem allgemeinen Theile derselben, d. h. der Zahlen- und Größenlehre, scheint unser Weltweise sich in einiger Verlegenheit befunden zu haben. Denn daß auch diese Wissenschaft nur lauter analytische Sätze enthalte, mochte er vermuthlich um ihres innigen Zusammenhanges mit der Geometrie willen nicht behaupten.

Sollte

Sollte er aber ihr synthetische Sätze zugestehen, so mußte er auch eine reine Anschauung, auf der diese Sätze beruhen, nachweisen. Daß nun die Anschauung des Raumes hier obwalte, war eine Behauptung, die sich mit gar keinem Anscheine hätte vertheidigen lassen. Er fühlte sich also genöthigt, zu sagen, daß hier die Anschauung der Zeit zu Grunde liege, und zur Rechtfertigung berief er sich darauf, daß alles Zählen nur successiv, d. i. in der Zeit geschehe. (Kr. d. r. V. S. 15. 182. u. m. A.) Wie sehr er aber bei dieser Entscheidung geschwankt, erhellet schon daraus, weil er zuweilen doch auch den Raum mit zu Hülfe nahm und behauptete, man könne die arithmetischen Wahrheiten nur dadurch einsehen, daß man sich die darin vorkommenden Zahlenbegriffe durch Puncte oder sonst einen andern räumlichen Gegenstand versinnlicht; während er wieder an anderen Orten (z. B. Kr. S. 745.) sagte, daß die Begriffe der allgemeinen Größenlehre durch Zeichen versinnlichet werden, und daß somit hier keine geometrische oder ostensive, sondern nur eine symbolische oder charakteristische Construction Platz greife. — Man wolle nicht glauben, daß es aus Lust am Widerspruch geschehe, wenn ich erkläre, daß es gerade die Größenlehre sey, die mir den Namen einer bloß analytischen Wissenschaft mit einem viel größeren Rechte zu verdienen scheint, als irgend eine andere Wissenschaft, namentlich selbst die Logik. Denn wenn nicht alle, so doch die meisten ihrer Lehrsätze scheinen mir nur analytisch. Der schon §. 305. erwogene Satz: $a + (b + c) = (a + b) + c$, scheint mir ganz offenbar bloß analytisch. Allein auch viele andere Sätze, z. B. selbst den berühmten, binomischen Lehrsatz möchte ich, mindestens nach einer gewissen Auffassungsart desselben, für analytisch halten. Doch da sich dieses hierorts nicht ausführen läßt, so möge man es als ungesagt betrachten. Daß aber daraus, weil all unser Zählen nur in der Zeit geschieht, nicht im Geringsten folge, daß die Wissenschaft von den Zahlen einer Anschauung der Zeit bedürfe, habe ich schon §. 305, n° 6. erinnert; nothwendig müßte dann, weil ja auch alles Denken nur in der Zeit geschieht, folgen, daß auch die Wissenschaft vom Denken (oder die Logik) auf die Anschauung der Zeit sich gründe. Ueber-

haupt däucht es mir schon aus dem Grunde entschieden, daß weder die Vorstellung der Zeit, noch jene des Raumes zur Erkenntniß der arithmetischen Wahrheiten nothwendig sey: weil es doch offenbar ist, daß keine dieser Vorstellungen in den Lehrsätzen dieser Wissenschaft vorkommt. Die Begriffe der Größe und Zahl (§. 87.) enthalten gewiß weder die Vorstellung der Zeit, noch jene des Raumes; eben so wenig steckt eine der genannten Vorstellungen in den Begriffen einer Summe, eines Productes, einer Differenz, eines Quotus, u. dgl. Auch wird sich kein Mathematiker abstreiten lassen, daß seine arithmetischen Lehrsätze von allen Gegenständen ohne Ausnahme gelten; daß nicht bloß solche, die sich in einem Raume oder in einer Zeit befinden, sondern auch alle übrigen Dinge, namentlich auch bloße Begriffe, den Gesetzen seiner Wissenschaft unterliegen; und rechnet denn nicht auch der Logiker? Noch befremdender ist der Schluß, daß die Größenlehre der Anschauungen des Raumes oder der Zeit bedürfe, weil jene Zeichen, deren sich der Mathematiker bedient, in Raum oder Zeit sind. Gilt denn nicht eben dieß auch von den Zeichen, deren sich der Metaphysiker bedient? Construirt nicht auch dieser jede seiner Behauptungen durch Worte, und sind diese nicht in der Zeit? — Schulz (in s. Prüf. Th. I. S. 226 ff.) fand es nöthig, sich über diesen Punct auf eine eigene Art zu erklären; und behauptete, daß es schlechthin unmöglich sey, sich eine Mehrheit zu denken, ohne eine Anschauung zu Hülfe zu nehmen, weil Dinge, die in ihren inneren Merkmalen vollkommen einerlei sind, nur dadurch unterschieden werden können, daß man sie an verschiedenen Orten und in verschiedenen Zeiten sich vorstellt. Meines Erachtens ist es aber keineswegs nöthig, daß die mehren Dinge, die wir in eine Zahl vereinigen, nach ihren innern Merkmalen vollkommen einerlei sind; sondern wir können auch sehr verschiedene, und von uns als verschieden vorgestellte Dinge in eine Zahl vereinigen, wenn sie nur irgend etwas mit einander Gemeinsames haben. So können wir z. B. nach der Anzahl der Begriffe oder der Lehrsätze fragen, die sich in diesem oder jenem Lehrgebäude einer Wissenschaft befinden; und doch liegt am Tage, daß wir uns jeden dieser Begriffe und jeden dieser Lehrsätze von

jedem andern verschieden denken. Wo bleibt also nun die Behauptung, daß wir die Einheiten, die wir zusammenzählen sollen, nicht unterscheiden könnten, wenn wir sie nicht in verschiedene Zeiten und Räume versetzten? Und worin soll vollends die Nothwendigkeit, daß Beides zugleich geschehe, liegen? „Weil die Zeit fließend ist," heißt es, „so würde „die Einbildungskraft die Einheiten nicht zusammenfassen und „festhalten können, wenn sie dieselben nicht an etwas Be„harrliches heftete." — Ich frage dagegen Jeden, der sich mit dem Geschäfte des Zählens beschäftiget hat, ob er denn wirklich so, und mit Nothwendigkeit so verfahre? Ob er wohl Alles, was er zählet, sich als gelegen in verschiedenen Orten des Raumes vorstelle? auch z. B. die Schläge an der Uhr? oder die Vorstellungen, aus welchen ein gewisses Urtheil zusammengesetzt ist? — Meines Erachtens ist das Versetzen in verschiedene Orte des Raumes so wenig nothwendig zur Unterscheidung der Dinge und zur Abzählung derselben, daß wir vielmehr erst durch die Bemerkung eines anderweitigen Unterschiedes derselben (in der Art, wie sie auf uns einwirken) auf ihre Verschiedenheit im Raume schließen. Und könnten wir also nicht zählen, was nicht im Raume ist: so würden wir nimmer das, was im Raume ist, zu zählen vermögen. Wenn endlich gesagt wird, der Begriff einer Zahl sey schlechterdings nicht anders als durch Anschauung in der Zeit möglich, und andererseits doch zugegeben wird, daß auch der vollkommenste Verstand die Zahlen kenne: so widerspricht sich dieses. Denn einen Begriff kennen kann man unmöglich, ohne ihn zu haben. Um aber den Begriff einer Zahl zu haben, müßte man, nach dem vorhin Gesagten, Anschauungen, und somit Sinnlichkeit haben. Der Beisatz, daß Gott die Zahlen nur als ein Prädicat unsers Verstandes kenne, ändert nichts an der Sache. Genug, wenn er sie kennet. Ueberdieß ist es sehr unrichtig, von einem Begriffe zu sagen, er sey ein Prädicat des Verstandes. Das kann man höchstens von seiner Erscheinung oder Auffassung in dem Gemüthe, nicht aber von dem Begriffe an sich sagen.

4) Aus seiner Theorie glaubte K. auf das Genügendste auch die Erscheinung erklären zu können, daß die vier Wissenschaften: Logik, Arithmetik, Geometrie und reine Physik, sich

in einem beinahe unbestrittenen Besitze allgemein anerkannter Wahrheiten befinden. Bei bloß analytischen Sätzen nämlich, wie sie die Logik enthält, ingleichen bei Sätzen, die durch Anschauungen erprobt werden können, kann sich nicht leicht ein Irrthum einschleichen oder erhalten. — Daß die genannten Wissenschaften in der Verlässigkeit ihrer Lehren einen auffallenden Vorzug vor vielen anderen haben, möchte auch ich nicht in Abrede stellen; ob aber der Grund dieses Vorzugs in den von Kant angegebenen Umständen liege, darüber kann bei Jemand, der das Bisherige auch nur dem größeren Theile nach richtig befunden hat, keine Frage mehr seyn. Wohl aber darf man fragen, auf welche andere Art wir diesen Vorzug zu erklären vermögen. Und da glaube ich, wir hätten keine Ursache, von einer Erklärung abzugehen, die man schon lange vor Kant gegeben. Immer, sagte man nämlich, daß diese Wissenschaften sich nur eben darum einer so großen Gewißheit erfreuen, weil sie des Vortheiles genießen, daß sich die wichtigsten ihrer Lehren durch die Erfahrung selbst sehr leicht und vielfältig erproben lassen und auch erprobt wurden; weil ferner jene Lehren, die sich nicht unmittelbar erproben lassen, durch Schlüsse ableitbar sind, die man unzählige Male geprüft und immer richtig befunden; weil endlich auch die Resultate, die man in diesen Wissenschaften herausbringt, der menschlichen Leidenschaft gleichgültig sind, daher die Untersuchung fast immer mit aller Unbefangenheit und mit gehöriger Muße und Ruhe begonnen und zu Ende gebracht wird. Wir sind nur darum so gewiß von der Richtigkeit der Regeln: Barbara, Celarent, u. s. w., weil tausenderlei Versuche in Schlüssen, die wir nach ihnen angestellt haben, sie bestätigen. Und nur eben darin liegt auch der wahre Grund, warum wir mit so viel Zuversicht in der Mathematik behaupten, daß Factoren in veränderter Ordnung einerlei Product geben, oder daß die gesammten Winkel in einem Dreiecke zweien Rechten gleich sind, oder daß sich die Kräfte am Hebel im Gleichgewichte erhalten, wenn sie in einem verkehrten Verhältnisse mit ihren Abständen stehen u. s. w. — Daß aber $\sqrt{2} = 1,4142\ldots$ sey, daß der Inhalt der Kugel genau zwei Dritttheile von dem umschriebenen Cylinder betrage, daß es in jedem Körper drei freie

Umdrehungsaxen gebe u. dgl., behaupten wir vornehmlich darum so zuversichtlich, weil es aus Sätzen der ersteren Art durch Schlüsse folgt, die auch schon Andere hundertmal angestellt und richtig befunden haben; wozu noch kommt, daß wir in allen diesen Dingen nicht den geringsten Vortheil davon haben, die Sache eher so als anders zu finden. Daß nur in diesen Umständen wirklich der Grund unserer Zuversicht liege, erhellet am deutlichsten daraus, weil der Grad jener Zuversicht genau so steigt oder fällt, wie diese Umstände es fordern. So lange wir uns von der Richtigkeit eines Satzes weder durch einen Versuch, noch durch die wiederholte Prüfung seiner Ableitungsart überzeuget haben, so lange schenken wir ihm, wenn wir anders klug sind, auch eben noch kein unbedingtes Vertrauen trotz Allem, was uns die kritische Philosophie von der Unfehlbarkeit der reinen Anschauungen, auf welche sich unser Urtheil hier gründen soll, vorsagen mag. Denn lehrt die Erfahrung nicht wirklich, daß wir uns auch in mathematischen Urtheilen irren, und um so leichter irren, je unbedingter wir nur nach dem absprechen wollen, was man in jener Philosophie mit dem hochtrabenden Namen einer reinen Anschauung bezeichnet? Der Geometer, von welchem die in Euklids Elementen vorkommende Behauptung herrührt, daß die beiden Hälften, in die sich ein Parallelepipedon durch eine Diagonalebene zerlegen läßt, einander congruent sind, oder daß ein Paar Körper, welche gleiche und ähnliche Seitenflächen haben, auch gleichen Inhaltes seyn müssen, irrte gewiß nur darum so gröblich, weil er der Anschauung, d. i. dem bloßen Augenscheine zu viel vertraut hatte. Und woher kommt es, daß man sich auch in der Mathematik über einige Gegenstände, z. B. über das Maß der lebendigen Kräfte, über das Verhältniß der Kraft zur Last beim Keile, über die Vertheilung des Druckes auf mehre Puncte u. s. w., lange gestritten, wohl gar noch jetzt nicht vereiniget hat? Gewiß nur daher, weil es sich hier um Lehrsätze handelt, die sich durch keinen Versuch füglich entscheiden lassen, oder über die man wenigstens bis zu jener Zeit noch keinen recht entscheidenden Versuch angestellt hatte. Was vollends geschehe, wenn sich auch hier Leidenschaft einmischt; wenn man sich's vornimmt, die

Lösung einer Aufgabe zu finden, die seit Jahrhunderten die größten Denker beschäftiget hat, wenn man sich einbildet, sie wirklich gefunden zu haben; wie blind man da bei aller Anschauung werde, das lehrt die Geschichte der Mathematik bei der Theorie der Parallelen, bei dem Probleme von der Quadratur des Zirkels, u. a. v. a. O.

5) Kants anstößigste Lehre ist ohne Zweifel, wir wären außer Stande, über irgend einen derjenigen Gegenstände, welche nicht sinnlich wahrgenommen werden können, ein synthetisches Urtheil zu fällen; daher wir denn weder über Gott, noch über unsere eigene Seele, ihre Unsterblichkeit, Freiheit, noch über andere dergleichen übersinnliche Gegenstände nur das Geringste erkennen. — Daß dieser trostlose Schlußsatz nichts weniger als erwiesen sey, entnimmt man schon aus dem Bisherigen; denn sind die Behauptungen, die ich in früheren Nummern geprüft, wirklich so unerwiesen und falsch, als ich gezeigt zu haben glaube: so sind die Vordersätze, auf die sich jener stützt, verschwunden. Hier möchte ich nur noch beisetzen, daß mir die kritische Philosophie auch den Unterschied, der zwischen sinnlichen und übersinnlichen Gegenständen Statt finden soll, unrichtig anzugeben scheine. Wollen wir nämlich den Sprachgebrauch nicht ohne Noth verlassen, so müssen wir unter sinnlichen oder wahrnehmbaren Gegenständen alle diejenigen verstehen, die so beschaffen sind, daß sie unter gewissen Umständen durch ihre Einwirkung auf die Organe unsers Leibes Wahrnehmungen (äußere Anschauungen) in uns hervorbringen könnten. Nach dieser Erklärung gehören also auch solche Gegenstände zu den wahrnehmbaren, die wir nie wirklich wahrnehmen; genug, wenn sie nur so beschaffen sind, wie Gegenstände seyn müssen, die von uns wahrgenommen werden sollen. Es läßt sich zeigen, daß solche Gegenstände jedesmal Körper, d. h. Inbegriffe von einer unendlichen Menge einfacher, endlicher und der Veränderung fähiger Substanzen seyn müssen, dergestalt, daß ihr Inbegriff in jedem Zeitpuncte einen gewissen endlichen, sich in drei Ausmessungen erstreckenden (oder wie man sagt, körperlichen) Raum erfülle. (§. 304, 4.) Will man nun jeden wirklichen Gegenstand, der nicht sinnlich

ist, einen übersinnlichen nennen: so muß man die einfachen Substanzen selbst, aus welchen jene Körper oder sinnlichen Gegenstände zusammengesetzt sind, zur Reihe der übersinnlichen Wesen zählen. Dann aber läßt sich von diesen übersinnlichen Wesen gewiß nicht sagen, daß sie sich weder im Raume noch in der Zeit befinden, sondern im Gegentheil sie sind in Beiden, ob es gleich wahr ist, daß jedes einzelne nur einen einzigen Punct im Raume erfüllet. Als etwas Uebersinnliches müssen wir dann besonders auch die Substanz, die in uns denket, die Seele, ansehen; obgleich wir auch sie, in Beides, in die Zeit sowohl als in den Raum versetzen müssen. Das Erste, weil sie verändert wird, und verändert; das Zweite, weil ein Grund da seyn muß, weßhalb sie zu dieser Zeit eben von jenen, zu einer andern von anderen, sie umgebenden Substanzen verändert wird, und auch auf sie verändernd rückwirkt. Ein weiteres Nachdenken macht es überdieß wahrscheinlich, daß nicht nur einige, sondern alle einfache Substanzen mit einer Kraft des Vorstellens, obgleich in verschiedenem Grade versehen sind, und daß somit aller Unterschied zwischen der sogenannten leblosen Materie, der Pflanze, dem Thiere u. s. w. ein bloßer Gradunterschied sey. Nur eine einzige Substanz, diejenige, in welcher der Grund des Daseyns aller endlichen liegt, d. i. die unbedingte Substanz der Gottheit ist es, welche sich nicht bloß dem Grade nach, sondern durch Allvollkommenheit von Andern unterscheidet. Von dieser göttlichen Substanz dürfen wir sagen, daß sie in sofern in keiner Zeit und in keinem Raume sey, als sie selbst keiner Veränderung unterliegt; in sofern aber, als sie die Ursache von Allem ist, was zu irgend einer Zeit und in irgend einem Raume ist und geschieht, sagen wir eben so richtig, daß sie zu aller Zeit und in jedem Raume sey. — Aus diesen Ansichten, die ich hier freilich nur andeuten, nicht erweisen kann, ergibt sich noch offenbarer, wie unrecht die kritische Philosophie verfahre, wenn sie uns jede Erkenntniß übersinnlicher Dinge, auch unserer eigenen Seele, abspricht. Uebrigens haben schon Mehre, und erst neuerlich wieder Geßner (Spec. u. Traum. B. 1. Vorr. XXI.) erkannt, daß diese Kantsche Lehre sich selbst widerspreche; indem der Satz, daß die übersinnlichen Gegenstände von uns gar nicht

synthetisch beurtheilt werden könnten, selbst ein synthetisches Urtheil über sie ist.

6) Da es nun eben diese übersinnlichen Dinge sind, von deren Daseyn und Beschaffenheiten die Metaphysik Unterricht geben soll: so entscheidet die kritische Philosophie, daß es eine Wissenschaft, die dieses Namens werth sey, eigentlich gar nicht gebe und geben könne. Zur mehren Bestätigung beruft man sich auf das bisherige Schicksal, das diese Wissenschaft gehabt hat; denn auch nicht ein einziger Lehrsatz, über den man einig geworden wäre, soll sich hier vorfinden. Ich gebe zu, daß sich die Metaphysik bis auf den heutigen Tag bei Weitem keiner so glänzenden Fortschritte zu erfreuen hat, als manche andere Wissenschaft, namentlich die Mathematik. Daß es aber nicht einen einzigen entschiedenen Lehrsatz hier gebe, ist denn doch Uebertreibung! Sollte man wohl die Sätze, daß ein Gott sey, daß dieser Gott unveränderlich, allwissend, allmächtig, heilig sey u. s. w., daß alle Substanzen der Welt in steter Wechselwirkung stehen, daß keine einfache Substanz in der Zeit vergehe, daß Vorstellungen nur in einfachen Substanzen vorhanden seyn können, und viele ähnliche nicht als entschiedene Lehren in dieser Wissenschaft betrachten dürfen? Daß einem jeden dieser Sätze von einigen einzelnen Weltweisen widersprochen wurde, ist freilich wahr; dieses berechtiget aber noch nicht, dergleichen Lehren für zweifelhaft zu erklären; denn eben so gibt es auch keine einzige Wahrheit der Mathematik, die nicht von einzelnen Weltweisen, z. B. den Skeptikern, wäre bestritten worden. Und hiezu kommt, daß jene metaphysischen Lehren ihrer Natur nach eine viel stärkere Versuchung zum Widerspruch darbieten; einmal schon darum, weil ihre Wahrheit nicht so, wie die der meisten mathematischen, durch Versuche und Erfahrungen bestätiget werden kann; dann aber auch, weil sie durch die verschiedenen Folgerungen, die sich aus ihnen ergeben, bald mit dieser, bald mit jener sinnlichen Neigung des Menschen in Widerspruch traten. Doch vielleicht ist es nicht sowohl der Umstand, daß man die Wahrheit dieser Lehren zuweilen bestritt, als vielmehr der, daß man sich über die rechten Gründe derselben nicht vereinigen konnte, und daß der Eine immer

den Grund, den der Andere angab, als unhaltbar verwarf, was K. zu der Behauptung verleitete, daß man in der Metaphysik noch keinen festen Fuß gefaßt habe. Allein hier muß bemerkt werden, daß es ein eigenes Kennzeichen der Wahrheit eines Urtheiles sey, wenn man bei aller Uneinigkeit über seinen Grund, doch an dem Satze selbst nicht zweifelt. Denn beweiset dieß nicht, daß uns die Wahrheit desselben auf eine fast unverkennbare Art einleuchten müsse, wenn wir trotz aller Schwierigkeit, die uns die Angabe seines Grundes verursacht, doch an ihm selbst nie irre geworden sind? Daß wir mit dieser Angabe der Gründe nicht zu Stande kommen, daraus entspringt wohl freilich eine sehr große Unvollkommenheit in unserer wissenschaftlichen Darstellung der metaphysischen Wahrheiten; und wiefern einige von jenen Lehren unter die ersten Sätze in dem Systeme gehören, so kann man selbst sagen, daß es uns noch an den ersten Gründen in dieser Wissenschaft fehle. Daraus folgt aber nicht, daß unsere Vernunft nicht die Fähigkeit habe, über die Gegenstände der Metaphysik ein sicheres Urtheil zu fällen. Und wenn wir es näher betrachten, so ist ja derselbe Fall fast in allen anderen Wissenschaften vorhanden. Von allen, selbst derjenigen, deren Vollkommenheit wir am meisten zu rühmen pflegen, könnte man, strenge genommen, sagen, daß sie in ihren ersten Gründen noch mangelhaft sind. Oder gehöret es vielleicht nicht zu den ersten Gründen einer Wissenschaft, daß der Begriff ihres Gegenstandes eine genaue Erklärung erhalte? und in wie wenigen Lehrbüchern der Geometrie hat man von dem Begriffe des Raumes eine Erklärung auch nur versucht? Und um wie Vieles besser stehet es mit den Begriffen der Linie, der Fläche, des Körpers, u. a.? Der berüchtigte Grundsatz von den Parallelen endlich bildet hier einen wenigstens eben so argen Uebelstand, als es ein Uebelstand in der Metaphysik wäre, wenn man es hier als einen (keines Beweises bedürfenden) Grundsatz aufstellen wollte, daß ein Gott sey. Ueberhaupt dünckt mir, daß wir in unseren logischen Anforderungen an diese beiden Wissenschaften auf eine sehr verschiedene, beiderseits fehlerhafte Art verfahren. Der einen Wissenschaft, der Mathematik, halten wir — gleichsam aus Dankbarkeit für die vielen herrlichen Beleh-

rungen, welche sie uns ertheilt hat, jeden Verstoß gegen die Regeln der Logik dergestalt zu Gute, daß wir ihr selbst das Bestreben der Verbesserung erlassen. In der Metaphysik dagegen verlangen wir nicht nur (was recht ist), daß sie den eigentlichen Grund der Wahrheit jedes ihrer Lehrsätze aufsuche, sondern wir wollen ihr sogar verbieten, auf irgend einen noch so gewissen Satz, wenn sie ihm nicht erst jene Begründung gegeben hat, auch nur inzwischen fortzubauen. Wie weit wären wir noch am heutigen Tage in der Mathematik, wenn man dasselbe auch von ihr gefordert hätte?

7) Das Sonderbarste ist, daß Kant, noch nicht zufrieden damit, der menschlichen Vernunft die Fähigkeit einer Erkenntniß übersinnlicher Gegenstände überhaupt abzusprechen, sogar behauptete, daß es in dem Gebiete der Metaphysik vier Paare einander widersprechender Sätze (Antinomien) gebe, deren ein jeder sich mit Gründen, die allen Regeln der Logik gemäß sind, erweisen lasse. In der Kr. d. r. V. S. 454 ff. findet man diese acht Sätze sowohl als ihre angeblichen Beweise neben einander. — Ich meines Theils glaube in diesen Beweisen mehre Fehler zu bemerken; um aber nicht zu weitläufig zu werden, will ich mich mit der Andeutung einiger begnügen. a) Der Beweis des Satzes, daß die Welt einen Anfang in der Zeit habe, gründet sich auf die Behauptung, daß eine unendliche, verflossene Reihe ein Widerspruch sey, und dieß zwar darum, weil die Unendlichkeit einer Reihe eben darin bestehen soll, daß sie durch successive Synthesis niemals vollendet seyn könne. Das ist nun, dächte ich, sehr falsch; denn die Unendlichkeit einer Reihe bestehet gar nicht darin, daß sie durch successive (d. h. nach und nach in der Zeit zu verrichtende) Synthesis niemals vollendet werden kann; indem der Begriff einer Zeit zu dem einer unendlichen Reihe gar nicht gehöret, weil es auch Reihen, endliche sowohl als unendliche in Dingen gibt, die sich in gar keiner Zeit befinden. Eine solche und dieß zwar unendliche Reihe ist die der natürlichen Zahlen: 1, 2, 3, 4, 5, ..., oder die folgende: ..., —5, —4, —3, —2, —1, 0, +1, +2, +3, +4, ..., deren die erste nur auf einer, die zweite auf beiden Seiten in das Unendliche gehet. Gibt

es nun unter den Zahlen und Größen überhaupt unendliche Reihen, so muß es auch in der Zeit unendliche Reihen geben, und zwar nach beiden Richtungen, die in der Zeit Statt finden können, in die Zukunft sowohl als auch in die Vergangenheit. Und wenn Kant selbst keinen Anstand genommen, die Möglichkeit einer unendlichen Reihe in die Zukunft zuzugestehen: so hätte er eben darum auch die Möglichkeit einer solchen Reihe in der Vergangenheit, d. h. die Möglichkeit einer bereits verflossenen, unendlichen Reihe zugeben sollen; weil beide Richtungen in der Zeit einander ganz ähnlich sind. b) Der Beweis des Satzes, daß die Welt auch dem Raume nach in Grenzen eingeschlossen seyn müsse, wird auf den vorhergehenden gestützt. „Um sich eine Welt," (heißt es), „die alle Räume erfüllt, als ein Ganzes zu denken, „müßte die successive Synthesis der Theile einer unendlichen „Welt als vollendet angesehen, d. i. eine unendliche Zeit „müßte, in der Durchzählung aller existirenden Dinge, als „abgelaufen angesehen werden, welches unmöglich ist." — Diese Unmöglichkeit ist, wie man so eben sah, erdichtet. Hiezu gesellt sich jetzt noch der zweite Irrthum, daß ein aus unendlich vielen Theilen bestehendes Weltall nicht anders gedacht werden könne, als durch successive Synthesis der Theile; da wir uns doch ein solches Weltall schon denken, wenn wir nur davon sprechen. c) In der zweiten Antinomie halte ich die Thesis: „Eine jede zusammengesetzte Substanz „in der Welt besteht aus einfachen Theilen, und es existirt „überall nichts als das Einfache, oder das, was aus diesem „zusammengesetzt ist," — für richtig; nur mit dem Beisatze, daß es der einfachen Theile, aus welchen mancher zusammengesetzte Gegenstand bestehet, unendlich viele gibt. Den Beweis der Antithesis aber, oder des Satzes, daß kein zusammengesetztes Ding in der Welt aus einfachen Theilen bestehe, finde ich unhaltbar. Er wird geführt aus der Behauptung, daß auch der Raum nicht aus einfachen Theilen, sondern aus Räumen (d. i. aus einem außerhalb einander befindlichen Mannigfaltigen) bestehe. Dieß aber däucht mir, so oft es auch selbst von Mathematikern vorgebracht worden ist, nur in einer gewissen Bedeutung der Worte wahr, in einer andern, und zwar gerade in derjenigen, in der es hier

genommen werden muß, falsch. Bei Dingen, die zusammengesetzt sind, lassen sich nämlich sehr oft Theile von zweierlei Art unterscheiden: gleichartige, d. i. solche, die unter denselben Begriff gehören, unter den man so eben auch das Ganze selbst beziehet, und ungleichartige, bei denen dieß nicht der Fall ist. So weisen wir in einem Stücke Salpeter gleichartige Theile nach, wenn wir dasselbe in Theile, die gleichfalls Salpeterstücke sind, zerschlagen; ungleichartige aber, wenn wir die Salzsäure und die Potasche, aus deren Verbindung es bestehet, darlegen. Soll nun die Rede seyn bloß von gleichartigen Theilen, so ist es ganz richtig, daß jeder (ausgedehnte) Raum abermals nur aus (ausgedehnten) Räumen, und zwar die Linie nur aus Linien u. s. w. bestehe. Ist aber die Rede von Theilen überhaupt, so daß auch die ungleichartigen verstanden werden sollen: so darf man sich durchaus nicht weigern, zuzugestehen, daß jeder ausgedehnte Raum, er sey nun Linie, Fläche oder Körper, auch aus einfachen Theilen, nämlich den Puncten, bestehe; denn er ist in der That nichts Anderes, als ein gewisser Inbegriff solcher Puncte. Um dieses einleuchtend zu machen, bemerke ich erstlich, daß man doch allgemein lehre, daß sich in jeder Linie, in jeder Fläche und in jedem Körper Puncte befinden oder (wie man sich auch ausdrückt) in diesen Raumdingen liegen. Was heißt nun dieses Befinden oder Liegen der Puncte in jenen Raumdingen Anderes, als daß sie Theile derselben bilden? Allein man wird mir einwenden, daß diese Theile wenigstens nicht integrante Theile wären, weil es unmöglich sey, aus einer auch noch so großen Menge von Puncten eine Linie, eine Fläche oder einen Körper zusammenzusetzen. Sobald man eine bloß endliche Menge solcher Puncte im Sinne hat, gebe ich dieß unbedingt zu; ich gebe ferner zu, daß auch nicht jede unendliche Menge von Puncten eine Ausdehnung bilde; sobald wir uns aber einen Inbegriff von Puncten, der so geartet ist, denken, daß sich zu jedem einzelnen für eine jede auch noch so kleine Entfernung ein oder etliche Puncte, die diese Entfernung haben, in dem Inbegriffe befinden: so haben wir uns ein wahres Continuum (das entweder Linie, Fläche oder Körper seyn wird) gedacht. So denken wir uns eine Fläche, und zwar die Kugelfläche,

wenn wir den Inbegriff aller der Puncte denken, welche von einem gegebenen gleichweit abstehen. Daß zu besagter Kugelfläche wirklich nichts Anderes gehöre, als diese unendliche Menge von Puncten, welche durch den Begriff des Alls der Puncte, die eine gleiche Entfernung von einem gegebenen haben, vorgestellt werden, erhellet daraus, weil es ganz unmöglich ist, etwas in dieser Befindliches anzugeben, das nicht ein solcher Punct oder ein Inbegriff von solchen Puncten wäre. Und so ist es also, wenn man nicht eben nur eine besondere Art von Theilen (nur gleichartige) im Sinne hat, sondern von Theilen überhaupt spricht, eine falsche Behauptung, daß der Raum nicht aus einfachen Theilen (nämlich in einer unendlichen Menge) bestehe. d) In der dritten Antinomie ist schon der Ausdruck der Sätze, die sich einander widersprechen sollen, selbst dunkel. „Die Causalität nach „Gesetzen der Natur" (lautet die Thesis) „ist nicht die einzige, aus welcher die Erscheinungen der Welt insgesammt „abgeleitet werden können. Es ist noch eine Causalität durch „Freiheit zur Erklärung derselben anzunehmen nothwendig." Und die Antithesis: „Es ist keine Freiheit, sondern Alles in der Welt geschieht lediglich nach Gesetzen der Natur." Im Beweise der letztern steht die Erklärung, daß man hier unter Freiheit „ein Vermögen verstehe, einen Zustand, mithin auch „eine Reihe von Folgen schlechthin anzufangen, d. h. „so daß nichts vorhergeht, wodurch diese geschehende Hand„lung nach beständigen Gesetzen bestimmt sey." Hier ist nun erstlich auffallend, wie man ein solches Vermögen gleichwohl noch eine Causalität nennen könne; da dieses Wort doch einen ursächlichen Zusammenhang, der hier nicht Statt finden soll, bedeutet; dann wird vorausgesetzt, daß jede Ursache ihrer Wirkung der Zeit nach vorhergehen müsse; welches doch unrichtig ist, indem die Ursache vielmehr mit ihrer eigentlichen Wirkung immer gleichzeitig seyn muß. Doch wichtiger ist, daß diese Erklärung ganz etwas Anderes beschreibt, als was nach irgend einem Sprachgebrauche unter der Freiheit verstanden wird. Denn immer versteht man doch eine gewisse Beschaffenheit des Willens unter derselben; und wenn wir den Begriff, der jener Erklärung noch am nächsten käme (den indeterministischen) nehmen, so ist Freiheit die Möglich-

keit eines Willensentschlusses, der keinen bestimmenden Grund hat, so daß er unter denselben Umständen, unter welchen er eintrat, auch hätte ausbleiben können. In dieser Bedeutung des Wortes läßt sich zwar sagen, daß jeder freie Willensentschluß eine Reihe von Folgen schlechthin anfange; nicht aber läßt sich umgekehrt behaupten, daß wo immer eine Reihe von Folgen schlechthin anfängt, auch Freiheit Statt finde. Eine Reihe von Folgen fängt schlechthin an, wo immer eine Ursache wirkt, die keine weitere Ursache hat; dergleichen namentlich Gott ist, welchem wir Freiheit im Sinne des Indeterminismus gewiß nicht beilegen können. e) Im Beweise der Thesis heißt es, daß wenn Alles nach bloßen Gesetzen der Natur geschähe (d. i. wenn jedes Geschehene eine Ursache hätte, die selbst etwas Geschehenes wäre), keine Vollständigkeit der Reihe auf Seite der Ursachen Statt finden könnte. Allein aus jener Voraussetzung folgt nur, daß die Reihe der geschehenen Dinge unendlich seyn müßte; daß sie aber darum nicht vollständig seyn, und somit nicht in der Wirklichkeit bestehen könnte, folgt gar nicht; denn auch unendliche Reihen können nicht nur bestehen, sondern auch schon verflossen seyn; wie ich bereits sub lit. a. erinnerte. Mehr noch, wenn eine unendliche Reihe wirklich eine bloße Reihe von Ursachen in strengster Bedeutung ist, so bestehet sie gleichzeitig mit ihrer Wirkung. Wenn aber ihre Glieder nicht sowohl Ursachen als vielmehr nur Bedingungen, jedes vorhergehende von dem nachfolgenden sind; auch da muß nicht einmal eine unendliche Zeit zu ihrem Ablaufe verbraucht worden seyn. Jede Bewegung, in der ein Körper einen auch noch so kurzen Weg zurücklegt, gibt uns ein Beispiel einer aus unendlich vielen Gliedern bestehenden Reihe, deren jedes vordere die Bedingung zu dem nächstfolgenden enthält, und auch der Zeit nach früher als dieses abgelaufen seyn muß, obgleich der Zeitraum, der zum Ablaufe aller erforderlich ist, überaus kurz seyn kann. (§. 87.) f) In der vierten Antinomie lautet die Thesis: „Zur Welt gehört etwas, das, entweder als ihr „Theil, oder als ihre Ursache, ein schlechthin nothwendiges „Wesen ist.“ Erst aus dem Beweise ersieht man, wie hier die Redensart: „zur Welt gehören,“ verstanden werden soll;

nämlich daß dieses nothwendige Wesen „entweder die ganze Weltreihe selbst oder ein Theil derselben" seyn soll. Welche Sonderbarkeit! Und der Beweis ist: „Denn da der An„fang einer Zeitreihe nur durch dasjenige, was der Zeit „nach vorhergeht, bestimmt werden kann: so muß die oberste „Bedingung des Anfanges einer Reihe von Veränderungen „in der Zeit existiren, da diese noch nicht war. Also ge„hört jene Ursache zu einer Zeit, mithin zur Erscheinung; „folglich kann sie von der Sinnenwelt, als dem Inbegriff „aller Erscheinungen nicht abgesondert gedacht werden." — Hier wird, meines Erachtens, erstlich ganz unbefugter Weise vorausgesetzt, daß die Weltreihe einen Anfang in der Zeit genommen haben muß, wenn sie in etwas gegründet seyn soll. Können wir nicht eben so gut, ja müssen wir nicht annehmen, daß die Substanzen der Welt zu aller Zeit da sind, aber zu aller Zeit nur durch die Wirksamkeit derjenigen Substanz, deren Seyn unbedingt ist? Auch däucht es mir noch ein übereilter Schluß, daß eine Substanz, die in der Zeit wirket, selbst zu den Erscheinungen und somit zur Sinnenwelt gehören müßte. Zu den Erscheinungen oder zur Sinnenwelt zählen wir ja nur solche Gegenstände, welche Wahrnehmungen in uns hervorbringen können (n° 6.), und dieß sind nie die einfachen Substanzen selbst, sondern nur Inbegriffe derselben (in einer unendlichen Menge). Wir können also nicht einmal die endlichen Substanzen, die einzelnen nämlich, Erscheinungen oder sinnliche Gegenstände nennen; um wie viel weniger jene einfache Substanz, welche ihr Schöpfer ist. Allein obgleich diese einfachen Substanzen, z. B. unsere Seele, übersinnliche Gegenstände sind: so wirken sie doch in der Zeit; und somit könnte auch Gott in der Zeit wirken, ohne darum ein sinnlicher Gegenstand zu werden.

8) Dem sittlichen Charakter unsers Weltweisen gereicht es zur Ehre, daß er den Schaden, den er durch seine Grenzbestimmung unsers Erkenntnißvermögens angerichtet hatte, als er uns jede Erkenntniß übersinnlicher Gegenstände absprach, dadurch wieder bestrebt war, gut zu machen, daß er behauptete, in dem Begriffe des Sollens, den wir in unserm Bewußtseyn antreffen, liege ein völlig hinreichender Grund,

das Daseyn Gottes, unsere Freiheit und Unsterblichkeit praktisch für wahr zu halten, und dieß zwar mit einer Gewißheit, die keiner Erkenntniß durch theoretische Gründe nachstehet. Unbedingt (sagte er) fordert die praktische Vernunft in uns die Realisirung des höchsten Gutes, welches in Heiligkeit und einer ihr correspondirenden Glückseligkeit bestehet, und sonach möglich seyn muß. Wären wir aber nicht frei und unsterblich, und gäbe es keinen Gott: so könnte dieß höchste Gut nicht zu Stande kommen. So gewiß wir uns also jener Forderung unserer Vernunft bewußt sind, so gewiß müssen wir auch glauben, daß wir frei und unsterblich sind, und daß ein Gott sey. — Ich muß gestehen, daß diese Methode des „praktischen Postulirens" für mich wenig Befriedigendes hätte. Von einer Pflicht, vollends von einer Nothwendigkeit etwas zu glauben, kann (denke ich) nur dort die Rede seyn, wo entscheidende Gründe für die Wahrheit des zu Glaubenden vorliegen. Gibt es für unsere Freiheit und Unsterblichkeit und für das Daseyn Gottes keine dergleichen Gründe: so ist es für denjenigen, der Solches weiß, nicht nur keine Pflicht, sondern nicht einmal möglich, an diese Gegenstände zu glauben. Ueberdieß scheint es mir ein ganz verkehrtes Verfahren, aus irgend einer Forderung unserer Vernunft, wie Kant es hier that, die Möglichkeit ihrer Erfüllung folgern zu wollen. Denn wohl erwogen fordert ja die Vernunft nie etwas unbedingt; sondern nur, wenn ein Wesen da ist, welches die Kraft hat, etwas Gutes zu Stande zu bringen, dann fordert die Vernunft von diesem Wesen, daß es dieß mögliche Gute in Wirklichkeit setze. So fordert z. B. die Vernunft, daß ein Kranker geheilt werde, nicht unbedingt, sondern nur, wenn ein Arzt, der ihn zu heilen vermag, da ist, und nur eben von ihm, daß er den Kranken heile; und ähnlicher Weise in allen übrigen Fällen. Ist also die Realisirung des höchsten Gutes in Wahrheit so, wie K. behauptete, nur möglich, wenn ein Gott ist, und wenn wir frei und unsterblich sind: so folgt, daß wir nur dann erst berechtiget sind, zu behaupten, daß die Vernunft die Realisirung des höchsten Gutes fordere, wenn Daseyn Gottes, Freiheit und Unsterblichkeit bereits erwiesen sind. Diese drei Wahrheiten lassen sich also aus jener

Forderung

Forderung so wenig darthun, daß vielmehr umgekehrt sie selbst nur erst aus der Voraussetzung jener drei Wahrheiten dargethan werden kann.

Anmerk. Es war vorherzusehen, daß man bei einer Lehre, die den natürlichen Trieb des Menschen, sich Kenntniß auch vom Uebersinnlichem zu verschaffen, auf eine so gewaltsame Weise beschränkte, nicht lange ausdauern würde. Daher fanden es denn selbst die beiden treuesten Anhänger, die Kant noch gegenwärtig zählet, Krug und Fries nöthig, in diesem Puncte eine mildernde Abänderung eintreten zu lassen. Der Letztere besonders gibt nicht bloß, wie Kant wollte, einen praktischen, sondern auch einen speculativen Glauben, eine Ahnung, und wenn auch keine Theorie, doch ein Erkenntniß durch Ideen zu, ein Erkenntniß, das nur das Eigene haben soll, daß es aus unaussprechlichen Prämissen abgeleitet wird (also nicht dargethan werden kann). Noch weiter gehen fast alle übrigen Weltweisen Deutschlands; allein — was eben das Traurige in dieser Sache ist — kaum Einer findet sich, der, indem er sich des uns Allen zustehenden Rechtes einer Beurtheilung auch übersinnlicher Dinge bedienet, eingedenk wäre, daß uns hiebei die Verbindlichkeit obliegt, auf so schwierigem Gebiete mit möglichster Vorsicht zu Werke zu gehen, und nichts als wahr aufzustellen, bevor nicht durch die deutlichste Auseinandersetzung dargethan ist, daß und warum man es als wahr annehmen müsse. Statt dessen äußert man entweder ausdrücklich, oder gibt es doch durch sein eigenes Verfahren selbst zu erkennen, daß man, wenn sonst in keinem anderen Stücke mehr Kantisch gesinnt, ihm in der einzigen Behauptung beistimme, laut deren er jeden Weltweisen von der Verbindlichkeit strenger Beweise sowohl als auch genauer Erklärungen in seiner Wissenschaft lossprach. Sie thun dieß mit um so ruhigerem Gewissen, da sie fast alle überzeugt sind, ein eigenthümliches Vermögen zu besitzen, durch welches sie die sämmtlichen Wahrheiten, die sie, ein jeder in seinem Systeme, aufstellen, unmittelbar erkennen. Vernunft, Vernehmung, Ahnung, Gefühl, Glaube, Offenbarung, innere Erfahrung, Bewußtseyn, tiefstes und innerstes Urbewußtseyn, Anschauung, rationale, intellectuelle, transcendentale, ideale, absolute Anschauung, Wissen, unbedingtes Wissen, und noch gar viele andere Benennungen sind es, welche man diesem Vermögen, oder den durch dasselbe begründeten Erkenntnissen

gegeben. Am Namen wäre nun, wie mir däucht, wenig gelegen; auch stelle ich, wie man weiß, selbst nicht in Abrede, daß es gewisse reine Begriffswahrheiten gebe, die wir unmittelbar erkennen: was ich nicht zulassen kann, ist nur, daß so zusammengesetzte Wahrheiten, wie die von Gottes Daseyn, oder von unserer Freiheit, oder von der Unsterblichkeit unserer Seelen, unmittelbar erkannt werden sollten; und was höchst tadelnswerth ist, daß man ein Urtheil für unmittelbar erkläre, ohne erst dargethan zu haben, daß es auf keine Weise vermittelt seyn könne.

§. 316.*

Uebersicht der merkwürdigsten Verschiedenheiten in unsern Urtheilen, welche aus ihrer Beziehung auf Wahrheit entspringen.

1) Sehen wir erstlich nur auf das Verhältniß, in welchem ein gegebenes Urtheil selbst zur Wahrheit stehet, so erscheint die schon bekannte Eintheilung der Urtheile in wahre und falsche, deren erstere wir auch zu den Erkenntnissen (§. 307.) zählen.

2) Da aber, wenn auch nicht alle, doch die meisten unserer Urtheile durch gewisse andere vermittelt sind: so kann man auch nach dem Verhältnisse fragen, in welchem nicht das vermittelte, sondern nur die vermittelnden Urtheile zur Wahrheit stehen. Sind diese wahr, so kann man das Urtheil, das wir aus ihnen ableiteten, ein Urtheil aus wahrem oder richtigem Grunde nennen; wenn man das Wort Grund in der §. 314. erklärten Bedeutung nimmt, d. h. darunter nicht eben den objectiven Grund einer Wahrheit, sondern bloß irgend eine einzelne oder auch einen Inbegriff mehrer Wahrheiten, durch deren Betrachtung ein Urtheil so eben vermittelt worden ist, verstehet. Sind jene Urtheile nicht alle wahr, so kann es ein Urtheil aus falschem oder unrichtigem Grunde heißen. Nach den Erörterungen des §. 309. müssen Urtheile aus einem wahren Grunde nicht immer gleichfalls wahr seyn. Denn haben wir uns bei ihrer Ableitung nicht durchaus nur vollkommener Schlüsse bedient, haben wir hie und da auch einen bloßen Schluß der Wahrscheinlichkeit zu Hülfe genommen: so haben

auch sie selbst keine völlige Gewißheit, sondern nur Wahrscheinlichkeit, und können uns somit auch irre führen. Wie aber ein Urtheil aus wahrem Grunde nicht nothwendig wahr seyn muß: so muß auch ein Urtheil aus falschem Grunde nicht nothwendig falsch seyn. Denn auch aus irrigen Vordersätzen ergeben sich wahre Schlußfolgerungen; und dieß zwar Beides, nach Schlüssen der Wahrscheinlichkeit sowohl, als auch nach vollkommenen Schlüssen.

3) Begreiflicher Weise kann der schon §. 306. n.º 10. erwähnte Unterschied zwischen Urtheilen, bei denen wir uns des Grundes, aus dem wir sie fällen, bewußt sind, und zwischen andern, bei denen dieß nicht der Fall ist, sich auch bei wahren Urtheilen einfinden. Hier aber ist er von einer größeren Merkwürdigkeit; und man pflegt das Vermögen, ein wahres Urtheil zu fällen oder (was eben so viel heißt) die Wahrheit zu erkennen, ohne sich gleichwohl des Grundes, aus dem man sie erkennt, bewußt zu werden, ein Gefühl für die Wahrheit zu nennen; und von der Wahrheit, die man auf diese Art erkannte, heißt es, man habe sie gefühlt. Ist man dagegen sich auch des Grundes, aus dem man das wahre Urtheil gefällt hat, bewußt: so heißt es, daß man hier eine deutliche Erkenntniß habe.

4) Noch ein ganz anderer Unterschied von Wichtigkeit ergibt sich bei unsern wahren Urtheilen oder Erkenntnissen, wenn wir darauf sehen, ob wir auch mit dem eigentlichen, d. h. objectiven Grunde derselben bekannt sind oder nicht. Erkenntnisse nämlich, in Betreff deren wir zugleich erkennen, ob die Wahrheit, die ihren Inhalt ausmacht, auf einem weiteren Grunde beruhe und welcher dieß sey — unterscheiden sich wesentlich von solchen, bei denen dieß nicht der Fall ist, d. h. in Betreff deren uns unbekannt ist, entweder ob sie noch einen weiteren Grund ihrer Wahrheit haben, oder doch welcher dieß sey. Wenn man nun die Erkenntnisse der erstern Art (wie man es häufig thut) ein Wissen oder auch wissenschaftliche Erkenntnisse nennt: so könnten dann jene der letzteren Art gemeine Erkenntnisse heißen. Richtiger wäre es aber vielleicht, statt des Wortes: Wissen in dieser Bedeutung die Worte: Begreifen oder

Einsehen zu gebrauchen, und somit die Erkenntnisse jener Art begriffene Erkenntnisse, oder Einsichten, deutliche Einsichten zu nennen.

1. Anmerk. Der Begriff, welchen ich n° 3. mit dem Worte Fühlen bezeichnete, ist für die Logik und gar manche andere Wissenschaft so wichtig, daß er unmöglich entbehrt werden kann. Obgleich nun das hier gewählte Wort ein sehr vieldeutiges ist: so kenne ich doch keines, das schicklicher wäre. Denn nicht nur ist es bisher schon oft in dieser Bedeutung genommen worden; sondern es trifft sich glücklicher Weise auch, daß dessen übrige Bedeutungen entweder so beschaffen sind, daß sie durch den jeweiligen Zusammenhang der Rede leicht können unterschieden werden, oder es dürfte jedenfalls nicht unbillig seyn, zu fordern, daß man sich ihrer enthalte. So ist die Bedeutung, die dieses Wort erhält, wenn man damit Vorstellungen, die uns gewisse Sinneswerkzeuge zuführen, bezeichnet, von unserer obigen so unterschieden, daß wohl kaum eine Verwechslung beider zu besorgen stehet. Ein Gleiches gilt, wenn von Gefühlen der Lust oder Unlust gesprochen wird; u. s. w. Etwas Eigenthümliches in meiner Erklärung ist jedoch, daß ich bloß solche Erkenntnisse dem Gefühle zuschreibe, die wir nicht unmittelbar, sondern durch Schlüsse (doch unbewußt) gewinnen; wobei ich mir überdieß vorstelle, daß gar manche Urtheile, welche von Andern für unvermittelte angesehen werden, zur Classe der vermittelten gehören; indem ich es überhaupt für unrecht und den Zwecken der Wissenschaft nachtheilig halte, irgend ein Urtheil für unmittelbar zu erklären, wenn man nicht erst erwiesen, daß es auf keinen Fall vermittelt seyn könne. — Der Gebrauch des W. Wissen in der n° 4. erwähnten Bedeutung mißfällt mir nicht nur, weil ich dasselbe für einen andern Begriff (§. 321.) aufzusparen wünsche, sondern auch, weil Wissen allzusehr an Gewißheit, also an das Vorhandenseyn eines sehr hohen Grades der Zuversicht erinnert. In n° 4. aber ist die Rede von einer Art des Erkennens, deren Eigenthümlichkeit nicht auf dem Grade ihrer Gewißheit, sondern auf einem ganz andern Umstande beruhet. Denn wenn es gleich der gewöhnliche Fall ist, daß eine Wahrheit, deren Grund wir erkennen, uns hiedurch nur um so gewisser wird, doch muß der Grad der Gewißheit bei solchen Wahrheiten eben nicht jederzeit so hoch stehen, als man sich's vorstellt, wenn man uns ein: Wir wissen das! aussprechen höret. — Inzwischen hat sich diese Bedeutung des Wortes (Scire,

ἐπιτασθαι) in den alten Lehrbüchern eine Art von Bürgerrecht erworben. Die Griechen (z. B. Aristoteles Anal. post. I. 1. c. 2.) wollten, daß man nur von demjenigen sage, man wisse es, was man nach seinem Grunde erkennt. Und diese Erklärung geben auch noch Wolf (L. §. 594.), die Ars Cogit., Reusch u. A. Hieraus ergab sich der Uebelstand (Anal. post. I. 2. c. 18.), daß man genöthigt war, zu behaupten, daß uns von allen solchen Wahrheiten, die keinen weiteren Grund ihrer Wahrheit haben, kein Wissen beiwohne. Doch dieser Schwierigkeit kann durch die kleine Abänderung, welche ich mir in jener Erklärung oben erlaubte, abgeholfen werden. Minder folgerecht als Aristoteles erklärte Kant (L. S. 98 Kr. d. r. V. S. 850) das Wissen als ein Fürwahrhalten aus Gründen, die sowohl objectiv als subjectiv zulänglich sind, und theilte dann gleichwohl das Wissen in ein unvermitteltes und vermitteltes ein. Mehre Andere dagegen, bald aus demselben Grunde, den schon Aristoteles anführte, bald auch aus einem andern, wie Hr. Bouterweck (Lehrb. d. ph. W. Th. 1. S. 50) glauben in dem Begriffe eines unvermittelten Wissens einen Widerspruch zu finden. Ich meines Theils finde an diesem Wortgebrauche nur das bereits Erwähnte zu tadeln. Da aber das Wort: Wissenschaft, jenen beirrenden Nebenbegriff der Gewißheit (meinem Gefühle nach) nicht mehr bei sich führt: so ziehe ich auch den Ausdruck: wissenschaftliche Erkenntniß, dem Worte Wissen in dieser Bedeutung vor.

2. Anmerk. Obgleich man es gar nicht der Logik, sondern der Synonymik als Schuldigkeit auflegen kann, die Unterschiede zu zeigen, welche der deutsche Sprachgebrauch zwischen den mancherlei Worten: Kennen, Erkennen, Anerkennen, Begreifen, Einsehen, Verstehen, u. a. ähnlichen eingeführt hat: so will ich doch eine kurze Andeutung einiger dieser Bestimmungen versuchen. Wir sagen, meine ich, daß wir einen Gegenstand kennen, wenn wir so viele, sich auf ihn beziehende, wahre Urtheile zu fällen im Stande sind, als es bei einem Gegenstande dieser Art für uns Menschen überhaupt möglich und nützlich scheint. Einen Gegenstand erkennen heißt, das der Wahrheit gemäße Urtheil fällen, daß er derselbe sey, den wir uns sonst unter gewissen andern Vorstellungen dachten. Einen Gegenstand anerkennen, als ein A anerkennen, heißt auf eine der Wahrheit gemäße Art urtheilen, daß er der Vorstellung A unterstehe. — Daß wir etwas begreifen oder einsehen, sagen wir meines Erachtens immer nur, wenn

wir andeuten wollen, daß wir den Grund (den eigentlichen und objectiven), warum es so ist, einiger Maßen kennen. Einsehen wird gewöhnlich dort gebraucht, wo wir dieß Kennen des Grundes mehr unserer eigenen Geistesthätigkeit zuschreiben wollen, während Begreifen auch dort gebraucht werden kann, wo es vornehmlich die Bemühungen eines Anderen waren, durch die wir zur Kenntniß jenes Grundes gelangten. Verstehen endlich wird fast ausschließlich nur von der Erkenntniß der Absichten, besonders der Bedeutungen, die wir mit Zeichen verbinden, gebraucht.

Viertes Hauptstück.

Von der Gewißheit und Wahrscheinlichkeit, wie auch der Zuversicht in unsern Urtheilen.

---

§. 317.

Bestimmung der Begriffe Gewißheit und Wahrscheinlichkeit in Hinsicht auf denkende Wesen.

1) Nachdem wir das Verhältniß, in welchem unsere Urtheile zur Wahrheit selbst stehen können, zur Genüge besprochen, ist es noch nöthig, die ihnen zukommende Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit, und den von diesem Umstande abhängigen Grad unserer Zuversicht bei denselben in Betrachtung zu ziehen. Wenn die §. 309. aufgestellte Lehre vom Ursprunge des Irrthums ihre Richtigkeit hat: so kann man von einem jeden denkenden Wesen, welches zuweilen irrt, behaupten, daß es nur darum irre, weil es auch Sätze für wahr annimmt, die mit gewissen andern, mit Recht oder Unrecht von ihm für wahr gehaltenen, in dem §. 161. beschriebenen Verhältnisse einer Wahrscheinlichkeit stehen, oder von denen es sich dieß auch nur einbildet. Bei Urtheilen, die nicht vermittelt sind, ingleichen bei solchen, welche das denkende Wesen aus andern, unvermittelten kraft eines Schlusses ableitet, der kein bloßer Wahrscheinlichkeitsschluß in der §. 253. erklärten Bedeutung ist, kann eben darum auch kein Irrthum Platz greifen, sondern dergleichen Urtheile sind alle wahr.

2) Urtheile nun, die nach einer Art zu urtheilen entstehen, bei welcher gar keine Gefahr eines Irrthums Statt hat, pflegen wir eben deßhalb gewiß oder sicher zu nennen. Gewißheit in dieser Bedeutung muß also von derjeni-

gen, die ich §. 161. n° 3. erklärte, wohl unterschieden werden. Unter der letzteren verstand ich bloß ein Verhältniß, das zwischen Sätzen obwaltet, und in der Ableitbarkeit des einen aus den übrigen bestehet; wobei es gleichviel war, ob diese Sätze an sich wahr oder falsch sind, ingleichen ob es irgend ein denkendes Wesen, das sie für wahr hält, ja sie auch nur sich vorstellt, gibt oder nicht. Die Gewißheit in der jetzt angenommenen Bedeutung dagegen ist eine Beschaffenheit, die nur Urtheilen, und diesen nur in Beziehung auf ein denkendes Wesen, welches sie eben fällt, beigelegt werden kann, wenn sie auf eine Art entstehen, bei welcher keine Gefahr eines Irrthums Statt hat. In welcher von diesen beiden Bedeutungen ich das Wort in einem vorkommenden Falle nehme, werde ich, wenn es sich nicht schon aus dem bloßen Zusammenhange der Rede von selbst ergibt, dadurch bemerklich machen, daß ich bei der Gewißheit des gegenwärtigen Paragraphen den Beisatz: für ein bestimmtes denkendes Wesen, hinzufüge. In dieser Erklärung liegt es schon, daß ein Satz, dem wir Gewißheit für ein Wesen beilegen sollen, von diesem wirklich für wahr gehalten werden, oder (was eben so viel heißt) ein von demselben gefälltes Urtheil seyn müsse. So fordert es auch der Sprachgebrauch; denn wenn wir einen Satz, den Jemand gar nicht für wahr hält, einen ihm doch gewissen Satz nennen wollten, etwa nur weil er sich von seiner Wahrheit leicht überzeugen könnte: wäre dieß nicht befremdend? Auch können nur Sätze, die an sich wahr sind, den Namen gewisser Sätze in Hinsicht auf irgend ein denkendes Wesen verdienen. Denn soll das Urtheil, das diesen Satz enthält, auf eine Art entstehen, die jede Möglichkeit eines Irrthums ausschließt, so muß es ein wahres seyn. Da nun wahre Urtheile auch den Namen der Erkenntnisse verdienen, so kann man Sätze, die gewiß sind, insgesammt auch Erkenntnisse nennen. Nach der Verschiedenheit der Wesen aber, auf die man einen gegebenen Satz beziehet, wird derselbe bald als ein gewisser anzusehen seyn, bald nicht. So hat für Gott Alles, was wahr ist, auch Gewißheit; denn er erkennet alle Wahrheit, und er erkennet sie ohne Gefahr zu irren. In Hinsicht auf uns Menschen aber machen nach n° 2. nur Wahrheiten,

welche wir ohne Vermittlung erkennen, oder aus solchen unvermittelten kraft eines Schlusses ableiten, der kein bloßer Wahrscheinlichkeitsschluß ist, den Inbegriff dessen aus, was von uns mit Gewißheit erkannt wird.

5) Sätze dagegen, bei denen ein Irrthum möglich ist, sind nach der Angabe der nº 1. nur solche, die zu gegebenen andern, welche das denkende Wesen schon für wahr hält, in dem §. 161. bestimmten Verhältnisse der Wahrscheinlichkeit stehen oder auch nur darin zu stehen scheinen. Die sämmtlichen Fälle, welche hier Statt finden können, sind also folgende: a) Die Voraussetzungen A, B, C, D, ..., welche das Wesen für wahr hält, sind es auch in der That, und der Satz M steht zu ihnen wirklich in dem §. 161. bestimmten Verhältnisse einer Wahrscheinlichkeit, oder b) die Sätze A, B, C, D, ... sind wahr, aber der Satz M stehet zu ihnen nicht wirklich in dem Verhältnisse einer Wahrscheinlichkeit, sondern das Wesen bildet sich dieses nur fälschlicher Weise ein; oder c) die Voraussetzungen A, B, C, D, ... sind selbst nicht alle wahr; aber es bestehet ein wirkliches Verhältniß der Wahrscheinlichkeit zwischen M und ihnen; oder endlich d) weder die Sätze A, B, C, D, ... sind alle wahr, noch besteht zwischen M und ihnen ein wirkliches Verhältniß der Wahrscheinlichkeit. — Ein geringes Nachdenken zeigt, daß sich die Fälle b und d auf den Fall c zurückführen lassen. Denn da sich die Vernunft in dem Urtheile, daß ein Satz aus gewissen anderen ableitbar sey, nie irret, wenn wir uns nicht erst eine Regel R denken, nach welcher diese Ableitung Statt finden sollte: so können wir diese irrige Regel R selbst mit zu den Sätzen A, B, C, D, ... zählen, die als Voraussetzungen von dem Wesen angenommen werden. Zu den Voraussetzungen A, B, C, D, ... und R aber stehet dann M in einem nicht bloß vermeintlichen, sondern wirklichen Verhältnisse der Wahrscheinlichkeit. Wir können daher auch sagen, aller Irrthum entstehe nur dadurch, daß ein Wesen Sätze als wahr annimmt, die zu gewissen andern, welche es einmal für wahr hält, in dem §. 161. beschriebenen Verhältnisse einer Wahrscheinlichkeit stehen. Lasset uns also dergleichen Sätze, da es sehr nothwendig ist, auf sie

aufmerksam zu seyn, mit der Benennung von Sätzen, welche Wahrscheinlichkeit für dieses Wesen haben, oder die diesem Wesen wahrscheinlich sind, bezeichnen. Wahrscheinlichkeit in dieser Bedeutung des Wortes ist also von derjenigen, die wir in §. 161. erklärten, abermal sehr unterschieden. Dort verstanden wir unter der Wahrscheinlichkeit ein Verhältniß, das zwischen Sätzen überhaupt obwalten kann; gleichviel ob diese an sich selbst wahr oder falsch sind, oder auch nur von Jemand für wahr oder falsch gehalten werden. Hier wird dagegen unter der Wahrscheinlichkeit eine Beschaffenheit verstanden, die einem Satze nur in Beziehung auf ein bestimmtes denkendes Wesen zukommt; und zwar nur dann, wenn die Voraussetzungen, in Betreff deren wir den Satz wahrscheinlich nennen wollen, von diesem Wesen für wahr angenommen werden, oder (was eben so viel heißt) Urtheile dieses Wesens sind. Sagen wir also, daß ein Satz M Wahrscheinlichkeit für ein bestimmtes Wesen habe, und dieß zwar hinsichtlich auf die Voraussetzungen A, B, C, D,... und auf die Vorstellungen i, j,...: so müssen die Sätze A, B, C, D,... von diesem Wesen für wahr gehalten werden, und der Satz M muß zu den A, B, C, D,... hinsichtlich auf die Vorstellungen i, j,... in dem §. 161. erklärten Verhältnisse der Wahrscheinlichkeit stehen. Daß aber das Wesen den Satz M selbst für wahr halte, wird dieser Erklärung zufolge noch nicht gefordert; und auch der Sprachgebrauch scheint es nicht zu verlangen. Denn warum könnte man nicht von einer Meinung, die sich aus andern, von Jemand angenommenen, mit Wahrscheinlichkeit ergibt, ob er dieß gleich etwa aus Mangel an Aufmerksamkeit nicht wahrnimmt, ganz übereinstimmend mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche sagen, daß diese Meinung für ihn eine (von ihm selbst unbemerkte) Wahrscheinlichkeit besitze? Auch deutet schon die Zusammensetzung des Wortes: Wahrscheinlich, seine Endsylbe nämlich, nicht auf ein wirkliches Fürwahrhalten oder Scheinen, sondern auf eine bloße Möglichkeit desselben. Hieraus ergibt sich nun, daß man die Wahrscheinlichkeit nach dieser Bedeutung in eine erkannte und unerkannte eintheilen könne. Was den Satz M selbst anlangt: so muß ihn das denkende Wesen, auch wenn es

jenes Verhältniß der Wahrscheinlichkeit, das zwischen ihm und den für wahr gehaltenen Voraussetzungen A, B, C, D,... bestehet, erkannt hat, nicht immer annehmen; wie dieß insonderheit dann nie geschieht, wenn die erkannte Wahrscheinlichkeit des Satzes $< \frac{1}{2}$ ist, weil es in diesem Falle sich vielmehr zu dem Urtheile Neg. M hinneigen wird. Wir müssen also wahrscheinliche Sätze, die auch für wahr gehalten werden, und andere, bei denen dieß nicht geschieht, unterscheiden. Die Voraussetzungen A, B, C, D,..., welche das denkende Wesen für wahr hält, und zu denen M in einem wirklichen Verhältnisse der Wahrscheinlichkeit stehet, sind entweder insgesammt wahr, oder es sind auch einige falsche darunter. Im ersten Falle kann man die Wahrscheinlichkeit des Satzes M für unser Wesen eine wirkliche oder objective, im zweiten eine bloß vermeintliche oder bloß subjective nennen. Wenn man sich vorstellt, daß die Wahrscheinlichkeit eines Satzes M hinsichtlich auf die Sätze A, B, C, D,... für ein gewisses Wesen objectiv sey, d. h. daß die Sätze A, B, C, D,... Wahrheiten wären: so pflegt man diese Voraussetzungen auch die Gründe jener Wahrscheinlichkeit, zuweilen wohl gar die Gründe (nämlich die nicht ganz hinreichenden) des Satzes M selbst zu nennen. Nach der Bedeutung, die ich dem Worte Grund §. 198. gab, ließe sich von diesen Sätzen zusammengenommen höchstens behaupten, daß sie — nicht den Grund des Satzes M selbst, wohl aber den Grund eines Satzes, der seine Wahrscheinlichkeit für jenes Wesen aussagt, enthalten. Nennt man sie aber Gründe in mehrer Zahl: so muß man unter dergleichen Gründen bloße Theilgründe verstehen; und nennt man sie Gründe des Satzes M selbst: so muß man unter Gründen bloße Ursachen des Fürwahrhaltens oder Erkenntnißgründe in der Bedeutung des §. 314. verstehen. Die Wahrscheinlichkeit, die einem Satze bloß in Beziehung auf einen Theil jenes ganzen Inbegriffes von Sätzen zukommt, die ein bestimmtes, denkendes Wesen für wahr hält, zu denen er in dem §. 161. beschriebenen Verhältnisse einer Wahrscheinlichkeit stehet, nenne ich eine bloß beziehungsweise oder relative Wahrscheinlichkeit für dieses Wesen; jene dagegen, die ihm in Hinsicht

aufmerksam zu seyn, mit der Benennung von Sätzen, welche Wahrscheinlichkeit für dieses Wesen haben, oder die diesem Wesen wahrscheinlich sind, bezeichnen. Wahrscheinlichkeit in dieser Bedeutung des Wortes ist also von derjenigen, die wir in §. 161. erklärten, abermal sehr unterschieden. Dort verstanden wir unter der Wahrscheinlichkeit ein Verhältniß, das zwischen Sätzen überhaupt obwalten kann; gleichviel ob diese an sich selbst wahr oder falsch sind, oder auch nur von Jemand für wahr oder falsch gehalten werden. Hier wird dagegen unter der Wahrscheinlichkeit eine Beschaffenheit verstanden, die einem Satze nur in Beziehung auf ein bestimmtes denkendes Wesen zukommt; und zwar nur dann, wenn die Voraussetzungen, in Betreff deren wir den Satz wahrscheinlich nennen wollen, von diesem Wesen für wahr angenommen werden, oder (was eben so viel heißt) Urtheile dieses Wesens sind. Sagen wir also, daß ein Satz M Wahrscheinlichkeit für ein bestimmtes Wesen habe, und dieß zwar hinsichtlich auf die Voraussetzungen A, B, C, D, ... und auf die Vorstellungen i, j, ...: so müssen die Sätze A, B, C, D, ... von diesem Wesen für wahr gehalten werden, und der Satz M muß zu den A, B, C, D, ... hinsichtlich auf die Vorstellungen i, j, ... in dem §. 161. erklärten Verhältnisse der Wahrscheinlichkeit stehen. Daß aber das Wesen den Satz M selbst für wahr halte, wird dieser Erklärung zufolge noch nicht gefordert; und auch der Sprachgebrauch scheint es nicht zu verlangen. Denn warum könnte man nicht von einer Meinung, die sich aus andern, von Jemand angenommenen, mit Wahrscheinlichkeit ergibt, ob er dieß gleich etwa aus Mangel an Aufmerksamkeit nicht wahrnimmt, ganz übereinstimmend mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche sagen, daß diese Meinung für ihn eine (von ihm selbst unbemerkte) Wahrscheinlichkeit besitze? Auch deutet schon die Zusammensetzung des Wortes: Wahrscheinlich, seine Endsylbe nämlich, nicht auf ein wirkliches Fürwahrhalten oder Scheinen, sondern auf eine bloße Möglichkeit desselben. Hieraus ergibt sich nun, daß man die Wahrscheinlichkeit nach dieser Bedeutung in eine erkannte und unerkannte eintheilen könne. Was den Satz M selbst anlangt: so muß ihn das denkende Wesen, auch wenn es

jenes Verhältniß der Wahrscheinlichkeit, das zwischen ihm und den für wahr gehaltenen Voraussetzungen A, B, C, D,... bestehet, erkannt hat, nicht immer annehmen; wie dieß insonderheit dann nie geschieht, wenn die erkannte Wahrscheinlichkeit des Satzes $< \frac{1}{2}$ ist, weil es in diesem Falle sich vielmehr zu dem Urtheile Neg. M hinneigen wird. Wir müssen also wahrscheinliche Sätze, die auch für wahr gehalten werden, und andere, bei denen dieß nicht geschieht, unterscheiden. Die Voraussetzungen A, B, C, D,..., welche das denkende Wesen für wahr hält, und zu denen M in einem wirklichen Verhältnisse der Wahrscheinlichkeit stehet, sind entweder insgesammt wahr, oder es sind auch einige falsche darunter. Im ersten Falle kann man die Wahrscheinlichkeit des Satzes M für unser Wesen eine wirkliche oder objective, im zweiten eine bloß vermeintliche oder bloß subjective nennen. Wenn man sich vorstellt, daß die Wahrscheinlichkeit eines Satzes M hinsichtlich auf die Sätze A, B, C, D,... für ein gewisses Wesen objectiv sey, d. h. daß die Sätze A, B, C, D,... Wahrheiten wären: so pflegt man diese Voraussetzungen auch die Gründe jener Wahrscheinlichkeit, zuweilen wohl gar die Gründe (nämlich die nicht ganz hinreichenden) des Satzes M selbst zu nennen. Nach der Bedeutung, die ich dem Worte Grund §. 198. gab, ließe sich von diesen Sätzen zusammengenommen höchstens behaupten, daß sie — nicht den Grund des Satzes M selbst, wohl aber den Grund eines Satzes, der seine Wahrscheinlichkeit für jenes Wesen aussagt, enthalten. Nennt man sie aber Gründe in mehrer Zahl: so muß man unter dergleichen Gründen bloße Theilgründe verstehen; und nennt man sie Gründe des Satzes M selbst: so muß man unter Gründen bloße Ursachen des Fürwahrhaltens oder Erkenntnißgründe in der Bedeutung des §. 314. verstehen. Die Wahrscheinlichkeit, die einem Satze bloß in Beziehung auf einen Theil jenes ganzen Inbegriffes von Sätzen zukommt, die ein bestimmtes, denkendes Wesen für wahr hält, zu denen er in dem §. 161. beschriebenen Verhältnisse einer Wahrscheinlichkeit stehet, nenne ich eine bloß beziehungsweise oder relative Wahrscheinlichkeit für dieses Wesen; jene dagegen, die ihm in Hinsicht

auf alle Sätze zukommt, die dieses Wesen für wahr hält, und die mit demselben in dem erwähnten Verhältnisse der Wahrscheinlichkeit stehen, mag die vollständige oder absolute Wahrscheinlichkeit des Satzes für dieses Wesen heißen. So nenne ich z. B. die Wahrscheinlichkeit, welche der Satz, daß sich die Erde um ihre eigene Achse drehet, bloß aus dem Umstande gewinnt, daß ich dergleichen Achsendrehungen bei mehren andern Himmelskörpern kenne, eine bloß relative Wahrscheinlichkeit dieses Satzes; die Wahrscheinlichkeit dagegen, die ihm aus der Berücksichtigung aller mir bekannten Umstände erwächst, die für oder wider eine dergleichen Achsendrehung sprechen, die absolute Wahrscheinlichkeit, die dieser Satz für mich hat. Aus §. 161. n°. 18. ersieht man, daß die absolute Wahrscheinlichkeit eines Satzes nicht eben jederzeit größer seyn müsse, als jede relative desselben. Denn unter den sämmtlichen Sätzen, die Jemand als wahr annimmt, kann es einige geben, die dem betreffenden Satze für sich allein betrachtet eine Wahrscheinlichkeit, die $< \frac{1}{2}$ ist, geben; solche werden den Grad der Wahrscheinlichkeit, die ihm aus andern Rücksichten zukommt, vermindern. So kann sich die Wahrscheinlichkeit, mit welcher ein Arzt den bereits eingetretenen Tod seines Kranken bloß aus dem Umstande vermuthen müßte, daß er ihn Tags vorher unter so schlimmen Symptomen verlassen hatte, beträchtlich vermindern, wenn er die übrigen Umstände erwäget, z. B. daß ihm bisher noch keine Nachricht von dem erfolgten Tode ertheilt sey u. dgl. Wenn die absolute Wahrscheinlichkeit eines Satzes für ein bestimmtes Wesen so groß ist, und solche Umstände dabei obwalten, daß es thöricht, ja wohl gar unerlaubt wäre, die Möglichkeit des Gegentheils noch zu beachten, und darnach handeln zu wollen: so nenne ich diesen Satz einen für dieses Wesen glaubwürdigen, verlässigen, sichern, zureichend sicheren Satz. Im gemeinen Leben legt man dergleichen Sätzen auch wohl Gewißheit bei; in der Sprache der Wissenschaft aber pflegt man die Wahrscheinlichkeit derselben zum Unterschiede von der eigentlichen Gewißheit der n°. 2. eine bloß sittliche, oder moralische, oder zureichende Gewißheit zu nennen. So nenne ich es z. B. einen glaubwürdigen Satz, daß die Decke

dieses Saales heute nicht einstürzen werde, wenn dieser Einsturz, ob ich ihn gleich nicht unmöglich finde, doch einen so niedrigen Grad absoluter Wahrscheinlichkeit hat, daß es thöricht wäre, in meinen Handlungen Rücksicht darauf zu nehmen, und also z. B. den Saal zu verlassen; weil die Gefahr, zu verunglücken, der ich auf diese Art zu entfliehen gedächte, nicht größer ist, als eine jede, in die ich eben durch dieß Bestreben, wenn ich z. B. lieber die Nacht unter freiem Himmel zubringen wollte, geriethe. Die Glaubwürdigkeit hat verschiedene Grade; und eben derselbe Grad der absoluten Wahrscheinlichkeit, der bei dem einen Satze hinreicht, um ihm Glaubwürdigkeit für ein Wesen zu ertheilen, kann bei andern Sätzen unzulänglich zu diesem Zwecke seyn. Denn daß es thöricht oder gar unerlaubt wird, noch an das mögliche Gegentheil eines Satzes M zu denken, und dafür Anstalten zu treffen, bewirket der niedrige Grad der Wahrscheinlichkeit, den dieses Gegentheil hat, nicht allein, sondern nur in Verbindung mit noch gewissen anderen Umständen. Es wird hier nämlich erfordert, daß die Größe jener Gefahr, der wir uns aussetzen, wenn wir die Möglichkeit des Gegentheils nicht achten, d. h. das Product aus der Größe des Schadens, den wir durch unsere Nichtachtung anrichten würden, wenn jenes Gegentheil gleichwohl eintreten sollte, in den Grad der Wahrscheinlichkeit, den es hat, kleiner sey, als jede eben so berechnete Gefahr, der wir uns aussetzen müßten, wenn wir der ersten ausweichen wollten. Je nachdem nun der Schaden, der aus der Nichtbeachtung des möglichen Gegentheils, falls es doch eintreten sollte, hervorgehen würde, bald mehr, bald weniger beträchtlich ist, je nachdem auch die übrigen Umstände so oder anders beschaffen sind, wird ein und derselbe Grad der Wahrscheinlichkeit bald hinreichen, einem Satze den Charakter der sittlichen Gewißheit für uns zu geben, bald wieder nicht. So ist die Wahrscheinlichkeit, daß Jemand, der sich so eben in gesundem Zustande befindet, den morgigen Tag noch erleben werde, allenfalls groß genug, um bei Geschäften, aus deren durch seinen unerwarteten Tod erfolgter Hemmung kein wichtiger Schaden hervorgeht, auf diese Möglichkeit keine Rücksicht zu nehmen; und das Erleben jenes Tages

ist somit etwas Glaubwürdiges. Wo aber große Nachtheile entständen, da ist es wirklich Pflicht, auf diese Möglichkeit eines plötzlichen Absterbens zu denken, und darnach vorzugehen; das Erleben des morgigen Tages ist also in dieser Beziehung nicht sicher genug. U. s. w.

1. Anmerk. In der Bestimmung, die ich dem Begriffe der Gewißheit hier gab, wollte ich mich genau an den gemeinen Sprachgebrauch halten; darum beschränkte ich denselben nur auf Sätze, die Jemand in der That für wahr hält, obgleich die Aehnlichkeit des Gewissen mit dem Wahrscheinlichen eine etwas weitere Ausdehnung erlaubt haben würde. Wolf (L. §. 564.) gab die Erklärung: Si cognoscimus, propositionem esse veram vel falsam, propositio nobis dicitur esse certa; und Maaß (L. §. 328.): „Ein Urtheil ist gewiß, sofern man sich der Wahrheit desselben bewußt ist." Hier, däucht mir, liegt der ganze Begriff der Gewißheit noch unzerlegt in den Worten: cognoscere, bewußt seyn, u. dgl. — Andere, wie Hr. Fries (L. §. 95.) sagen, ein Urtheil sey gewiß, wenn es zureichende Gründe hat. Unter diesen Gründen werden hier offenbar bloße Erkenntnißgründe (§. 314.) verstanden; allein es gibt bekanntlich auch unvermittelte Urtheile, die eben darum völlig gewiß sind; und gleichwohl kann man von solchen nicht sagen, daß sie aus einem zureichenden Grunde erkannt werden. — Kant (L. S. 90) und mehre Andere erklärten die Gewißheit als ein Fürwahrhalten, welches mit dem Bewußtseyn der Nothwendigkeit verbunden ist. Soll man die Nothwendigkeit, von der hier gesprochen wird, auf das urtheilende Wesen beziehen; d. h. soll ein Urtheil gewiß seyn, wenn das urtheilende Wesen fühlt, daß es sein Urtheil nicht anders abfassen könne, daß es genöthiget sey, so zu urtheilen: so erinnere ich, daß alles Urtheilen in einem gewissen Sinne Nothwendigkeit habe. Denn nicht von unserer Willkür hängt es ab, ob wir ein Urtheil so oder anders abfassen; sondern im Gegentheil fühlen wir uns, wenigstens nachdem wir unsere Aufmerksamkeit auf diese und jene Gegenstände einmal gerichtet haben, zu jedem unserer Urtheile in einem gewissen Sinne genöthigt. Nicht willkürlich ist es, daß ich das Hervorkommen einer schwarzen Kugel erwarte, wenn ich vernehme, daß sich bei 100 solchen Kugeln nur einige weiße befinden, und sehe, daß Jemand auf das Gerathewohl zugreift, um eine auszuziehen; sondern ich bin genöthigt zu dieser Erwartung, und dieses zwar, ob ich gleich

weiß, daß ich in ihr getäuscht werden, und daß wohl auch eine weiße zum Vorscheine kommen könnte. Sollen wir aber die Nothwendigkeit auf den Satz selbst beziehen, welcher den Stoff eines Urtheiles ausmacht: so entgegne ich, daß Nothwendigkeit in des Wortes eigentlicher Bedeutung eine Beschaffenheit sey, die nur dem Wirklichen, nicht aber Dingen, die keine Wirklichkeit haben, namentlich Sätzen zukommen kann. In einer uneigentlichen Bedeutung mag man zwar auch einer Art von Sätzen, denjenigen, die eine reine Begriffswahrheit ausdrücken, Nothwendigkeit beilegen; allein zur Classe der gewissen Wahrheiten gehören ja nicht bloß solche Begriffssätze, sondern auch sogenannte empirische Wahrheiten; wie denn Kant selbst eine rationale und empirische Gewißheit unterscheidet.

2. Anmerk. Daß der Begriff der Wahrscheinlichkeit für ein bestimmtes, denkendes Wesen, wie er no 3. aufgefaßt ist, sich der Bedeutung, in der man dieß Wort im gemeinen Leben am häufigsten nimmt, ungleich mehr nähere als der §. 161. beschriebene, wird Jeder selbst finden; doch ist noch folgender Unterschied mit Absicht beibehalten worden. Nach meiner Erklärung heißt ein Satz M wahrscheinlich für ein bestimmtes, denkendes Wesen, wenn er zu den von diesem Wesen für wahr gehaltenen Sätzen A, B, C, D,... in dem §. 161. beschriebenen Verhältnisse einer Wahrscheinlichkeit stehet, gleichviel, wie groß der Grad dieser Wahrscheinlichkeit sey. Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche dagegen wird ein Satz M nur dann erst wahrscheinlich für jenes Wesen genannt, wenn seine aus den Sätzen A, B, C, D,... sich ergebende Wahrscheinlichkeit nach der Berechnungsart desselben Paragraphen größer als $\frac{1}{2}$ ausfällt. Man begreift bald, warum ich diese Beschränkung nicht beibehalten habe. Warum ich aber zu dem Begriffe der Wahrscheinlichkeit auch nicht verlange, daß das denkende Wesen, auf welches wir die Wahrscheinlichkeit eines Satzes beziehen, ihn selbst für wahr halte: hat seinen Grund keineswegs bloß darin, weil es der Sprachgebrauch und die Zusammensetzung des Wortes so erlauben; sondern vornehmlich in dem schon no 3. erwähnten Umstande, weil es auch Sätze gibt, die zu gewissen, von einem denkenden Wesen für wahr gehaltenen Sätzen in dem Verhältnisse der §. 161. beschriebenen Wahrscheinlichkeit stehen, ohne daß es dem Wesen, selbst wenn es dieses Verhältniß bemerkt hat, möglich wäre, sie für wahr anzunehmen, und sie somit zu seinen eigenen Urtheilen zu machen. Wenn nämlich der Grad der Wahrscheinlichkeit $< \frac{1}{2}$ ist: so wird

nicht der Satz selbst, sondern sein Gegentheil als wahr vermuthet, d. h. das Wesen fällt statt des Urtheiles M vielmehr das Urtheil, daß M falsch sey.

3. Anmerk. Auch bei den Erklärungen, die dieser Paragraph von den verschiedenen Arten der Wahrscheinlichkeit aufstellt, sah ich mich einige Male genöthigt, von den gewöhnlichen Begriffen in Etwas abzugehen. Befremden wird vielleicht Manchen schon, wie ich einerseits den Begriff der Wahrscheinlichkeit nur auf bestimmte, denkende Wesen beziehen, und dann doch andererseits eine objective sowohl als eine subjective Wahrscheinlichkeit unterscheiden möge; da man sonst unter dem Objectiven immer nur etwas, das ohne Beziehung auf ein Subject gedacht werden kann, verstehet. Hierauf entgegne ich aber, daß diese Unterscheidung zweier Arten der Wahrscheinlichkeit von der Beschaffenheit jener Voraussetzungen, welche das denkende Wesen für wahr hält, entlehnet sey. Sind diese objectiv wahr: so kann die Wahrscheinlichkeit selbst den Namen einer objectiven erhalten; sind sie an sich falsch, und legt nur das Subject ihnen Wahrheit bei: so kann man um dieses Umstandes wegen der Wahrscheinlichkeit, welche hier Statt hat, den Namen einer bloß subjectiven geben. — In Hoffbauers L. §. 419. heißt es: „Wenn der Mangel der „Gewißheit, den eine bestimmte Wahrscheinlichkeit voraussetzt, „wegen der Einschränkung der menschlichen Erkenntniß nothwendig „ist, und die Gründe, auf welchen die Wahrscheinlichkeit beruht, „von Jedem erkannt werden können: so ist die Wahrscheinlichkeit „objectiv; in dem entgegengesetzten Falle ist sie subjectiv." Fast eben so lautet auch die Erklärung Crusii (W. z. G. §. 369.) u. A. Mir däucht, daß diese Begriffbestimmung etwas Schwankendes habe, und nicht sehr brauchbar wäre. Denn wer will läugnen, daß sich die Grenze der Erkenntnisse, welche uns Menschen möglich sind, von Zeit zu Zeit erweitere; und daß somit Manches, was uns jetzt wahrscheinlich ist, zu einer andern Zeit es zu seyn aufhören, oder doch den bestimmten Grad seiner Wahrscheinlichkeit verändern könne? Wenn aber Hoffbauer (Anm. 2.) als Beispiele objectiver Wahrscheinlichkeit die Glücksspiele anführt, mit der Bemerkung, daß hier „die Möglichkeit aller „Fälle sich a priori bestimmen lasse, aber kein Mensch Gründe „angeben könne, warum jetzt vielmehr dieser als jener Fall eintreten werde:" so bekenne ich, ihn nicht zu verstehen. Denn die Behauptung, daß sich die Möglichkeit aller Fälle hier a priori bestimmen lasse, will doch gewiß nur sagen, wir vermöchten hier

a priori

a priori zu bestimmen, daß jeder der mehren Fälle, die wir da aufzählen, eine gleiche Wahrscheinlichkeit habe. Diese gleiche Wahrscheinlichkeit aber können wir mehren Fällen nur in sofern beilegen, als wir von allen hier obwaltenden Ungleichheiten (z. B. daß die eine Kugel etwas schwerer seyn dürfte, als die übrigen u. dgl.) absehen. Wollten wir annehmen, daß jene Fälle einander in der That gleich sind: so könnte eben darum nicht nur „kein Mensch," sondern Gott selbst nicht einen Grund angeben, „warum jetzt vielmehr dieser als jener Fall eintreten werde;" es würde wirklich gar keiner eintreten, weil wegen der völligen Gleichheit der Umstände bei allen Fällen keiner den Vorzug vor den übrigen erhalten könnte. So ist es aber nicht; sondern bei jedem der mehren Fälle, die eine gleiche Wahrscheinlichkeit haben, finden gewisse eigenthümliche Umstände Statt, durch welche es geschieht, daß nur einer eintritt, und das Eintreten der übrigen insgesammt unmöglich ist. Unter gewissen Umständen aber sind auch wir Menschen im Stande, wenigstens einige der hier obwaltenden Ungleichheiten, z. B. daß einige Kugeln schwerer oder glatter sind, u. dgl. wahrzunehmen, und hieraus auch einige Vermuthungen darüber, welcher Fall eher eintreten werde, zu ziehen.— Wenn man den Unterschied zwischen der relativen und absoluten Wahrscheinlichkeit, wie es gewöhnlich ist, darein setzt, daß jene in dem Verhältnisse zu einer andern, diese dagegen nur im Verhältnisse zur Gewißheit bestimmt wird: so däucht mir ein solcher Unterschied nicht wichtig genug, um eine eigene Bezeichnung zu verdienen. Dagegen glaubte ich zu bemerken, daß wir gar häufig eines Wortes bedürfen, um die Art Wahrscheinlichkeit zu bezeichnen, welche ein Satz nicht in Beziehung auf jeden, sondern nur einige der uns bekannten Umstände hat; und dazu schien mir das Wort: relativ, sehr tauglich. — Den Begriff, den ich unter dem Namen der Glaubwürdigkeit oder sittlichen Gewißheit erklärte, haben schon Leibnitz (Nouv. Ess. L. 4. ch. 11), Schulze (L. §. 107.), Crusius (W. z. G. §. 361. 410.) u. A. fast mit denselben Worten beschrieben. — Die Unterscheidung einer einfachen und zusammengesetzten Wahrscheinlichkeit, die man z. B. bei Hoffbauer (L. §. 418.) antrifft, schien mir von keinem Belange. Häufig wird auch eine mathematische und eine dynamische oder philosophische Wahrscheinlichkeit unterschieden; so zwar, daß jene Statt finden soll, wo die sogenannten Gründe gleichartig sind, und daher nur gezählt zu werden brauchen; diese, wo dieses nicht ist.

viele geben, welche wir fällen, ohne zuvor den Grad der Wahrscheinlichkeit oder die völlige Gewißheit derselben beurtheilt zu haben. Denn auch das Urtheil, welches den Grad der Wahrscheinlichkeit eines Satzes oder die völlige Gewißheit desselben bestimmt, ist offenbar selbst ein vermitteltes Urtheil. Also würde, wenn wir das Gegentheil behaupten wollten, die nur eben bemerkte Ungereimtheit wieder zurückkehren. Obgleich aber der bestimmte Grad der Zuversicht, mit dem wir ein Urtheil M fällen, gewiß nicht immer nur aus dem bemerkten Grade der Wahrscheinlichkeit, oder aus der bemerkten völligen Gewißheit des Satzes M für uns entspringet: so werden wir doch zugeben müssen, daß dieser Grad der Wahrscheinlichkeit oder daß diese völlige Gewißheit, auch ohne bemerkt zu seyn, einen Einfluß auf den Grad unserer Zuversicht habe. Ja, bei einigem Nachdenken zeigt sich sogar, es könne nichts Anderes geben, was auf den Grad unserer Zuversicht unmittelbar einwirkt, als diese beiden Stücke: a) Der Grad der absoluten Wahrscheinlichkeit oder die völlige Gewißheit, welche dem Satze M hinsichtlich auf die sämmtlichen, in unserem Gemüthe so eben gegenwärtigen Urtheile A, B, C, D, ... zukommt, welche entweder für oder wider ihn sprechen; und b) die Grade der Zuversicht, welche die Urtheile A, B, C, D, ... selbst haben. Was könnte es nämlich nebst diesen beiden Stücken noch sonst seyn, wonach sich der Grad der Zuversicht bei unserem Urtheile richtet? Urtheile, die wir schon früher einmal gefällt, nun aber wieder vergessen haben, die wenigstens jetzt in unserem Gemüthe, nicht nur mit keiner Klarheit, sondern nicht einmal dunkel zugegen sind, können wohl eben deßhalb, weil sie nicht da sind, auch nicht wirken. Die größere oder geringere Aufmerksamkeit, mit der wir die Prüfung eines Satzes M verrichten, unser bald stärkere, bald schwächere Wunsch, daß wir ihn wahr oder falsch finden möchten; dergleichen Umstände üben wohl einen nicht zu verkennenden Einfluß, wie auf die ganze Beschaffenheit unsers Urtheils (ob es bejahend oder verneinend ausfällt), so insbesondere auch auf den Grad unserer Zuversicht bei demselben aus; allein es däucht mir, daß alle diese Umstände nicht unmittel-, sondern nur mittelbar einwirken können; nämlich

nur in sofern, als sie verschiedene früher gefällte Urtheile anregen, von deren Erscheinung in unserem Gemüthe der Grad der Wahrscheinlichkeit des Satzes M abhängt. — Einleuchtend aber ist, daß der Grad unserer Zuversicht nicht nach dem bloß relativen Grade der Wahrscheinlichkeit, der einem Satze M nur in Beziehung auf einen Theil unserer Urtheile zukommt, bemessen werden könne, sondern daß er sich nach dem Grade der absoluten Wahrscheinlichkeit dieses Satzes richte; vorausgesetzt, daß wir unter dieser absoluten Wahrscheinlichkeit diejenige verstehen, die ihm in Hinsicht auf alle in unserem Gemüthe jetzt eben gegenwärtigen Urtheile zukommt. Und eben so einleuchtend ist, daß diese Urtheile auf die Entstehung der Zuversicht, mit der wir das Urtheil fällen, nur nach denjenigen Graden der Zuversicht, die sie ein jedes selbst haben, einfließen können. Freilich unterliegt auch diese Ansicht einer doppelten Schwierigkeit. Denn a) der Grad der Zuversicht, mit dem wir urtheilen, muß, da diese Zuversicht etwas Wirkliches und zugleich Endliches ist, in dem einzelnen Falle völlig bestimmt seyn. Allein §. 161. n° 8. wurde wohl kaum mit Unrecht angenommen, daß es Voraussetzungen gebe, welche den Grad der Wahrscheinlichkeit eines Satzes ganz unbestimmt lassen. Wie kann nun in einem solchen Falle die Zuversicht, mit der wir urtheilen, ihren bestimmten Grad haben, wenn dasjenige, wornach sich dieser Grad bestimmen sollte, selbst unbestimmt ist? — b) Ist es ferner nicht unbegreiflich, wie ein Grad der Wahrscheinlichkeit, den wir nicht eigens bemerken, doch Wirkungen in unserer Seele hervorbringe, und den Grad der Zuversicht, mit dem wir das Urtheil aussprechen, bestimme? — Auf diese Bedenklichkeiten erwiedere ich, daß wir a) in allen jenen Fällen, wo die gesammten, in unserer Seele so eben gegenwärtigen Urtheile A, B, C, D, ..., welche man als Voraussetzungen zu dem Satze M ansehen wollte, nicht von der Art sind, ihm einen bestimmten Grad der Wahrscheinlichkeit zu ertheilen, eben darum auch weder das Urtheil M noch Neg. M aussprechen; ungefähr eben so, wie dieses Urtheil auch dann unterbleibt, wenn jene Voraussetzungen dem Satze M den Grad der Wahrscheinlichkeit $\frac{1}{2}$ ertheilen. Ich sage ferner, b) daß wir die Urtheile A, B, C, D, ...,

welche dem Satze M einen bestimmten Grad der Wahrscheinlichkeit geben, als Kräfte anzusehen haben, welche das Urtheil M mit seinem bestimmten Grade der Zuversicht erzeugen. Ihre Kraft ist um so größer, je höher der Grad ihrer eigenen Zuversicht ist; und das Urtheil M, das sie erzeugen, wird auch selbst um so kräftiger, d. h. es erfreuet sich einer um desto höheren Zuversicht, je größer die Kraft seiner Erzeuger ist. Daß Alles dieses erfolge, ohne daß wir zu wissen brauchen, wie groß die Kräfte sind, welche A, B, C, D, ... besitzen, noch wie groß ihnen gemäß die Kraft ausfallen müsse, welche das durch sie erzeugte Urtheil M erhält: ist um nichts befremdender, als wie wir tausend andere Wirkungen hervorbringen, ohne uns die Gesetze, nach welchen wir sie hervorbringen, vorgestellt zu haben.

§. 319.

Von den merkwürdigsten Abstufungen in unserer Zuversicht.

Daß der Grad der Zuversicht, mit dem wir unsere Urtheile fällen, nicht bei allen derselbe sey, wird Niemand längnen. Auch das noch wird mir, wie ich hoffe, Jeder zugestehen, daß Urtheile, welche wir ohne Vermittlung anderer fällen, nie einen niedrigeren Grad der Zuversicht haben, als jene, die wir aus ihnen ableiten. Ich möchte noch weiter gehen und sagen, daß der Grad der Zuversicht, mit dem wir die unvermittelten Urtheile fällen, bei allen ein und derselbe sey. Das Urtheil, daß ich so eben einen gewissen Schmerz empfinde, mag vielleicht lebhafter seyn als das Urtheil, daß ich die Vorstellung von einer grünen Farbe habe; aber in demjenigen, was der Grad ihrer Zuversicht heißt, scheinen sich beide Urtheile doch ganz zu gleichen. So müssen wir auch entscheiden, wenn es wahr bleiben soll, was wir im vorigen Paragraph behauptet, daß der Grad der Zuversicht bloß durch den Grad der Wahrscheinlichkeit bestimmt werde; denn dieser letztere ist bei allen unvermittelten Urtheilen offenbar derselbe, nämlich = 1. Da es sonach nur eine einzige Art der Zuversicht gibt, mit der wir, wenn sonst

keine anderen, wenigstens alle unsere unmittelbaren Urtheile fällen, und da es über diese gewiß keine höhere gibt: so sey es mir erlaubt, diese Art von Zuversicht die höchste, oder vollendete, oder vollkommene Zuversicht zu nennen. Häufig bedienet man sich zur Bezeichnung derselben auch der Worte: Gewißheit, vollkommene, vollendete Gewißheit; so daß man also dasselbe Wort, das man gebraucht, um die Beschaffenheit bestimmter Sätze zu bezeichnen, auch anwendet, um die Beschaffenheit der Zuversicht zu bezeichnen, mit der wir eben diese Sätze als unsere Urtheile aussprechen.

Nicht minder offenbar als das Bisherige ist, daß wir diejenigen Urtheile, die wir nur mittelst eines Schlusses der Wahrscheinlichkeit aus andern ableiten, nicht mit derselben Zuversicht, wie die ganz unvermittelten, sondern mit einer geringeren aussprechen. Es wäre also nur noch zu entscheiden, welche Bewandtniß es mit derjenigen Art von Urtheilen habe, die zwar vermittelt sind, aber nicht durch bloße Schlüsse der Wahrscheinlichkeit, sondern durch sogenannte vollkommene Schlüsse vermittelt werden? Nach demjenigen, was §. 301. über die eigentliche Entstehungsart unserer Urtheile angemerkt wurde, ist die Anzahl der Urtheile, die zu der eben genannten Art gehören, auf keinen Fall sehr groß; weil nicht nur alle Erfahrungsurtheile, sondern auch alle reinen Begriffssätze, sobald sie auf einer nur etwas längeren Reihe von Schlüssen beruhen, einer Vermittlung durch Schlüsse der bloßen Wahrscheinlichkeit bedürfen. Da also die Anzahl der Urtheile, die wir ganz ohne alle Schlüsse der Wahrscheinlichkeit gewinnen, nur sehr geringe ist: so könnten wir es immer unentschieden lassen, mit welchem Grade der Zuversicht wir sie fällen. Alles gehörig erwogen, werden wir aber kaum ein Bedenken tragen, zu behaupten, daß wir sie alle mit eben derselben vollendeten Zuversicht fällen, die jenen unmittelbaren Urtheilen, aus denen wir sie ableiten, zukommt. Denn so muß es seyn, wenn der Grad der Zuversicht durch jenen der Wahrscheinlichkeit bestimmt werden soll; indem der Grad dieser letzteren bei dieser Art von Sätzen derselbe, wie bei den unvermittelten $= 1$ ist. Da nun die unmittelbaren und die aus ihnen durch lauter vollkommene Schlüsse gefol-

gerten mittelbaren Urtheile zugleich die einzigen sind, bei denen kein Irrthum Platz greifen kann: so läßt sich auch sagen, daß wir bei jenen und nur bei jenen Urtheilen eine vollendete Zuversicht haben, bei denen kein Irrthum möglich ist, daß wir dagegen alle diejenigen Urtheile, die bloße Sätze der Wahrscheinlichkeit für uns sind, mit einer geringeren Zuversicht fällen. Die Zuversicht, mit der wir ein Urtheil fällen, das keine völlige, aber doch die in §. 318. erklärte sittliche Gewißheit hat, die Zuversicht also, welche entsteht, wenn wir es für etwas Thörichtes und sogar Unerlaubtes halten, die Möglichkeit des Gegentheils noch besorgen und dafür Anstalten treffen zu wollen, könnte die Namen der sittlichen Zuversicht oder der Ueberzeugung erhalten. Gewöhnlich pflegt man diesen Grad der Zuversicht selbst Gewißheit, völlige oder doch sittliche oder beruhigende Gewißheit zu nennen. Ist aber der Grad der Zuversicht, mit dem wir ein Urtheil fällen, geringer, so daß es uns keineswegs als etwas Thörichtes oder gar Unerlaubtes erscheint, auch an die Möglichkeit, daß wir uns irren, zu denken: so nennen wir die Handlung unsers Geistes ein bloßes Dafürhalten, Meinen, Vermuthen, u. dgl.

Anmerk. Verbieten wollen, daß man das Wort Gewißheit nicht in den beiden oben erwähnten Bedeutungen nehme, wäre ein eben so vergebliches als unbilliges Verlangen. Allgemein ist der Sprachgebrauch, der dieses Wort bald in der einen, bald in der andern Bedeutung nimmt; so daß es schwer zu entscheiden wäre, in welcher es öfter vorkommt. Wer könnte die Abänderung dieses Sprachgebrauches zu bewirken hoffen? Und wozu auch nur; da diese mehren Bedeutungen kaum einen Mißverstand verursachen können, wenn man nur etwas vorsichtig in ihrer Anwendung ist? Zeigt es doch meistens schon der Zusammenhang, ob man von der Gewißheit eines Satzes an sich, oder von der Gewißheit, mit der man ein Urtheil fällt, rede. — Auch die Bedeutung des Wortes Ueberzeugung ist etwas schwankend; doch däucht mir diejenige, in der ich es hier genommen, mit dem gemeinen Sprachgebrauche noch am besten einzustimmen. Denn gewöhnlich redet man doch nur dort von Ueberzeugung, wo keine Besorgniß des Gegentheiles Statt hat; wo also der Satz, dem man beipflichtet, eine entweder völlige oder doch sittliche Gewiß-

heit hat. Freilich gesellt sich hiezu noch ein Nebenbegriff, der nämlich, daß die Zuversicht, mit der man das Urtheil ausspricht, durch eine demselben vorhergegangene Prüfung, durch einen eigenen Beweis dafür bewirkt worden sey. Denn bei Urtheilen, die ohne alle Vermittlung anderer in uns entstehen, wie bei unmittelbaren Wahrnehmungsurtheilen, u. dgl. pflegen wir nicht leicht zu sagen, daß wir sie mit Ueberzeugung aussprechen, ob sie gleich völlige Gewißheit haben. — Die Erklärungen, welche Kant in d. Log. (S. 101) und in d. Kr. d. r. V. (S. 848 ff.) von dem Begriffe der Ueberzeugung im Gegensatze mit der Ueberredung gegeben, dürften sich nicht nur schwer rechtfertigen, sondern nicht einmal unter einander vereinigen lassen. In Kiesewetters W. A. d. L. (Th. I. S. 463) heißt es: „Ueberzeugung ist ein „Fürwahrhalten, wobei die subjectiven Gründe zugleich die ob„jectiven sind.“ Und hierauf weiter: „Ein Grund ist subjectiv, „wenn er auf der individuellen Beschaffenheit desjenigen beruht, „bei dem er sich findet, also nur für ihn gilt. Objectiv hingegen, „wenn er aus der Sache selbst hergenommen ist, oder Allgemein„gültigkeit hat.“ — Hier ist zuerst nicht zu begreifen, wie ein subjectiver Grund zugleich objectiv seyn könne; ferner ist räthselhaft, wie ein aus der Sache selbst genommener, und ein allgemeingültiger Grund gleichgeltende Ausdrücke seyn sollen. Die Bedeutung des letztern wird von Kant (a. a. O.) mit folgenden Worten umschrieben: „wenn das Fürwahrhalten für Jedermann gültig ist, sofern er nur Vernunft hat.“ Hier frage ich nun, ob unter dem Ausdrucke: „Jedermann, der nur Vernunft hat,“ schlechterdings jedes vernünftige Wesen, z. B. auch ein solches, wie wir uns Gott denken, oder nur Menschen verstanden werden sollen? Wäre das Erstere, so könnten Gründe, die eine bloße Wahrscheinlichkeit gewähren, nie Ueberzeugung bewirken; denn solcher Gründe zu seinen Urtheilen kann sich ein Wesen, wie Gott, nicht bedienen. Wir müßten also alle Erfahrungswahrheiten aus dem Gebiete der Ueberzeugung ausschließen, welches doch weder Kant selbst gethan, noch der gemeine Sprachgebrauch zu thun erlaubt. Redet man aber nur von Menschen, dann liegt am Tage, daß es gar sehr von dem besondern Zustande, in dem sich Jemand befindet, von seinen Vorkenntnissen, seiner Aufmerksamkeit u. s. w. abhänge, ob gewisse Gründe für ihn zureichen oder nicht. Ich frage daher, in welchem Zustande wir uns hier Jeden vorstellen müssen? Sagt man, „in demjenigen, in dem er sich wirklich befindet:“ so erinnere ich, daß wir

dann unzählige Wahrheiten, von denen unsere Gelehrten überzeugt zu seyn sich rühmen, aus dem Gebiete der möglichen Ueberzeugungen für den Menschen ausstreichen müssen, weil es sich findet, daß sie die Fassungskraft gar Mancher übersteigen. Sagt man aber, „hier müsse man sich vorstellen, daß jeder Mensch die gehörigen Vorkenntnisse erhalten habe, den gehörigen Grad der Aufmerksamkeit anwende," u. s. w.: so bemerke ich, daß man den Begriff der Ueberzeugung dann viel kürzer und eigentlicher so erklärt haben würde, daß es dasjenige Fürwahrhalten sey, das durch Befolgung der richtigen Regeln des Denkens entstehet; wie denn auch wirklich Einige, z. B. Fries (Syst. d. L. S. 491) diese Erklärung geben: „Ueberzeugung heißt ein der Form nach „gesetzmäßiges Fürwahrhalten. Ueberzeugt bin ich da, wo ich den „richtigen Regeln der Ausbildung einer Erkenntniß folgte." Dieß däucht mir aber ein ganz anderer Begriff, als derjenige, den man dem Sprachgebrauche nach mit Ueberzeugung verbindet; denn richtigen Regeln des Denkens kann ich gefolgt seyn, auch wenn ich eine nur sehr geringe Wahrscheinlichkeit gewonnen, und daher nur vermuthet habe; Vermuthungen aber wird Jeder von Ueberzeugungen unterscheiden. — Maaß (Gr. d. L. §. 519.) gab die Erklärung: „Ueberzeugung ist das Bewußtseyn der Wahrheit „eines Urtheils aus Gründen, welche wirklich Statt haben, und „aus welchen dieß Urtheil folgt." So müßte jedes Urtheil, das man mit Ueberzeugung ausspricht, wahr seyn; man müßte sich immer der Gründe desselben bewußt seyn, und diese Gründe müßten die objectiven seyn. Keine von diesen Bedingungen fordert der Sprachgebrauch. — Krug (Fund. §. 89.) erklärt die Ueberzeugung im weiteren Sinne als „ein beharrliches Bewußt„seyn der Gültigkeit eines Urtheils, oder als denjenigen Ge„müthszustand, der aus einem dauerhaften Beifalle entspringt." Meines Erachtens ist es wohl wahr, daß Ueberzeugung meistens von Dauer sey; aber dieß liegt nicht in ihrem Begriffe; sondern ergibt sich aus ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit als eine Folge. Unter gewissen Umständen aber kann auch die stärkste Ueberzeugung schnell wieder aufgehoben werden. Denn wenn anders wir annehmen, daß Ueberzeugung auch bei bloßen Erfahrungsgegenständen eintreten könne: so ist es, weil bei Urtheilen dieser Art nie eine völlige Unmöglichkeit des Gegentheils Statt findet, möglich, daß auch die stärkste Ueberzeugung, die wir in diesem Augenblicke hatten, in dem nächst künftigen vernichtet werde.

§. 320.

Wie die verschiedenen Grade der Zuversicht durch Rechnung dargestellt werden könnten?

Ob es gleich selten von einem besonderen Nutzen seyn mag, den Grad der Zuversicht, mit dem wir urtheilen, durch Rechnung ganz genau darstellen zu können: so darf es doch als eine zur Uebung im Denken nicht undienliche Frage angesehen werden, auf welche Art dieser Grad berechnet werden müßte; und nur in dieser Absicht will ich derselben hier einige Aufmerksamkeit schenken.

1) Wenn der Grad der Wahrscheinlichkeit, der einem Satze M hinsichtlich auf die Voraussetzungen A, B, C, D,..., die für uns ganz gewiß sind, $= \frac{1}{2}$ ist, d. h. wenn dieser Satz für uns eben so wahrscheinlich ist, als seine Verneinung oder der Satz Neg. M, und wenn wir dieß selbst bemerken: so liegt am Tage, daß wir das Urtheil M nicht fällen. Denn würden wir dasselbe fällen, so müßten wir aus demselben Grunde auch das Urtheil Neg. M fällen, und doch ist gewiß, daß wir nicht Beides zugleich vermögen. Wir unterlassen also Beides, d. h. wir urtheilen gar nicht. Und nur eben daher, weil wir in einem solchen Falle, wo die Wahrscheinlichkeit eines Satzes $= \frac{1}{2}$ ist, gar nicht urtheilen, sondern zweifeln, mag es wohl kommen, daß jener Grad der Wahrscheinlichkeit den Namen der Zweifelhaftigkeit erhalten.

2) Wenn dagegen der Grad der Wahrscheinlichkeit, den der Satz M für uns hinsichtlich auf die völlig gewissen Voraussetzungen A, B, C, D,... hat, größer als $\frac{1}{2}$ ist: so ist begreiflich, daß wir, wenn die Voraussetzungen A, B, C, D,... so eben in unserem Gemüthe zugegen sind, das Urtheil M fällen; ingleichen, daß der Grad der Zuversicht, mit dem wir es fällen, sich wie der Ueberschuß verhalte, welchen die Wahrscheinlichkeit des Satzes M über die Wahrscheinlichkeit seiner Verneinung Neg. M hat; indem es nur dieser Ueberschuß ist, der uns zum Urtheilen bestimmt. Da nun, wenn wir die Wahrscheinlichkeit des Satzes M $= \mu$ setzen, jene des Neg. M, $= 1 - \mu$ ist: so wird sich der Grad der Zuversicht, mit dem wir das Urtheil M fällen, wie die Größe

$\mu-(1-\mu)=2\mu-1$ verhalten; und somit durch $(2\mu-1)C$ darstellbar seyn, wenn wir durch C eine constante Größe bezeichnen. Wenn wir den Grad der Zuversicht, der keinen höheren über sich hat, da er doch endlich ist, zum Maaße für alle übrigen annehmen, und somit der Einheit gleich setzen: muß der Ausdruck $(2\mu-1)C$ der Einheit gleich werden, wenn wir $\mu=1$ setzen. Denn wenn die Wahrscheinlichkeit eines Satzes in völlige Gewißheit für uns übergehet: so ist die Zuversicht unsers Urtheils jene vollendete, die keine höhere über sich hat. Hieraus ergibt sich der Werth des Constanten $C=1$; und es ist also der jedesmalige Grad der Zuversicht, mit dem wir ein Urtheil, das die Wahrscheinlichkeit μ hat, aussprechen, schlechtweg $=2\mu-1$ zu setzen. Erinnern wir uns (§. 161.), daß die Wahrscheinlichkeit μ ein Bruch sey, dessen Nenner die Anzahl der einander ausschließenden Fälle von einer gleichen Wahrscheinlichkeit, in der die Voraussetzungen A, B, C, D, ... insgesammt wahr werden können, der Zähler aber die Anzahl derjenigen dieser Fälle darstellt, in welchen nebst A, B, C, D, ... auch der Satz M wahr wird: so ist, wenn wir die Anzahl der Fälle, in welchen M wahr wird, durch m, und die Anzahl der Fälle, die überhaupt Statt finden, durch $m+n$ bezeichnen, $\mu=\frac{m}{m+n}$. Bei dieser Bezeichnung ist nun die Wahrscheinlichkeit des Satzes Neg. M, $=\frac{n}{m+n}$, und der Unterschied zwischen beiden, oder das vorige $2\mu-1$, ist nun $=\frac{m-n}{m+n}$. Wir können also auch sagen, daß man den Grad der Zuversicht, mit dem wir ein Urtheil aussprechen, finde, wenn man die Differenz zwischen der Menge der einander ausschließenden Fälle, in welchen das Urtheil wahr wird, und der Menge der Fälle, in denen es falsch wird, mit ihrer Summe theile.

3) Die hier beschriebene Berechnungsart gibt den Grad der Zuversicht für unser Urtheilen, wenn die Wahrscheinlichkeit eines Satzes $=\frac{1}{2}$ ist, $=0$. Dieß deutet an, daß wir dann gar nicht urtheilen, wie es nach n°. 1. auch seyn muß. Ist der Grad der Wahrscheinlichkeit eines Satzes M oder μ noch kleiner als $\frac{1}{2}$: so wird $2\mu-1$ oder $\frac{m-n}{m+n}$ negativ,

und um so größer, je kleiner μ oder das Verhältniß von m zu n ist. Die Rechnung gibt also den Grad der Zuversicht, mit der wir das Urtheil M aussprechen, als eine negative Größe an, die um so größer wird, je größer n gegen m ist. Berechnen wir den Grad der Zuversicht, mit dem wir in diesem Falle das Urtheil Neg. M aussprechen würden: so findet er sich $= \frac{n-m}{m+n}$. Da nun $\frac{n-m}{m+n} = -\frac{m-n}{m+n}$; so zeigt sich, daß ein negativer Werth für den Grad der Zuversicht nichts Anderes andeute, als daß wir eigentlich nicht mehr das Urtheil M, sondern das Urtheil Neg. M, mit eben demselben, jedoch nur positiven Grade der Zuversicht fällen.

4) Wenn uns die Vordersätze A, B, C, D, ..., aus welchen ein Satz M ableitbar ist, so eben gegenwärtig sind, und von uns für wahr gehalten werden: so sollte die Wahrscheinlichkeit, die M in unseren Augen hat, nach §. 161., im Grunde nie kleiner, sondern wohl noch um etwas größer als das Product $\alpha \times \beta \times \gamma \times \delta \times \ldots$ seyn. Besorgen wir aber, daß wir uns in dem Urtheile, daß M ableitbar sey aus A, B, C, D, ..., etwa geirrt haben könnten: so wird dieß den Grad dieser Wahrscheinlichkeit noch um etwas vermindern, und so wird uns denn, überhaupt zu reden, die Wahrscheinlichkeit eines Schlußsatzes selten beträchtlich größer, sondern wohl eher noch etwas kleiner vorkommen, als das Product aus den Wahrscheinlichkeiten aller seiner Prämissen. Nur wenn dieses Product $> \frac{1}{2}$ ist, wird das Urtheil M wirklich erfolgen; wenn es aber $=$ oder $< \frac{1}{2}$ ist, so werden wir in dem ersten Falle gar nichts urtheilen, in dem zweiten das Urtheil Neg. M fällen.

5) Wenn Alles bleibt, wie vorhin, nur daß der Satz M aus den Sätzen A, B, C, D, ... nicht eben ableitbar ist, nur den Grad der Wahrscheinlichkeit μ durch sie erhält: so werden wir das Urtheil M mit einem Grade der Zuversicht fällen, wie er dem Grade der Wahrscheinlichkeit $\mu \times \alpha \times \beta \times \gamma \times \delta \times \ldots$ entspricht.

6) Aus keiner, auch noch so großen Anzahl von Theilgründen, deren jeder für sich dem Satze M bloße Wahr-

scheinlichkeit gewähret, kann eine vollendete Zuversicht für das Urtheil M entspringen, wohl aber kann eine sittliche Zuversicht entstehen, die der vollendeten so nahe kommt, als man nur immer will. Denn der Grad der Zuversicht, mit dem wir das Urtheil M aussprechen, richtet sich nach dem Grade der absoluten Wahrscheinlichkeit, die dieser Satz für uns hat. Dieser wird aber unter den angegebenen Umständen (nach §. 161.) nie der vollkommenen Gewißheit, d. h. der Einheit gleich, obwohl er derselben so nahe treten kann, als man will. Wird aber μ niemals $= 1$, obgleich es dieser Größe so nahe kommen kann, als man will: so wird auch $2\mu - 1$, d. h. der Grad der Zuversicht niemals $= 1$, ob er gleich diesem Werthe so nahe kommen kann, als man verlangt.

Anmerk. Das Gesagte wird hinreichen, den Unterschied deutlich zu machen, der zwischen dem Begriffe der Wahrscheinlichkeit auch noch in der §. 318. erklärten Bedeutung des Wortes und zwischen jenem der Zuversicht obwaltet. Die Wahrscheinlichkeit ist und bleibt immer nur eine Beschaffenheit, die Sätzen überhaupt, gleichviel, ob sie für wahr oder nicht für wahr gehalten, ja auch nur vorgestellt werden, zukommt, und läßt sich eben darum in eine erkannte und unerkannte eintheilen; die Zuversicht dagegen ist durchaus nur eine Beschaffenheit gefällter Urtheile. Wir können in Hinsicht auf einen und eben denselben Satz M und in Beziehung auf dasselbe denkende Wesen mehre Arten und Grade der Wahrscheinlichkeit, aber nicht mehre Arten oder Grade der Zuversicht unterscheiden. Wie nöthig es sey, die Zuversicht, mit der wir ein Urtheil fällen, von der Wahrscheinlichkeit des Satzes selbst zu unterscheiden, und den Grad jener anders als den Grad dieser zu bestimmen: zeigt sich besonders in Fällen, wo die Wahrscheinlichkeit gleich oder kleiner als $\frac{1}{2}$ ist. Setzen wir z. B., man hätte uns erzählt, daß sich in einer Urne 10 schwarze, 10 weiße und 10 rothe Kugeln befinden: so wird es uns gewiß nicht einfallen, das Urtheil auszusprechen, daß Jemand, der auf das Gerathewohl in jene Urne greift, um eine Kugel herauszuziehen, eine schwarze herausziehen werde. Und eben so wenig werden wir auch urtheilen wollen, daß eine weiße oder eine rothe hervorkommen werde. Denn so viel Grund wir hätten, das eine dieser drei Urtheile zu fällen, hätten wir auch für jedes der beiden andern; und gleichwohl liegt am Tage, daß wir nicht

alle Drei zugleich annehmen können, indem es Sätze sind, welche einander widerstreiten. Wir fällen also keines von diesen Urtheilen. Die Rechnung gibt aber an, daß der Grad der Wahrscheinlichkeit für einen jeden dieser drei Sätze $= \frac{1}{3}$ sey. Wäre daher der Grad der Wahrscheinlichkeit eines Satzes nicht von dem Grade der Zuversicht, mit dem wir ihn als Urtheil aussprechen, zu unterscheiden: so müßten wir jedes dieser drei Urtheile fällen, und zwar ein jedes mit einem Grade der Zuversicht, $= \frac{1}{3}$, was Alles sehr ungereimt ist. Nach dem hier aufgestellten Begriffe der Zuversicht dagegen, und nach der Art, wie ich sie hier berechne, erkläret sich Alles sehr wohl. Der Grad der Zuversicht für jedes der drei genannten Urtheile findet sich nämlich $= 2.\frac{1}{3} - 1 = -\frac{1}{3}$; was zu erkennen gibt, daß wir kein einziges dieser Urtheile fällen, sondern daß wir vielmehr die drei Verneinungen derselben (die mit einander verträglich sind) jede mit einem Grade der Zuversicht $= +\frac{1}{3}$ fällen. Inzwischen könnte man mir einwerfen, daß wir doch gleichwohl das Hervorkommen einer schwarzen (und eben so auch das einer weißen oder rothen) Kugel nicht unmöglich finden, sondern vielmehr erwarten; wie daraus offenbar werde, daß wir, wenn Jemand das Gegentheil (daß keine schwarze Kugel hervorkommen wird) geradezu behaupten, und mehr als das Doppelte gegen Eines darauf verwetten wollte, ihm widersprechen und vielleicht auch sein Anerbieten zur Wette in Hoffnung eines Gewinnes annehmen würden; welches Alles beweise, daß wir das Urtheil, es werde eine schwarze Kugel zum Vorschein kommen, nicht völlig aufgegeben haben. — Hierauf erwiedere ich aber, daß es, um so zu verfahren, wie hier gesagt wird, nämlich um demjenigen, der das Hervorkommen einer schwarzen Kugel nicht zugeben will, zu widersprechen, ja auch eine Art von Wette mit ihm hierüber einzugehen, — keineswegs nöthig sey, zu glauben, daß eine solche Kugel hervorkommen werde; sondern daß hiezu schon genüge, wenn wir das Urtheil fällen, „daß der so eben erwähnte Satz (von dem Hervorkommen „einer schwarzen Kugel) einen Grad der Wahrscheinlichkeit, der „$= \frac{1}{3}$ ist, habe." Dieß Urtheil aber ist ein ganz anderes als das Urtheil, daß eine schwarze Kugel hervorkommen werde. Jenes hat nicht nur Wahrscheinlichkeit, sondern es ist aus den gegebenen Voraussetzungen vermittelst eines vollkommenen Schlusses ableitbar, und hat somit Gewißheit, wenn jene sie haben. Je klarer mir aber dieser Unterschied zwischen der Wahrscheinlichkeit und der Zuversicht vorkommt, desto mehr befremdet es mich, daß er

von Denjenigen, die über diesen Gegenstand bisher geschrieben haben, so viel ich wüßte, noch nie deutlich hervorgehoben wurde.

§. 521.*

Wissen und Glauben.

Noch gibt es zwei höchst merkwürdige Zustände, in denen sich unser Gemüth hinsichtlich seiner eigenen Urtheile befindet, Zustände, welche (wenn anders ich ihr Wesen richtig aufgefaßt habe) aus einer Betrachtung der Zuversicht, mit der wir einem gegebenen Urtheile anhängen, nicht zwar aus der Beachtung des Grades dieser Zuversicht, wohl aber aus der Beachtung des Umstandes, ob die Zerstörung derselben in unserer Macht liege oder nicht, hervorgehet. Wenn uns die Wahrheit M, sey es sogleich oder erst nachdem wir unsere Aufmerksamkeit auf gewisse Gründe derselben gerichtet haben, in der Art offenbar geworden ist, daß wir erachten, von nun an würde es uns selbst, wenn wir wollten, nicht gelingen, uns von dem Gegentheile zu überreden, wenn also die Zuversicht, mit der wir dem Urtheile M anhängen, uns als eine solche erscheint, die zu vernichten gegenwärtig nicht mehr in unserer Macht steht: so sage ich, die Wahrheit M sey bei uns zu einem Wissen erhoben. Ein solches Wissen z. B. erhalten wir von der Wahrheit des pythagoräischen Lehrsatzes, wenn man uns mit dem Beweise desselben bekannt macht. Denn nun erkennen wir die Wahrheit dieses Satzes in der Art, daß wir versichert sind, es würde uns, selbst wenn wir wollten, nicht gelingen, uns von der Falschheit desselben zu überreden. Wenn wir dagegen einen Satz M für wahr halten, ohne ein Wissen desselben zu haben, wenn es uns also eben nicht unmöglich scheint, daß wir durch Richtung unserer Aufmerksamkeit auf alle demselben entgegenstehenden wahre, oder nur scheinbare, Gründe zu dem entgegengesetzten Urtheile Neg. M verleitet werden könnten, wir aber gesonnen sind, die Gründe für dessen Wahrheit im Auge zu behalten: so nenne ich dieses Verhältniß unsers Gemüthes zu dem Satze M ein Glauben an diesen Satz. So glaube ich z. B. an die Bewohntheit der Himmelskörper, weil mich entscheidende Gründe bestimmten, das Urtheil, daß die

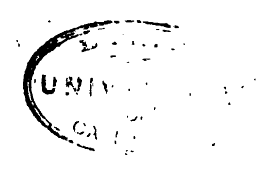
die Himmelskörper bewohnt sind, zu fällen, obgleich ich nicht zweifle, daß es mir, wenn ich erst wollte, möglich wäre, mich auch vom Gegentheil zu überreden. Das Wissen also ist ein Verhältniß unserer Urtheilskraft zu einem gegebenen Satze, welches zwar allenfalls bei seiner Entstehung, doch nicht in seiner Fortdauer von unserer Willkür abhängig ist; das Glauben dagegen hängt nicht nur in seinem Entstehen, sondern auch fortwährend von unserm Willen ab; es bezeichnet daher auch ein Verhalten unserer Gesinnung zu dem betreffenden Satze. Der Grad unserer Zuversicht ist zwar gewöhnlich beim Wissen ein höherer als bei dem Glauben, doch gibt es auch Fälle, wo die Zuversicht des Glaubens jener des Wissens nicht nachstehet. So pflegt es mit unserm Glauben an Gott zu geschehen. Ein Glauben, das einen niedrigern Grad der Zuversicht hat, pflegt man ein Fürwahrhalten oder auch Meinen zu nennen. Uebrigens kann man hinsichtlich auf die Festigkeit unseres Willens, die Gründe für unsern Satz im Auge zu behalten, einen festen und schwankenden Glauben, hinsichtlich auf die Gründe, die diesen Willensentschluß erzeugten, einen vernünftigen, sittlichen, oder auch thörichten oder unsittlichen, hinsichtlich seines Gegenstandes endlich, je nachdem dieser ein Begriffs- oder Erfahrungssatz ist, einen doctrinellen oder historischen Glauben unterscheiden.

Anmerk. Die Begriffe, die ich dem Wissen und Glauben hier anwies, scheinen mir nicht nur an sich wichtig und der Bezeichnung werth, sondern auch der Bedeutung, die man mit diesen Worten im gewöhnlichen Sprachgebrauche verbindet, nicht unangemessen. Ganz anders freilich lautet die Kantsche Begriffsbestimmung, die Meinen, Glauben und Wissen als die drei wesentlich verschiedenen Arten des Fürwahrhaltens beschreibt; so zwar, daß der Erkenntnißgrund bei dem Meinen weder objectiv noch subjectiv, bei dem Glauben bloß subjectiv, bei dem Wissen aber subjectiv sowohl als auch objectiv zureichend seyn soll. (Log. u. Kr. d. r. V.) Nach den Erörterungen §. 319. Anm. möchte man annehmen, daß Gründe bloß subjectiv heißen sollen, wenn sie dem urtheilenden Wesen als Gründe erscheinen, gleichviel, ob es nach richtigen Regeln des Denkens dabei verfuhr oder nicht;

objectiv aber, wenn sie auch in dem Falle, wo man nach richtigen Regeln verfuhr, als Gründe erscheinen. Dann aber wäre es befremdend, wie gesagt werde, „daß ich dasjenige, was ich bloß „glaube, selbst nicht als objectiv, sondern nur als subjectiv noth„wendig (nur für mich geltend) halte.“ — Wenn ich gewahr werde, daß ich etwas nicht nach richtigen Regeln des Denkens angenommen habe: so werde ich es (däucht mir) von nun an nicht mehr glauben. — Aus andern Stellen, z. B. Log. S. 97 sollte man schließen, daß Gründe subjectiv heißen, „wenn sie von der Natur und dem Interesse des Subjectes entlehnt sind.“ Dann aber müßte es erlaubt seyn, zu behaupten, daß wir nicht wissen, sondern nur meinen oder glauben, wir wären hungrig oder durstig; denn werden die Gründe, aus denen wir dergleichen Urtheile fällen, nicht offenbar nur aus der Natur oder dem Interesse des Urtheilenden entlehnet? — Da dieses Niemand zugeben wird: so müssen wir unter den Gründen, die subjectiv heißen sollen, nicht bloße Urtheile, sondern gewisse andere an dem urtheilenden Wesen befindliche Beschaffenheiten, die es zu einem solchen Urtheile veranlassen, verstehen. Und so scheinen es sich auch Andere vorgestellt zu haben; so liest man in Kiesewetters W. A. d. L. (Th. I. S. 478): „die subjectiven Gründe sind Absichten, Zwecke, Interessen;“ und Krug (Fund. §. 93.) zählt hieher Neigungen, Bedürfnisse, Zeugnisse. Nun erinnere ich aber, daß — nach Kants eigener Bemerkung (L. S. 104) — unser Wunsch oder Wille an sich noch kein Fürwahrhalten bewirke, sondern daß dieses erst eintreten könne, sofern gewisse (wahre oder scheinbare) Gründe da sind, auf die wir, veranlaßt durch unsern Wunsch, unsere Aufmerksamkeit richten; daß es daher am Ende immer nur diese sind, die das Fürwahrhalten erzeugen. So wäre denn jedes durch subjective Gründe entstandene Fürwahrhalten zuletzt nichts Anderes, als was ich §. 306. n° 14. ein durch Selbstüberredung entstandenes Urtheil nannte. Und in der Kr. d. r. V. S. 848 heißt es wirklich: „Hat das Fürwahrhalten nur in der besondern Beschaffenheit des „Subjects seinen Grund, so wird es Ueberredung genannt.“— Nun frage ich aber, wie man bei einem solchen Begriffe von subjectiven Gründen auch hinreichende annehmen könne? Hin-

reichend, dächte ich doch, könne ein Grund nur heißen, wenn er das Fürwahrhalten durch sich allein zu bewirken vermag; was sich von einem bloßen Wunsche nie sagen läßt. Endlich verstehe ich auch nicht, wie man bei dieser Erklärung die drei bekannten praktischen Postulate (§. 315. no 9.) als eine Sache des Glaubens darstellen könne? Man macht dort wesentlich den Schluß: „Das höchste Gut muß möglich seyn. Es ist nur möglich, wenn „ein Gott ist u. s. w. Also ist Gott u. s. w." Wo liegt nun wohl in den Prämissen dieses Schlusses (vorausgesetzt, daß sie sonst richtig sind) etwas bloß Subjectives? — Fries (S. d. L. S. 451) sagt: „Glaube in logischer Bedeutung ist die Annahme „einer Meinung, nur weil mich ein Interesse treibt, in Rücksicht „ihrer mein Urtheil zu bestimmen, z. B. wenn der Arzt am „Krankenbette handeln muß, wiewohl der Fall zweifelhaft ist." — Ich läugne, daß wir jemals genöthiget sind, uns für oder wider einen uns bisher zweifelhaften Satz M zu entscheiden, nur um handeln zu können; sondern ich sage, daß wir, um handeln und vernünftig handeln zu können, nichts Anderes nöthig haben, als in Ueberlegung zu nehmen, ob die Wahrscheinlichkeit von M groß genug sey, um gewisse für diesen Fall schickliche Anstalten zu treffen. Ist dieß, und treffen wir dergleichen Anstalten: so spricht man uneigentlicher Weise, daß wir uns für den Fall M entschieden hätten, während sich der Vernünftige vor einer solchen Entscheidung vielmehr eigens in Acht nimmt; wie eben das vorige Beispiel des Arztes beweiset, der — obgleich er Anstalten für den möglichen einen Fall trifft, doch auch noch für mögliche andere fürsorgt. — In metaphysischer Bedeutung unterscheidet Hr. Fries Wissen, Glauben und Ahnung als drei Ueberzeugungsarten, deren die erste aus Anschauung, die zweite ohne Anschauung, die dritte aus Gefühlen ohne bestimmten Begriff entspringen soll. Man erachtet leicht, warum ich diesen Bestimmungen nicht beipflichten könne. Die mathematischen Erkenntnisse können (wie man darüber einig ist) ein Gegenstand des Wissens werden, und doch beruhen sie, meinem Bedünken nach, auf keiner Anschauung. Erkenntnisse aber, die aus Gefühlen in der Art hervorgehen sollten, daß es (wie Hr. F. von den Ahnungen lehret) ganz unmöglich wäre, sie je auf deutliche Begriffe

zurückzuführen, nehme ich vollends (man weiß schon, warum) nicht an. Auch manche andere Erklärungen, z. B. die des seligen Hermes (in s. Einl. z. Theol. S. 257 ff.), Marheinekes (in d. Dogm.) u. A. wird man hiernächst schon zu beurtheilen wissen. Viel Aufhebens macht (nach seiner Weise) Hr. Troxler (Log. Th. 2. S. 351—469) von der ihm eigenthümlichen Auffassung des Begriffes vom Glauben; allein ich bekenne, ihn nicht verstanden zu haben. Der Glaube soll „ein Fürwahr- und Für„gewißhalten seyn, das gleichviel Aehnlichkeit mit dem unmittel„baren, wie mit dem mittelbaren Erkennen hat; das gleichsam „die mit ihrem Gegenstande verwachsene (sic!) Vorstellung „ist;" u. s. w. Verstehe das, wer kann!



Vierter Theil.

Erfindungskunst.

---

§. 322.*

Zweck, Inhalt und Abtheilungen dieses Theiles.

Da ich gleich anfangs erklärte, daß mir die Logik nichts Anderes als eine Wissenschaftslehre, d. h. eine Anweisung sey, wie man bei der Zerlegung des gesammten Gebietes des menschlichen Wissens in einzelne Wissenschaften, und bei Abfassung zweckmäßiger Lehrbücher für diese letztern vorzugehen habe: so begreift man von selbst, daß ich die Lehre von der Art, wie bei der Erfindung der Wahrheit vorzugehen sey, nicht ihrem ganzen Umfange nach, sondern nur in sofern als zur Logik gehörig ansehen könne, wiefern die Regeln dieser Lehre mit jenen, die bei den eben genannten beiden Geschäften beobachtet werden müssen, in einem näheren Zusammenhange stehen, oder wohl gar zu ihrem Verständnisse nothwendig sind. Also nicht alle Regeln, die man beobachten muß, wenn man in dem Geschäfte der Entdeckung neuer Wahrheiten glücklich seyn will, sondern nur solche suche man hier, die sich auf unser Verhalten beim Denken selbst beziehen, und die überdieß von einer gewissen allgemeinen Anwendbarkeit sind. Ich sage aber, daß eine Regel sich auf die Art unsers Verhaltens beim Denken selbst beziehe, wenn sie nur davon handelt, wie unser Denken, nicht aber davon, wie unser ganzes übrige Benehmen eingerichtet seyn müsse, um in der Entdeckung neuer Wahrheiten glückliche Fortschritte zu machen. Weil

ungen, deren wir eben benöthigt sind, zu gelangen: so könnten wir in der That nirgends von einem solchen sprechen. Wir müssen daher auf eine angemessene Erweiterung dieser Erklärung denken; und die so eben gemachte Bemerkung könnte leicht auf den Gedanken führen, zu sagen, daß es bei einem reinen Nachdenken allenfalls erlaubt sey, auf unsern Leib, keineswegs aber auf andere von ihm verschiedene Dinge zu wirken. Doch es zeigt sich bald, daß diese Bestimmung unrichtig wäre; denn hienach müßten wir ja alle Beobachtungen und Versuche, welche der Mensch an und mit seinem eigenen Leibe anstellen kann, zum reinen Nachdenken zählen; was doch gewiß wider den Sprachgebrauch wäre. Nach einiger Ueberlegung dürfte Jedem klar werden, daß es hier überhaupt nicht auf den Gegenstand selbst, auf welchen unser Wille einwirkt, sondern nur auf die Art, wie diese Einwirkung geschieht, ankomme; nämlich nur darauf, ob wir uns ihrer bewußt oder nicht bewußt sind. Einwirkungen, die wir, sey es nur auf den Leib, oder durch diesen mittelbar auch wohl noch auf andere Körper, ohne uns dessen bewußt zu seyn, ausüben, verhindern keineswegs, daß man den Zustand, in dem sich unsere Seele befindet, ein reines, ruhiges Nachdenken nenne. Wer z. B. bei seinem Nachdenken, ohne es selbst zu wissen, einige Worte vernehmlich ausspräche, oder mit seiner Hand nach der Stirne sich führe, der brächte allerdings gewisse Veränderungen auch außerhalb seines Leibes hervor; aber wir würden doch kaum sagen, daß er noch etwas Anderes thue als Denken. Erst, wenn er dergleichen Einwirkungen auf andere Gegenstände in der bestimmten Absicht vornähme, um hiedurch Vorstellungen von gewisser Art in sich hervorzubringen oder zu unterhalten, würde der Sprachgebrauch sein Thun mehr ein bloßes Nachdenken nennen. Bloßes Nachdenken ist diejenige Verrichtung unseres Geistes, durch die wir — ohne uns hiezu einer bewußten und absichtlichen Vermittlung äußerer Dinge zu bedienen — Vorstellungen und Urtheile in uns hervorbringen, die wir für nöthig erachten, um endlich zu einem Urtheile, wie wir es suchen, zu gelangen.

Hat es mit dieser Erklärung seine Richtigkeit, so erhebt sich die Frage, ob wir bei dem bisherigen Begriffe auch

bleiben, oder uns eine gewisse Abänderung daran erlauben sollen? — In der That finde ich keinen hinreichenden Grund, jenen Begriff entweder enger oder weiter zu fassen. Eine Verengerung nämlich, etwa dadurch, daß wir von dem Geschäfte des reinen Nachdenkens jede auch selbst bewußtlose Einwirkung unseres Willens auf äußere Gegenstände ausschlößen, würde offenbar nicht den geringsten Vortheil gewähren, vielmehr den Uebelstand erzeugen, daß wir nun eingestehen müßten, ein so reines Nachdenken sey unter uns Menschen nicht einmal anzutreffen. Eine Erweiterung aber, bei der wir alle auch mit Bewußtseyn und Ueberlegung begleiteten Einwirkungen auf die Außenwelt mit zum Geschäfte des Nachdenkens zählen, hätte zur Folge, daß wir nun auch alle Gesetze, welche bei dieser Art von Einwirkungen zu beobachten sind, abhandeln müßten. Dadurch gewönne nun zwar unser Unterricht an Vollständigkeit; aber er würde auch um so weitläufiger, und für den Zweck, zu dem er uns hier vornehmlich dienen soll, würden die Regeln, die ihm hiedurch zuwüchsen, wenig nützen. Zu bemerken ist aber, daß der Begriff des Nachdenkens nach der gegebenen Erklärung noch immer so weit ist, daß er die eigentliche Beschaffenheit des Urtheils, das wir bei uns hervorbringen wollen, ganz unbestimmt läßt. Es kann sogar Arten des Nachdenkens geben, bei welchen nicht einmal festgesetzt ist, daß jenes Urtheil, zu dem man am Ende gelangen will, Wahrheit enthalte. Ein Nachdenken, bei dem dieß Letztere bezweckt wird, will ich ein auf W a h r h e i t g e r i c h t e t e s, auch W a h r h e i t s u c h e n d e s Nachdenken nennen. Daß es ganz andere Regeln seyn müssen, welche bei einem Nachdenken der letzteren Art zu beobachten kommen, als es der Fall ist, wenn wir nicht Wahrheit bezwecken, leuchtet von selbst ein; und eben so, daß hier höchstens die Regeln des Wahrheit suchenden Nachdenkens entwickelt werden können. Doch selbst ein Nachdenken, das nur auf Wahrheit ausgehet, muß nach ganz anderen Gesetzen eingerichtet werden, je nachdem diese Wahrheit entweder uns schon bekannt und nur eben nicht gegenwärtig, oder noch neu und unbekannt ist. Im ersten Falle, wenn wir ein Urtheil in uns hervorrufen wollen, das wir schon früher einmal gefällt, wird unser Nachdenken bestimmter auch

Erstes Hauptstück.

Allgemeine Regeln.

§. 325.*

I. Genaue Bestimmung der Wahrheit, welche wir eigentlich suchen, ohne doch eine solche, die sich uns ungesucht darbietet, zu verschmähen.

1) Da die Menge der Wahrheiten, welche es überhaupt gibt, unendlich ist: so können wir weder verlangen, noch hoffen, sie alle kennen zu lernen; sondern wir müssen uns mit der Erkenntniß eines nur endlichen, immer sehr kleinen Theiles derselben begnügen. Begreiflicher Weise kann es uns hiebei nicht gleichgültig seyn, welche aus dieser unendlichen Menge gerade diejenigen werden, die das beschränkte Maaß unserer Erkenntnißkraft füllen. Denn sollte es auch (weil man darüber noch streitet) keine ganz unnütze, um so weniger eine in der That schädliche Wahrheit geben: so ist doch das gewiß, daß es Grade der Nützlichkeit und des Bedürfnisses unter den Kenntnissen gibt, und daß Wahrheiten, die uns durch ihre Auffassung an der Erlernung anderer hindern, die für uns nützlicher gewesen wären, vergleichungsweise wenigstens schädlich genannt werden dürfen. Obgleich es nun bloß dadurch, daß wir uns die Aufsuchung einer gewissen Art von Wahrheiten vornehmen, noch eben nicht sicher ist, daß wir sie wirklich finden: so ist begreiflich, daß dieses Finden doch viel eher zu erwarten sey, wenn wir das Suchen uns recht fleißig angelegen seyn lassen, als im entgegengesetzten Falle, wenn wir es dem bloßen Zufalle anheimstellen, zu welchen Wahrheiten uns dieser führen oder nicht führen wolle. Denn wie schon mehrmals bemerkt worden ist, so haben wir durch unsern

unsern Willen einen wenn auch nur mittelbaren, doch immer großen Einfluß auf die Entstehung, Dauer und Lebhaftigkeit unserer Vorstellungen, und eben darum auch auf unsere Urtheile. Aus diesen Betrachtungen ergibt sich denn die erste Regel, welche bei allem auf die Erfindung der Wahrheit gerichteten Nachdenken zu beobachten ist: zuvörderst bei uns selbst festzusetzen, von welcher näheren Beschaffenheit die Wahrheit, die wir zu finden wünschen, seyn soll. Dieß hier geforderte Festsetzen ist ein Urtheil der Form, dergleichen ich §. 144. Fragen genannt; und die Wahrheit, die wir suchen, ist die zu dieser Frage gehörige Antwort. (§. 163.) Wir können deßhalb die eben gegebene Regel auch aussprechen: Bei jedem Nachdenken müsse erst die Frage, deren Beantwortung man sucht, festgesetzt werden. Soll diese Festsetzung des Gegenstandes, worüber wir nachdenken wollen, recht lebhaft seyn (und es ist einleuchtend, daß sie um desto wirksamer seyn werde, je lebhafter sie ist): so muß sie zu einem klaren Bewußtseyn gelangen; wir müssen uns unser Verlangen, jetzt eine Wahrheit von dieser und dieser Art zu finden, selbst wieder vorstellen; wir müssen im Stande seyn, es nöthigenfalls uns auch durch Worte auszudrücken. Die Art, auf welche wir die zu findende Wahrheit bestimmen, kann übrigens sehr verschieden seyn, indem wir bald nur eine solche Beschaffenheit derselben festsetzen, die mehren, bald eine, die wenigen, bald endlich eine, die nur einer einzigen Wahrheit zukommt. So wäre es z. B. eine der weitesten Bestimmungen, die wir vernünftiger Weise festsetzen können, wenn wir nichts Anderes verlangten, als daß es nur eine uns bisher unbekannte und der Bekanntschaft nicht unwerthe oder nützliche Wahrheit sey, die wir auffinden sollen. Eine Bestimmung der engsten Art, welche nur eine einzige Wahrheit umfasset, wäre es dagegen, wenn wir uns vorsetzten, zu entscheiden, ob ein gegebener Satz M wahr oder nicht wahr sey. Ein anderer Fall, der die zu findende Wahrheit schon nicht mehr so genau bestimmt, tritt ein, wenn wir uns zwei Vorstellungen A und B vorlegen und die Angabe einer Wahrheit verlangen, in welcher diese beiden Vorstellungen nur durch Vermittlung einiger rein logischer Begriffe zu einem ganzen Satze vereinigt wären,

z. B. Jedes A ist B, oder Kein A ist B oder die Vorstellung [A] b hat Gegenständlichkeit, u. dgl. Oft setzen wir nichts Anderes als den Gegenstand, den die zu findende Wahrheit betreffen soll, d. h. die Subjectvorstellung derselben fest, verlangen aber hinsichtlich des Prädicates nur, daß es eine Beschaffenheit sey, die uns an dieser Art von Gegenständen bisher noch unbekannt war und zugleich merkwürdig ist. Noch öfter wird nicht einmal der Gegenstand, den die zu findende Wahrheit betreffen soll, völlig bestimmt, sondern wir geben nur einen Begriff, welchem er unterstehen, d. h. nur die Art der Dinge, zu welcher er gehören soll, an.

2) Doch gegen die Zweckmäßigkeit der eben aufgestellten Regel bringt vielleicht Jemand die Einwendung vor, die Erfahrung lehre, daß wir die glücklichsten Entdeckungen zufällig, d. h. bei einer Gelegenheit machen, da wir nichts weniger als auf sie ausgegangen, sondern mit etwas ganz Anderem beschäftiget waren. Ich gebe dieß zu; erinnere aber, daß aus dieser Erfahrung noch gar nicht die Nutzlosigkeit unserer Regel folge. Denn lehrt Erfahrung, daß wir die nützlichsten Wahrheiten oft, ohne sie eben gesucht zu haben, entdecken: so lehrt sie auch, daß wir durch Suchen finden. Eigentlich ist es insgemein nur der erste rohe Gedanke, den uns der bloße Zufall gibt. Soll dieser brauchbar werden, so müssen wir ihn noch weiter verfolgen, und eine Menge anderer Wahrheiten mit ihm verbinden, welches Alles nicht anders als durch ein absichtliches Nachdenken geschehen kann. Und so bleibt denn die Nothwendigkeit eines solchen Nachdenkens außer Zweifel. Der gemachte Einwurf dient sonach zwar nicht zur Widerlegung unserer gegebenen Regel, wohl aber dazu, daß wir noch die Bestimmung beifügen: man möge nie bloß darum, weil man so eben auf Entdeckungen einer ganz anderen Art ausging, eine von selbst sich darbietende, bisher noch unbekannte Wahrheit verschmähen, d. h. ganz unbeachtet lassen, wenn sie doch überhaupt merkwürdig ist, oder das Aussehen hat, als ob sie zur Entdeckung anderer Wahrheiten, die merkwürdig sind, den Weg bahnen könnte. In der Beobachtung dieser letz-

tenen Regel dürfte der vornehmste Grund darin liegen, warum es einzelnen Menschen gelingt, so viele schöne Entdeckungen zuweilen in den verschiedensten Fächern des menschlichen Wissens zu machen. Wir finden nämlich, dieß seyen insgemein Menschen, welche gewohnt sind, nichts unbeachtet zu lassen, bei einer jeden Gelegenheit sich zu befragen, was hier zu lernen sey, jeden Wink, der ihnen gegeben wird, von wem er auch immer komme, begierig aufzufassen und zu einem weitern Nachdenken zu benützen. Auch vor Archimedes mußten schon viele Badende es wahrgenommen haben, daß sich der Arm im Wasser leichter emporheben lasse, als außer demselben; allein weil sie der Sache nicht weiter nachdachten, ward Jener der Erste, der die Gesetze des Gleichgewichtes flüssiger Körper entdeckte!

§. 326.*

II. Vorläufige Erwägung, ob die Beantwortung der vorgesetzten Frage nicht schon an sich, oder doch für uns unmöglich sey?

1) Es ist eben kein seltenes Ereigniß, daß wir auf Fragen verfallen, oder von Andern mit Fragen angegangen werden, deren Beantwortung bald an sich selbst, bald doch für uns, bei den beschränkten Kräften und Mitteln, welche gerade uns zur Erkenntniß der Wahrheit zu Gebote stehen, unmöglich ist. Wenn nun die Frage, deren Beantwortung wir zu einem Gegenstande unsers Nachdenkens wählen, von einer solchen Art ist: so werden wir nicht nur den Zweck, den wir bei unserm Nachdenken haben, auf keine Weise erreichen, sondern wir setzen uns überdieß der Gefahr aus, in manche Irrthümer zu gerathen. Denn wenn wir irriger Weise einmal voraussetzen, daß die uns vorliegende Frage beantwortlich und durch uns selbst beantwortlich sey: so stehet sehr zu besorgen, daß wir uns über kurz oder lang überreden, die Antwort wirklich gefunden zu haben; und das kann offenbar nicht ohne Täuschung geschehen. Entweder ist der Satz, durch den wir uns unsere Frage glauben beantwortet zu haben, schon an sich selbst falsch, oder es ist doch irrig, daß er die Antwort auf unsere Frage sey, oder

im günstigsten Falle, wenn der Satz an sich wahr ist, und auch die richtige Antwort auf unsere Frage enthält, so liegt doch darin ein Irrthum, daß wir uns einbilden, seine Wahrheit sowohl als auch den Umstand, daß unsere Frage durch ihn richtig beantwortet sey, aus Gründen eingesehen zu haben. Wenn man (um dieses durch einige Beispiele zu erläutern) auf die Frage, wie alt die Welt sey (d. h. wie viele Jahre seit der Welt Schöpfung verflossen sind) die Antwort gab, daß sie erst sechstausend Jahre bestehe: so war der Satz selbst, den man hier aufstellte, falsch, wenn anders unter dem Worte Welt nicht etwa das Menschengeschlecht oder die Erde, sondern der Inbegriff aller endlichen Wesen verstanden würde. Wenn man dagegen die Frage, durch welche Einrichtung ihres Organismus es geschehe, daß die Biene sechseckige Zellen bauet, damit beantwortete, daß sie dieß aus Instinct thue: so war dieser Satz zwar eine Wahrheit, aber nicht Antwort auf die gegebene Frage, durch die man etwas ganz Anderes erfahren wollte. Wenn man endlich auf die Frage, in welcher Jahreszeit Adam erschaffen worden sey, erwiederte, dieß sey im Frühlinge (der nördlichen Halbkugel) geschehen: so könnte das zufällig wahr seyn, und wäre sodann auch die gehörige Antwort auf die gegebene Frage; aber man irrte doch darin, daß man die Wahrheit dieser Behauptung glaubte erwiesen zu haben. Alle diese Verirrungen hätten vermieden werden können, wenn man erwogen hätte, daß diese Fragen, die erste schon an sich selbst, die zweite wenigstens auf der gegenwärtigen Stufe unserer Kenntnisse vom Organismus der Bienen, die dritte endlich bei dem gänzlichen Mangel an historischen Nachrichten über den fraglichen Punct, nicht zu beantworten sind.

2) Hieraus ersieht man, daß es wohl sehr zu wünschen wäre, wir besäßen ein Mittel, durch das wir noch ehe als wir uns in die Erörterung einer Frage einlassen, entnehmen könnten, ob sie zur Classe der beantwortlichen gehöre oder nicht. Allein ein Mittel, das sich für diesen Zweck allgemein anwenden ließe, weiß wenigstens ich nicht anzugeben; ich bin im Gegentheil der Meinung, es gebe Fragen, in Betreff deren wir es nur eben aus dem Erfolge, d. h. nur daraus,

weil wir bei aller Anstrengung nie eine befriedigende Antwort gefunden haben, erkennen, daß eine solche Antwort überhaupt außer dem Bereich unserer Kräfte liege. Bei Fragen gewisser Art bringt es schon ihre eigenthümliche Natur mit sich, daß wir nicht anders als nach dem vergeblichen Versuche einer Beantwortung derselben wissen können, daß sie sich nicht beantworten lassen. Von der Art sind die meisten historischen Fragen, wenn wir sie eben das erste Mal aufwerfen, und wenn sie einen Gegenstand betreffen, in Hinsicht dessen wir verschiedene historische Data haben, durch deren Vergleichung sich vielleicht der Umstand, den wir suchen, ausmitteln ließe, z. B. das Jahr der Geburt Jesu Christi.

3) Daß es aber auch Fälle von einer solchen Art gebe, wo man durch eine leicht anzustellende, vorläufige Ueberlegung zu der Einsicht hätte gelangen können, daß die Frage, die man sich vorgesetzt, entweder an sich selbst, oder doch für uns nicht beantwortlich sey; zeigen schon die n° 1. angeführten Beispiele. Die Klugheit wird also rathen, bei einer jeden Frage, die wir uns vorlegen, falls sie nicht schon selbst eine solche Vorfrage ist, erst zu versuchen, ob wir nicht irgend einen Umstand bemerken können, aus welchem eine Unmöglichkeit ihrer Beantwortung entweder überhaupt, oder doch für uns folgt.

4) Nur daß wir diesen Versuch machen, räth die Klugheit, nicht aber verlangt sie, bei diesem Versuche zu verweilen, bis er uns gelinge; also nicht eher zur Untersuchung der Frage, die wir uns ursprünglich vorgelegt haben, zu schreiten, als bis wir mit der Beantwortung der erwähnten Vorfrage völlig zu Stande gekommen sind. Nein, wenn wir nach einiger Betrachtung dieser Vorfrage merken, daß sie noch schwerer als die gegebene Frage selbst zu beantworten seyn dürfte, oder nur eben aus den mißlungenen Versuchen zur Beantwortung dieser entschieden werden könne: dann wäre es thöricht, mit ihr noch längere Zeit zu verlieren.

5) In gewissen Fällen wird es zweckdienlich seyn, unsere Aufmerksamkeit abwechselnd bald auf die gegebene

Frage an sich, bald auf die Frage nach der Möglichkeit ihrer Beantwortung zu richten. So ist es mit der Aufgabe von der Trisection des Winkels, u. a. ähnlichen, wo die Entdeckung der Unmöglichkeit ihrer Auflösung eben so merkwürdig als die Auflösung selbst für uns wäre, und Beides fast auf demselben Wege gesucht werden muß.

6) Zuweilen ist auch schon dieses Gewinn, zu entdecken, daß unser bisheriges Wissen nicht hinreiche, die vorliegende Frage auf dem Wege des bloßen Nachdenkens zu beantworten, sondern daß erst einige neue Erfahrungen und Versuche gemacht werden müssen. So kann z. B. der Chemiker im Voraus einsehen, daß er die Frage nach den Wirkungen einer gewissen neuen Verbindung zweier Stoffe auf dem Wege des bloßen Nachdenkens bei dem gegenwärtigen Standpuncte seiner Wissenschaft nicht werde beantworten können, wenn nicht erst einige neue Versuche angestellt werden.

§. 327.*

III. Beschäftigung mit zweckmäßigen Vorfragen.

1) Nur in den seltensten Fällen sind wir im Stande, die Wahrheit, die wir uns in unserer Aufgabe zu finden vorgenommen haben, unmittelbar zu finden. Was wir jedoch nicht unmittelbar vermögen, gelingt uns oft dadurch, daß wir erst einige andere Wahrheiten suchen, die so beschaffen sind, daß uns ihr Besitz, ja zuweilen wohl gar ihr bloßes Suchen schon die Findung derjenigen Wahrheit, um die es uns eigentlich zu thun ist, zu erleichtern verspricht. Aufgaben, die wir uns in dieser Absicht setzen, also nur um uns den Weg zur Lösung einer anderen zu bahnen, nenne ich Vorfragen oder Voraufgaben; und im Gegensatze mit ihnen nenne ich diejenige, um derentwillen wir uns mit diesen Vorfragen befassen, die ursprüngliche oder die Hauptfrage oder Hauptaufgabe. So wird es insonderheit zweckmäßig seyn, bei jeder Aufgabe, die wir nicht unmittelbar zu lösen vermögen, erst zu versuchen, ob es uns nicht vielleicht gelingen wollte, eine oder etliche entschieden leichtere Aufgaben auszudenken, die zugleich so beschaffen wären, daß sich, wenn wir erst diese gelöst hätten, die

Lösung der ursprünglichen von selbst ergeben würde. Von einer solchen Aufgabe, in Betreff deren wir zeigen, wie sie gelöset werden könnte, sobald erst eine oder etliche andere aufgelöst wären, sage ich, daß wir sie auf jene andere zurückgeführt hätten. So sage ich, daß die Mathematiker die Frage, wie schwer unser Erdball sey, auf die Frage, wie schwer dieser oder jener Berg sey, zurückgeführet haben, weil sie uns zeigten, wie sich die erste beantworten lasse, sobald man die letzte beantwortet hat.

2) Wenn die Frage, auf die wir eine gegebene zurückführen, nicht leichter als sie selbst zu beantworten ist, so haben wir zwar für die Beantwortung der letzteren so gut als nichts gewonnen: allein der Zusammenhang, den wir auf diese Art zwischen mehren uns zwar noch unbekannten Wahrheiten erfahren, kann doch zuweilen eine schon an sich selbst merkwürdige Wahrheit liefern. So mag man z. B. die Frage, ob sich die Himmelskörper in Bahnen bewegen, die sich allmählig immer enger zusammenziehen, auf die Frage zurückführen, ob der Raum, in welchem sich diese Körper bewegen, mit einer gewissen Materie angefüllt sey; und wenn auch die letztere Frage nicht leichter als die erstere zu beantworten wäre, so dürfte die Wahrheit, die man hiemit ausspricht, (daß nämlich das Erstere eine Folge des Letzteren wäre), doch an sich selbst schon merkwürdig genug seyn. Versuchen wir aber erst mehre solche Zurückführungen: so läßt sich hoffen, daß wir mitunter auch auf eine kommen, durch welche die Frage, deren Beantwortung uns ursprünglich obliegt, von einigen andern, die in der That leichter als sie sind, abhängig gemacht wird. Ein Beispiel gibt die n° 1. erwähnte Zurückführung; denn das Gewicht eines einzelnen Berges, etwa durch Ausmessung seines Inhaltes und durch das specifische Gewicht der Masse, die man bei Nachgrabungen in seinem Innern findet, einiger Maßen zu bestimmen, dürfte doch eben etwas so Unausführbares nicht seyn.

3) Es handelt sich also nur noch um eine Anweisung, wie dieß Zurückführen einer gegebenen Frage auf andere, besonders solche, die leichter zu beantworten wären, bewerkstelliget werden könne. Meines Erachtens gibt es der Wege,

die hier betreten werden können, nur zwei. a) Der eine ist, daß wir die in der Aufgabe selbst ausgesprochenen Beschaffenheiten der zu entdeckenden Wahrheit a, b, c, d, ... genau in's Auge fassen, und in Ueberlegung ziehen, ob wir aus ihnen nicht gewisse andere $\alpha, \beta, \gamma, \ldots$, welche zusammengenommen von einem gleichen Umfange mit den gegebenen sind, ableiten können. Gelingt uns dieses, so ist offenbar, daß wir die Frage nach der Wahrheit, der die Beschaffenheiten a, b, c, d, ... zukommen, auf die Frage nach einer Wahrheit, der die Beschaffenheiten $\alpha, \beta, \gamma, \ldots$ eigen sind, zurückgeführt haben. Trifft es sich nun noch, daß die Beschaffenheiten $\alpha, \beta, \gamma, \ldots$ ein leichteres Kennzeichen für die zu findende Wahrheit darbieten, als die ursprünglich gegebenen a, b, c, d, ..., so haben wir durch diese Zurückführung allerdings etwas gewonnen. Wenn wir z. B. die Aufgabe hätten, das oberste Sittengesetz zu finden: so läge in dieser Aufgabe selbst (nämlich vermöge der Erklärung des Begriffes vom obersten Sittengesetze) die Bestimmung, daß die zu findende Wahrheit ein praktischer Satz von einer solchen Art seyn müsse, aus welchem alle übrigen praktischen Wahrheiten durch einen bloßen theoretischen Untersatz objectiv abfolgen. Es dürfte ziemlich schwer seyn, die zu findende Wahrheit an dieser Beschaffenheit unmittelbar zu erkennen. Durch einiges Nachdenken aber lassen sich aus dieser Beschaffenheit bald manche andere ableiten. Soll nämlich das oberste Sittengesetz eine praktische Wahrheit seyn, so muß es irgend eine Thätigkeit fordern; und sollen sich aus demselben alle übrigen praktischen Wahrheiten wie die Folgen aus ihrem Grunde ableiten lassen, so muß es diese Thätigkeit ausnahmslos fordern, d. h. nicht bloß unter einer (wenn nicht eben ausdrücklich beigesetzten, doch stillschweigend zu verstehenden) Bedingung, wie in dem Satze: Du sollst M thun, wenn dadurch nicht X verhindert wird. Dieser Umstand bietet uns ein schon viel leichteres Kennzeichen zur Auffindung des obersten Sittengesetzes dar. Denn wenn wir uns erst noch eine zweckmäßige Uebersicht aller nur überhaupt möglichen Weisen der Thätigkeit verschaffen, und diese sodann der Reihe nach durchgehen: so findet sich bald, daß mit Ausnahme Einer sonst alle übrigen entweder gar nicht oder

doch nur bedingnißweise geboten werden. Selbst in dem Falle, wenn die Beschaffenheiten $\alpha, \beta, \gamma, \ldots$, die wir aus den gegebenen a, b, c, d, ... ableiten, von einem weiteren Umfange sind, also für sich allein zur Bestimmung der zu findenden Wahrheit nicht hinreichen würden, kann ihre Betrachtung uns nützen. Wir sehen uns vermittelst ihrer vielleicht in den Stand gesetzt, die Menge der Sätze, unter denen wir die verlangte Wahrheit heraussuchen sollen, um ein Beträchtliches zu vermindern, und eben dadurch uns ihre Auffindung selbst zu erleichtern. So können wir, wenn uns z. B. aufgegeben wäre, die gemeinschaftlichen Theiler der beiden Zahlen $2n+1$ und $2m$ zu finden, aus dem Umstande, daß die eine ungerade ist, sofort entnehmen, daß keine gerade Zahl diesem Zwecke entspreche, und suchen sonach nur unter den ungeraden Factoren der Zahl $2m$, oder der m diejenigen aus, die auch $2n+1$ theilen. b) Das zweite Mittel ist, nachzudenken, was für verschiedene Arten es gibt, auf welche sich ein Satz, wie die zu findende Wahrheit X aus gewissen anderen Y, Z, ... ableiten ließe. Denn finden wir, daß sich ein Satz von der Form X aus Sätzen von den bekannten Formen Y, Z, ... ableiten lasse: so ist es ein Leichtes, X kennen zu lernen, wenn wir nur erst die Wahrheiten von den bestimmten Formen Y, Z, ... haben. Die Aufgabe, X zu finden, ist demnach zurückgeführt auf die Aufgaben, Wahrheiten anzugeben, welche den Formen Y, Z, ... unterstehen; und begreiflicher Weise können die letztern oft leichter zu lösen seyn als die zuerst gegebene. Wenn uns z. B. aufgetragen wäre, die Entfernung zweier Orte, von deren einem zu dem andern kein gerader Weg führt, zu finden: so überlegen wir erst, was für verschiedene Arten, eine Entfernung zu bestimmen, es überhaupt gebe. Da fällt uns denn ein, daß sich die dritte Seite eines Dreiecks (also eine Entfernung) berechnen lasse, wenn wir die beiden andern, und den umschlossenen Winkel haben. Die Aufgabe, AB zu finden, wird also auf die drei Aufgaben, die Entfernungen AC, BC und den Winkel ACB zu finden, wenn C was immer für ein dritter Ort ist, zurückgeführet. Gibt es nun einen Ort C, von welchem aus zu den Orten A und B gerade Wege führen, und haben wir auch die Kunst

imme, einen Winkel ACB zu messen: so wissen wir die drei letzteren Aufgaben und durch sie auch die Hauptaufgabe zu lösen. Anlangend die verschiedenen Arten, wie eine Wahrheit von der Form der gesuchten X aus andern abgeleitet werden könne: so ist wohl das Erste, uns in dem Gebiete aller uns schon bekannten Wahrheiten umzusehen, ob es darunter nicht eine oder einige hypothetische, die einen Nachsatz von der Form X haben, gebe. Jede Wahrheit von dieser Art, z. B. wenn A, B, C, ... ist, so ist X, gibt einen Weg, wie wir die Aufgabe, die Wahrheit X zu finden, in eine Aufgabe, die Wahrheiten A, B, C, ... zu finden, verwandeln können. Setzet, wir hätten die Frage zu beantworten, ob die Planeten von der Sonne angezogen werden, und wir wüßten den Lehrsatz: „Wenn sich ein Körper um einen an„deren auf eine solche Weise bewegt, daß die Verbindungs„linie beider in gleichen Zeiten gleiche Räume beschreibt, so „bewegt er sich, wie wenn er angezogen würde:" so gäbe uns dieß ein Mittel, zu beurtheilen, ob jene fragliche Anziehung Statt finde oder nicht. Ist uns noch kein hypothetischer Satz dieser Art bekannt: so versuchen wir, ob wir ihn uns nicht erst erfinden können. Denken wir also nach, ob uns nicht irgendwo schon eine Wahrheit, welche viel Aehnlichkeit mit der zu findenden X hat, bekannt geworden wäre. Haben wir einige, so suchen wir ferner noch uns zu erinnern, auf welchem Wege wir zur Kenntniß dieser gelangt sind. Auf einem ähnlichen dürfte auch X sich finden lassen. Wenn wir z. B. die Frage beantworten sollten, ob der Mond eine Atmosphäre habe, und wie hoch diese sey: so wird uns einfallen, daß wir schon eine ähnliche Wahrheit, nämlich wie hoch ungefähr die Atmosphäre der Erde sey, kennen; wir mögen also versuchen, ob sich nicht einige der Mittel, durch welche wir das Letztere kennen gelernt, auch zur Findung des Ersteren anwenden ließen.

4) Nicht zu vergessen ist aber, daß die Beschäftigung mit einer Vorfrage nützlich seyn kann, auch wenn sich die Hauptfrage nicht eben auf sie zurückführen läßt. Es gibt Vorfragen, deren Betrachtung uns schon dadurch nützet, daß sie uns in den Gegenstand unserer Hauptfrage einweihet,

d. h. nur die zu ihrer Beantwortung benöthigten Vorstellungen und Erkenntnisse in unserem Bewußtseyn erneuert und anregt, oder uns mit den Umständen, die wir bei unserer Aufgabe vornehmlich zu beobachten haben, bekannt macht u. dgl. Und wie manchen dieser Dienste kann die Beschäftigung mit einer Vorfrage uns leisten, selbst wenn wir eben nicht mit ihrer Lösung zu Stande kommen, sondern bloß dadurch, daß wir ihr eine Zeit lang unsere Aufmerksamkeit gewidmet. Aber freilich läßt es sich einer vorliegenden Frage nicht immer ansehen, ob sie uns diesen Nutzen gewähren werde. Vermuthen läßt sich jedoch, daß die vorläufige Beschäftigung mit einer Frage nicht ohne Vortheil seyn werde, wenn sie mit unserer Hauptfrage in einem der folgenden Verhältnisse stehet: wenn sie eine der gesuchten Wahrheit untergeordnete, oder im Gegentheile eine ihr übergeordnete, oder auch nur eine ihr beigeordnete Wahrheit betrifft, oder die nähere Bestimmung gewisser, in der zu findenden Wahrheit vorkommender Begriffe fordert, oder einen Gegenstand hat, welcher demjenigen, den unsere Hauptfrage hat, sehr ähnlich oder gerade entgegengesetzt ist, u. dgl. So würden wir z. B., wenn wir den Lehrsatz vom Kräftenparallelogramm erst finden sollten, sehr wohl thun, zu untersuchen, welchen Erfolg zwei Kräfte haben müssen, die in derselben oder die in entgegengesetzten Richtungen wirken; dann allenfalls was erfolgen müsse, wenn zwei gleichgroße Kräfte unter einem beliebigen, oder zwei ungleiche unter einem rechten Winkel zusammenwirken u. dgl., denn diese Fälle sind der allgemeinen Wahrheit, welche wir suchen, untergeordnet. Wenn wir die Pflichten, die ein Vertrag auflegt, bestimmen sollten, würden wir wohl thun, von dem Begriffe eines Vertrages auszugehen; wenn wir die Vortheile aufzählen sollten, welche die Tugend der Mäßigkeit hat, wäre es zweckmäßig, erst die verderblichen Folgen der Unmäßigkeit zu betrachten, u. dgl.

§. 328.*

IV. Folgerungen aus schon bekannten Wahrheiten oder directes Verfahren.

1) Bekanntlich ist zu jeder gegebenen Zeit nur der geringste Theil unserer Kenntnisse in unserem Gemüthe wirklich

zugegen; die übrigen sind abwesend, jedoch so, daß es uns durch den Gebrauch gewisser, in unserer Willkür stehender Mittel, z. B. schon durch dasjenige, das wir ein bloßes Nachsinnen nennen, möglich ist, sie wieder zu erneuern. Unter der Menge dieser uns zwar bekannten, aber nur eben jetzt nicht gegenwärtigen Erkenntnisse befinden sich oft auch solche, durch die wir eine uns vorliegende Frage recht wohl beantworten, d. h. aus denen wir die gesuchte Wahrheit ableiten könnten, wenn sie uns gegenwärtig wären. Wenn anders also der Gegenstand, über den wir nachdenken sollen, nicht etwa von einer solchen Art ist, daß uns im Voraus einleuchtet, es könne sich in dem ganzen Vorrathe unsers bisherigen Wissens nichts finden, was zur Beleuchtung desselben dienen könnte (und dieß wird selten der Fall seyn): so ist es der Klugheit gemäß, immer erst nachzusinnen, was für verschiedene, mit diesem Gegenstande in Beziehung stehende Erkenntnisse wir schon bisher besitzen. Wir müssen uns, sage ich, Alles, was wir von unserm Gegenstande wissen, zu vergegenwärtigen suchen, damit wir dasjenige ausheben könnten, was etwa dienlich ist, uns die Beantwortung der ihn betreffenden Frage zu erleichtern.

2) Man pflegt aber jede Wahrheit, die wir bei einer andern erst noch zu findenden als schon bekannt voraussetzen dürfen, sofern man sich vorstellt, daß sie zur Auffindung der letzteren behülflich seyn könne, eine gegebene Wahrheit, ein Datum zu nennen; im Gegensatze mit der zu findenden, die das Gesuchte oder Quäsitum genannt wird. Wir können also die eben ausgesprochene Regel auch so ausdrücken: bei jeder Aufgabe soll man wie das Quäsitum, so auch alle vorhandenen Data sich zu vergegenwärtigen suchen.

3) Freilich aber ist es in vielen Fällen sehr schwierig, aus dem gesammten Vorrathe der uns bekannten Wahrheiten gerade diejenigen, die zur Entdeckung der gesuchten behülflich werden könnten, herauszufinden. Die meiste Vermuthung haben begreiflich solche Wahrheiten für sich, welche Bestandtheile der zu erfindenden (sofern uns nämlich einige ihrer Bestandtheile schon bekannt sind) enthalten. Wenn uns also z. B. der Gegenstand der zu findenden Wahrheit bekannt ist:

so werden wir jede uns schon bekannte Wahrheit, die von demselben Gegenstande handelt, einer Beachtung werth finden dürfen. Allein auch Wahrheiten, welche ganz andere Bestandtheile haben, können oft brauchbar seyn, besonders wenn sie doch mit Wahrheiten, die wir schon aus einem anderen Grunde als brauchbar erkannten, beträchtliche Theile gemein haben. Indessen versteht sich von selbst, daß wir bei einer großen Menge von Wahrheiten, welche sich unserem Erinnerungsvermögen darbieten, unsere Aufmerksamkeit zunächst nur auf diejenigen hinrichten müssen, von denen es uns am wahrscheinlichsten ist, daß sie zur Lösung unserer Aufgabe behülflich seyn könnten. Erst wenn wir mit diesen allein nichts ausrichten, müssen wir noch andere dazu nehmen, und nur solche ganz unversucht lassen, von denen wir im Voraus einsehen, daß sie für unsern Zweck durchaus unbrauchbar sind.

4) Haben wir einmal gewisse Sätze A, B, C, D, ..., welche wir sämmtlich für wahr halten, und von deren Unbrauchbarkeit zur Lösung unserer Aufgabe wir wenigstens nicht schon im Voraus überzeugt sind, beisammen: so ist das Nächste, daß wir sie wirklich zu diesem Zwecke versuchen. Dieses geschieht, wenn wir jeden im Einzelnen sowohl, als auch jede Verbindung derselben genau in's Auge fassen und nachsehen, ob sich aus dieser einzelnen Wahrheit oder aus dieser Verbindung von mehren nicht irgend ein neuer Satz M ableiten lasse, der, falls er auch nicht die zu findende Wahrheit schon selbst ist, doch Hoffnung gibt, daß er uns ihrer Erfindung näher bringen werde; d. h. daß uns die Findung derselben erleichtert werden dürfte, wenn wir zum Vorrathe der Wahrheiten A, B, C, D, ... auch noch die Wahrheit M hinzuthun.

5) Wie diese Ableitung des Satzes M aus den Wahrheiten A, B, C, D, ... zu versuchen sey, ist in dem Hauptstücke von den Schlüssen gezeigt; aus eben diesem Hauptstücke müssen wir auch entnehmen, welche Verbindungen zwischen den Sätzen A, B, C, D, ... mit der Hoffnung eines Erfolges versucht werden können; nämlich nur solche, die zu einander in einem Verhältnisse, wie Prämissen eines Schlusses, stehen. Wenn wir z. B. die Frage von der Unsterblichkeit

unserer Seele entscheiden wollten: so würden wir wohlthun, erst alle uns schon bekannte Wahrheiten, welche die Seele zu ihrem Gegenstande haben, dann aber auch alle, die zwar von einem andern Gegenstande handeln, aber doch Vorstellungen enthalten, die schon in jenen ersteren vorkommen, uns in's Bewußtseyn zu rufen. Eine Wahrheit der ersten Art wäre z. B., daß unsere Seele eine einfache Substanz ist; eine der zweiten, daß jede einfache Substanz unvergänglich sey. Indem wir nun diese zwei Wahrheiten mit einander verbinden, bemerken wir alsbald, daß sich aus ihnen die neue Wahrheit, daß auch die Seele unvergänglich sey, ergibt; ein Satz, der zwar die Frage von der Unsterblichkeit noch nicht beantwortet, aber uns ihrer Beantwortung doch sehr nähert.

6) Da wir bei dem so eben beschriebenen Verfahren von der Betrachtung einer bereits bekannten Wahrheit zur Kenntniß einer neuen, von dieser wieder zu andern gelangen, u. s. w.: so hat man dasselbe das fortschreitende (oder progressive) Verfahren genannt. Und weil die neue Wahrheit meistens nur aus der Verbindung etlicher schon bekannter abgeleitet wird: so nennt man es auch das zusammensetzende oder verknüpfende (synthetische) Verfahren. Im Vergleiche mit andern Verfahrungsarten, die wir im folgenden Paragraphe betrachten, könnte man jenes auch das natürliche, gerade oder directe Verfahren nennen.

§. 329.*

V. Versuchsweise Annahme oder indirectes Verfahren.

1) Sind wir erst auf dem so eben bezeichneten Wege eine Zeit lang fortgeschritten, ohne das Ziel erreicht, d. h. die Wahrheit, die wir suchen, gefunden zu haben: so wird es zweckmäßig, einen Weg einzuschlagen, der so beschaffen ist, daß wir zuweilen selbst gut thun, ihn zu betreten, bevor wir noch unser Glück auf dem ersten versucht. Das Verfahren, das ich hier meine, bestehet darin, daß wir auf das Gerathewohl Sätze bilden, welche die Form der zu findenden Wahrheit haben, obgleich wir übrigens im Augenblick, da

wir sie bilden, noch gar nicht wissen, ob sie auch wahr sind, welches wir eben erst durch ein eigenes Nachdenken über sie herausbringen wollen. Ein solches Nachdenken, das den bestimmten Zweck hat, zu finden, ob ein gewisser Satz M wahr oder nicht wahr sey, kann auch den Namen einer Untersuchung oder nach §. 306. den noch bestimmteren einer Prüfung des Satzes M erhalten. Zeigt diese Untersuchung, daß M falsch sey: so ist durch dieses Verfahren die Aufgabe, die wir uns vorgesetzt hatten, freilich noch nicht gelöst. Zeigt es sich aber, daß er wahr sey: so haben wir an dem zufällig aufgegriffenen Satze M selbst die Wahrheit, welche wir suchten. Sätze, die wir in der so eben erwähnten Absicht bilden, nämlich nur um durch ein weiteres Nachdenken erst zu erfahren, ob sie auch wahr sind, können recht füglich versuchsweise Annahmen oder Hypothesen, und das Verfahren, die Wahrheit, welche wir suchen, vermittelst ihrer zu finden, kann das Verfahren der versuchsweisen Annahmen heißen. Vergleichen wir dieses Verfahren mit jenem des vorigen Paragraphen, so zeigt sich, daß das gegenwärtige, mag es zuweilen auch noch so schnell zum Ziele führen, doch in sofern künstlich, verkehrt und indirect genannt werden könne, als es die Wahrheit zu finden sucht durch etwas, das uns noch nicht als Wahrheit bekannt ist; denn das Natürlichste scheint ja doch immer, Wahrheit aus Wahrheit herzuleiten. Inzwischen wurde doch eine beträchtliche Anzahl von Wahrheiten in allen Wissenschaften nur eben durch dieses Verfahren gefunden; nur dadurch, sage ich, gefunden, daß man die Sätze, die diese Wahrheiten aussprechen, anfangs sich bloß vorstellte, und dann durch Prüfung derselben von ihrer Richtigkeit erst überzeugt ward. Ja wer dieß nicht thun, und bevor er nicht ein gegründetes Urtheil über seinen Gegenstand aussprechen kann, sich auch nicht einmal einen so oder anders lautenden Satz über ihn vorstellen wollte: der schnitte sich eben hiedurch die Gelegenheit zur Untersuchung dieses Satzes, und somit auch zur Erkenntniß gar mancher Wahrheiten ab, zu denen dergleichen Untersuchungen führen. Wirklich scheint es auch nur von der eigensinnigen Verschmähung dieses Hülfsmittels herzurühren, wenn wir oft Menschen, die gar nicht blöde sind, die

Klage führen hören, daß sie durch all ihr Nachdenken nichts herausbringen können. Sie wollen nicht eher sich einen Satz auch nur vorstellen, bevor sie ihn nicht schon als wahr annehmen dürfen; und darum können sie ihn nicht einmal prüfen, und finden sonach gar nichts.

2) Aber freilich kommt es bei diesem Verfahren auf zweierlei an: a) daß wir die Sätze, die uns zu unsern versuchsweisen Annahmen dienen, mit einer eigenen Geschicklichkeit wählen; und b) ihre Prüfung auf jede uns zu Gebote stehende Weise vollziehen.

3) Um sich erst einen gewissen Vorrath von Sätzen überhaupt zu verschaffen, kennt das reine Nachdenken wohl kaum ein anderes Mittel, als die in unserer Seele bereits vorhandene Verknüpfung von Vorstellungen zu benützen. Da nämlich keine Vorstellung in der Seele so durchaus isolirt stehet, sondern da jede mit andern, und diese wieder mit andern durch Gleichzeitigkeit verbunden sind: so kann es nicht fehlen, daß die bloße Betrachtung des Gegenstandes, worüber wir nachdenken wollen, schon manche andere Vorstellungen herbeiführe, und daß wir durch fortgesetzte Betrachtung dieser, eine immer größere Menge von Vorstellungen in uns entwickeln. Indem wir nun diese Vorstellungen, so oft es irgend angehet, zu ganzen Sätzen verbinden, können wir uns in kurzer Zeit eine beträchtliche Anzahl von Sätzen, welche die Form der zu findenden Wahrheit haben, verschaffen. Hiebei versteht sich nun von selbst, daß wir diejenigen, denen wir es gleich auf den ersten Blick ansehen, daß sie falsch sind, ohne Untersuchung verwerfen dürfen. Wenden wir aber erst einiges Nachdenken an, so werden wir oft gewahr, daß sich die anfangs große, ja vielleicht unendliche Menge von Sätzen, welche die Form der zu findenden Wahrheit haben, auf eine nur mäßige Anzahl, die untersucht zu werden brauchen, zurückführen lasse; und selbst unter diesen wird sich oft zeigen, daß einige schon im Voraus eine viel größere Wahrscheinlichkeit haben, als die übrigen. Begreiflich werden wir also mit jenen den Versuch früher als mit diesen anstellen. Wenn wir z. B. eine Gleichung mit ganzzahligen Coefficienten auflösen sollten, von

von der wir wüßten, daß ihre Wurzeln rational sind: so brauchten wir uns nur zu erinnern, daß diese Wurzeln insgesammt ganze Zahlen und Factoren des letzten Gliedes seyn müssen, um die Menge der Werthe, die wir versuchsweise anzunehmen haben, auf eine sehr mäßige Anzahl herabgesetzt zu sehen. Läßt sich bei einem gleichen Grade der Wahrscheinlichkeit mit einigen der Versuch leichter als mit den übrigen anstellen, so ist es offenbar zweckmäßig, jene diesen vorauszuschicken. Zuweilen können wir bloß aus Betrachtung der Beschaffenheiten, die eine oder etliche, bereits als falsch erfundene Annahmen haben, einige neue Beschaffenheiten, welche die zu entdeckende Wahrheit an sich haben muß, erkennen, und mittelst dieser sie dann entweder schon völlig bestimmen oder uns ihre Bestimmung doch sehr erleichtern. Beispiele hievon sind die bekannte Regula falsi der Rechenmeister, auch die verschiedenen Methoden der Annäherung, deren man sich in der Astronomie und anderwärts bedienet.

4) Was nun die Prüfung der versuchsweisen Annahmen belangt: so ist das Erste, was wir hier thun können, daß wir uns den zu prüfenden Satz so deutlich, als es uns möglich ist, denken; und zu diesem Zwecke ihn allenfalls auch in Worten oder durch Zeichen anderer Art darstellen, ja (wenn es angeht) ihn auch verschiedentlich (auf mehre einander gleichgeltende Weisen) ausdrücken. Durch diese Bemühung kann es nämlich geschehen, daß uns die Wahrheit oder Falschheit desselben, zuweilen ohne noch irgend ein anderes Mittel gebraucht zu haben, schon von selbst einleuchtend wird; oder daß wir uns wenigstens erinnern, über die Wahrheit oder Falschheit desselben bereits ein anderes Mal geurtheilt zu haben; wo denn nach Umständen dieß Urtheil uns vielleicht auch jetzt noch als verlässig genug erscheinen wird. Wovor wir uns aber zu hüten haben, ist, einen Satz nicht etwa bloß darum schon für wahr zu halten, weil er sich uns sehr ungesucht darbeut, oder unserem Gemüthe mit vieler Lebhaftigkeit vorschwebt. Denn diese Erscheinung darf höchstens eine schwache Vermuthung für die Wahrheit des Satzes erzeugen, nie aber kann sie als ein hinreichendes Kennzeichen seiner Wahrheit angesehen werden, weil sie die

bloße Wirkung jener sehr zufälligen Verknüpfungen seyn kann, die das bekannte Gesetz der Ideenassociation in unsern Vorstellungen hervorbringt.

5) Dringt sich uns bei der bloßen, deutlichen Vorstellung eines Satzes M noch eben kein Urtheil über ihn auf, oder erscheint uns dieß Urtheil doch nicht als zuverlässig genug: so ist das nächste Mittel zu seiner Prüfung, daß wir versuchen, aus ihm theils unmittelbar, theils durch Verbindung mit mancherlei andern uns schon als wahr bekannten Sätzen verschiedene Folgerungen, aus diesen wieder andere, u. s. w. herzuleiten. Ist irgend eine von diesen Folgerungen ein Satz, den wir als falsch erkennen: so werden wir hieraus begreiflich schließen dürfen, daß unsere versuchsweise Annahme M selbst falsch sey. Wenn im entgegengesetzten Falle alle Schlußfolgerungen, die wir aus einem zu prüfenden Satze M ziehen, der Wahrheit gemäß sind: so wird das Nächste seyn, dasselbe, was wir so eben mit ihm vornahmen, nun auch mit seiner Verneinung oder dem Satze Neg. M zu versuchen, d. h. wir müssen allerlei Folgerungen sammeln, die sich aus Neg. M theils unmittelbar, theils durch Verknüpfung mit entschiedenen Wahrheiten ergeben. Gelingt es uns, eine zu finden, welche entschieden falsch ist: so ist durch sie erwiesen, daß Neg. M falsch, und mithin die gemachte Annahme M selbst wahr sey. Dieses Verfahren, die Wahrheit eines Satzes M zu beweisen, und dadurch die Aufgabe zu lösen, nennt man gewöhnlich die Zurückführung auf eine Ungereimtheit oder das apagogische Verfahren. Beispiele sind in den mathematischen Wissenschaften so häufig, daß ich mich ihrer Anführung enthebe.

6) Wenn aber weder die Annahme M, noch auch die Annahme Neg. M auf eine Ungereimtheit führet: so läßt sich auf diesem Wege kaum etwas Sicheres entscheiden. Höchstens daß wir in Fällen, wo sich bei einem dieser beiden Sätze mehr als bei dem andern erwarten läßt, daß sich aus den Verbindungen, in die wir ihn versetzen, eine Ungereimtheit hätte ergeben müssen, falls er nicht wahr wäre, seine Wahrscheinlichkeit behaupten dürfen; doch nur, wenn die Wahr-

scheinlichkeit, die für den andern Satz etwa aus gewissen andern Rücksichten entspringt, nicht überwieget.

7) Ein anderes Mittel zur Entscheidung des Satzes M zu gelangen, welches besonders dann sehr empfehlenswerth ist, wenn M bereits eine beträchtliche Wahrscheinlichkeit hat, bestehet in folgendem Verfahren. Wir heben aus der Menge aller Sätze, aus denen, wenn sie erst wahr wären, M ableitbar seyn würde, diejenigen I, K, L,... aus, die uns die wahrscheinlichsten dünken. Wir machen diese zu neuen Annahmen, und versuchen, ob wir durch alle uns zu Gebote stehenden Mittel nicht ihre Wahrheit zu erweisen vermögen. Gelingt uns dieß nicht, zeigt sich vielmehr die Falschheit einiger: so verwerfen wir diese, und machen neue. Gelingt es uns, weder die Wahrheit noch die Falschheit der Annahmen I, K, L,... darzuthun: so sehen wir uns, wie zuerst, nach einigen neuen Annahmen D, E, F,... um, aus welchen, wären sie wahr, die Sätze I, K, L,..., und somit auch M selbst ableitbar wäre; wählen jedoch zu diesen unter mehren abermals nur diejenigen aus, die uns die wahrscheinlichsten dünken. Mit diesen Annahmen D, E, F,... thun wir nun eben dasselbe, was vorhin mit I, K, L,... oder M vorgeschrieben wurde; und dieß sofort, bis es uns endlich gelingt, Annahmen A, B, C,... zu finden, welche sich ohne Zuziehung anderer erweisen lassen. Geschieht dieß, so liegt am Tage, daß nun die Wahrheit des Satzes M erwiesen, und somit unsere Aufgabe gelöst ist. Setzet z. B., daß wir auf diese Art entscheiden wollten, ob ein Perpetuum mobile möglich sey oder nicht: so nehmen wir (weil das bisherige Mißlingen aller Versuche dieß wahrscheinlich macht) zuvörderst an, daß keines möglich sey. Indem wir uns nun nach einigen Vordersätzen umsehen, aus denen sich dieses als eine Folgerung ergäbe: so fällt uns der Satz ein, daß keine einzige Substanz in der Natur fortwährend auf derselben Stufe des Daseyns verbleibe. Wäre dieß dargethan, so wäre auch jenes erwiesen. Da uns nun dieser Satz wahrscheinlich vorkommt, so denken wir nach, ob wir ihn nicht zu erweisen vermöchten. Es leuchtet uns ein, daß wir ihn darthun könnten, sobald wir voraussetzen dürften, daß jede (endliche) Substanz Vorstellungs-

kraft besitze. Da nun dieß abermals wahrscheinlich ist, so nehmen wir auch dieses an, und suchen einen Beweis dafür. Es zeigt sich, dieß wäre erwiesen, sobald wir voraussetzen würden, daß eine jede endliche Substanz, welche nach Außen wirket, von diesen Wirkungen auch Rückwirkungen in ihrem Inneren erfahre. Da uns nun der letztere Satz bei einigem Nachdenken von selbst klar wird: so können wir auch die Aufgabe, die wir uns vorgesetzt hatten, schon als gelöst betrachten. — Sehen wir auf den Weg, den wir bei dieser Verfahrungsart nahmen, um zur Erkenntniß der Wahrheit von M zu gelangen: so erhellet, daß wir uns erst nur versuchsweise M, dann eben so nur versuchsweise die Sätze I, K, L,..., dann eben so die Sätze D, E, F,... und endlich A, B, C,... vorstellten; die Wahrheit von M aber endlich daraus ersahen, weil wir zuvor schon bemerkt hatten, daß M aus den Sätzen I, K, L,..., diese aus D, E, F,..., diese aus A, B, C,... ableitbar wären, und zuletzt erfuhren, daß A, B, C,... Wahrheiten sind. Unsere Ueberzeugung von M ist also eine Folge, welche in unserer Ueberzeugung von den erst später gebildeten Sätzen I, K, L,... gegründet ist; die Ueberzeugung von diesen eben so eine Folge, welche in unserer Ueberzeugung von den erst später betrachteten D, E, F,... liegt, u. s. w. Man kann somit sagen, daß wir die Folgen hier früher als ihre Gründe betrachteten, oder von jenen zu diesen übergingen. Da nun bei dem natürlichsten Gange des Denkens gerade das Gegentheil geschieht, indem man hier von den Gründen erst zu den Folgen kommt: so kann man das gegenwärtige Verfahren, im Gegensatz mit dem des vorigen Paragraphen, zurückschreitend oder regressiv nennen. Wenn überdieß, wie zwar nicht immer, doch häufig der Fall seyn dürfte, die Sätze I, K, L,... einfacher als der Satz M, die Sätze D, E, F,... einfacher als I, K, L,... sind, u. s. w.: so kann man diesem Verfahren auch wohl den Namen eines auflösenden oder analytischen Verfahrens geben. Die Forderung, daß die zu prüfende Annahme M schon an sich selbst eine beträchtliche Wahrscheinlichkeit habe; ingleichen die Forderungen, daß man zu den neuen Annahmen I, K, L,... abermals unter allen, aus denen sich M würde ableiten lassen, die

wahrscheinlichsten wähle, und eben dieß auch bei den Annahmen D, E, F, ... beobachte; diese Forderungen wurden nur aufgestellt, damit wir am Ende um so gewisser zu Annahmen A, B, C, ... gelangen, die sich als wahr erweisen. Richtig würde das Verfahren auch seyn, wenn wir uns nicht an diese Forderungen bänden; und wenn wir die Gefahr eines vergeblichen Versuches nicht scheuen, oder wenn unter mehren Annahmen, die wir nach diesem Verfahren zu machen hätten, keine an Wahrscheinlichkeit etwas vor den übrigen voraus hat: so mögen wir immer jede uns sonst beliebige Ordnung in unserer Prüfung befolgen.

8) Noch ein sehr brauchbares Mittel zur Prüfung des Satzes M bietet sich uns in dem besondern Falle dar, wenn die Subjectvorstellung desselben ein solcher Gemeinbegriff A ist, von welchem wir entweder alle oder doch mehre ihm unterstehende Gegenstände theilweise betrachten, und dadurch ausmachen können, ob ihnen die Beschaffenheit b, die der zu prüfende Satz allen A beilegt, in der That zukomme oder nicht. Finden wir (was sich oft sehr leicht thun läßt) auch nur bei einem einzigen A, daß die Beschaffenheit b ihm fehle: so ist begreiflich die Falschheit von M schon entschieden. Auf diese Art z. B. läßt sich der Satz, den mehre Weltweisen annahmen, daß durch das Verhältniß zweier Dinge und durch das eine derselben das andere völlig bestimmt sey, sehr leicht als falsch erweisen, wenn wir ihn nur auf einige einzelne Fälle anwenden, wie auf den Fall, wo die beiden Dinge ein Paar räumliche Gegenstände, z. B. ein Punct und eine Linie sind. Um aber die W a h r h e i t des Satzes M auf eine solche Art zu erkennen, müssen wir, wenn wir Gewißheit haben wollen, unsere Untersuchung offenbar nicht bloß auf viele, sondern auf alle der A unterstehenden Gegenstände erstrecken. Dieß wird, wenn A sehr viele, wohl gar unendlich viele Gegenstände umfaßt, nur dadurch möglich, daß wir gewisse Begriffe A′, A″, ... finden, die dem Begriffe A dergestalt unterstehen, daß die Gesammtheit ihrer Gebiete das Gebiet der A erschöpfet, die überdieß so beschaffen sind, daß wir die Wahrheit der Sätze: jedes A′ hat b, jedes A″ hat b, ... leichter, als den ganz allgemeinen

Satz: jedes A überhaupt hat b, darzuthun wissen. Auch dieses Verfahren muß Jedem aus den mathematischen Wissenschaften bekannt seyn. Es ist dabei begreiflicher Weise nicht nöthig, daß die Vorstellungen A′, A″... einander ausschließen, sondern nur, daß sie zusammengenommen das Gebiet der A umfassen. (§. 95.) Wenn es uns nicht gelingen will, eine so große Anzahl von Sätzen der Form: A′ hat b, A″ hat b,... darzuthun, als nöthig wäre, um mit aller Schärfe zu schließen, daß alle A überhaupt b haben; weil die Vorstellungen A′, A″,... zusammengenommen das Gebiet der A noch nicht vollkommen erschöpfen: so werden wir doch aus den bereits erwiesenen Sätzen zuweilen berechtiget seyn, mit einer bald größern, bald geringern Wahrscheinlichkeit zu behaupten, daß die Beschaffenheit b, welche so vielen von uns schon untersuchten A zukommt, auch den noch übrigen, und somit allen A überhaupt zukomme. Wenn insbesondere die Menge der sämmtlichen $A = m + n$, und die Menge derer, welche wir näher betrachteten, und an denen wir die Beschaffenheit b bereits nachgewiesen haben, $= m$ ist: wenn wir ferner, abgesehen von dem Grunde, den wir durch eben diese Betrachtung erhielten, sonst gar keinen Grund haben, zu vermuthen, daß die Beschaffenheit b gerade denjenigen A, die wir untersucht, eher als andern zukomme: wenn wir auch keinen schon in dem Begriffe A selbst liegenden Grund kennen, weßhalb wir die Beschaffenheit b den unter A stehenden Gegenständen eher beilegen oder absprechen sollten: endlich auch keinen Grund zu vermuthen, daß die A einander in einer Beschaffenheit, wie es die b ist, alle gleich oder ungleich seyn sollten, als eben nur denjenigen, den die gemachte Beobachtung darbeut: dann, sage ich, ist der Grad der Wahrscheinlichkeit, mit dem wir annehmen können, daß auch die übrigen, und somit alle A die Beschaffenheit b haben, nach Rechnungen (die man in anderen Werken nachschlagen muß) $= \frac{m+1}{m+n+1}$. Da nun $\frac{m+1}{m+n+1} =$ oder $< \frac{1}{2}$ wird, so oft $m < n$ ist, und da wir Sätzen, deren Wahrscheinlichkeit nicht größer als $\frac{1}{2}$ ist, nicht beipflichten können: so erhellet, daß wir die Wahrheit des Satzes M auf diesem Wege nicht eher annehmen können, als bis wir wenigstens

die Hälfte aller A geprüft, und die Beschaffenheit b bei ihnen nachgewiesen haben. Ein Anderes ist es, wenn wir einige eigene Rücksichten haben, welche das Daseyn der Beschaffenheit b bei allen A mehr oder weniger wahrscheinlich machen; oder wenn irgend ein Grund da ist, zu vermuthen, daß sich diese Gegenstände hinsichtlich auf den Umstand, ob die Beschaffenheit b ihnen zukomme oder nicht, alle als gleich erweisen werden. Dann können wir allerdings, wenn wir das Daseyn von b erst nur bei einigen A unbezweifelt wahrgenommen haben, den Schluß von diesen auf alle mit einem viel höheren Grade der Wahrscheinlichkeit machen, als ihn die vorige Regel angibt. So können z. B. bei einer Formel, die wir durch Rechnung abgeleitet haben, schon einige Proben, welche ein richtiges Resultat gewähren, genügen, uns von ihrer Richtigkeit zu versichern, nicht wegen der Anzahl der Proben, die vielleicht ganz verschwindet gegen die Menge der Fälle, für welche die Formel gelten soll: sondern weil es nicht wahrscheinlich ist, daß der Rechnungsfehler, wenn wir bei ihrer Ableitung einen begangen haben sollten, gerade von der Art wäre, daß er in den gewählten Beispielen ein richtiges Resultat gegeben hätte. Eben so wenn wir aus einem der Schränke in einem großen Büchersaale nur ein Paar Bücher (etwa aus dem obersten und untersten Fache) hervorgezogen und beide theologischen Inhalts befunden haben, so können wir schon mit vieler Zuversicht vermuthen, daß dieser ganze Kasten nur theologische Bücher enthalte, weil wir voraussetzen dürfen, daß man die Bücher nach der Beschaffenheit ihres Inhaltes zusammengestellt habe. Da man die Schlußart, nach der wir die Wahrheit M in diesen Fällen erkennen, eine (entweder vollständige oder nur unvollständige) Induction zu nennen pflegt (§. 236. 253.): so könnte dieses Verfahren, die gegebene Aufgabe zu lösen, selbst das Inductionsverfahren heißen.

9) In dem so eben beschriebenen Verfahren war es eigentlich eine Art von Eintheilung, die wir mit dem Subjecte des Satzes vornahmen; auch mit dem Prädicate desselben läßt sich zuweilen mit einem eben so guten Erfolge eine Art Eintheilung versuchen; dann nämlich, wenn die

Beschaffenheit b, die der Satz aussagt, im Grunde nichts Anderes ist, als ein Inbegriff mehrer Beschaffenheiten b', b'',.... Hier wird entschieden seyn, daß die Beschaffenheit b allen A zukomme oder nicht, wenn wir entscheiden können, ob jede der einzelnen Beschaffenheiten b', b'',... allen A zukomme oder nicht; und dieß kann begreiflicher Weise oft leichter seyn als jenes. Ich brauche mich abermals nur auf Beispiele aus der Mathematik, wie sie ein Jeder kennt, zu berufen. Allein auch wenn wir nicht vermögen, das Daseyn aller b', b'',..., die erst zusammengenommen b bilden, darzuthun: wird es zuweilen erlaubt seyn, bloß aus dem Daseyn mehrer derselben auf das Vorhandenseyn aller mit einem bald größern, bald geringern Grade der Wahrscheinlichkeit zu schließen. Denn wenn die Menge der sämmtlichen Beschaffenheiten b', b'',..., deren Inbegriff b gibt, $= m + n$, und die Menge derjenigen, deren Vorhandenseyn wir wahrgenommen haben, $= m$ ist; wenn ferner abgesehen von dem Grunde, den wir durch eben diese Beobachtung erhalten, sonst gar kein anderer da ist, der uns bestimmen könnte, das Daseyn irgend einer dieser Beschaffenheiten eher anzunehmen als zu verwerfen: wenn wir auch keinen Grund haben, aus dem Vorhandenseyn einer derselben im Einzelnen eher das Daseyn oder die Abwesenheit einer zweiten zu vermuthen: dann wird der Grad der Wahrscheinlichkeit, mit dem wir annehmen können, daß sich die sämmtlichen b', b'',... vereinigt vorfinden, gerade wie in n° 8, $= \frac{m+1}{m+n+1}$ seyn. Dieses Verfahren könnte nach §. 253. am Füglichsten wohl das Verfahren der **Analogie** genannt werden.

Anmerk. Gewöhnlich lehrt man, daß es bei allem Nachdenken, das die Erfindung neuer Wahrheiten bezwecket, nur zwei Verfahrungsarten gebe, deren die eine man *progressiv*, die andere *regressiv* nennet. Obgleich nun in der Bestimmung dieser Begriffe manche Uneinigkeit herrscht: so ist doch das Gewöhnlichste, daß man die erste Methode als ein Fortgehen von den Gründen zu dem Gegründeten, die zweite aber als ein Fortgehen von dem Gegründeten zu seinen Gründen beschreibet. Das Erste nun däucht mir deutlich genug gesagt; vorausgesetzt, daß irgendwo

angemerkt sey, man nehme die Worte Grund und Gegründetes (oder Folge) in ihrer weitesten Bedeutung: so daß ein jeder Satz, aus dem ein anderer ableitbar ist, sein Grund, und dieser das Gegründete oder die Folge heißt. Diese Erklärung des progressiven Verfahrens habe denn also auch ich behalten. Bei der Zweiten dagegen, oder bei der Erklärung des regressiven Verfahrens schien es mir nöthig, noch näher anzugeben, auf welche Weise man von dem Gegründeten zu seinem Grunde fortgehen könne. Daß man aber das progressive Verfahren jederzeit auch als ein synthetisches, das regressive als ein analytisches beschreibt, däucht mir nicht völlig richtig zu seyn. Wenn man z. B. das oberste Sittengesetz nach der §. 327. no 3. angedeuteten Weise sucht, so geht man, dächte ich, doch progressiv zu Werke, weil man nur von bekannten Wahrheiten zu unbekannten fortgeht; gleichwohl ist diejenige, auf die man zuletzt kommt, einfacher als diejenigen, von denen man ausging, und man kann also füglich nicht sagen, daß man zusammengesetzt, sondern es muß vielmehr heißen, daß man aufgelöst habe. Ein Geschichtsforscher dagegen, der um den wahren Hergang eines Ereignisses zu bestimmen, erst nur versuchsweise annimmt, daß es sich so oder so verhalten habe; dann sich veranlasset sieht, um diese Annahme zu rechtfertigen, wieder gewisse andere Begebenheiten vorauszusetzen u. s. w., gehet gewiß regressiv vor; aber kann man auch sagen, daß er zergliedernd vorgehe, da seine folgenden Annahmen immer zusammengesetzter als die vorhergehenden sind? — Doch an den bloßen Benennungen ist wohl nur wenig gelegen, zumal da sich vielleicht noch eine andere Rechtfertigung derselben ausdenken ließe. Wenn aber Einige (wie Hr. Twesten L. §. 175.) sagen, daß sich das regressive Verfahren nur dort gebrauchen lasse, wo es sich nicht sowohl um die Erfindung, als um den Beweis einer schon gefundenen Wahrheit handle: so haben sie wohl nur in so weit Recht, als sich zur Findung solcher Beweise dieses Verfahren besonders eignet. Daß es jedoch schlechthin nur hier gebraucht werden könne, und nicht auch anwendbar sey in Fällen, wo man die Wahrheit erst vermuthet, ja noch gar nicht kennt, wäre zu viel behauptet. So wußte man z. B. in der That noch gar nicht, welchem Gesetze die Brechung der Lichtstrahlen folgt, als man verschiedene Gesetze nur versuchsweise annahm, und dadurch fand, daß die Sinusse des brechenden und gebrochenen Winkels in einem constanten Verhältnisse stehen.

§. 330.

VI. Verbindung mehrer Verfahrungsarten.

So manches Mittel zur Erfindung neuer Wahrheiten wir auch bisher schon kennen: so erfahren wir doch, wenn wir sie anwenden wollen, nur allzusehr, wie mangelhaft sie alle noch sind. Das directe Verfahren führt uns zwar jederzeit auf Wahrheiten; aber nur sind diese Wahrheiten nicht immer neu, oder nicht merkwürdig, oder wenigstens nicht gerade diejenigen, die wir zu finden wünschten. Wahr ist es freilich, daß wir bei diesem Verfahren die Vordersätze nicht auf das bloße Gerathewohl zu verbinden brauchen, sondern sie auswählen können mit steter Rücksichtnahme auf die gegebene Form der zu findenden Wahrheit, die sich zuletzt als Schlußsatz einstellen soll; und wenn wir dieß thun, können wir allerdings erwarten, daß uns die Wahrheiten, die wir herausbringen, der zu findenden wenigstens näher führen: daß wir sie aber wirklich erreichen, das ist selbst in dem Falle, wo sie aus den gewählten Vordersätzen wirklich ableitbar ist, noch ungewiß, weil es der Arten, wie diese Vordersätze verbunden werden können, ohne zu dem gewünschten Ziele zu führen, so viele gibt. Die indirecten Verfahrungsarten haben erstlich alle schon das Ueble, daß wir auf's bloße Gerathewohl annehmen müssen, wie etwa die Wahrheit, die wir suchen, laute; und wenn diese Form sehr unbestimmt ist, und wenn uns das Glück nicht eben begünstiget: so ermüden wir über den vielen mißlungenen Annahmen, bevor wir noch irgend etwas, das merkwürdig wäre, gefunden haben. Dann hat noch jede dieser indirecten Verfahrungsarten ihre besonderen Beschwerlichkeiten. Bei der apagogischen Methode können wir von einer falschen Voraussetzung (M oder Neg. M) ausgehen, und eine beträchtliche Menge von Folgerungen aus ihr ableiten, ohne auf eine uns bemerkbare Ungereimtheit zu stoßen. Bei dem regressiven Verfahren können wir Annahmen auf Annahmen häufen, die wir nach langem Versuchen zuletzt alle als falsch oder doch unerweislich erkennen. Das Inductionsverfahren endlich gewähret nur da Gewißheit, wo die Induction vollständig ist; und eine solche ist meistens sehr schwer

und ermüdend, oft völlig unmöglich. Wohl müssen wir also wünschen, es möchte dem Scharfsinne der Heuristiker gelingen, andere, noch vollkommenere Verfahrungsarten zu finden; bevor dieß aber geschehen, müssen wir uns wenigstens dadurch zu helfen suchen, daß wir die schon bekannten Methoden nicht einzeln, sondern, so viel es möglich ist, vereinigt anwenden. Wie nun die indirecten Methoden mit einander vereinigt werden sollen, scheint keiner besonderen Anleitung zu bedürfen, weil es nicht anders als dadurch geschehen kann, daß man bei einer und eben derselben Annahme die eine nach der andern versucht, wobei sich von selbst versteht, daß man den Anfang mit derjenigen mache, die hier das Meiste verspricht. Nur über die Art, wie diese indirecten Methoden mit der directen zu verbinden seyen, lassen sich einige nützliche Anmerkungen machen.

1) Um das directe und das apagogische Verfahren mit dem größtmöglichen Vortheile zu verbinden, müssen wir bei dem ersteren auf Sätze hinarbeiten, welche mit den aus der versuchsweisen Annahme M oder aus ihrer Verneinung Neg. M abgeleiteten Folgerungen, bei dem letzteren aber auf Sätze, welche mit den durch das erstere gewonnenen Sätzen in dem Verhältnisse der Unverträglichkeit stehen. Haben wir nämlich eine aus M sich ergebende Folgerung Z gefunden, die einer auf directem Wege gefundenen Wahrheit E widerstreitet, so ist die Falschheit von M: und haben wir eine aus Neg. M sich ergebene Folgerung gefunden, die der E widerstreitet, so ist die Wahrheit von M erwiesen. Da aber Sätze meistens nur dann in dem Verhältnisse der Unverträglichkeit zu einander stehen, wenn sie aus mehren gemeinschaftlichen Bestandtheilen zusammengesetzt sind: so müssen wir, um auf ein Paar Sätze, wie Z und E, zu gerathen, bei der Aufsuchung der Z (d. h. der Folgerungen aus M oder Neg. M) auf die Bestandtheile, aus denen die Wahrheiten D, E, ... zusammengesetzt sind, und bei der Ableitung der D, E, ... auf die Bestandtheile der Z hinsehen, und Sätze von diesen Bestandtheilen zu gewinnen trachten. Dieß wird uns um so besser gelingen, wenn wir entweder gleichzeitig oder doch in sehr kurzen Zeiträumen abwechselnd bald mit der Ableitung der Z, bald mit der Bildung der E

beschäftiget sind. Dem Mathematiker werden Beispiele dieses Verfahrens in Menge beifallen; um aber auch eines aus einer anderen Wissenschaft zu geben, stellen wir uns vor, wir hätten das Daseyn Gottes, d. h. das Daseyn eines Wesens, das keinen Grund seines Daseyns hat, zu beweisen. Wir nehmen also nach apagogischem Verfahren das Gegentheil, d. h. den Satz an, daß es kein Wesen gebe, das nicht den Grund seines Daseyns in einem anderen hätte; und sehen zu, ob wir diesen Satz nicht auf irgend eine Ungereimtheit hinausführen können. Da uns nun keine merkwürdige Folgerung einfällt, die sich aus diesem Satze für sich allein genommen ergäbe, so sinnen wir auf eine uns schon bekannte Wahrheit, die durch Verbindung mit ihm auf Folgen führen würde. Es fällt uns die Wahrheit ein, daß es doch Wesen überhaupt gebe. Aus der Verbindung dieses Satzes mit jener Annahme fließet die Folgerung, daß es auch Wesen (wenigstens Eines) gebe, welche die Kraft zu schaffen, d. h. die Kraft besitzen, Ursache (wenigstens Theilursache) von dem Vorhandenseyn eines anderen Wesens zu seyn, und daß auch dergleichen schaffende Wesen selbst noch geschaffene seyn müssen. Um nun auf einen Widerspruch, den diese Behauptung in sich schließt, zu gerathen, suchen wir durch die directe Methode Wahrheiten auf, welche die Natur geschaffener oder schaffender Wesen betreffen. In Rücksicht der ersteren leuchtet ein, daß ein geschaffenes Wesen, da es den Grund seines Seyns in andern hat, auch den Grund seiner Beschaffenheiten (theilweise wenigstens) in andern haben müsse, also Einwirkungen von denselben erfahren, somit veränderlich seyn, und daher allmählig vollkommener werden, und früher unvollkommener gewesen seyn müsse; daß es sonach gewiß keinen Kräftegrad gibt, der so niedrig ist, daß dieses Wesen nicht einst auf einem noch niedrigeren Grade gestanden wäre. Betrachten wir nun die Natur eines schaffenden Wesens, so finden wir, daß der Act des Schaffens nicht in der Zeit vor sich gehe, daß er somit eine Kraft voraussetze, die eine bestimmte Größe nicht erst im Verlaufe der Zeit erhalten, sondern von Ewigkeit her schon gehabt hat. Es zeigt sich also nunmehr, daß die Behauptung, ein geschaffenes Wesen sey auch ein schaffendes, auf einen Widerspruch führe; nämlich

auf den, daß es bei einem geschaffenen Wesen keine, auch noch so geringe Kraft gebe, die ihm in gleichem Maaße von Ewigkeit her schon müßte beigewohnt haben, und daß ein schaffendes gleichwohl von Ewigkeit her eine gewisse sich immer gleichbleibende Kraftäußerung ausgeübt haben müsse. Wir erkennen also, es müsse ein Wesen, das unerschaffen ist, geben.

2) Wer das directe Verfahren mit dem regressiven vortheilhaft vereinigen will, muß die Annahmen, zu denen das letztere veranlaßt, als eben so viele Zielpuncte ansehen, zu welchen er durch die Schlüsse des directen Verfahrens zu kommen trachten muß. Wenn wir z. B. die Aufgabe hätten, den Indeterminismus oder den Satz zu untersuchen, daß der menschliche Wille zuweilen auch ohne bestimmenden Grund beschließe; und wenn wir diesen Satz versuchsweise annehmen, und regressiv behandeln: so finden wir uns gleich zu der weiteren, versuchsweisen Annahme veranlaßt, daß unser Wille wenigstens dann ohne bestimmenden Grund beschließe, wenn eine gewisse Handlungsweise von der Vernunft gefordert, und eine andere von dem Begehrungsvermögen gewünscht wird. Um dieses durchzusetzen, sehen wir uns wieder veranlaßt anzunehmen, es sey eine unrichtige Behauptung, daß wir nur dann einer Forderung der Vernunft folgen und folgen können, wenn diese Forderung stärker als unser Wunsch ist, und daß wir im Gegentheil unserem Wunsche folgen und folgen müssen, so oft er stärker als die Forderung der Vernunft ist. Diese Annahme ist nun ein Zielpunct, zu dem wir durch das directe Verfahren zu kommen trachten müssen. Wir werden hier also z. B. von der Wahrheit ausgehen, daß nur gleichartige Dinge mit einander (z. B. nur Räume mit Räumen, nicht aber Räume mit Zeiten oder Gewichten) nach ihrer Größe verglichen werden können; und müssen nun sehen, ob sich hieraus die Annahme, die wir zuletzt gemacht, vielleicht erweisen ließe.

3) Gedenken wir endlich das directe Verfahren mit dem Verfahren der Induction zu verbinden, so liegt am Tage, daß wir schon bei Aufsuchung der verschiedenen, dem A unterstehenden Vorstellungen A′, A″, ... auf solche sehen

erreichen ließ. Bekanntlich hängt es auch nicht immer von unserm Belieben ab, ob wir gewisse, uns Aufschluß versprechende Wahrnehmungen jetzt oder ein andermal machen, sondern wir müssen den Augenblick, da die Gelegenheit sich eben darbeut, benützen. Sind aber die Verhältnisse von einer solchen Art, daß wir gewisse Erfahrungen, wann es uns immer beliebt, einziehen können: so dürfte es fast immer zweckmäßig seyn, sie zu verschieben, bis wir erforscht, wie viel sich bloß durch diejenigen Wahrnehmungen, die wir bisher gemacht, herausbringen lasse. Dieses kann nämlich die nützliche Folge haben, daß wir einsehen gelernt, auf welche Umstände wir unsere Aufmerksamkeit vornehmlich hinzurichten haben, wenn die neuen Wahrnehmungen recht viele Aufschlüsse gewähren sollen. Um aber die gewünschten Wahrnehmungen uns wirklich zu verschaffen, ist in verschiedenen Fällen abermals ein verschiedenes Verfahren nöthig. Zuweilen genügt es, nur unsere Aufmerksamkeit auf die von Außen so eben in uns angeregten Anschauungen zu richten; wir sollen nur ruhige Beobachter machen. Zuweilen wird die Aufsuchung eigener Orte, oder die Abwartung bestimmter Zeiten erfordert. Zuweilen müssen wir noch manche andere Vorkehrungen treffen, z. B. die Kraft unserer Sinne durch eigene künstliche Werkzeuge verstärken u. dgl. Zuweilen endlich ist nöthig, den Gegenstand oder diejenige Veränderung in der Außenwelt, von deren Wahrnehmung wir uns einen Aufschluß über unsere Frage versprechen, durch eine eigene Thätigkeit erst zu Stande zu bringen. Verrichtungen dieser Art pflegt man Versuche zu nennen. Je nachdem der Zweck, den wir bei einem solchen Versuche haben, entweder der ist, durch ihn nur die Bestätigung einer bereits aus andern Gründen erkannten Wahrheit zu erhalten, oder zu entscheiden, ob ein gegebener Satz wahr oder falsch ist, oder nur überhaupt zu gewissen uns bisher unbekannten Wahrheiten zu gelangen, heißt er bald ein bestätigender, bald ein erforschender, bald ein nur auf's Gerathewohl angestellter Versuch.

1. Anmerk. Was no 4. über die große Verlässigkeit der sogenannten Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes gesagt ist, läßt sich gewisser Maßen selbst als ein Ausspruch des

gemeinen Menschenverstandes ansehen; so häufig ist es auch von den größten Weltweisen, d. h. selbst von denjenigen Personen, welche die stärkste Versuchung gehabt, es zu läugnen, anerkannt worden. Schon Heraklitus drang auf die Anerkennung jener Art von Unfehlbarkeit, welche nicht die Vernunft des Einzelnen, wohl aber die allgemeine Menschenvernunft in ihren Aussprüchen hätte. Und mit welchem Nachdrucke dieß in der neueren Zeit von mehren besonders englischen Weltweisen geschehen sey, und jetzt erst wieder in Frankreich geschehe, ist bekannt. Wahr ist, daß es auch viele Gelehrte gegeben und noch gibt, die das Berufen auf den gemeinen Menschenverstand für einen Mißbrauch erklärten; bei einer näheren Untersuchung aber zeigt sich fast immer, daß sie nur gegen ein Berufen auf den gemeinen Menschenverstand in Dingen solcher Art geeifert, in denen er die oben gerühmte Unfehlbarkeit in der That nicht hat; in Fragen nämlich, zu deren Entscheidung gewisse, ganz eigenthümliche Beobachtungen oder Versuche nothwendig sind, welche die große Menge der Menschen nie angestellt hat und nie anstellen konnte; in Fragen, deren so oder anders lautende Entscheidung von keinem weiteren Einflusse ist, oder die zwar nicht gleichgültig sind, aber auf eine Weise, welche den menschlichen Leidenschaften zusagt, entschieden worden sind. In Fällen solcher Art kann man sich freilich nicht auf das Urtheil der großen Menge, wenn es auch durchaus gleichlautete, verlassen. So mag man immerhin auf dem ganzen Erdenrunde glauben, es habe einst Riesenvölker gegeben; Tag und Nacht entständen durch die Bewegung der Sonne um die Erde; Wesen, welche geschaffen sind, müßten auch einen Anfang haben; Alles, was sich auf Erden befindet, sey nur um unsertwillen da, u. s. w.: diese Meinungen können doch alle unrichtig seyn, weil sich bei keiner derselben die oben angegebenen Bedingungen vereinigt finden. Wenn wir dagegen bemerken, daß man bei allen Völkern und zu allen Zeiten die Wohlthätigkeit, die Treue in der Erfüllung gethaner Zusagen u. dgl. für löblich und pflichtgemäß; den Ehebruch, die Unmäßigkeit in Speise und Trank, die Undankbarkeit u. dgl. für schändlich und unerlaubt angesehen habe: so sagen wir mit Recht, dieses seyen Aussprüche des gemeinen Menschenverstandes, welche den Wahrheiten, die sie betreffen, eine über allen Zweifel erhabene Gewißheit ertheilen.

2. Anmerk. Beobachtung und Versuch sind ein Paar vieldeutige Worte. In seiner weitesten Bedeutung heißet Beobachten nichts Anderes, als seine Aufmerksamkeit auf einen be-

stimmten Gegenstand richten. Und in dieser Bedeutung genommen, muß der Gegenstand einer Beobachtung nicht immer eben ein sinnlicher seyn, sondern es können auch allerlei andere Gegenstände, von denen wir Vorstellungen haben, von uns beobachtet werden; z. B. Gott u. dgl. In der Bedeutung n° 5. aber ist der Gegenstand, den man beobachtet, immer nur sinnlich, und unter dem Beobachten desselben wird nicht ein bloßes Richten der Aufmerksamkeit, sondern auch nöthigenfalls ein Richten der Organe auf ihn, und kurz ein Inbegriff aller derjenigen Handlungen verstanden, welche erforderlich sind, um eine belehrende Wahrnehmung zu erhalten. Versuchen in der weitesten Bedeutung heißt etwas thun, weil wir nicht mit Gewißheit, sondern nur mit Wahrscheinlichkeit erwarten, daß ein von uns gewünschter Erfolg daraus hervorgehen könne. In dieser Bedeutung stellt man Versuche schon an, wenn man z. B. die Aufmerksamkeit seines Geistes auf gewisse Wahrheiten richtet, in der Erwartung, daß man dadurch aus ihnen irgend eine neue werde ableiten können, u. dgl. In der Bedeutung n° 6. aber muß der beabsichtigte Erfolg eine zu unserer Belehrung dienliche Wahrnehmung seyn; und die Handlung, welche wir zur Herbeiführung dieses Erfolges verrichten, muß in gewissen Einwirkungen auf die uns umgebende Außenwelt bestehen, durch welche wir die Veränderung, die wir zu unserer Belehrung beobachten wollen, erst selbst hervorrufen. So, glaube ich, nehmen wir diese Worte in den empirischen Wissenschaften. Die Beobachtung sehen wir da als das allgemeine, überall anwendbare Mittel zur Erweiterung unserer Kenntnisse an; Versuche aber als ein Mittel, das nur zuweilen angewandt werden kann, aber dann nie allein bleiben darf, sondern mit der Beobachtung verbunden werden muß. Diesen letzteren Umstand scheinen Einige nicht wohl berücksichtiget zu haben, wenn sie Beobachtungen und Versuche einander so entgegenstellen, als ob dort, wo ein Versuch gemacht wird, keine Beobachtung Statt fände.

§. 332.*

VIII. Prüfung der eigenen, bereits gefällten Urtheile.

Bei allem Nachdenken, das Entdeckung neuer Wahrheiten zum Zweck hat, müssen wir Urtheile fällen, wenn dieser Zweck erreicht werden soll. Denn daß wir nun die gesuchte Wahrheit gefunden haben, und daß sie so und so

laute, ist ja schon selbst ein Urtheil. Um aber zu diesem Urtheile zu gelangen, müssen wir meistens erst eine Menge anderer Urtheile fällen, die uns als Vordersätze zu demselben dienen. Bei einem jeden unserer Urtheile aber, das wir mit einem klaren Bewußtseyn fällen, können wir uns, wenn wir wollen, die Frage vorlegen, ob wir uns nicht etwa in diesem Urtheile irren? Was wir nun unternehmen, um diese Frage uns zu beantworten, das kann man wegen der Aehnlichkeit, welche die hier gesuchte Antwort mit derjenigen hat, die wir bei dem §. 329. beschriebenen Geschäfte der Prüfung eines uns vorliegenden Satzes überhaupt suchen, ein Prüfen des eigenen Urtheiles nennen. Es ist leicht zu erachten, daß uns ein solches Prüfen unserer eigenen Urtheile, wenn wir es auf die gehörige Weise verrichten, sehr nützlich werden könne. Denn auf diesem Wege können wir oft zur Entdeckung der Unrichtigkeit eines gefällten Urtheiles gelangen, und noch bei Zeiten zu seiner Zurücknahme veranlaßt werden; in andern Fällen aber, wenn sich das Urtheil bei jeder Prüfung von Neuem bestätigt, werden wir demselben künftig mit einem um desto höheren Grade der Zuversicht anhangen. Ich schweige davon, daß uns dieß Prüfen eine eigene Uebung im Denken gewähre, gelegenheitlich auch auf manche neue Wahrheit, die wir sonst nicht bemerkt hätten, hinleiten könne, u. s. w. Ohne Zweifel also wird es bei allem Nachdenken, das die Entdeckung neuer Wahrheiten bezwecket, sehr zu empfehlen seyn, die Urtheile, welche wir hiebei fällen, fleißig erst einer eigenen Prüfung zu unterziehen. Darum geziemt es sich aber auch, daß wir hier eine kurze Anleitung zu diesem Geschäfte ertheilen.

1) Wer sich die Frage, ob ein gewisses Urtheil, das er so eben gefällt, auch richtig sey, ohne ein weiteres Nachdenken bloß darum bejahend beantworten wollte, weil er sich bewußt sey, es so eben gefällt zu haben: der hätte von einem Verfahren dieser Art offenbar nicht den geringsten Nutzen. Soll es uns möglich seyn, den Irrthum, den wir in unserem Urtheile etwa begangen haben, gewahr zu werden, oder soll für den Fall seiner Richtigkeit unsere Zuversicht zu demselben vernünftiger Weise steigen: so muß sich

die Antwort, die wir uns auf die Frage, ob dieses Urtheil auch wahr sey? geben, auf eine eigene, jetzt erst hinzugekommene Betrachtung gründen. Da es aber doch einen Grund geben muß, der uns zur Fällung des zu prüfenden Urtheiles bestimmt hatte, falls es nicht etwa ein ganz unvermitteltes gewesen: so wird es zweckmäßig seyn, diesen, wenn wir ihn nicht schon ohnehin uns deutlich vorstellen, zu einem deutlichen Bewußtseyn zu erheben. Wir müssen uns also befragen, ob wir dieß Urtheil unmittelbar gebildet, oder aus andern, und aus welchen andern wir dasselbe abgeleitet haben? Findet sich, daß wir es unmittelbar gebildet: so können wir mit eben dem Grade der Zuversicht, mit dem wir dieß erkennen, auch schon voraussetzen, daß es ein wahres Urtheil sey, indem bei Urtheilen von einer solchen Art kein Irrthum eintreten kann. (§. 309.) Finden wir aber, daß wir das Urtheil aus andern abgeleitet, und sind wir uns dieser anderen Urtheile deutlich bewußt geworden: so werden wir ferner beurtheilen können, welchen Grad der Verlässigkeit diese früheren Urtheile haben, und ob die Schlußart, nach welcher jenes aus ihnen abgeleitet wurde, zu den vollkommenen, oder zu den bloßen Schlüssen der Wahrscheinlichkeit gehöre.

2) Zeigt sich auf diese Art, daß unser zu prüfendes Urtheil noch keinen hinreichenden Grad der Verlässigkeit habe: so wird es nothwendig, im entgegengesetzten Falle aber doch erlaubt und zuträglich seyn, uns umzusehen, ob es nicht einige andere, bisher noch gar nicht von uns beachtete Gründe für oder wider dasselbe gebe. Hiebei ist einleuchtend, daß wir um so zuversichtlicher erwarten können, durch unsere Prüfung Wahrheit zu finden, je unparteilicher wir auf Alles, auf die Gründe, die für sowohl, als auf diejenigen, die wider das Urtheil sind, aufmerken. Würden wir nämlich unsere Aufmerksamkeit nur auf dasjenige, was für unser Urtheil spricht, richten, von demjenigen aber, was ihm entgegen ist, absehen: so könnten wir ja, auch wenn der Satz falsch ist, seine Unrichtigkeit nicht inne werden, sondern wir würden uns, je länger wir nachdenken, nur um so mehr in unserem Irrthume bestärken. Wenn wir im Gegentheil unsere Aufmerksamkeit ausschließlich nur auf

das hinrichten wollten, was unserem Satze zu widerstreiten scheinet: so stände zu besorgen, daß wir von ihm allmählig abgebracht werden, selbst für den Fall seiner Wahrheit.

5) Die Frage ist nun, wie lange wir diese Aufmerksamkeit und dieses Suchen nach Gründen für oder wider unsern Satz fortsetzen sollen? Da es für jeden Satz eine unendliche Menge bald mehr, bald minder wahrscheinlicher Voraussetzungen gibt, aus welchen er sich mit einem bald größeren, bald geringeren Grade der Wahrscheinlichkeit ableiten läßt: so dürfte es uns bei einem stets fortgesetzten Nachdenken, vollends wenn wir noch einige andere Mittel damit vereinigen wollten, begegnen, daß wir von Zeit zu Zeit neue, bisher noch nicht beachtete Sätze von einiger Wahrscheinlichkeit entdeckten, die für, und wieder andere, die gegen den Satz, dessen Prüfung wir uns vorgesetzt haben, sprechen. Wollte man also von uns verlangen, daß wir das Nachforschen nach solchen Gründen oder Gegengründen so lange fortsetzen, als wir noch einige zu finden hoffen: so wäre dieß offenbar zu viel. Allein auch keine andere Regel, welche die Zeit und die Kraft, die wir auf dieses Forschen verwenden sollen, auf eine allgemeingültige und zugleich lehrreiche Art bestimmte, wüßte ich anzugeben; wohl aber däucht es mir ein Leichtes, mehre Fälle zu bezeichnen, in denen wir unsere Prüfung mit Fug und Recht abbrechen können. Ein solcher Fall tritt einmal schon dann ein, wenn wir der Gründe für oder wider das zu prüfende Urtheil bereits so viele und solche zusammengebracht, daß seine Bejahung oder Verneinung einen Grad der Wahrscheinlichkeit erstiegen hat, von dem wir einsehen, es könne durch eine längere Fortsetzung unserer Untersuchung, wenn sich nicht Dinge ereignen, deren Herbeiführung außerhalb unserer Macht steht, niemals dahin kommen, daß uns das Gegentheil wahrscheinlicher würde. Setzen wir, um dieß durch ein Beispiel zu erläutern, wir hätten so eben durch Rechnung herausgebracht, daß das Verhältniß des Durchmessers zum Umkreise = 1 : 3,141 ... sey, und hierauf würden wir in verschiedenen Büchern lesen, wie auch schon Andere dieses Verhältniß auf den verschiedensten Wegen gesucht, und eben so

gefunden; wie es inzwischen gleichwohl etliche Wenige gegeben, welche dasselbe anders bestimmt haben wollten, wie aber diese unter einander nie einig geworden, während die Uebrigen mit vieler Uebereinstimmung behauptet, daß sie die Stelle, wo sie geirrt, ihnen nachzuweisen vermöchten, wie hierauf einige der Letztern ihren Irrthum sogar selbst eingestanden hätten u. s. w. Hier nun, behaupte ich, werden wir unsere Prüfung füglich abbrechen dürfen, ohne uns erst mit den Gründen, die jeder Gegner für seine abweichende Angabe vorgebracht hatte, bekannt zu machen. Denn nun können wir schon im Voraus wissen, daß diese Gründe selbst in dem für sie günstigsten Falle, d. h. wenn wir ihre Unrichtigkeit nicht durchzuschauen vermöchten, keinen so hohen Grad der Wahrscheinlichkeit ersteigen können, als die Gründe, die wir bereits für die Richtigkeit unserer Rechnung zusammengebracht haben. Von dieser könnten wir nicht eher abgehen, als bis Ereignisse eintreten würden, deren Herbeiführung gar nicht in unserer Willkür stehet; als bis man uns nämlich mit einer beinahe eben so großen oder noch größeren Uebereinstimmung als jetzt, die Falschheit der früheren Rechnung nachweisen, und auch zugleich erklären würde, wie es gekommen, daß man so einstimmig geirret habe, u. s. w. In dem Falle, von dem ich jetzt gesprochen, dürfen wir unsere Nachsuchung abbrechen, weil sie für den nächsten Zweck, den wir so eben vorhaben, nämlich um über die Wahr- oder Falschheit des zu prüfenden Urtheiles gewisser zu werden, nicht ferner nothwendig ist. Daraus folgt aber nicht, daß wir sie nicht um irgend eines anderen Zweckes wegen, etwa zu unserer Uebung im Denken, oder um der Entdeckung anderer Wahrheiten willen, noch immer fortsetzen dürften. So können wir es z. B. immer noch der Mühe werth finden, einige der mißlungenen Versuche über die Rectification des Kreises kennen zu lernen, etwa damit uns anschaulicher werde, wie weit man sich selbst in einer Wissenschaft, die sich der größten Evidenz rühmt, verirren könne, sobald man einer Leidenschaft (wie der Begierde, etwas Neues zu sagen) Raum gibt, u. dgl. Begreiflich wird es aber auch Fälle, und zwar sehr häufige geben, wo sich das weitere Forschen aus einem ganz andern Grunde verbietet, z. B. weil wir bereits zu ermüdet sind,

als daß wir es mit gutem Erfolge noch weiter fortsetzen könnten; oder weil es an Muße gebricht u. dgl.

4) Es fragt sich nun noch, mit welchen Urtheilen wir die bisher beschriebene Art der Prüfung vornehmen sollen? Daß wir ein jedes unserer Urtheile, ohne alle Ausnahme, der Prüfung unterwerfen, ist offenbar nicht möglich. Denn weil der Entschluß, ein Urtheil zu prüfen, selbst schon ein Urtheil voraussetzt, weil ferner bei einer jeden Prüfung das Urtheil, welches ihr Gegenstand war, zuletzt für Eines von Beidem, entweder für verlässig oder nicht für verlässig erkläret werden muß, weil endlich dieser Erklärung mehre andere Urtheile nothwendig erst noch vorhergegangen seyn müssen: so leuchtet ein, daß derjenige, der wirklich jedes seiner Urtheile der Prüfung unterziehen wollte, mit diesem Geschäfte des Prüfens niemals zu Ende kommen könnte, indem er durch jede Prüfung in die Nothwendigkeit versetzt würde, noch Eine, ja noch mehre andere Prüfungen anzustellen. Auch daß wir nur alle diejenigen Urtheile prüfen, die wir als Vordersätze gebrauchen, um zu dem Urtheile zu gelangen, das wir als eigentliche Antwort auf die uns vorgelegte Frage ansehen, wäre zu viel gefordert. Denn auch hier würde sich die Menge der Urtheile, welche wir prüfen sollen, in das Unendliche vermehren; indem die Sätze, auf die wir ein Urtheil bei seiner Prüfung gründen, als eine Art von Vordersätzen desselben, und somit auch als eine Art von Vordersätzen für dasjenige Urtheil erscheinen, das wir aus jenem selbst ableiten wollen. Wir müssen also, da wir nicht Alles der Prüfung unterziehen können, nur Einiges prüfen; und da kommt Alles darauf an, daß die Auswahl, welche wir treffen, zweckmäßig sey. Wir müssen uns deßhalb nach einer Regel umsehen, welche die Sätze, die einer Prüfung vor andern werth sind, bestimme.

5) Sollen wir uns nach dem Grade der Zuversicht richten? Sollen wir nur diejenigen unserer Vordersätze einer Prüfung unterziehen, die wir mit einem beträchtlich niedrigeren Grade der Zuversicht fällen? — Es mag nicht ganz verkehrt seyn, wenn man auf diese Art vorgeht; aber für durchaus zweckmäßig kann ich sie doch nicht erklären. Denn es

ist ja bekannt, daß diese Zuversicht auch täusche; daß wenn auch nicht eben jene vollendete, doch ein sehr hoher Grad von Zuversicht Urtheilen beiwohnen könne, die wirklich irrig sind. Und wenn wir jedes Urtheil, das wir mit einem sehr hohen Grade der Zuversicht fällen, schon eben darum über jede Prüfung hinaussetzen wollen: wie können wir da je unsers Irrthumes inne werden?

6) Sollen wir sagen, daß unsere Prüfung sich über alle diejenigen Vordersätze ausdehnen müsse, die nicht schon ihrer Natur nach unmöglich irrig seyn können? Allein auf solche Weise müßten wir alle diejenigen Urtheile prüfen, die wir nicht unmittelbar, sondern durch Ableitung aus andern Urtheilen bilden. Bei einem jeden Nachdenken müßten wir also bis zu den ersten unvermittelten Urtheilen zurückgehen. Wie schwer ist dieß, und wie selten oder nie würde es uns gelingen! Und wie könnten wir da, wenn wir immer wieder von Vorne anfangen, nie das bereits Geprüfte schon als entschieden ansehen und ohne neue Prüfung annehmen wollten, weiter kommen? — Ja, genau betrachtet, würden wir uns auch hier in ein unendliches Geschäft verlieren; denn weil die Wahrheit, daß ein gewisses Urtheil unmittelbar gefällt worden sey, selbst keineswegs unmittelbar erkannt wird: so müßten wir, wollten wir jedes unserer vermittelten Urtheile einer eigenen Prüfung unterziehen, selbst die Urtheile, durch die wir andere für unvermittelt erklären, der Prüfung unterwerfen, welches, wie leicht zu begreifen ist, in das Unendliche gehen würde.

7) Aus dem, was bisher über die Art, wie das Geschäft der Prüfung vorzunehmen sey, gesagt worden ist, erhellet, daß es nur dadurch möglich werde, einen vorliegenden Satz zu prüfen, daß wir erst einen oder mehrere andere Sätze als wahr zu Grunde legen. Setzen wir nun, daß der eine oder die etlichen Sätze, die wir als wahr annehmen müßten, um einen anderen M zu prüfen, einen geringeren Grad der Verlässigkeit hätten, als dieser selbst hat: so ist offenbar, daß er durch diese Prüfung wohl vielleicht bestätiget, nie aber umgestoßen werden könnte. Denn weil der Grad der Verlässigkeit eines Urtheils niemals beträchtlich

größer, sondern wegen der Besorgniß eines möglichen Irrthumes bei seiner Herleitung meistentheils kleiner ist, als der Grad der Verlässigkeit, welchen die Vordersätze haben, aus denen es abgeleitet wurde: so würde selbst, wenn die Prüfung zum Nachtheil des Satzes M ausfiele, der Grad der Wahrscheinlichkeit, welchen der Satz Neg. M für uns erhielte, immer doch kleiner verbleiben als der Grad der Wahrscheinlichkeit, den der Satz M hat; indem schon die Voraussetzungen, aus welchen Neg. M folgt, einen geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit haben als M. Wir dürften also selbst in diesem Falle noch nicht zu der Behauptung Neg. M übergehen; sondern müßten bei dem schon ausgesprochenen Urtheile M verbleiben. Hieraus ergibt sich aber, daß wir in allen denjenigen Fällen, wo wir die Prüfung eines Satzes M nicht anders anzustellen wüßten, als durch die Annahme von Sätzen, die einen noch geringeren Grad der Verlässigkeit, als er selbst, haben, diese Prüfung getrost unterlassen dürfen. Denn da wir, wie sie auch ausfallen würde, bei dem Urtheile M verbleiben müßten: so kann man zwar nicht sagen, daß eine solche Prüfung uns gar keinen Nutzen, daß sie uns nicht z. B. eine gewisse Uebung im Denken gewähren könnte; allein wir können doch behaupten, daß sie uns zu dem Zwecke, den wir so eben vorhaben, zu einer Untersuchung, in welcher das Urtheil M als ein Vordersatz angewandt werden soll, nicht nothwendig sey. Wenn wir im Gegentheil bei unserem Nachdenken ein Urtheil M anwenden wollen, in Betreff dessen uns eine Art bekannt ist, wie es geprüft werden könnte, ohne die Annahme anderer, als durchaus solcher Sätze, die einen höheren Grad der Verlässigkeit haben: so thun wir jederzeit wohl, diese Prüfung anzustellen; wenn anders nicht die Verlängerung, die unserer Untersuchung hiedurch bevorstehet, einen Schaden drohet, der größer, als selbst der Schaden des Irrthumes wäre. Ist nämlich nur dieß Letztere nicht zu besorgen, so ist eine solche Prüfung vernünftig, indem es ja möglich ist, daß wir durch sie sogar noch veranlasset werden, unser Urtheil M selbst zu berichtigen. So werde ich z. B. das Urtheil, daß ich so eben denke, oder daß ich die Anschauung von etwas Rothem habe, keiner weiteren Prüfung unterziehen, schon deßhalb, weil mir durchaus

kein anderes Urtheil, das ich bei dieser Prüfung zu Grunde legen könnte, bekannt ist, dessen Verlässigkeit größer, als die der genannten Urtheile wäre. Auch das Urtheil, daß eine Rechnung dieses so eben von mir gefundene Facit gebe, werde ich nicht weiter prüfen, wenn mich diese Prüfung so lange aufhalten würde, daß ich darüber den Vortheil, den mir die richtige Berechnung bringen kann (etwa bei einer Wette) verlöre. Ist aber Zeit genug, und die Sache der Mühe werth, so werde ich die Prüfung vornehmen, und zwar so lange und so oft, bis ich mir von der Richtigkeit meiner Rechnung einen so hohen Grad der Gewißheit verschafft habe, daß jede andere Rechnung, die ich, um jene umzustoßen, zu Grunde legen müßte, einen geringern Grad der Wahrscheinlichkeit hätte, u. s. w.

8) Urtheile, die wir fällen, ohne uns ihrer bewußt zu seyn, können wir eben deßhalb auch keiner Prüfung unterziehen, so sehr sie es ihrer Unzuverlässigkeit wegen auch sonst vielleicht bedürfen möchten. Eine Regel also, durch die man uns vorschriebe, auch Urtheile dieser Art einer Prüfung zu unterziehen, wäre schon darum ungereimt, weil sie etwas, das unmöglich ist, verlangte. Der Regel aber, die ich so eben (n° 7.) aufgestellt habe, kann dieß nicht vorgeworfen werden; denn da sie nur solche Urtheile zu prüfen vorschreibt, in Betreff deren wir einsehen, daß ihre Prüfung uns möglich seyn werde, ohne von Sätzen auszugehen, die eine mindere Verlässigkeit, als sie selbst, haben: so werden Urtheile, deren wir uns nicht einmal bewußt sind, schon von selbst ausgeschlossen. Wahr ist es übrigens wohl, daß das Urtheil, es werde uns möglich seyn, ein so eben in Rede stehendes zu prüfen, ohne dabei von andern, die minder verlässig sind, als es selbst, auszugehen, — nichts weniger als unmittelbar gebildet werden könne, und daß wir daher bei seiner Bildung selbst in Gefahr sind, in einen Irrthum zu gerathen. Aber diese Gefahr eines Irrthums ist auf keine Art zu vermeiden; und sie ist offenbar nicht so groß, als es diejenige wäre, der wir uns aussetzten, wenn wir uns durch eine andere Regel oder durch bloßen Zufall bestimmen ließen, welche von unsern Urtheilen wir einer Prüfung unterziehen oder nicht unterziehen sollen. Endlich verdient noch

bemerkt zu werden, daß dieser Regel zufolge ein und dasselbe Urtheil bei einem und eben demselben Menschen bald zu denjenigen gehöre, die eine Prüfung verdienen, bald nicht dazu gehöre. Denn erstlich kann schon der Grad der Verlässigkeit, mit dem wir ein und dasselbe Urtheil zu verschiedenen Zeiten fällen, verschieden seyn; theils vielleicht, weil wir es mittlerweile bereits geprüft haben, theils auch, weil andere Umstände sich geändert haben. Dann kann es auch seyn, daß wir zu Einer Zeit keine andere Weise der Prüfung für dieses Urtheil kannten, als eine solche, bei der ein minder verlässiges Urtheil vorausgesetzt werden müßte; zu einer andern Zeit dagegen kann uns ein schicklicheres Mittel zur Prüfung einfallen. Endlich können sich auch die Verhältnisse ändern, können einmal Eile gebieten, ein andermal Muße vergönnen, u. s. w.

Anmerk. Daß man sich häufig geweigert, die Regel gelten zu lassen, die des Cartes aufgestellt hatte, an Allem wenigstens einmal im Leben zu zweifeln (Diss. de meth. recte regendae rationis), ist nicht zu wundern. Denn obgleich man aus Allem, was dieser Weltweise gelegenheitlich von seiner Verfahrungsart gesagt, deutlich genug entnehmen konnte, daß er für seine eigene Person nichts weniger als zu der Classe der Zweifler, vollends der leidenschaftlichen gehöre: so war doch jene Regel an sich unrichtig und gefährlich. Zweifeln ist einmal schon eben so wenig, als das Fürwahrhalten oder Verwerfen, so unbedingt und unmittelbar von unserem bloßen Belieben abhängig, daß man uns je dasselbe zur Pflicht auflegen, oder zum Verbrechen anrechnen darf, wenn man uns nicht erst die Mittel, wodurch wir es in dem einen Falle bewirken, und in dem andern verhindern können, angibt. Wer uns vorschreiben will, daß wir an Allem (wenigstens einmal im Leben) zweifeln sollen, muß uns erst zeigen, wie wir dieß zu bewirken vermögen. Einige Wahrheiten sind ja so einleuchtend, daß wir bei aller Bemühung, sie uns zweifelhaft zu machen, es doch nicht dahin bringen würden, sie wirklich zu bezweifeln. Von dieser Art ist z. B. die Wahrheit, daß wir denken oder Vorstellungen haben, u. dgl. Gesetzt aber auch, wir vermöchten es, uns Alles zweifelhaft zu machen; warum sollten wir das? Warum sollten wir Zweifel in uns anregen gegen Wahrheiten, die wir mit aller Sicherheit erkennen, deren gewisse Erkenntniß für uns von der größten Wichtigkeit ist, die

wir auf keine auch noch so kurze Zeit bezweifeln können, ohne uns unglücklich zu fühlen, oder unsere Tugend in Gefahr zu setzen? Solche Wahrheiten sind z. B. das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit unserer Seele, die Verbindlichkeit des Sittengesetzes u. dgl. Wer darf im Ernste den Menschen anrathen, sie sollten sich eigens bemühen, um gegen diese wichtigen Wahrheiten Zweifel bei sich zu erregen? — Mir däucht es vielmehr, daß Des Cartes nur den rechten Ausdruck verfehlet, und von einem Zweifeln gesprochen habe, wo er eigentlich an ein Prüfen gedacht. Das Prüfen eines Satzes, wenn es nichts Anderes ist, als eine Untersuchung, welche zum Zwecke hat, die Gründe uns zum Bewußtseyn zu bringen, aus denen wir uns auf einen gewissen Satz sicher genug verlassen oder nicht verlassen können, ist ein Geschäft, das wir auch dann noch vornehmen können, wenn wir die Wahrheit des Satzes nicht im Geringsten bezweifeln. Daß wir es gleichwohl mit dem Bezweifeln verwechseln, kommt nur theils daher, weil wir bei einem Satze, den wir bezweifeln, am Allernöthigsten haben, ihn ehestens zu prüfen; theils auch daher, weil wir bei dem Geschäfte der Prüfung eines Satzes gerade so, als ob wir denselben noch nicht für wahr hielten, sondern bezweifelten, ihn bei der gegenwärtigen Untersuchung nicht schon als wahr voraussetzen und aus ihm folgern dürfen. Dieses muß aber nicht darum unterbleiben, weil wir den Satz in der That nicht für wahr halten, sondern nur, weil wir den Grund, auf dem seine Erkenntniß beruhet, nicht inne werden könnten, wenn wir ihn selbst schon voraussetzen wollten; indem dieser Grund offenbar nicht in ihm, sondern in andern Sätzen lieget. Eben dieß müssen wir ja auch beobachten, so oft wir die Wahrheit eines Satzes, den wir erkennen, einem Andern, der ihn noch nicht erkennt, beweisen wollen; auch da dürfen wir den zu beweisenden Satz nicht schon selbst annehmen, sondern müssen bekanntlich von andern Sätzen ausgehen. So wenig man uns aber, indem wir dieß thun, vorwerfen darf, daß wir den Satz bezweifeln: so wenig ist nöthig, daß wir an einem Satze zweifeln, wenn wir ihn prüfen wollen. — Doch die Cartesische Regel bleibt mangelhaft, auch wenn wir an die Stelle des Zweifelns, welches sie fordert, ein bloßes Prüfen setzen. Denn was soll der Ausdruck, daß diese Prüfung sich „auf Alles" erstrecken müsse, bedeuten? Hierunter kann man doch wohl nichts Anderes, als alle unsere Urtheile verstehen. Allein daß es zu viel gefordert sey, alle seine Urtheile der Prüfung unterwerfen zu wollen, wurde

n° 4. gezeigt. Wir können immer nur einige unserer Urtheile prüfen, und müssen andere dagegen ungeprüft lassen. Es bedarf also einer Regel, welche uns auswählen lehret; gerade dieß aber leistet die Regel des Cartesius so wenig, daß sie vielmehr jede Auswahl verbietet. — Malebranche (de la Rech. de la vér. L. I. ch. 1.) suchte diesen Fehler zu verbessern und sagte, „man „müsse keinen anderen Sätzen beipflichten, als solchen, die so „evident wahr sind, daß man ihnen den Beifall ohne eine gewisse „peinliche Empfindung des inneren Sinnes und ohne eigene Vor„würfe nicht versagen kann." Wir thun allerdings wohl, wenn wir der Stimme unsars Gewissens beim Bezweifeln oder vielmehr beim Prüfen unserer Meinungen folgen. Aber nur spricht diese Stimme nicht immer; und wo sie spricht, gibt es einen, wenn auch nur dunkel erkannten Grund, der das Urtheil unsers Gewissens bestimmt; und eben mit diesem sollte man uns, wenigstens im Allgemeinen bekannt machen, d. h. man sollte uns die Regel, nach welcher das Gewissen in solchen Fällen verfährt, wenn es uns die Prüfung des einen Urtheiles erlaubt, des andern verbietet, angeben. — Auch Rüdiger (de Sensu V. et F. L. IV. Cap. 1. §. 3.) hatte die Sache im Wesentlichen nicht verbessert, wenn er erklärte, daß wir nicht an dem Satze, sondern nur an den Beweisen desselben zweifeln sollten. Non de re ipsa, sed de probationibus dubitemus. Nihil hinc unquam emergere incongrui potest; cum talis dubitatio sit species meditationis, nempe analyticae. Es ist freilich nicht nöthig, daß wir die Wahrheit eines Satzes bezweifeln, wenn wir die Richtigkeit eines seiner Beweise bezweifeln: allein gibt es nicht selbst unter den Beweisen, welche wir für gewisse Wahrheiten haben, einige, die so einleuchtend richtig sind, daß auch der Zweifel an sie schon eine Ungereimtheit, ein Incongruum wäre? Wenn aber R. dieß Zweifeln für eine Art von meditatio analytica erklärte, so zeigt sich deutlich, daß er im Grunde kein Zweifeln, sondern ein bloßes Prüfen im Sinne gehabt. — Auch Hollmann, der diesen Gegenstand (Log. §. 233—240.) etwas sorgfältiger, als wohl die meisten anderen Logiker behandelte, hob die hier obwaltende Schwierigkeit nicht. De omnibus, sagte er (§. 233.), dubitandum aliquando est. Dubitare vero (§. 234.) nobis initio nihil aliud est, quam judicium suum de veritate vel falsitate alicujus propositionis cohibere; quo ipso magnum omnino inter dubitationem et negationem alicujus rei discrimen interesse, satis statim apparet. Das ist allerdings richtig; aber ist nicht schon

die bloße Zurückhaltung des Urtheils ein Uebel, wenn es sich um eine Wahrheit handelt, über die wir auch keinen Augenblick unentschieden bleiben sollen? Das de omnibus erklärt er (§. 235. u. 236.), daß selbst Behauptungen, die sich durch ein auch noch so hohes Alterthum empfehlen, nicht ausgeschlossen seyn sollen; eine Forderung, die, wenn unter dem Zweifeln eigentlich ein Prüfen verstanden werden soll, gewiß nicht unbillig ist. §. 238. heißt es, daß uns das Zweifeln nur ein Mittel seyn soll, um zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen; (woraus erhellet, daß es im Grunde ein Prüfen seyn müsse). §. 239. liest man, tamdiu dubitandum, donec de rei vel veritate vel falsitate distincte constet. Allein nicht immer ist es möglich, sich bis zu einer deutlichen, d. h. mit dem Bewußtseyn des Grundes verknüpften Erkenntniß zu erheben. — Crusius (W. z. G. §. 538.) sagt, „daß ein Gelehrter von Rechtswegen bei seinem Nachdenken einen „jeden Beweis bis auf die höchsten Gründe aller Erkenntniß zu „überdenken verbunden sey; weil er sonst leicht in Gefahr bleibe, „unerwiesene Sätze als erwiesen anzunehmen." Aber wird diese Gefahr durch die Befolgung jener Regel vermieden? und ist es auch nur möglich, immer bis zu den höchsten Gründen aller Erkenntniß vorzudringen? — Nicht bestimmter ist, was man in einigen neueren Lehrbüchern antrifft. So heißt es in Jakobs Log. §. 492.: „Man muß irgend einmal sein ganzes Gedanken„system, alle seine Urtheile und Meinungen, ja alle seine Kräfte, „welche zur Untersuchung dienen, genau durchgehen, und an der „Wahrheit alles dessen, was man bisher geglaubt und für wahr „gehalten hat, so lange zweifeln, bis man durch eine strenge und „vernünftige Prüfung solche Gründe aufgefunden hat, welche das „Fürwahrhalten der Vernunft rechtfertigen. Dieses ist der so„genannte Cartesianische Skepticismus, der uns befiehlt, nichts „ohne Einsicht vernünftiger Gründe für wahr zu halten." — Fries (S. d. L. S. 593) redet von einem „echtphilosophischen „Aufschieben des Urtheils, das noch kein Zweifeln, sondern nur „die Vorbereitung einer kritischen Untersuchung seyn soll." Ich kenne nur zwei Handlungen, die mit dem Ausdrucke: „Aufschiebung eines Urtheils," bezeichnet werden könnten: die eine, wenn wir ein Urtheil, das wir zu fällen schon im Begriffe waren, plötzlich doch nicht fällen, weil wir erwägen, wie leicht es irrig seyn könnte; die andere, wenn wir an ein gewisses Urtheil jetzt eben nicht denken, sondern uns mit etwas Anderem beschäftigen wollen. Im ersten Sinne däucht mir das Aufschieben eines

Urtheils

Urtheils nichts Anderes als ein in diesem Augenblick entstandenes Zweifeln an der Wahrheit des Satzes. Im zweiten ist es freilich nichts weniger als ein Zweifeln; aber ich sehe nicht, wie ein solches bloßes Beiseitesetzen des Urtheils, ein bloßes Nichtdenken an dasselbe schon eine Vorbereitung zu seiner Prüfung genannt werden könne.

§. 333.

IX. Vorzugsweise Richtung der Aufmerksamkeit auf einzelne Urtheile und Vorstellungen.

Daß es größentheils in unserer Willkür stehe, auf welche unter den mehren, in unserer Seele so eben gegenwärtigen Urtheilen und Vorstellungen wir unsere Aufmerksamkeit besonders richten, und daß wir hiedurch einen starken Einfluß auf den bald günstigen, bald ungünstigen Erfolg unsers Nachdenkens haben, indem es so geschieht, daß bald diese, bald jene Urtheile oder Vorstellungen in uns einen erhöhten Grad der Lebhaftigkeit ersteigen, dadurch vielleicht selbst bis zur Klarheit sich erheben, oder doch bald mehr, bald weniger andere, mit ihnen verknüpfte Vorstellungen und Urtheile in unserem Gemüthe wecken, und bald diese, bald jene früher noch nicht gefällte Urtheile erzeugen: das Alles ist bekannt. (§. 286.) Billig müssen wir also einige Regeln für den Gebrauch unserer Aufmerksamkeit bei dem Geschäfte des Nachdenkens aufstellen. Unrichtig wäre es zu sagen, daß wir nur überhaupt die möglichgrößte Anzahl der Urtheile und Vorstellungen durch unsere Aufmerksamkeit zu umfassen bestrebt seyn sollen. Denn da diese Kraft unsers Geistes von einer solchen Beschaffenheit ist, daß sie nur eine endliche Menge von Erscheinungen in unserem Innern zu einer und eben derselben Zeit zu erfassen vermag, und in ihrer Einwirkung auf das Einzelne sich um so schwächer erweiset, je Mehres sie zugleich ausrichten soll, auch um so eher ermüdet, je stärker die Anstrengung ist, mit der wir sie wirken lassen: so erhellet, daß wir in unserem Denken nur um so langsamer fortschreiten, und um so bälder ermüden, je größer die Anzahl der Urtheile oder Vorstellungen ist, die wir mit Aufmerksamkeit betrachten wollen; wie auch, daß wir durch

Richtung dieser Aufmerksamkeit auf das Eine, sie einem Andern, das sie vielleicht noch mehr verdient hätte, entziehen. Wir müssen sonach bei den Vorstellungen sowohl, als bei den Urtheilen, auf die wir unser Augenmerk vorzüglich hinrichten, eine vernünftige Auswahl beobachten; und da erhellet von selbst (was auch schon §. 325. gesagt wurde), daß die Vorstellung von dem **Gegenstande**, der das Ziel unsers Nachdenkens ist, unsere erste Sorgfalt verdiene. Diese müssen wir uns vor andern klar machen. Was aber die Urtheile, welche wir über diesen Gegenstand fällen, belangt: so dürfte es zweckmäßig seyn, erst zu versuchen, wohin uns ein Nachdenken leite, dessen natürlichen Lauf wir eben nicht dadurch verzögern, daß wir ein jedes einzelne Urtheil, aus dem es bestehet, erst so lange festhalten wollen, bis es uns völlig klar geworden. Ein Denken mit zum Theile dunkeln Vorstellungen gehet ungleich rascher von Statten und wird uns nicht sobald ermüden. Erst wenn wir auf diese Art zu einem Schlußsatze, der uns merkwürdig däucht, gelangt sind, müssen wir nicht nur ihn selbst, sondern auch alle die Vordersätze, vermittelst deren wir zu ihm gelangt seyn dürften, zur Klarheit zu erheben suchen; aus dem begreiflichen Grunde, um jeden dieser Sätze, der es nach Angabe des §. 332. verdient, eigens prüfen und uns versichern zu können, daß in der Ableitung unsers Satzes aus jenen Vordersätzen kein Fehlschluß obwalte. Wir werden also wohl thun, wenn wir die nämliche Reihe der Vorstellungen und Urtheile, die uns zu jenem Schlußsatze geführt, mehrmals von Vorne anfangen, und indem wir uns in derselben bald früher, bald später unterbrechen, unsere Aufmerksamkeit ganz auf die eben jetzt in unserem Gemüthe vorhandenen Vorstellungen sowohl als Urtheile richten. Um aber jene Reihe von Schlüssen so wiederholen zu können, wie sie das erste Mal in unserer Seele entstand, dazu dienet die Richtung unserer Aufmerksamkeit auf dieselben Gegenstände, an die wir das erste Mal dachten. Auch kommt es zu Statten, wenn wir so viel, als möglich, uns in dieselben äußern Umgebungen entweder wirklich oder doch in Gedanken versetzen. Um endlich die begonnene Reihe vor ihrem völligen Ablaufe bald früher, bald später zu unterbrechen, dient theils der bloße Wille, theils

irgend ein äußerer Gegenstand, der uns zu rechter Zeit an diesen Willen erinnert. Endlich verstehet sich von selbst, daß einem jeden dieser Vordersätze um so mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden müsse, je mehr Unsicherheit er in unsern eigenen Augen hat; vorausgesetzt, daß uns kein Mittel bekannt ist, wie wir auf einem anderen Wege, nämlich ohne uns seiner bedienen zu müssen, zu unserem Schlußsatze gelangen könnten.

§. 334.

X. Verknüpfung unserer Vorstellungen mit zweckmäßigen Zeichen. Vortheile dieser Verknüpfung.

Um die im vorigen Paragraphe einige Male verlangte Erhebung mehrer unserer Vorstellungen zu einem klaren Bewußtseyn um so vollkommener zu bewirken, wie auch um mancher anderer Vortheile willen, ist es ein nicht genug zu empfehlendes Mittel, diese Vorstellungen theilweise auch durch Zeichen darzustellen. Obgleich nun der Gebrauch dieses Mittels, wenn die gewählten Zeichen nicht bloße Vorstellungen oder doch Gegenstände von einer solchen Art sind, die wir, ohne uns dessen nur klar bewußt zu seyn, hervorbringen können, nicht mehr zum reinen Nachdenken gehöret: so ist es dennoch nothwendig, hier von demselben zu sprechen, theils weil doch einige dieser Zeichen wirklich zum reinen Denken gezählt werden können, theils auch, weil jene Regeln, nach denen wir bei der Bezeichnung unserer Vorstellungen für den Zweck des eigenen Nachdenkens vorzugehen haben, in der Lehre vom wissenschaftlichen Vortrage schon als bekannt vorausgesetzt werden müssen. Verschaffen wir uns also zuvörderst eine Uebersicht von allen Vortheilen, die eine geschickte Bezeichnung unserer Vorstellungen bei dem Geschäfte des Nachdenkens gewähren kann. 1) Schon durch die bloße Aufsuchung eines schicklichen Zeichens für unsere Vorstellung geschieht es häufig, daß sie, die uns bisher nur dunkel vorschwebte, zur Klarheit gelangt. 2) Aber auch wo dieß unterbleibt, etwa weil uns das Zeichen schon so geläufig ist, daß es uns beifällt, ohne daß wir uns die zu bezeichnende Vorstellung selbst erst eigens vorzustellen brauchen,

können wir hinterher doch durch eine aufmerksame Betrachtung des hervorgebrachten Zeichens zur Anschauung auch der bezeichneten Vorstellung gelangen, d. h. ihr Klarheit ertheilen. 3) Nur durch Verbindung unserer Vorstellungen mit gewissen Zeichen können wir hoffen, jene allmählig so sehr in unsere Gewalt zu bekommen, daß wir, so oft es uns beliebt, sie wieder hervorrufen können. Die Vorstellung des Zeichens nämlich, als eines Gegenstandes, der in die Sinne fällt, läßt sich viel leichter zu der benöthigten Geläufigkeit erheben; oder es gibt wohl auch Mittel, wodurch wir jene Vorstellung von Außen her in uns anregen können, so oft wir wollen. Ist aber erst die Vorstellung des Zeichens angeregt, so fällt uns auch die bezeichnete Vorstellung selbst ein. 4) Pflegen wir die gewählten Zeichen (Töne, Figuren u. dgl.) uns nicht bloß lebhaft vorzustellen, sondern sie in der Wirklichkeit selbst hervorzubringen: so erlangen wir in den hiezu benöthigten Verrichtungen des Leibes bald eine solche Fertigkeit, daß wir, so oft es uns beliebt, diese Verrichtungen von Neuem vornehmen können; und so oft wir dieß thun, ja nur zu thun versuchen, wird schon die Vorstellung, der jenes Zeichen gehört, in unserem Gemüthe erneuert. 5) Durch den Gebrauch schicklicher Zeichen wird uns besonders das Festhalten solcher Vorstellungen, welche aus vielen Theilen zusammengesetzt sind, gar sehr erleichtert. Denn wenn wir uns eine solche Vorstellung nur erst einige Male in ihrer gehörigen Vollständigkeit, zugleich mit dem für sie bestimmten Zeichen vorgehalten haben: so verknüpfen sich nun ihre gesammten Bestandtheile mit der Vorstellung dieses Zeichens so innig, daß sie alle zurückkehren, so oft die Vorstellung des letzteren zurückkehrt, während ohne ein solches Bindungsmittel bald dieses, bald jenes wesentliche Merkmal unserem Gedächtnisse sehr leicht entfallen würde. 6) Sind die gewählten Zeichen dauernde Gegenstände der Außenwelt, z. B. Figuren, Schriftzüge u. dgl., und wir begnügen uns nicht mit einer bloßen Vorstellung derselben, sondern wir bringen sie wirklich hervor, d. h. wir schreiben unsere Gedanken nieder: dann setzen wir uns in den Stand, diese Gedanken, so oft wir es wollen, wieder zurückzurufen, von Neuem zu prüfen, und wenn wir sie richtig befunden, neue,

vorhin noch nicht gemachte Folgerungen aus ihnen abzuleiten. Dadurch verschaffen wir unseren Urtheilen Sicherheit, können durch öfters erneuertes Nachdenken immer weiter dringen, und bis zur Entdeckung solcher Wahrheiten gelangen, welche, weil sie auf einer viel längeren Reihe von Schlüssen beruhen, als daß sie auch von dem stärksten Gedächtnisse behalten würden, ohne dieß Mittel uns immer unbekannt geblieben wären. Man denke z. B. nur an die Wahrheiten, die wir durch schriftliche Berechnungen finden! 7) Wenn wir uns schriftlicher Zeichen bedienen: so können wir uns die sämmtlichen, zur Beurtheilung unsers Gegenstandes dienlichen und uns bereits bekannten Wahrheiten, ja alle denselben betreffende Vorstellungen überhaupt, durch Zeichen dargestellt, in eine bequeme Uebersicht bringen, und indem wir dieses Verzeichniß oft und mit Aufmerksamkeit durchgehen, dasjenige herausfinden, was uns in unserer Untersuchung weiter zu führen vermag. 8) Selbst eine bloß willkürliche, dem blinden Zufall überlassene Zusammenstellung unserer Zeichen kann eine Menge neuer Vorstellungen und Sätze bilden, deren Betrachtung auf neue Wahrheiten leitet. 9) Bei Vortheilen von einer solchen Wichtigkeit können wir andere von geringerer Bedeutung, z. B. daß schon die bloße, zufällige Aehnlichkeit und Verwandtschaft der Zeichen oft auf brauchbare Gedanken leite u. dgl., stillschweigend übergehen. Nur Eines verdient noch erwähnt zu werden, nämlich daß uns die Darstellung unserer Gedanken durch Zeichen, die auch für Andere verständlich sind, in den Stand setzt, unsere Behauptungen, sammt den Gründen, die uns zu ihrer Annahme bestimmten, auch der Beurtheilung Anderer zu unterlegen.

Anmerk. Man übersehe nicht, daß ich hier nur die Vortheile andeuten wollte, die der Gebrauch der Zeichen dort hat, wo man sich ihrer für seine eigene Person, und nur für den Zweck der Entdeckung neuer Wahrheiten bedienet. Hätte ich von dem Nutzen der Zeichen überhaupt, ja auch nur von den Vortheilen, welche sie der Entdeckung neuer Wahrheiten gewähren, wenn man sie allgemein gebrauchet, sprechen sollen: so hätte allerdings noch vieles Andere erwähnt werden müssen, vornehmlich, daß wir durch Mittheilung dessen, was wir durch eigenes Nachdenken und Beobachten herausgebracht haben, an unsere Mitmenschen und

durch die Ueberlieferung desselben auf die späteste Nachwelt, die Summe der Wahrheiten, deren Erlernung dem Menschen möglich wird, in das Unendliche vermehren können.

§. 335.

Beschaffenheit solcher Zeichen, die zum Behufe des eigenen Nachdenkens dienen sollen; 1) sie müssen sinnliche Gegenstände seyn.

Es ist offenbar, daß wir die eben aufgezählten Vortheile von der Bezeichnung unserer Vorstellungen nicht erreichen können, wenn die gewählten Zeichen nicht diesen Zwecken gemäß eingerichtet sind. Es ist also nöthig, daß jetzt in Kürze angedeutet werde, was für Beschaffenheiten die Zeichen haben müssen, deren wir uns bei dem Geschäfte des eigenen Nachdenkens mit einem erwünschten Erfolge bedienen sollen. Zuerst ist gewiß, daß nur sinnliche Gegenstände zu Zeichen, die uns recht brauchbar seyn sollen, taugen. Denn daß die Vorstellungen, welche durch solche Gegenstände in uns hervorgebracht werden, d. i. die sogenannten sinnlichen Vorstellungen (nämlich von Farben, Tönen, räumlichen Gestalten u. s. w.) uns unter allen Vorstellungen fast die geläufigsten sind; daß sie, obgleich (nach meiner Ansicht) zusammengesetzt, doch mit derselben Schnelligkeit, wie wenn sie einfach wären, in uns entstehen, ist außer allem Zweifel. Hieraus begreift sich aber, wie sie ein Mittel der Vereinigung für alle jene einzelnen Theile, aus welchen eine zusammengesetzte Vorstellung bestehet, werden können, und also zu ihrer Erinnerung taugen.

§. 336.

2) Welche sich leicht und überall darstellen lassen.

Doch es ist nicht genug, daß die Gegenstände, die uns bei dem Geschäfte des Nachdenkens zu Zeichen dienen sollen, sinnlicher Art sind: sie müssen auch in einem solchen Verhältnisse zu unseren Kräften stehen, daß wir sie leicht und überall darstellen können. Zwar wurde es §. 334. als einer der Vortheile, die der Gebrauch zweckmäßiger Zeichen gewähret, angerühmt, daß sie den allzuschnellen Strom unserer Gedanken durch jene Mühe, welche uns ihre Hervorbringung

kostet, einiger Maßen hemmen; und hieraus ist zu ersehen, daß es auch einen Grad der Leichtigkeit in der Hervorbringung eines Zeichens, der nur zu groß ist, geben könne; wie dieses in der That bei manchen Worten seyn dürfte, die sich aus bloßer Gewohnheit uns schon von selbst darbieten, und nicht wirklich ausgesprochen, sondern nur flüchtig vorgestellt werden. Wenn aber ein Zeichen zu schwerfällig ist, wenn es zu seiner Hervorbringung zu viele Mühe und Aufmerksamkeit erfordert: so leuchtet ein, daß das Geschäft des Denkens durch seinen Gebrauch ungebührlich erschwert und aufgehalten werde, daß wir über der Aufmerksamkeit, die wir dem Zeichen widmen müssen, die zu bezeichnende Vorstellung selbst aus dem Bewußtseyn verlieren, daß wir auf jeden Fall in unserem Nachdenken nur langsam fortschreiten und ermüden. Eben so arg ist es, wenn wir das Zeichen nicht immer und überall, sondern nur unter besondern Umständen und an bestimmten Zeiten und Orten hervorbringen können. Dann werden wir mit unserem ganzen Denken, sofern wir uns dabei des Hülfsmittels dieser Zeichen bedienen wollen, oder uns einmal daran gewöhnt haben, auf jene besonderen Zeiten und Umstände beschränkt. Sollte Jemand sagen, daß wir uns einen solchen Gegenstand, wenn seine wirkliche Hervorbringung zu beschwerlich fällt oder ganz unmöglich ist, wenigstens einbilden können, und daß schon dieß genüge, wie denn nach der nur eben gemachten Bemerkung dieses auch mit den Worten unserer gewöhnlichen Tonsprache sehr oft geschieht: so erwiedere ich, daß die bloße Einbildung eines Zeichens nicht ganz dieselbe Wirkung hervorbringe, die seine von Außen erregte Anschauung zur Folge hat; ingleichen daß selbst diese bloße Einbildung nicht in allen denjenigen Fällen möglich sey, in denen wir des Zeichens bedürfen, und, wenn es leicht genug ist, es auch in Wirklichkeit darstellen können.

§. 337.

3) Es muß ein inniger Zusammenhang zwischen der Vorstellung des Zeichens und der zu bezeichnenden Vorstellung herrschen oder doch leicht sich hervorbringen lassen.

Bloß dadurch, daß wir einen gewissen Gegenstand als Zeichen einer Vorstellung gebrauchen wollen, wird er noch

wodurch es möglich wird, dieselben Gedanken, die wir z. B. heute in uns erzeugt, wenn wir es wünschen, nach Verlauf mehrer Jahre fast in derselben Ordnung wieder in unserm Bewußtseyn zu erwecken, ja auch wohl Andern mitzutheilen. Dazu wird aber erfordert, daß wir zu jenen Zeichen nicht Gegenstände wählen, welche fast eben so schnell, als unsere Gedanken selbst vorübereilen, wie dieses z. B. bei Tönen und Worten der Fall ist; sondern es müssen vielmehr Gegenstände seyn, die etwas Bleibendes haben, die einmal hervorgebracht eine gewisse Zeit hindurch schon von selbst fortdauern, ohne eine Veränderung in der Art zu erleiden, durch welche sie aufhören würden, dieselben Zeichen zu seyn.

§. 340.

2) Auch leicht und überall erkannt werden können.

Wollen wir uns gewisser Zeichen zum Zwecke der Aufbewahrung unserer Gedanken bedienen, soll es uns also durch sie möglich gemacht werden, zu was immer für einer spätern Zeit, sobald wir jene nur wieder vor uns nehmen, und der Betrachtung würdigen, die nämliche Reihe der Vorstellungen, welche wir früher gehabt, in unserem Bewußtseyn wieder hervorzurufen: so ist es offenbar nicht genug, daß die sinnlichen Gegenstände, aus welchen diese Zeichen bestehen, noch ziemlich unverändert zu jenem Zeitpuncte sind; sondern es ist auch nöthig, daß wir bei ihrem Anblicke sie gleich als dasjenige, was sie uns seyn sollen, als Zeichen dieser und jener Vorstellungen erkennen. Das also, was an denselben *wesentlich* ist, d. h. was sie zu Zeichen und zwar zu Zeichen von gerade diesen und keinen andern Vorstellungen macht, muß sich an ihnen mit leichter Mühe und unter allen Umständen erkennen lassen. Denn wäre dieß nicht, könnten wir, wenn uns ein solches Zeichen vorkommt, nur manchmal und nur nach angestrengter Richtung der Aufmerksamkeit auf dasselbe erkennen, daß es und was es für ein Zeichen sey: so wäre zu fürchten, daß diese Erkennung oft unterbleiben werde, daß wir oft falsch rathen, und wo wir das Rechte auch treffen, durch die Beschwerlichkeit, die uns dieß Auslegen verursacht, in unserem Nachdenken zu bald ermüden werden.

§. 341.

3) Einerlei Zeichen darf nie mehre leicht zu verwechselnde Bedeutungen haben.

Aus dem nur eben Gesagten ergibt sich auch, daß kein Zeichen für den Zweck der Aufbewahrung unserer Gedanken recht brauchbar sey, sobald es mehre, zumal solche Bedeutungen hat, die mit einander leicht verwechselt werden können. Widrigenfalls dürften wir, wenn wir nach längerer Zeit die von uns niedergeschriebene, jetzt schon vergessene Gedankenreihe wieder erneuern wollten, bei einem solchen Zeichen in Zweifel gerathen, und bald gar nicht, bald erst durch ein mühsames Nachdenken herausbringen, in welcher von seinen mehren Bedeutungen wir es gerade hier genommen. Und selbst wenn dieß nicht geschieht, können doch jene Nebenvorstellungen, welche ein solches Zeichen durch seine anderweitigen Bedeutungen in unserem Gemüthe anregt, eine nachtheilige Einwirkung auf den Verlauf unserer Gedanken ausüben.

§. 342.

4) Verschiedene Vorstellungen sollen nicht einmal durch Zeichen, die allzu ähnlich sind, ausgedrückt werden.

Aus demselben Grunde aber ist es auch schon gefehlt, wenn Zeichen, durch die wir gewisse, von einander wirklich verschiedene Vorstellungen bezeichnen, eine zu große Aehnlichkeit mit einander haben, eine solche nämlich, bei der es nicht ohne eine besondere Aufmerksamkeit möglich ist, jede Verwechslung derselben zu verhüten. Denn wenn erst diese Verwechslung eintritt, d. h. wenn wir den Unterschied zwischen gewissen Zeichen, weil er nicht auffallend genug ist, unbemerkt lassen: so sind wir dann eben so schlimm oder noch schlimmer daran, als ob gar keiner da wäre, d. h. als ob wir einem und eben demselben Zeichen mehre Bedeutungen zugestanden hätten.

§. 343.

Noch einige empfehlende Beschaffenheiten der Zeichen.

Die vier §. 335 — §. 338. angegebenen Beschaffenheiten der Zeichen können wir als solche betrachten, die niemals

fehlen dürfen, sofern uns gewisse Zeichen für den Zweck unsers eigenen Nachdenkens nur irgend brauchbar seyn sollen; die vier letzteren §. 339 — §. 342. als solche, die wenigstens dann nie fehlen dürfen, wenn wir uns solcher Zeichen zu dem besonderen Zwecke der Aufbewahrung unserer Gedanken auf eine spätere Zeit bedienen wollen. Allein noch gibt es einige Beschaffenheiten der Zeichen, deren Vorhandenseyn nicht eben nothwendig ist, die aber ihre Brauchbarkeit doch sehr erhöhen können, und die ich somit empfehlend nennen möchte. 1) Eine solche ist es, wenn sich an dem gewählten Zeichen eine gewisse Aehnlichkeit mit jenen Gegenständen, die den bezeichneten Vorstellungen unterstehen, befindet; eine Aehnlichkeit, die nicht nur so groß ist, daß kein anderer sinnlicher Gegenstand, der als Zeichen hätte gewählt werden können, eine größere hat, sondern daß wir auch einige, den bezeichneten Gegenständen eigenthümlich zukommende Beschaffenheiten an den Zeichen selbst wahrnehmen können. Es ist einleuchtend, daß die hier ausgesprochene Beschaffenheit schon aus dem Grunde nicht von allen Zeichen verlangt werden kann, weil wir auch gegenstandslose Vorstellungen haben, und auch für diese gewisser Zeichen bedürfen. Allein auch wenn die Vorstellung, für die wir ein Zeichen suchen, Gegenständlichkeit hat, kann dieser Gegenstand etwas so Eigenes und von allen sinnlichen Dingen, unter denen allein wir ihm ein Zeichen aufsuchen dürfen (§. 335.), so Unterschiedenes seyn, daß nicht ein einziges sich findet, das die verlangte Aehnlichkeit hätte. Selbst wenn die Vorstellung, die wir bezeichnen sollen, sinnliche Gegenstände vorstellt, und wenn sonach für jeden einzelnen derselben allenfalls ein Zeichen angeblich wäre, das die vollkommenste Aehnlichkeit mit ihm hat, kann es doch dieser Gegenstände so viele und so verschiedenartige geben, daß sich kein Zeichen auffinden läßt, das die gewünschte Aehnlichkeit mit ihnen allen hätte. Beispiele geben die Vorstellungen: Thier, Farbe, u. m. a. Endlich kann auch die zu bezeichnende Vorstellung einen Gegenstand haben, für den wir wohl ein ihm sehr nahe kommendes Zeichen angeben könnten; allein es wäre ein Gegenstand, der viel zu künstlich zusammengesetzt ist, als daß wir uns seiner als eines Zeichens bequem genug

bedienen konnten. In allen solchen Fällen müssen wir also von jener Forderung der Aehnlichkeit abstehen. Wo aber diese Beschaffenheit an einem Zeichen wirklich vorhanden ist, haben wir sie ohne Zweifel als einen Vorzug zu betrachten. Denn je größer die Aehnlichkeit mit jenen Gegenständen ist, deren Vorstellung ein Zeichen in unserem Gemüthe hervorrufen soll, um so leichter wird es uns werden, uns seine Bedeutung zu merken, d. h. die Vorstellung von demselben mit jener Vorstellung, zu deren Erweckung wir es bestimmen, in den benöthigten Zusammenhang zu bringen. Je größer die Aehnlichkeit ist, um desto eher läßt sich erwarten, daß schon der bloße Anblick des Zeichens uns manche eigenthümliche Beschaffenheit des Gegenstandes, über den wir nachdenken sollen, zur Erinnerung bringen werde. Ich schweige davon, daß es ein eigenes Vergnügen gewährt, wenn wir auf diese Art einen bestimmten Grund angeben können, warum wir unter so vielen andern, möglichen Gegenständen gerade nur diesen zum Zeichen unserer Vorstellung erwählet. 2) Kann aber ein Zeichen dem Gegenstande, den es bezeichnen soll, nicht an sich selbst ähnlich seyn: so kann es doch vielleicht zu den Zeichen, mit denen wir andere Gegenstände bezeichnen, in Verhältnissen stehen, welche mit den Verhältnissen der bezeichneten Gegenstände selbst eine gewisse Aehnlichkeit haben; und auch dieß wäre ein Vorzug. Denn da sich die Verhältnisse, die zwischen den Zeichen als sinnlichen Gegenständen obwalten, durch den bloßen Augenschein wahrnehmen lassen: so wird, wenn jene Verhältnisse eine gewisse Aehnlichkeit mit den Verhältnissen zwischen ihren Gegenständen haben, die Bemerkung der erstern uns auch zur Bemerkung der letzteren verhelfen. 3) Da jedes Zeichen, wiefern es ein äußerer, sinnlich wahrnehmbarer Gegenstand seyn soll, etwas Zusammengesetztes seyn muß: so kann es zuweilen wohl auch aus Theilen zusammengefügt seyn, deren einer oder etliche schon für sich selbst eine Bedeutung haben. Läßt sich erwarten, daß uns die Vorstellung, die solch ein einzelner Theil für sich allein bezeichnet, beim Anblick des Ganzen mit in den Sinn kommen werde: so ist dieß begreiflich kein gleichgültiger Umstand, indem auf diese Art Nebenvorstellungen herbeigeführt werden können, welche uns in der

Beurtheilung des bezeichneten Gegenstandes beirren. Geschieht dieß wirklich: so ist es als ein Verstoß gegen die §. 338. geforderte Reinheit des Zeichens zu betrachten. Allein es wäre wohl auch zuweilen wenigstens möglich, daß man das Zeichen aus Theilen zusammensetze, die durch die Eigenthümlichkeit ihrer Bedeutung der Erzeugung jener Vorstellung, welche das Ganze anregen soll, eher beförderlich sind; ein Fall, der namentlich dann ohne Zweifel eintreten müßte, wenn jene einzelnen Theile, aus welchen das Zeichen zusammengesetzt wird, die einzelnen Theile, aus welchen seine Vorstellung besteht, bezeichnen. Es ist leicht zu erachten, daß wir nicht berechtiget wären, diese Beschaffenheit von einem jeden Zeichen zu fordern; indem der Vortheil öfters durch Nachtheile anderer Art weit aufgewogen würde; wie denn z. B. bei Vorstellungen, die sehr zusammengesetzt sind, das Zeichen allzu verwickelt und schwer hervorzubringen seyn müßte. Wo aber kein solcher Nachtheil auf der anderen Seite entsteht, werden wir diese Eigenschaft ohne Zweifel als einen sehr schätzbaren Vorzug eines Zeichens ansehen dürfen. 4) Hieraus ergibt sich von selbst, daß es bei Zeichen, die einer e i n f a c h e n Vorstellung zugehören, als Vorzug gelten muß, wenn sie aus keinen Theilen, die schon für sich Bedeutung haben, zusammengefügt sind. Zeichen der Art werden überhaupt unter übrigens gleichen Umständen um so empfehlungswürdiger seyn, je einfacher oder doch gleichartiger in ihren Theilen sie sind. Diese Einfachheit nämlich oder Gleichartigkeit ihrer Theile deutet schon auf die Einfachheit ihrer Vorstellung hin. 5) Wenn ich §. 338. zur Reinheit eines Zeichens forderte, daß der Gegenstand, in welchem es bestehet, weder an sich, noch durch Verknüpfung seiner Vorstellung mit andern, etwas besonders Anziehendes oder Abstoßendes habe: so ist doch nicht zu verlangen, daß er durch seine eigene Beschaffenheit sowohl als auch durch seine Nebenvorstellungen der Seele ganz gleichgültig sey; im Gegentheil ein mäßiger Grad von Annehmlichkeit, den seine Vorstellung uns schon für sich gewähret, und Nebenvorstellungen von einer solchen Art, die der Erzeugung jener Vorstellung, von welcher er uns ein Zeichen seyn soll, sogar beförderlich sind, müssen für wahre Vorzüge gelten. So ist z. B. ein Zeichen, welches gefälliger

ansteht, für eine Vorstellung, die uns nicht widerlich seyn soll, unter übrigens gleichen Umständen gewiß vorzüglicher als eines, das häßlich ist; für eine Vorstellung aber, die einen Gegenstand betrifft, der uns verhaßt und widerlich werden soll, mag allerdings ein Zeichen, das an sich selbst schon etwas Widriges hat, zweckmäßig seyn, denn es befördert die Entstehung der Vorstellung, die hier zum Vorschein kommen soll. U. s. w.

Anmerk. Wenn Lambert (N. O. II. Th. Sem. §. 23.) es als die größte Vollkommenheit wissenschaftlicher Zeichen angibt, daß man die Theorie der Sache mit der Theorie der Zeichen soll verwechseln können: so scheint er hiedurch nichts Anderes verstanden zu haben, als die n° 2. gewünschte Eigenschaft, daß sich die Zeichen wie die bezeichneten Gegenstände verhalten sollen; nur ist dieß, wie man selbst aus demjenigen ersehen kann, was L. hierüber in der Folge beibringt, nicht überall und im Ganzen möglich; denn omnis similitudo claudicat.

§. 344.

Regeln für die Erfindung und den Gebrauch der Zeichen bei dem Geschäfte des eigenen Nachdenkens.

Was ich so eben von den Beschaffenheiten zweckmäßiger Zeichen gesagt, setzt mich in den Stand, nun auch die Regeln anzugeben, welche bei der Erfindung sowohl, als beim Gebrauche derselben zu beobachten sind. Doch werde ich hier bloß von jenen Regeln sprechen, die zu beobachten kommen, wenn wir uns solcher Zeichen nur eben bei dem Geschäfte des eigenen Nachdenkens bedienen.

1) Bevor wir für eine Vorstellung, die wir bezeichnen wollen, ein neues Zeichen erdenken, lasset uns nachsehen, ob wir nicht vielleicht Eines schon besitzen, oder ob nicht von Andern bereits Eines erfunden worden sey; und in diesem Falle verbleiben wir bei dem Zeichen, welches schon da ist, wenn nicht ganz überwiegende Gründe seiner Unzweckmäßigkeit eintreten. Wirklich begegnet es uns bei unserem Nachdenken nicht selten, daß wir auf eine Vorstellung gerathen, die uns im ersten Augenblicke als etwas Neues und von uns noch nie Gedachtes erscheint; wenn wir sie aber nur länger und von verschiedenen Seiten betrachten, und unsere Blicke in die Vergangenheit richten: wird uns erinnerlich, daß wir-

dieselbe schon einmal gedacht, wohl auch bezeichnet haben. Noch öfter geschieht, daß eine Vorstellung, die für uns neu ist, von Andern längst schon betrachtet, und auch mit einem sehr schicklichen Zeichen versehen worden ist. Wenn wir nun, ohne dieß erst untersucht zu haben, gleich eine eigene Bezeichnung aussinnen wollen, stehen wir da nicht in Gefahr, etwas Schlechteres an die Stelle des schon vorhandenen Besseren zu setzen? Und wie, wenn unser zuerst gewähltes Zeichen nicht ganz vergessen ist, wenn es uns irgend einmal doch wieder einfällt, werden wir nicht durch dasselbe verirrt und verleitet werden, für unterschieden zu halten, was im Grunde einerlei ist? Wollen wir vollends unsere Gedanken zur Prüfung Andern mittheilen, wie lästig wird es nicht erst diesen seyn, sich mit der eigenen Sprache, die wir so ohne Noth eingeführt haben, bekannt zu machen? — Um der Beschwerlichkeit willen, die dieses Letztere verursacht, wäre es nichts als billig, daß wir bei einem bereits vorhandenen und allgemein üblichen Zeichen verbleiben, selbst wenn es uns nicht das allerschicklichste däucht. Wesentliche Mängel, Mängel, welche die Mühe der Erlernung eines neuen aufwiegen, muß das bisher gebräuchliche Zeichen haben, sollen wir wohl daran thun, es zu verwerfen.

2) Wenn aber noch wirklich kein brauchbares Zeichen da ist, dann sehen wir nach, ob es nicht wenigstens unter den schon vorhandenen Zeichen Eines von solcher Art gebe, das zur Bezeichnung unserer neuen Vorstellung künftig gebraucht werden könnte, ohne daß die Gefahr eines Mißverstandes einträte? Ist die neue Bedeutung, welche das Zeichen zu seiner bisherigen alten noch hinzu bekommen soll, von dieser so sehr unterschieden, daß aus den Umständen, in denen wir uns seiner bedienen, immer ersichtlich genug wird, ob wir es in der einen oder der anderen Bedeutung nehmen, so ist kein Mißverstand zu besorgen. Wird die Verschiedenheit in einem Stücke durch Aehnlichkeit in gewissen andern ersetzt, so ist es um so besser, indem die neue Bedeutung dann um so leichter durch das Gedächtniß aufgefaßt werden kann, und ein befriedigender Grund ist, warum wir unter vielen anderen, die übrigens eben so brauchbar gewesen wären, gerade dieß eine Zeichen gewählt. So können wir uns z. B.

des Wortes Begreifen, das ursprünglich eine Verrichtung der Hände bezeichnete, recht füglich auch zur Bezeichnung einer ihr einiger Maßen ähnlichen Verrichtung unsers Verstandes bedienen, weil beide Bedeutungen verschieden genug sind, um in jedem vorkommenden Falle zu wissen, welche derselben gemeint sey, und doch auch wieder so viele Aehnlichkeit haben, daß sich recht wohl einsehen läßt, warum wir kein anderes als nur eben das Wort Begreifen zur Bezeichnung jener Geistesverrichtung gewählt.

3) Finden wir unter den schon vorhandenen Zeichen zwar manches, das nach der Aehnlichkeit seiner bisherigen Bedeutung recht leicht für unsere neue Vorstellung benützet werden könnte, wäre nur eben wegen zu großer Aehnlichkeit nicht Verwechslung beider Bedeutungen zu besorgen: so überlegen wir noch, ob sich nicht etwa durch eine kleine Veränderung an diesem Zeichen, durch einen Zusatz oder durch eine Weglassung u. dgl. ein Zeichen darstellen ließe, das uns immer noch willkommener, als ein ganz neues seyn müßte. So hat man z. B. die beiden, leicht zu verwechselnden Begriffe, welche das Wort Verdienst in den beiden Sätzen: „der Arme hat keinen Verdienst," und: „der Reiche hat kein Verdienst," bezeichnet, bloß durch Verschiedenheit des Geschlechtes unterschieden.

4) Ist auf keinem der bisher beschriebenen Wege ein zweckmäßiges Zeichen für unsere Vorstellung zu finden: so erübriget nichts, als ein neues zu ersinnen. Gehört die Vorstellung, um deren Bezeichnung es sich hier handelt, zu der Art derer, die uns in einem höheren Grade geläufig werden sollen: so wird es selbst noch dann, wenn wir schon irgend ein dauerndes, namentlich schriftliches Zeichen, welches recht zweckmäßig wäre, für sie erdacht, zu rathen seyn, bei diesem nicht stehen zu bleiben, sondern auch eines zu erfinden, welches aus dem Gebiete der Töne, und zwar derjenigen entlehnt ist, die unser Mund hervorzubringen und unsere bisherige Schreibkunst niederzuschreiben vermag. Töne sind einmal das Mittel, dessen wir uns zum Ausdrucke unserer Gedanken von frühester Kindheit bedienen; und durch diesen Umstand sind wir so sehr daran gewöhnt, mit jeder

Vorstellung, deren wir uns recht klar bewußt werden wollen, ein bestimmtes Wort oder wenigstens die Vorstellung von einem solchen zu verbinden, daß uns etwas abzugehen scheint, wenn wir dieß nicht vermögen. Würden wir aber das Wort, das wir zum Zeichen einer Vorstellung wählen, uns nur vorzustellen, nicht aber es auch, und zwar mit Leichtigkeit hervorzubringen vermögen: so würde dieß Zeichen die §. 336. geforderte Beschaffenheit nicht haben. Da überdieß die meisten Töne, die wir mit Leichtigkeit durch unsern Mund hervorbringen können, oder wenigstens eine hinreichend große Anzahl derselben durch sogenannte Buchstabenschrift, d. h. durch diejenige Art des Schreibens dargestellt werden kann, nach der wir jeden Ton vermittelst der einfachen Laute, aus denen er zusammengesetzt ist, bezeichnen: so kann uns die Forderung, daß wir unser Tonzeichen aus derjenigen Art der Töne auswählen sollen, die sich durch Buchstabenschrift darstellen lassen, sicher auf keine ungebührliche Weise beschränken. Wohl aber hat die Befolgung dieser Vorschrift den Nutzen, daß wir nicht erst eines eigenen, neuen Schriftzeichens bedürfen, wenn wir dieß Tonzeichen zu irgend einem Zwecke, z. B. um uns desselben wieder erinnern zu können, wenn wir es etwa vergessen haben sollten, aufschreiben wollen.

5) Jedoch mit einem einzigen, aus dem Gebiete der Töne entlehnten Zeichen werden wir uns nur in den wenigsten Fällen begnügen können, sondern wir werden noch eines zweiten und zwar schriftlichen Zeichens bedürfen; wenn nicht zu andern Zwecken, mindestens dazu, um mittelst des Niederschreibens unsere Gedanken für eine künftig vorzunehmende Erneuerung aufzubewahren. Dieß schriftliche Zeichen nun braucht, wenn wir das hörbare nach der so eben gegebenen Regel gebildet, meistens kein anderes zu seyn, als der durch Buchstabenschrift erzeugte Ausdruck des Tonzeichens. In gewissen Fällen aber, besonders wo es sich um eine schnelle Uebersicht handelt, oder wo die Bezeichnung durch die gewöhnliche Tonsprache sehr weitläufig ausfällt, dürfen und sollen wir allerdings suchen, Schriftzeichen auszudenken, die einfacher wären. Abkürzungen der Schrift, z. B. durch Weglassung der meisten Selbstlaute und anderer leicht zu errathen-

der Buchstaben oder Sylben sind wohl das Erste, worauf wir hier verfallen können. Langt aber dieses noch nicht zu: so müssen wir für ganze Begriffe und Sätze, die häufig vorkommen, einzelne leicht darzustellende Züge zu Zeichen derselben ersinnen, wie dieß die Mathematiker in ihrer Wissenschaft mit so überaus großen Vortheilen gethan und noch zu thun fortfahren.

6) Bei jedem hörbaren oder schriftlichen Zeichen, dessen Erfindung wir wagen, werde vor Allem auf die drei Stücke geachtet, daß es leicht darzustellen, von allen zum Irrthume verleitenden Nebenvorstellungen frei, und von allen solchen Zeichen, die wirklich andere Vorstellungen bezeichnen, deutlich zu unterscheiden sey, wovon die Gründe sich aus dem schon oben Gesagten ergeben. Können wir überdieß demselben eine gewisse Aehnlichkeit mit dem bezeichneten Gegenstande, oder ein solches Verhältniß zu anderen Zeichen ertheilen, das eine Aehnlichkeit mit dem Verhältnisse der bezeichneten Gegenstände hat, so ist es um so besser.

7) Ist die zu bezeichnende Vorstellung einfach, so müßte das Zeichen so einfach seyn, als es nur immer seyn darf, um äußerliche Wahrnehmbarkeit und Unterschiedenheit von andern zu erhalten. Für eine zusammengesetzte Vorstellung aber werde das Zeichen, sofern es dadurch nicht allzuverwickelt wird, aus einer Verbindung der Zeichen ihrer einfachen Theilvorstellungen gebildet. Ist dieß zu weitläufig, so nehme man nur die Zeichen der wichtigsten Theile in das Zeichen der ganzen Vorstellung auf. Und wenn selbst dieß noch zu viel verlangt wäre, wie in dem Falle, wo wir eine ganze Reihe von Vorstellungen, deren jede folgende aus der vorhergehenden zusammengesetzt ist, durch Zeichen darstellen sollten: so muß von Zeit zu Zeit ein neues einfaches Zeichen an die Stelle eines zusammengesetzten treten. So hat man z. B. im römischen Zahlensystem die Zahlen 1, 2, 3, 4 durch I, II, III, IIII, die Zahl 5 aber durch ein neues Zeichen V, dem gemäß dann die Zahlen 6, 7, 8, 9 durch VI, VII, VIII, VIIII, die Zahl 10 abermals durch ein neues Zeichen X (d. i. V und V), u. s. w. vorgestellt.

8) Haben wir einmal entschieden, daß wir ein Zeichen für unsere Vorstellung brauchen wollen: so müssen wir jetzt

erst dafür sorgen, daß diese sich mit der Vorstellung von jenem so innig verknüpfe, als dazu nöthig ist, damit uns bei jeder Vorstellung des Zeichens auch die bezeichnete Vorstellung selbst in das Bewußtseyn komme. Im widrigen Falle könnte uns wohl begegnen, daß wir das Zeichen gebrauchen, ohne der Vorstellung, die es bezeichnen soll, zu gedenken. Ein Fehler, der nicht nur den ganzen Zweck, wozu wir uns eines Zeichens bedienen, vernichtet, sondern auch noch zu groben Irrthümern verleiten kann, wenn uns die dunkle Vorstellung, welche der Anblick des Zeichens hervorbringt, veranlasset, dem bezeichneten Gegenstande Beschaffenheiten beizulegen, die eigentlich nur dem Zeichen oder dem Gegenstande, auf den sich jene dunkle Vorstellung beziehet, beigelegt werden können. So begegnet es zuweilen selbst dem Mathematiker bei seinen so vollkommenen Zeichen, daß er in Irrthümer verfällt, wo er vergessend auf die weitere Bedeutung, die diese Zeichen in gewissen Fällen haben, Veränderungen mit ihnen vornimmt, die nur in der gewöhnlichen, engeren Bedeutung derselben zulässig sind. So wird aus der Gleichung $ax = bx$ übereilt geschlossen, daß $a = b$ seyn müsse, wenn x eine Größe in weitester Bedeutung vorstellt, in die auch die Null gehört. Um diese Gefahr zu vermeiden, müssen wir also nicht nur unmittelbar, bevor wir uns eines neuen Zeichens zu bedienen anfangen, es und die Vorstellung, die es bezeichnen soll, zu wiederholten Malen gleichzeitig denken; sondern auch künftig von Zeit zu Zeit beim Anblicke des Zeichens uns an die Vorstellung, der es gewidmet ist, zurückerinnern.

9) Zuweilen genügt es noch nicht, ein hörbares und ein schriftliches Zeichen zu haben, sondern es sind derselben, der Tonzeichen sowohl als auch der Schriftzeichen, mehre nöthig; indem die stete Wiederholung desselben Zeichens, so oft dieselbe Vorstellung zurückkehrt, unter gewissen Umständen nicht bloß Ekel und Ueberdruß, sondern sogar eine Verwirrung von der Art hervorbringen würde, daß wir den dargestellten Gedanken gar nicht zu fassen vermöchten. Wie ekelhaft, ja verwirrend wäre es z. B., wenn nur in folgendem Satze: „Jemand erzählte mir, wie ihm ein Anderer mitgetheilt habe, daß bereits hie und da davon gesprochen

werde, ich hätte behauptet, daß" u. s. w. — die Begriffe des Sprechens, des Bindewortes daß u. m. a., immer durch einerlei Worte ausgedrückt werden sollten! — Wo es jedoch weder um Ueberdruß oder Verwirrung zu vermeiden, noch zur Erreichung sonst eines anderen Vortheiles nothwendig ist, verschiedene Zeichen für eine Vorstellung zu gebrauchen, — da dürfte ein solcher Wechsel wirklich nur Tadel verdienen; namentlich dort, wo wir ein bloßes Niederschreiben unserer Gedanken, um sie in einer späteren Zeit von Neuem prüfen oder auch Andern mittheilen zu können, zur Absicht haben. Denn außerdem, daß es, wenn jene verschiedenen Zeichen uns oder Anderen noch nicht geläufig genug sind, eine eigene Mühe verursacht, sie zu dieser Geläufigkeit zu erheben: wir werden uns auch, wenn wir das Niedergeschriebene wieder lesen, beim Anblick verschiedener Zeichen, welche für eine und dieselbe Vorstellung da stehen, gedrungen fühlen, dem Grunde nachzufragen, der uns bestimmt haben mochte, jetzt dieses, jetzt wieder jenes Zeichen zu wählen. Liegt es nun nicht offen genug am Tage, was für ein Grund uns zu diesem Wechsel veranlaßt habe: so verursacht es uns eine unangenehme Empfindung, daß wir uns diese Frage nicht zu beantworten wissen, oder wir rathen auf Gründe, die wirklich nicht Statt finden, vermuthen die Andeutung einer Verschiedenheit, wo wirklich keine hat angedeutet werden sollen, oder es wird auf jeden Fall doch unsere Aufmerksamkeit getheilt und ermüdet. Ein Anderes ist es, wenn wir so eben noch in dem Geschäfte des Nachdenkens selbst begriffen sind, und wenn die mehren Zeichen, durch die wir dieselbe Vorstellung ausdrücken wollen, uns schon bekannt und zur Gewohnheit geworden sind. Hier kann es in der That einen Nutzen haben, wenn wir diejenigen Gedanken, die näher erwogen werden sollen, nicht nur auf eine, sondern auf alle die verschiedenen Arten, die wir gewohnt sind, ausdrücken. Denn weil jedes dieser Zeichen mit seiner eigenen Reihe von Nebenvorstellungen verknüpft ist: so wird durch ein solches Verfahren um so eher erreicht, daß uns das einfalle, was uns zur Lösung unserer Aufgabe behülflich werden kann. Man sollte kaum glauben, wie viel dieß ausgebe; allein wer hat es nicht schon an sich selbst erfahren, daß ihm der nämliche

Satz, den er schon mehrmals mit denselben Worten sich vorgestellt hat, als etwas Neues erscheine, wenn er mit andern Worten vorkommt?

10) Ist es ein Fehler, für denselben Begriff ohne Zweck bald dieses, bald wieder jenes Zeichen zu brauchen: so ist es ein noch ungleich wichtigerer Fehler, der Zeichen weniger als der Vorstellungen zu haben, d. i. dasselbe Zeichen einmal in dieser, ein andermal in einer anderen Bedeutung zu nehmen, ohne daß aus den jedesmaligen Umständen schon für sich selbst klar wird, daß wir an diesen verschiedenen Orten auch von Verschiedenem sprechen. Leuchtet dieß nämlich nicht klar genug hervor: so kann es nicht nur Andern, sondern uns selbst begegnen, daß wir auf diese Verschiedenheit der Bedeutung vergessend, was wir an einem Orte von Gegenständen erwiesen, die unser doppelsinniges Zeichen in der einen Bedeutung begreift, auch als erwiesen von jenen Gegenständen ansehen, die es in seiner andern Bedeutung umfasset. Kann uns dieß aber aus Vergessenheit begegnen, selbst wo wir uns anfangs recht wohl bewußt waren, daß wir dasselbe Zeichen jetzt in einer andern Bedeutung als früher gebrauchen: so ist leicht zu erachten, daß die Gefahr eines Irrthums um so größer sey, wenn wir nicht einmal zu der Zeit, als wir das Zeichen in einer andern Bedeutung anwandten, recht darum wußten, daß wir es nun in einem andern Sinne gebrauchen. Dieses begegnet uns aber sehr bald, wenn wir ein Zeichen entweder selbst öfters — (ob auch im Anfange noch mit deutlichem Bewußtseyn) — in mehren einander ähnlichen Bedeutungen nehmen, oder es Andere so nehmen hören. Hieraus ergibt sich denn die Regel, beim Ausdrucke unserer Vorstellungen durch Zeichen fortwährend aufmerksam zu seyn, ob wir dieselben Zeichen auch immer in demselben Sinne gebrauchen, oder, wenn dieß nicht immer thunlich ist, ob wir, was nur in Einer Bedeutung erwiesen ward, später nicht etwa in einer anderen nehmen. Ist es doch nur die Verletzung dieser Regel, welche die meisten Irrthümer in dem Gebiete der reinen Begriffswissenschaften hervorbringt. Wenn man z. B. behauptet, daß kein Ausgedehntes aus Theilen, die selbst

keine Ausdehnung haben, zusammengesetzt seyn könne; daß jede Wirkung später als ihre Ursache seyn müsse; daß es keine Pflichten des Menschen gegen Gott selbst gebe; daß Wunder keine Beweise einer göttlichen Offenbarung wären, u. dgl. m.: so sind dieß Alles Verirrungen, die nur auf einem nicht gehörig beachteten Doppelsinne gewisser Worte beruhen.

11) Wenn wir uns nicht erlauben dürfen, dasselbe Zeichen bald in der einen, bald in der andern Bedeutung zu nehmen: so muß aus gleichem Grunde auch der metaphorische Zeichengebrauch (§. 285. n° 8.) als ein Fehler angesehen werden, d. h. es muß als Fehler gelten, wenn wir ein Zeichen in einer Bedeutung nehmen, die seiner eigentlichen nur ähnlich ist, und die wir nicht näher als durch das Verlangen bestimmen, daß man den Ausdruck auslegen wolle, wie der Zusammenhang erheischt, damit wir nichts Ungereimtes gesagt haben mögen, wo gleichwohl dieser Zusammenhang nicht von der Art ist, daß die Bedeutung des Zeichens durch ihn genau bestimmt würde. Bei einem solchen Verfahren setzen wir uns selbst sowohl als Andere, denen wir unsere Gedanken zur Prüfung mittheilen, der Gefahr aus, bei wiederholter Erscheinung des Zeichens seine Bedeutung auf eine Art zu verändern, aus welcher Irrthümer hervorgehen. Denn da die Bedeutung, in der das Zeichen genommen werden soll, unbestimmt bleibt: so ist nicht zu wundern, wenn wir das eine Mal diese, ein andermal jene Bedeutung damit verbinden, ohne uns dieses Alles klar zum Bewußtseyn zu bringen. Um desto leichter werden wir dann hintergangen. Es dürfte also wohl nicht zu strenge seyn, wenn ich zum Wenigsten für jedes Nachdenken von einer solchen Art, wo eine genauere Bestimmung der Begriffe nothwendig ist, die Regel aufstelle, daß man sich eines jeden bloß metaphorischen Zeichengebrauches enthalten müsse.

12) Wenn ich es aber schon §. 333. weder für nützlich, noch möglich erachtete, uns bei dem Geschäfte des Nachdenkens durchgängig nur mit klaren Vorstellungen zu befassen, so leuchtet ein, daß um so weniger eine Darstellung aller Gedanken durch Zeichen verlangt werden könne. Es

ist im Gegentheil genug, wenn wir dieß nur bei demjenigen Theile unserer Gedanken versuchen, bei dem es entweder unwillkürlich schon durch die bloße Gewohnheit geschieht, oder wo wir durch diese Darstellung irgend einen der §. 334. genannten Vortheile erwarten können; z. B. wo wir hiedurch die Erhebung unserer Vorstellungen zu einem klaren Bewußtseyn uns erleichtern, oder durch ihre Niederschreibung sie treuer aufbewahren, als es durch unser bloßes Gedächtniß geschähe, oder sie Andern zur Prüfung mittheilen wollen, u. dgl.

13) Wenn es uns aber erlaubt ist, bei dem Geschäfte des Nachdenkens öfters nur dunkeln Vorstellungen zu folgen: so muß es uns auch erlaubt seyn, oft Zeichen anzuwenden, ohne uns der Vorstellungen, die wir mit ihnen verbinden, ja auch nur dieser Zeichen selbst ganz klar bewußt zu werden. Haben wir nämlich ein Zeichen schon öfters gebraucht, so erlangen wir eine solche Fertigkeit in der Kunst, dasselbe uns vorzustellen sowohl als auch in jenen Handlungen, welche zu seiner Hervorbringung in der Außenwelt nothwendig sind, daß wir nicht nur das Eine, sondern auch das Andere zuweilen thun können, ohne ein klares Bewußtseyn davon zu haben. Es pflegt sich die Vorstellung des Zeichens einzustellen, ja selbst von einigen zu seiner Hervorbringung führenden Handlungen begleitet zu werden, auch wenn die Vorstellung, auf welche es sich bezieht, nur dunkel vor unserer Seele schwebet. Und wenn wir dieß hindern wollten, wenn wir nicht zulassen wollten, daß wir dieß Zeichen uns vorstellen, ja sogar einige zu seiner Hervorbringung führende Handlungen verrichten: so müßten wir uns nur Gewalt anthun, und uns in unserem eigenen Gedankenlaufe stören. Was hätten wir aber von einem solchen Zwange für einen Vortheil, wenn anders die Zeichen, die wir uns angewöhnt haben, leicht und zweckmäßig genug sind, und wenn es überdieß nicht sowohl ihre wirkliche Hervorbringung außerhalb Unser, als vielmehr nur ihre bloße Einbildung ist, mit der wir uns schon begnügen? Vielmehr gerade dadurch, daß wir unserm Bedürfnisse folgen, mit Zeichen denken, und diese Zeichen wo möglich (in einer Art von Schrift) außer uns darstellen, kann uns zuweilen der wichtige Nutzen zu Theil

werden, daß wir aus jenen Zeichen, die wir hervorgebracht haben, erst die Gedanken selbst, welche vor unserer Seele vorübergeeilt waren, kennen zu lernen und einer genaueren Prüfung zu unterwerfen vermögen. Es ist uns also nicht schlechterdings zu verargen, wenn wir bei dem Geschäfte unsers Nachdenkens zuweilen sprechen oder auch schreiben, ohne uns selbst deutlich angeben zu können, was wir da sprechen oder schreiben. Wir können, sage ich, dieß thun, wenn wir die Absicht haben, auf diese Art nur erst inne zu werden, wohin wir auf dem Wege der bloßen, dunkeln Vorstellungen gelangen, und hiebei eben nicht gesinnt sind, das so Herausgebrachte schon als entschiedene Wahrheiten anzusehen, wenn wir im Gegentheil festgesetzt haben, es hinterher erst in aller Strenge zu prüfen.

Anmerk. So viele Mängel auch alle bisher gebräuchlichen Sprachen und Zeichensysteme, selbst die vollkommensten, an sich haben mögen, und so unstreitig es ist, daß sich in einzelnen Stücken manche Verbesserungen noch bei ihnen anbringen lassen: so überaus schwer muß doch jene so oft schon versuchte Erfindung einer ganz neuen, alle Wünsche der Logik auf das Vollkommenste erfüllenden Universalsprache seyn, durch welche die sämmtlichen übrigen Sprachen, wenn nicht durchgängig, wenigstens für den gelehrten Gebrauch entbehrlich gemacht werden sollten. Was auch Raymundus Lullus, Agricola, Bruno, Becher, Athan. Kircher, der große Leibnitz, Kuhlmann, Wilkins, Solbrig, Hartley, Bilfinger, Meier, Ploucquet, Kalmar, Berger, Lambert u. v. A. theils nur in Vorschlag gebracht, theils schon im Geiste ausgeführt sahen: es hat sich doch nichts von Allem bewähret. Das Merkwürdigste wär ohne Zweifel, was Leibnitz versicherte, er wisse zu jedem Begriffe eine Zahl anzugeben, die ihn auf eine so wesentliche Art bezeichne, daß man vermittelst einer bloßen, nach gewissen allgemein geltenden Regeln verrichteten Verbindung dieser Zeichen die wichtigsten Wahrheiten herausbringen könne. Was sollen wir hiezu sagen? Hat sich der große Mann übereilt? Hat er sich geschmeichelt, in dem Besitze einer Erfindung zu seyn, die sich ihm in der Folge als eine Täuschung erwies, und hat er uns seinen Irrthum später nicht eingestehen wollen? Ja, ist die Sache, die er gesucht, die er schon glaubte gefunden zu haben, eine baare Unmöglichkeit?

§. 345.

XI. Gebrauch der mit einigen unserer Vorstellungen verknüpften Bilder.

Ist das, was §. 284. über die mit einigen unserer Vorstellungen verknüpften Bilder gesagt worden ist, nicht falsch: so werden sich uns bei unserem Nachdenken mehre dergleichen Bilder der Gegenstände, worüber wir urtheilen wollen, von selbst aufdringen, und manche andere werden wir, wenn wir nur bei der Vorstellung, welcher sie zugehören, länger verweilen, noch herbeiführen und oft zu einem sehr hohen Grade der Lebhaftigkeit erheben können. Es fragt sich, ob und in welchen Fällen wir dieses thun, und welchen Gebrauch wir von diesen Bildern uns erlauben sollen? Die gemeinsten Menschen pflegen, wenn sie sich anschicken, über einen Gegenstand ihr Urtheil abzugeben, vor allem Andern das den Begriff dieses Gegenstandes begleitende Bild in sich hervorzurufen, und es so lebhaft, als möglich, zu machen; dann legen sie die Beschaffenheiten, die sie in diesem Bilde antreffen, meistens dem Gegenstande selbst bei. Sollte dieses Verfahren auch zum Theile, so wird es doch schwerlich ganz zu verwerfen seyn. Denn daß wir zuerst die Vorstellung, welche den einen oder die mehren Gegenstände, worüber wir urtheilen wollen, umfasset, genau betrachten müssen, ist außer allem Zweifel, und wurde schon §. 333. gesagt; davon ist's aber eine natürliche Folge, daß sich auch das mit dieser Vorstellung verknüpfte Bild (falls wir ein solches haben) mit einstellt, und wir werden recht thun, es nicht nur nicht zu unterdrücken, sondern vielmehr noch zu beleben. Denn aus der Art, wie dieses Bild in uns entstanden ist, ergibt sich, daß es uns allerdings gar manchen brauchbaren Gedanken darbieten könne; gar manche Beschaffenheit, welche in diesem Bilde vorgestellt wird, kommt den Gegenständen, worüber wir urtheilen sollen, in aller Wirklichkeit zu, und manche andere kommt, wenn nicht allen, doch einigen zu; oder es ist am Ende schon dieses, daß sie in keinem dieser Gegenstände in der That anzutreffen sey, eine beherzigungswerthe Wahrheit. Immerhin mögen wir also dieß Bild betrachten, wie auch die Sätze, zu denen es uns veranlasset, unserer Aufmerksamkeit nicht unwerth erachten. Gefehlt wäre es nur,

wenn wir die letzteren gleich für entschiedene Wahrheiten ansähen, während wir sie erst prüfen, und nach dem Ergebnisse dieser Prüfung entweder annehmen oder verwerfen sollten.

§. 346.*

XII. Beachtung der logischen Beschaffenheiten und Verhältnisse, die unsere Urtheile und Vorstellungen haben.

Die logischen, d. h. diejenigen Beschaffenheiten und Verhältnisse unserer Urtheile und Vorstellungen, mit deren Begriffen uns die Logik bekannt macht, z. B. welches das Subject oder das Prädicat in einem vorliegenden Urtheile sey, aus welchen Theilen eine gewisse Vorstellung bestehe u. s. w., das Alles werden wir uns bei unserm Nachdenken selten zu einem deutlichen Bewußtseyn bringen, ohne daß irgend ein Vortheil daraus hervorgehen sollte. Denn nicht nur ist die Auffassung solcher Beschaffenheiten und Verhältnisse schon an sich selbst eine treffliche Uebung im Denken, sondern sie wird uns auch Veranlassung geben, gar manchen Irrthum, welchen wir außerdem nie bemerkt haben würden, bei Zeiten wahrzunehmen, sie wird uns zu verschiedenen Folgerungen, die uns nicht eingefallen wären, leiten, und jedenfalls uns in dem Vertrauen, das wir zur Richtigkeit unsers Endurtheiles fassen, mit allem Rechte bestärken. Bei allem Nachdenken also, wo eine schwierigere Untersuchung vorliegt, wo Gefahr ist, daß wir uns in dem Gewebe unserer eigenen Begriffe verstricken, werden wir wohl thun, wenn wir die logischen Beschaffenheiten und Verhältnisse, die unsere eigenen Urtheile und Vorstellungen haben, genauer in's Auge fassen, und ihre Bestimmung nicht selten zu einer eigenen Aufgabe erheben. Von selbst versteht es sich aber, daß wir dieß nur bei denjenigen Urtheilen und Vorstellungen, und nur in Betreff solcher Beschaffenheiten und Verhältnisse derselben thun wollen, aus deren Erkenntniß wir uns einige Vortheile versprechen können.

§. 347.

XIII. Schätzung des Grades der Verlässigkeit der gefundenen Antwort.

Da jedes unserer Urtheile, mit Ausnahme der wenigen, die wir unmittelbar oder doch ohne Vermittlung eines bloßen

ist doch außer Zweifel, daß die Kräfte des Leibes einer sehr großen Veränderung ausgesetzt sind, bald steigen, bald wieder sinken. Bloß dadurch also, daß die zum Denken erforderliche Beschaffenheit und Kraft unsers Leibes nicht da ist, kann es zuweilen geschehen, daß wir zu solchem Geschäfte unfähig sind. Dieses ist namentlich der Fall, wenn wir erst unmittelbar vorher lange und angestrengt nachgedacht haben. Zu allem Nachdenken gehört ferner, daß wir die Aufmerksamkeit in unserer Macht haben, und im Stande sind, sie auf den Gegenstand, über den wir nachdenken wollen, eine längere Zeit hindurch zu heften. Das fällt uns aber, wenn unsere Seele so eben von einem andern Gegenstande voll ist, ungemein schwer, und um so schwerer, wenn selbst der Gegenstand, worüber wir nachdenken sollen, viele Veranlassungen zu einer Rückerinnerung an jenen anderen darbeut. Wir müssen also, so viel es möglich ist, zu dem Geschäfte des Nachdenkens einen Zeitpunct auswählen, in dem wir dazu gehörig aufgelegt sind. Wir müssen gesund oder wenigstens von jeder solchen Krankheit frei seyn, welche die Denkkraft lähmet oder das Aufmerken auf einen bestimmten Gegenstand hindert. Unser Gemüth muß sich ferner in Ruhe befinden, es muß kein fremder Gegenstand da seyn, der uns so anzieht, daß wir uns nicht von ihm losreißen können, u. s. w. 2) Doch wie der Zustand, in dem wir selbst uns befinden, nichts weniger als gleichgültig für das Geschäft des Nachdenkens ist: so sind es auch nicht die Dinge, die uns von Außen umgeben. Wenn diese zu starke, zu verschiedenartige und uns noch allzu gewohnte Eindrücke auf uns machen: so ziehen sie unsere Aufmerksamkeit zu sehr auf sich, als daß es uns möglich wäre, jene Reihe von Vorstellungen, von der wir hoffen, sie könne uns zur Entdeckung der gewünschten Wahrheit führen, bis an ihr Ende zu verfolgen. Wenn im entgegengesetzten Falle die Eindrücke, die uns die Außenwelt zuführt, allzu schwach und einförmig sind, (wie etwa, wenn wir einige unserer Sinneswerkzeuge dem Eindringen neuer Vorstellungen absichtlich schließen): so wird uns das Bewußtseyn der Außenwelt allmählig schwinden; hiemit aber wird uns zugleich auch die Fähigkeit ermangeln, unsere eigenen Vorstellungen gehörig festzuhalten, uns eines

Urtheiles,

Urtheiles, das wir so eben gefällt, im nächsten Augenblicke wieder erinnerlich zu werden, u. s. w. Unser ganzes Denken also wird nun so mangelhaft und unzuverlässig werden, wie es im Zustande eines Traumes zu seyn pflegt. Wer mit Glück nachdenken will, wähle sich demnach eine Umgebung, die seine Aufmerksamkeit nicht allzusehr an sich zieht, verschließe aber auch seine Sinne den Eindrücken derselben nicht in dem Maaße, daß ihn das Bewußtseyn der ihn umgebenden Dinge wie einen Träumenden verläßt. 3) Bei allem Nachdenken ist ferner nicht genug anzuempfehlen, daß wir darin nicht allzu rasch vorgehen sollen. Denn bloß aus zu großer Eile geschieht es nur zu oft, daß wir die Gründe, die einer von uns angenommenen Meinung entgegenstehen, nicht mit gehöriger Vollständigkeit übersehen, daß wir ein Urtheil, welches wir aus dem Gedächtnisse wiederholen wollen, mit einem andern, das ihm nur ähnlich ist, verwechseln, u. dgl. 4) Auch lasset uns abbrechen, sobald wir Ermüdung verspüren. Denn nicht nur, daß wir bei schon erschöpfter Kraft ohne Erfolg arbeiten und nur Zeit verlieren, ja in Gefahr gerathen, Irrthum für Wahrheit anzunehmen; selbst unsere Gesundheit kann durch solche Anstrengungen einen sehr wesentlichen und schwer wieder zu hebenden Schaden erleiden. 5) Nichts ist bei allem Nachdenken für die Erkenntniß der reinen Wahrheit gefährlicher, als eine entschiedene Neigung für oder wider einen Satz, d. h. ein Wunsch, daß wir durch unser Nachdenken dahin gebracht werden könnten, diesen Satz wahr, oder im Gegentheil denselben falsch zu finden. Daß solche Wünsche sehr häufig eintreten, daß wir aus Gründen von mancher Art, z. B. weil der in Rede stehende Satz uns die Befriedigung unserer sinnlichen Neigungen verstattet, oder weil unser früheres Betragen durch ihn gerechtfertiget würde u. dgl., daß wir zuweilen sogar aus einem sittlichen Grunde wünschen, uns von der Wahrheit einer gewissen Behauptung nur überreden zu können: ist eine ausgemachte Sache. Sehr natürlich ist aber, daß dergleichen Wünsche nicht unwirksam bleiben, sondern zur Folge haben, daß wir unsere Aufmerksamkeit auf alle, gleichviel ob wahre oder nur scheinbare Gründe für die uns willkommene Behauptung richten, von Allem aber, was ihr entgegenstehet,

sie abziehen. Ja, es ist nicht zu vergessen, daß wir dieß thun können, selbst ohne uns dessen nur deutlich bewußt zu seyn. Wir mögen es aber mit oder ohne Bewußtseyn thun, so ist begreiflich, wie auf solche Art nur allzu oft geschehe, daß wir das endlich erreichen, worauf wir hinarbeiten, d. h. daß wir den Satz über kurz oder lang wirklich für wahr halten, so falsch er auch an sich selbst seyn möchte. Wollen wir also dieser Gefahr eines Irrthums durch Selbstüberredung (§. 306.) entgehen, so müssen wir uns vor solchen Wünschen hüten; und können wir ihr Entstehen nicht immer verhindern, so müssen wir es uns zum Gesetze machen, immer auf dasjenige am Meisten aufzumerken, was dem, so wir am Sehnlichsten wahr zu finden wünschen, zu widersprechen scheinet. 6) Auf eine andere Art wird unser Nachdenken gestört, wenn wir zwischen Furcht und Hoffnung erwarten, von welchem Inhalte der sich ergebende Schlußsatz seyn werde. Dann nämlich eilen wir entweder zu sehr, oder wir sehen auch, wenn wir langsam fortschreiten, selbst das Naheliegende nur deßhalb nicht, weil uns die zur Beobachtung nöthige Ruhe des Geistes fehlet, weil unsere Sinne verwirrt sind. Von einer so übergroßen Furcht oder Hoffnung müssen wir uns daher frei zu erhalten suchen, und zu diesem Zwecke entweder (wenn es sich thun läßt) während der Untersuchung selbst ganz zu vergessen trachten, von welcher Wichtigkeit für uns es sey, wie der Schlußsatz ausfallen werde, oder wenn dieses unmöglich ist, so müssen wir trachten, die uns vorliegende Frage auf einige andere zurückzuführen, die, jede im Einzelnen, keine so große Wichtigkeit für uns besitzen, aus deren vereinter Beantwortung aber sich dann die Antwort, die wir suchen, von selbst ergeben wird. So könnte z. B. ein Rechner, der eine lange Reihe von Posten zusammenzählen soll, und mit bewegtem Gemüthe erwartet, ob das Resultat mit einer gewissen Zahl übereinstimmen werde, sich dadurch einiger Maßen helfen, daß er die ganze Reihe seiner Summanden in zwei oder drei Abtheilungen bringt. Wo keines dieser Mittel hilft oder anwendbar ist, da sind wir in der That außer Stande, die Untersuchung mit gehöriger Sicherheit selbst anzustellen, und müssen also wohl Andere bitten, daß sie statt Unser nachsehen mögen. So ist

z. B. auch der geschickteste Arzt nicht im Stande, den Zustand eines gefährlichen Kranken gehörig zu beurtheilen, wenn dessen Leben für ihn von einer zu hohen Wichtigkeit ist. 7) Bei Untersuchungen, wo sich ein Irrthum leicht einschleichen kann, mit welcher Sammlung des Geistes wir sie auch angestellt haben mögen, ist nöthig, daß wir sie mehrmals wiederholen, und wenn es möglich ist, müssen wir nicht immer denselben Weg einschlagen, sondern versuchen, ob wir nicht auf verschiedenen Wegen, d. h. durch Vordersätze verschiedener Art zu einer Antwort auf die uns vorliegende Frage gelangen können. Ist dieß versucht worden, und haben wir immer dieselbe Antwort erhalten, so leuchtet ein, daß wir ihre Richtigkeit um so zuversichtlicher annehmen dürfen. Denn selbst, wenn wir immer nur auf demselben Wege gewandelt und nicht bedacht gewesen, unsern Gedankenlauf verschiedentlich abzuändern, wird doch die bloße zufällige Verschiedenheit der Umstände, unter denen wir uns bei diesen mehrmaligen Wiederholungen einer und eben derselben Untersuchung befanden, manche Verschiedenheit in die Reihe unserer Vorstellungen hineingebracht haben; und es war also möglich, daß der Irrthum, in den wir bei unserem ersten Nachdenken verfielen, in einer der folgenden Wiederholungen entweder vermieden, oder doch durch das Licht, welches die neu hinzugetretenen Vorstellungen verbreiteten, bemerkbar gemacht wurde. Haben wir aber sogar verschiedene Wege betreten, also bald diese, bald andere Vordersätze gebraucht: so wäre es um so befremdender, wenn wir den Irrthum gleichwohl nicht hätten wahrnehmen sollen. Denn dieses setzt voraus, entweder daß dieser Irrthum in einem derjenigen Vordersätze liege, die wir nicht abgeändert hatten, und daß er, so wie das erste Mal, auch alle folgende Male sey übersehen worden; oder (was noch viel unwahrscheinlicher ist) daß wir jedesmal auf eine eigene Weise, doch aber immer so geirrt, daß unser Irrthum zu demselben Schlußsatze führte. 8) Aus der so eben gegebenen Erläuterung gehet auch schon hervor, daß wir wohl thun, die wiederholten Versuche einer Beantwortung der vorliegenden Frage nicht unmittelbar nach einander, sondern in angemessenen Zwischenzeiten vorzunehmen, und durch Veränderung in unserer

Umgebung oder andere, uns zu Gebote stehende Mittel dahin zu wirken, daß der Gedankenlauf bei unserer Untersuchung immer ein anderer werde. 9) In Fällen, wo die gesuchte Antwort sich unserem Forschen lange nicht darbieten will, müssen wir uns in Acht nehmen, hierüber ungeduldig zu werden. Denn im Verdrusse sind wir ja um so weniger geeignet, die gesuchte Wahrheit zu finden; und greift ein Nachdenken, welches mit Unlust geschieht, nicht selbst die Gesundheit an? Lieber legen wir also, sobald wir anfangen, die Geduld zu verlieren, den Gegenstand bei Seite, und nehmen ihn erst zu einer anderen Zeit mit frischem Muthe vor. 10) Endlich ist zu bemerken, daß es auch Eigenheiten gebe, die Jeder, an sich selbst kennen lernen muß, um sich darnach bei seinem Nachdenken zu richten. So mag z. B. dem Einen das Denken besser von Statten gehen, wenn sich sein Körper in durchaus ruhender Stellung befindet, bei einem Andern dagegen, wenn er mit einer leichten körperlichen Arbeit beschäftiget ist, u. dgl. 11) Schlüßlich dürfte es nicht überflüßig seyn, auch bei dem Geschäfte des Nachdenkens zu warnen vor dem Fehler einer zu weit getriebenen Sorgfalt in der Beobachtung der Regeln, die für dasselbe vorgeschrieben werden. Denn auch in dieser Sorgfalt kann man das Maaß überschreiten, und aus zu ängstlicher Sorge dafür, daß man nur ja allen Regeln gemäß verfahre, kann es geschehen, daß man sich ungeschickter benimmt, als man sich ohne eine so ängstliche Rücksicht auf diese Regeln benommen haben würde.

Anmerk. Der Fehler, dessen ich hier zuletzt erwähnte, wird nicht nur bei dem Geschäfte des Nachdenkens, sondern in tausend andern Verrichtungen so häufig begangen, daß wohl zu wünschen wäre, wir möchten eine eigene Benennung für ihn haben. Meines Wissens fehlet es aber nicht nur an einem Worte, das den Begriff dieses Fehlers in seiner Allgemeinheit ausdrückt, sondern selbst die zwei wichtigsten, dieser Gattung untergeordneten Arten können wir nur durch ein Paar aus einer fremden Sprache erborgter Worte bezeichnen. Die Sorgfalt nämlich, die wir auf die Beobachtung gewisser Regeln verwenden, kann, wenn sie auch eben nicht groß ist, zuweilen doch schon dadurch nachtheilig werden, weil jene Regeln selbst unrichtig sind. Dieser Fall aber ist nicht

so merkwürdig, um eine eigene Bezeichnung zu verdienen. Allein auch wenn die Regeln richtig sind, kann eine allzu große Sorgfalt für ihre Beobachtung zu Ungeschicklichkeiten verleiten, die unterblieben wären, wenn wir uns weniger an diese Regeln angeschmiegt hätten. Wir werden z. B. in unserer Verrichtung zu langsam und schwerfällig gemacht; oder wir wenden eine an sich ganz richtige Regel an einem unrechten Orte an, oder wir überschreiten das rechte Maaß, oder vergessen über der Aufmerksamkeit auf die eine — verschiedener, anderer Regeln, u. s. w. Besondere Rücksicht verdient der Fall, wo dieses aus einem sittlichen Grunde, nämlich aus sittlicher Furcht vor dem Bösen, aus der Besorgniß, Unrecht zu thun, geschieht. Ein solches Verfahren pflegt man Scrupulosität oder Gewissensängstlichkeit zu nennen. Geschieht es gar nicht aus diesem Grunde, sondern vielmehr aus einem bloßen (sinnlichen) Behagen, das wir an der Beobachtung der Regeln finden, und beweisen wir dabei überdieß mehr oder weniger Mangel an Urtheilskraft: dann dürfte es ungefähr das seyn, was wir mit dem Namen der Pedanterie bezeichnen. — Prof. Krug (L. §. 184. Anm. u. Aesth. §. 62. Anm. 2.) beschreibt den Pedanten als Einen, der „den Werth „und die Wichtigkeit der Dinge nach einem herkömmlichen, an „sich zwar willkürlichen, ihm selbst aber zur Gewohnheit gewor„denen Maßstabe schätzt;" in seinem Wörterbuche aber erklärt er die Pedanterie als den Fehler, „wo man bei dem Verkehre „mit Andern (?) auf kleinliche und außerwesentliche Dinge einen „weit höheren Werth legt, als ihnen zukommt." — Mir däucht, die erste Erklärung laute ungefähr, wie eine Erklärung des Begriffes der fehlerhaften Anhänglichkeit am Alten, und die zweite wie die Erklärung des Kleinigkeitsgeistes; der Pedant aber, däucht mir, muß nicht über den Werth und die Wichtigkeit der Dinge überhaupt unrichtige Vorstellungen haben, sondern nur die Wichtigkeit gewisser Regeln des Verfahrens mag er sehr überschätzen. Daß aber diese Regeln eben herkömmlich seyn müßten, däucht mir zum Wesen des Pedanten keineswegs zu gehören. Oder sollten wir nicht auch denjenigen einen Pedanten nennen, der sich mit selbstgeschaffenen Regeln auf eine solche Art umstricket, daß er in seiner Thätigkeit nur gehemmt wird und ungeschickt handelt?

Zweites Hauptstück.

Besondere Regeln.

§. 349.*

I. Erfindung zweckmäßiger Aufgaben.

Wenn ich §. 325. behauptete, daß es vortheilhaft sey, bei seinem Nachdenken immer von einer bestimmten Aufgabe auszugehen: so geschah dieß in der stillschweigenden Voraussetzung, daß diese Aufgabe zweckmäßig sey. Wohl dürfte also die Frage, was für Aufgaben wir unserem Nachdenken setzen sollen, zuweilen selbst schon eine sehr nützliche Aufgabe für unser Nachdenken seyn. Und da diese Frage nichts weniger als leicht zu beantworten ist, so mag hier eine kurze Anleitung, wie man bei dem Geschäfte der Auffsuchung einer Aufgabe vorzugehen habe, nicht am unrechten Orte erscheinen. Offenbar ist es aber, daß eine Aufgabe überhaupt um so zweckmäßiger sey, je mehr wir a) im Voraus schon erwarten können, daß wir die Wahrheit, welche wir uns in ihr zu suchen vornehmen, wirklich finden werden, und je größer b) der Nutzen ist, den wir uns von der Erkenntniß dieser uns bisher unbekannten Wahrheit versprechen dürfen. Denn obgleich nicht zu läugnen, daß wir auch bei der Beschäftigung mit einer ganz unfruchtbar scheinenden Frage durch Zufall zuweilen auf wichtige Entdeckungen geleitet werden können: so ereignet sich dieses doch äußerst selten, und der Vernünftige muß sich nach dem Wahrscheinlichsten richten. Gesetzt nun, der Grad der Wahrscheinlichkeit, daß wir die Wahrheit, deren Entdeckung wir uns in einer Aufgabe vornehmen, wirklich entdecken werden, wäre $= w$, der Nutzen aber, den die Erkenntniß dieser Wahrheit verspricht, hätte die Größe U: so wäre der Beweggrund, der uns bestimmen

könnte, uns an die Lösung dieser Aufgabe zu wagen, nur von der Größe w. U. Der Werth dieser Größe verschwindet nicht nur, wenn U, sondern auch wenn w verschwindet. Wir dürfen und sollen also Aufgaben bei Seite setzen, bald weil die Wahrheit, um die es sich hier handelt, so sicher wir auch voraussehen könnten, daß sie uns nicht entgehen würde, fast keinen Nutzen hat, bald wieder weil, so wichtig auch ihre Erkenntniß wäre, doch eine allzugeringe Wahrscheinlichkeit, daß wir sie finden würden, bestehet. Da aber Beides, sowohl der Nutzen, welchen wir uns von einer Erkenntniß versprechen, als auch der Grad der Wahrscheinlichkeit, mit dem wir vermuthen, daß unser gegenwärtiger Versuch nicht vergeblich seyn werde, mit jedem Augenblicke sich ändern kann: so leuchtet ein, daß wir dieselbe Aufgabe, die wir das eine Mal mit Recht von uns wiesen, bei einer andern Gelegenheit mit Recht vornehmen können. Was insbesondere den Nutzen belangt, den wir uns von der Erkenntniß einer Wahrheit versprechen: so gibt es verschiedene Arten desselben. Gewisse Wahrheiten sind uns vornehmlich dazu nöthig, weil sie uns zur Erkenntniß unserer Pflichten führen. Hieher gehören theils die allgemeinen, sittlichen Wahrheiten, theils jene eigenthümlichen Verhältnisse, in denen gerade wir uns befinden, woraus wir entnehmen, was eben jetzt unsere Pflicht ist. Andere Wahrheiten dienen, uns die zur Erfüllung unserer Pflichten nöthige Lust und Kraft zu ertheilen; von dieser Art sind die Lehren von Gott, von der Unsterblichkeit unserer Seele, von dem Vorhandenseyn und dem Inhalte einer an uns ergangenen, göttlichen Offenbarung, u. dgl. Noch andere Wahrheiten zwecken auf die Verbesserung unsers irdischen Zustandes ab; sie sollen uns Mittel lehren, wie sich das menschliche Geschlecht von diesem und jenem drückenden Uebel befreien, und seinen Aufenthalt auf Erden verannehmlichen könne. Noch andere Wahrheiten endlich versprechen gar keinen unmittelbaren Nutzen, aber sie lassen hoffen, daß wir noch in der Folge sie werden anwenden lernen, oder es ist doch die Uebung im Denken, die ihre Auffindung gewähret, schätzbar. Gewisse Wahrheiten sind nur für uns allein, andere auch noch für tausend Andere brauchbar; einige nur eben uns, andere bis jetzt noch allgemein unbekannt, u. s. w.

Man glaube nicht, daß die so eben beobachtete Ordnung in der Aufzählung dieser verschiedenen Arten von Wahrheiten auch schon diejenige sey, in der wir sie, die eine nach der andern, zum Gegenstande unsers Nachdenkens wählen sollen. Es kommt ja nicht auf die Art, sondern nur auf die Größe des Nutzens an, den eine Wahrheit leistet; und selbst eine, an sich sehr nothwendige Arbeit können wir gleichwohl mit gutem Gewissen auf einige Zeit verschieben, wenn aus dieser Verschiebung kein wesentlicher Nachtheil entspringt, und mittlerweile ein Geschäft abzuthun ist, das später nicht mehr wieder mit eben dem Vortheile hätte verrichtet werden können, oder durch das wir uns auch zu dem ersten fähiger machen. So viel ist jedoch außer Zweifel, daß uns die Frage von dem, was unsere Pflicht sey, unter allen am häufigsten beschäftigen müsse. Bei Allem, was wir thun, soll uns das deutliche oder doch dunkle Bewußtseyn, daß es so recht sey, begleiten; und wenn nun auch, um dieß Bewußtseyn zu erzeugen, nicht eben immer ein eigentliches Nachdenken vorangehen muß: so wird ein solches doch sehr oft erfordert; und wer nicht die Gewohnheit hat, an seine Pflichten täglich zu denken, täglich sich zu befragen, ob sich nicht unter den Ansichten, die er von seinen Pflichten hat, irgend ein Irrthum befinde, oder ob nicht aus irgend einer Veränderung, die sich in seinen Verhältnissen ergab, auch eine Veränderung in seinen Obliegenheiten sich ergebe: der wird, so viel er auch übrigens wisse, gerade in demjenigen Theile der menschlichen Erkenntniß, wo Irren am schädlichsten und schändlichsten ist, nicht ohne grobe Irrthümer bleiben. Wenn es sich aber um die Erörterung einer Frage handelt, welche, so wichtig sie auch ist, doch eben nicht gleich auf der Stelle entschieden seyn muß, weil wir an unserm bisherigen Betragen doch nichts verändern dürften, wie wir sie auch entschieden hätten; oder wenn diese Frage von einer solchen Natur ist, daß wir sie unmöglich mit einmal abthun können; wenn sie vielleicht erfordert, daß wir sie Jahre lang untersuchen; wenn zur gehörigen Beurtheilung derselben ein reiferes Alter, als noch das unsrige ist, oder eine Fertigkeit im Denken, oder Vorkenntnisse und Erfahrungen, die uns bis jetzt noch mangeln, nothwendig sind: in allen diesen

Fällen wird es uns nicht zu verargen seyn, wenn wir, auch ohne noch über diesen Gegenstand mit uns im Reinen zu seyn, von Zeit zu Zeit uns mit Untersuchungen von einer viel geringeren Wichtigkeit befassen. Hieraus begreift sich insonderheit, wie es für Menschen, die ein sehr ausgezeichnetes Talent dazu haben, oder in einem noch jugendlichen Alter oder unter Verhältnissen leben, die ihnen nichts Nützlicheres zu thun verstatten, erlaubt seyn könne, einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit mit Untersuchungen zuzubringen, welche außer der Uebung, die sie im Denken gewähren, kaum einen andern, unmittelbaren Vortheil versprechen. Für jeden Menschen aber, so ungeübt auch seine Urtheilskraft sey, und so wenig Vorkenntnisse ihm auch bisher zu Gebote stehen, gibt es eine unendliche Menge nützlicher Wahrheiten, die er bald durch sein bloßes Nachdenken, bald durch die Verknüpfung dieses Nachdenkens mit einigen, leicht herbeizuführenden Wahrnehmungen kennen zu lernen vermöchte, wenn es ihm nur erst einfallen würde, sich ihre Aufsuchung zu einer Aufgabe zu machen, wenn nur erst seine Aufmerksamkeit auf sie gerichtet würde. Sollen wir also im Stande seyn, uns recht zweckmäßige Aufgaben auszuwählen: so ist nichts nothwendiger, als dahin zu wirken, daß uns nur erst recht viele Fragen und Aufgaben *einfallen* möchten. Um diesen Zweck zu erreichen, also nur um die Aufmerksamkeit, wenn wir so eben nachdenken wollen, auf allerlei brauchbare Fragen zu leiten, um uns an nützliche Aufgaben nur zu *erinnern*, könnten, (so däucht mir) Bücher, die eigens dazu abgefaßt wären, gute Dienste leisten. So lange uns kein solches, äußeres Hülfsmittel der Erinnerung zu Gebote stehet, bleibt uns nichts Anderes übrig, als uns des Vorrathes von Vorstellungen und Erkenntnissen, die wir schon haben, zu bedienen, um dadurch zu allerlei Begriffen von Kenntnissen, die uns noch fehlen, zu gelangen.

1) Erstlich kann uns schon jede einzelne *Vorstellung*, die wir in's Auge fassen, eine Veranlassung zu verschiedenen, zuweilen recht nützlichen Entdeckungen gewähren, wenn wir folgende Fragen auf sie beziehen, und die Beantwortung jener, die uns nach den besonderen Umständen dieses Falles einigen Nutzen versprechen, zur Aufgabe unsers Nachdenkens

erheben: a) ob diese Vorstellung einfach oder zusammengesetzt, und aus welchen andern Vorstellungen sie zusammengesetzt sey? b) ob sie zur Classe der überfüllten Vorstellungen gehöre, und somit ohne Veränderung ihres Umfanges vereinfacht werden könne? c) ob ihr irgend ein Gegenstand entspreche oder doch entsprechen könne? d) ob sie nur einen einzigen oder mehre Gegenstände habe? e) welche Vorstellungen von einem weiteren, welche von einem engeren Umfange sind? f) welche, ihr gleichgeltenden Vorstellungen es gebe? g) welche Vorstellungen mit ihr in dem Verhältnisse einer Ausschließung, des bloßen Widerstreites oder des völligen Widerspruches, in dem Verhältnisse einer Verkettung, in dem einer Beiordnung mit ihr stehen? u. s. w.

2) Hat die Vorstellung, die wir betrachten, das Aussehen einer solchen, die sich auf einen wirklichen Gegenstand beziehet, so können wir erstlich fragen: a) ob ein Ding solcher Art, als wir es uns hier denken, nur möglich sey; dann b) ob es in Wirklichkeit Statt finde; c) ob es wohl gar Nothwendigkeit habe; d) welche Beschaffenheiten demselben nothwendig zukommen; e) welche es nur zufällig habe, und f) welche es bloß haben könnte.

3) Wenn unsere Vorstellung eine Handlungsweise betrifft, so können wir untersuchen: a) unter welchen Umständen eine solche Handlungsweise möglich oder unmöglich; b) unter welchen Umständen sie sittlich gut oder böse sey; c) welche Beweggründe zu ihr bestimmen könnten, u. s. w.

4) Sind es der Vorstellungen mehre, welche uns vorliegen, so können wir: a) nach ihrem Verhältnisse unter einander fragen, und dieß zwar hinsichtlich ihres Inhaltes sowohl als auch in Hinsicht ihres Umfanges. b) Wir können ferner, besonders wenn diese Vorstellungen Gegenstandsvorstellungen sind, nach einer Vorstellung fragen, welche sie alle umfasse, d. h. nach einer Aehnlichkeit, welche die sämmtlichen, unter diesen Vorstellungen begriffenen Gegenstände unter einander haben. c) Nach einer Beschaffenheit, welche die unter diesen Vorstellungen begriffenen Gegenstände entweder nur von gewissen andern, oder von allen überhaupt unterscheide. d) Nach einer Vorstellung, welche entschieden mehr

als diese Gegenstände umfasse; oder e) nach einer Vorstellung, die entschieden weniger umfasse; oder f) nach einer Vorstellung, die diese Gegenstände genau umfasse; oder g) nach einer Vorstellung, die mehr als diese, aber doch weniger als eine gegebene, andere Menge von Gegenständen umfasse; oder h) nach einer Vorstellung, die theils mehr, theils weniger als diese gegebene Menge von Gegenständen umfasse; oder i) nach mehren Vorstellungen, die erst zusammengenommen jene gegebene Menge von Gegenständen umfassen, u. s. w. k) Wir können endlich die gegebenen Vorstellungen zu ganzen Sätzen verbinden, und mit diesen die Untersuchungen vornehmen, die alsbald von Sätzen beigebracht werden sollen.

5) Liegen uns einige, einander ausschließende Vorstellungen A, B, C, ... vor, d. h. betrachten wir gewisse, von einander verschiedene Einzeldinge oder auch ganze Arten von Dingen, so können wir fragen: a) in welchen Stücken diese Dinge mit einander übereinkommen; b) in welchen sie von einander abweichen; c) ob es nicht irgend ein einzelnes Ding, oder eine ganze Gattung von Dingen gebe, die zwischen ihnen liegt, d. h. die dem A näher kommt als B, und dem B näher als A, u. s. w.

6) Ist es ein einzelner Satz, den wir in's Auge gefaßt haben, so können wir a) nach den Bestandtheilen desselben fragen; b) die logische Gattung, zu der er gezählt werden kann, bestimmen; ob er z. B. analytisch oder synthetisch sey u. dgl.; c) seine Wahrheit oder Falschheit untersuchen; d) durch Abänderung einzelner Theile an ihm allerlei andere Sätze bilden, mit denen wir eben das vornehmen, was jetzt gesagt worden ist, u. s. w.

7) Liegen uns mehre Sätze vor, so können wir nach den Verhältnissen derselben fragen; ob sie z. B. mit einander verträglich sind, in dem Verhältnisse einer Ableitbarkeit zu einander stehen, einander ausschließen, u. s. w.

8) Erscheint uns ein betrachteter Satz als Wahrheit, so können wir fragen: a) nach dem Beweise seiner Wahrheit; b) nach dem Grade der Zuversicht, mit dem wir ihn annehmen können; c) nach den ihm entgegenstehenden Schein-

gründen und nach der Art ihrer Widerlegung; d) ob er einen Grund seiner Wahrheit habe, und worin dieser bestehe; e) welche weitere Folgerungen aus dieser Wahrheit sich ergeben; ob ihre Entdeckung nicht eine Veränderung in unsern Pflichten hervorbringe, oder zur Verbesserung unsers oder des Zustandes Anderer benützt werden könne? f) Wir können ferner fragen, ob die Beschaffenheit p, welche der Satz allen S beilegt, nicht auch noch einigen andern, unter S nicht begriffenen Gegenständen zukomme, d. h. ob er sich nicht erweitern lasse; ingleichen g) ob es auch Gegenstände, und welche es gebe, denen diese Beschaffenheit mangelt? u. s. w.

9) Sagt die Wahrheit, die wir vor uns haben, das Daseyn irgend eines wirklichen Gegenstandes oder einer Veränderung aus, so können wir fragen a) nach der Ursache; b) ob diese Ursache nicht in der Thätigkeit eines verständigen Wesens liege, und in diesem Falle, welchen Zweck das hervorbringende Wesen bei seiner Thätigkeit hatte? Wir können c) auch nach den Wirkungen dieses Gegenstandes fragen; ingleichen d) nach den Zwecken, zu denen er sich als Mittel gebrauchen ließe, u. s. w.

10) Haben wir mehre Wahrheiten von der Form: A hat p, B hat p, C hat p u. s. w., d. h. kennen wir mehre einzelne Gegenstände oder auch ganze Arten, denen eine Beschaffenheit p gemeinschaftlich zukommt, so können wir fragen: a) ob diese Gegenstände nicht noch mehre gemeinschaftliche Beschaffenheiten haben? b) in welchen Stücken sie sich noch unterscheiden?

11) Haben wir ein Paar Wahrheiten von der Form: A hat p, B hat nicht p, d. h. kennen wir ein Paar einzelner Gegenstände, oder ein Paar ganzer Arten, die sich in einer gewissen Beschaffenheit unterscheiden, so können wir fragen: a) was es für fernere Unterschiede unter denselben gebe? b) in welchen Stücken dagegen sie mit einander übereinkommen? u. s. w.

Anmerk. Ob der erwähnte Gedanke eines Buches der Ausführung werth sey, muß ich dem Urtheile Anderer überlassen. Gesetzt aber auch, daß man die Ausdehnung auf alle Fächer des menschlichen Wissens in einem und eben demselben Werke nicht zweck-

mäßig fände, weil da ein Jeder die Fragen, die für ihn brauchbar sind, aus einer zu großen Menge anderer heraussuchen müßte: so wären doch Verzeichnisse von Fragen, die bald nur diese, bald jene Wissenschaft allein betreffen, oder noch besser Verzeichnisse von Fragen, die nur von Menschen einer gewissen Classe und in gewissen Verhältnissen beantwortet werden können, auf keinen Fall verwerflich. Auch hat man ja schon wirklich hieran gedacht, und z. B. Fragen an Reisende u. dgl. geschrieben. Bacon's bekannte desiderata aber sollten die sämmtlichen Wissenschaften umfassen, und würden also ein Verzeichniß von Fragen der ersten Art vorstellen.

§. 350.*

II. Erklärung einer durch unser Bewußtseyn gegebenen Vorstellung.

Ich hoffe, den Zweck dieses Hauptstückes, Anleitung zu besonderen Arten des menschlichen Nachdenkens zu ertheilen, am besten zu erreichen, wenn ich aus dem so eben gelieferten Verzeichnisse der sämmtlichen Aufgaben, die unser Nachdenken, wenn es auf die Entdeckung neuer Wahrheiten gerichtet ist, beschäftigen können, diejenigen heraushebe, die einer eigenen Anleitung bedürfen, und zugleich so beschaffen sind, daß sie in mehr als einer Wissenschaft vorkommen. Eine Aufgabe nun, welche uns fast in jeder Wissenschaft begegnet, ist die Erklärung einer durch unser Bewußtseyn gegebenen Vorstellung, d. h. die Forderung, daß wir auf eine der Wahrheit gemäße Art bestimmen, ob eine gewisse Vorstellung, die wir so eben in unserm eigenen Bewußtseyn vorfinden, einfach oder zusammengesetzt, und in dem letzteren Falle, aus welchen andern Vorstellungen und in welcher Verbindung sie aus denselben zusammengesetzt sey. Auf den ersten Blick möchte man zwar glauben, daß eine Frage der Art sehr leicht zu beantworten wäre; indem es doch Jeder, wie es scheint, selbst wissen muß, ob eine Vorstellung, die er besitzt, einfach oder aus Theilen und aus welchen Theilen und in welcher Verbindung derselben sie zusammengesetzt sey. Die Erfahrung aber lehrt, daß gerade diese Aufgabe eine der schwierigsten sey. Denn weil die meisten unserer Vorstellungen sich nicht zur Klarheit erheben,

oder was eben so viel heißt, nicht von uns angeschaut werden: so geschieht dieß auch häufig mit jenen Theilvorstellungen, aus welchen irgend eine andere zusammengesetzt ist, selbst in dem Falle, wenn wir die letztere, sofern sie ein Ganzes ist, anschauen. Schauen wir aber die Theile, aus denen eine Vorstellung bestehet, nicht einzeln an: so ist es begreiflich, daß wir auch nicht das Urtheil, diese Vorstellungen seyen in jener als Theile vorhanden, aussprechen können. Bloß daraus also, weil wir die Theile, aus denen eine in uns so eben gegenwärtige Vorstellung zusammengesetzt ist, nicht auf der Stelle anzugeben wissen, sind wir noch gar nicht berechtigt zu schließen, daß sie dergleichen nicht habe, und somit einfach sey. Um auch nur mit einiger Sicherheit hierüber urtheilen zu können, müssen wir uns wiederholt bemühen, die Vorstellung, die wir nach ihrem Inhalte bestimmen wollen, bei uns zur Anschauung zu erheben, und dieser Anschauung eine möglichst anhaltende Dauer zu geben. Denn je länger die Anschauung dauert, um so mehr läßt sich hoffen, daß wir auch jene einzelnen Theile, aus deren Verbindung sie etwa bestehet, wahrnehmen werden; besonders wenn wir unsere Aufmerksamkeit eigens auf die Erforschung dieser Theile richten, d. h. die Vorstellung mit dem entschiedenen Willen betrachten, auch die Theile, aus denen sie etwa zusammengesetzt seyn mag, zu gewahren. Geschieht es nun, daß wir bei aller Anstrengung unserer Aufmerksamkeit, und nach vielfältiger Wiederholung dieses Verfahrens nichts wahrnehmen, was als ein Theil unsrer Vorstellung angesehen werden könnte: nur dann erst wird es uns erlaubt seyn, mit einem nur sehr niedrigen Grade der Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß unsere Vorstellung wirklich keine Theile habe, somit zur Classe der einfachen Vorstellungen gehöre. Es kann sich aber auch fügen, daß uns bei diesem längeren Anschauen unserer Vorstellung einige andere, die wirklich nicht Theile von ihr sind, sondern mit ihr bloß durch Gleichzeitigkeit zusammenhängen, etwa zu dem mit ihr verknüpften Bilde gehören, in die Augen fallen, und uns verleiten, sie für Theile derselben zu halten. Um uns hier nicht zu irren, müssen wir untersuchen, ob die Vorstellungen, die uns wie Theile der zu bestimmenden erscheinen, sich wirklich so verbinden lassen,

wie es seyn muß, wenn sie nur eine einzige, und zwar die zu bestimmende Vorstellung selbst ausmachen. Bekanntlich gehört hiezu, daß es dieser Vorstellungen mehre gebe, und daß sich darunter insonderheit auch gewisse Bindebegriffe, wie der des Habens, oder der Begriff Welches, und andere ähnliche befinden. Ist dieß nun nicht der Fall, so liegt am Tage, daß sich jene Vorstellungen auch nicht als Theile der zu bestimmenden ansehen lassen, und daß wir somit diese noch immer nicht für zusammengesetzt erklären dürfen. So mögen uns z. B. beim längeren Anschauen der Vorstellung: „roth," immerhin auch die Vorstellungen: Rose, Blut u. m. a. einfallen. Da wir nicht finden, daß diese Vorstellungen so mit einander verknüpft sind, ja auch nur (ohne Hinzutritt gewisser anderer) so verknüpft werden können, wie es zur Bildung einer einzelnen Vorstellung nothwendig ist: so werden wir sie auch nicht für Theile der Vorstellung roth, sondern für Vorstellungen, die mit ihr nur associirt sind, erklären. Wenn wir im Gegentheile aus den besagten, oder sonst andern Vorstellungen m, n, o, . . . , woher wir sie immer entlehnt haben mögen, im Stande sind, eine solche einzelne Vorstellung M zusammenzusetzen, von der es uns nicht gleich auf der Stelle einleuchtet, daß sie von derjenigen, die wir bestimmen sollen, A, verschieden sey: so beruhet die fernere Prüfung vornehmlich darauf, daß wir untersuchen, ob in allen denjenigen Verbindungen zu neuen Vorstellungen und zu ganzen Sätzen, in welche die eine der beiden Vorstellungen A und M paßt, auch die andern statt ihrer gesetzt werden könne, ohne daß uns ein Unterschied bemerklich würde. Gewahren wir keinen solchen Unterschied, so dürfen wir schließen, daß die Vorstellung M, d. h. die Vorstellung, die wir aus der Verbindung der Vorstellungen m, n, o, . . . bilden, wirklich nichts Anderes als die in ihre Theile aufgelöste Vorstellung A sey, und daß wir somit herausgebracht haben, aus welchen Theilen und in welcher Verbindung derselben diese zusammengesetzt sey. So können wir glauben, daß die Vorstellung des Wortes Nichts völlig die nämliche sey, die auch die Worte: Nicht Etwas, ausdrücken, weil wir in jedem Satze, wo jene vorkommt, ohne Veränderung des Sinnes auch diese anbringen können.

Gehört die Vorstellung A, die wir erklären sollen, zur Classe der Gegenstandsvorstellungen, so ist begreiflich, daß die Vorstellung M, die wir durch die Zusammensetzung der m, n, o, p, ... gebildet, nicht mit A einerlei seyn könnte, wenn auch nur ein einziger Gegenstand, der einer von beiden untersteht, nicht beiden zugleich unterstände. Ist es uns also möglich, von einigen der A oder M unterstehenden Gegenständen eigene, von A und M noch unterschiedene Vorstellungen X, X,' X,'' ... zu erhalten: so wird es ein Mittel seyn, die Richtigkeit unserer Meinung, daß M und A einerlei Vorstellung sind, zu prüfen, wenn wir untersuchen, ob jeder der erwähnten Gegenstände beiden zugleich unterstehe, d. h. ob wir die sämmtlichen Sätze: X ist A, und X ist M; X' ist A, und X' ist M; X'' ist A, und X'' ist M u. s. w.; mithin auch überhaupt die beiden Sätze: jedes A ist M, und jedes M ist A, zugeben können. So prüfe ich z. B., ob die beiden Vorstellungen, welche der Ausdruck: Vieleck, und der Ausdruck: „eine geradlinig begrenzte Ebene," in mir erwecken, einerlei objectiver Vorstellung zugehören, wenn ich untersuche, ob jedes Vieleck eine geradlinig begrenzte Ebene, und jede geradlinig begrenzte Ebene ein Vieleck sey. Finden wir, daß wohl jeder, der Vorstellung A unterstehende Gegenstand auch der M unterstehe, daß aber nicht umgekehrt alle der M unterstehenden der A unterstehen: so ist die Vorstellung M nicht einerlei mit A, sondern von weiterem Umfange. Es stehet also zu vermuthen, daß wir noch nicht alle Theile, aus welchen A zusammengesetzt ist, in m, n, o, p, ... aufgefunden, oder sie wenigstens nicht in dieselbe Verbindung gebracht haben, in der sie in A erscheinen. Wir müssen also unsere Aufmerksamkeit neuerdings auf A richten, und sehen, ob wir nicht einige, bisher noch unbemerkte Theile q, r, s, ... wahrnehmen können; Theile von solcher Art, die durch Verknüpfung mit den vorigen endlich eine Vorstellung geben, welche die Prüfung bestehet. Gewahren wir keine, so müssen wir versuchen, ob sich nicht wenigstens durch eine andere Verbindungsart der Theile m, n, o, p, ... eine Vorstellung, welche von engerem Umfange ist, hervorbringen lasse. Wenn sich im Gegentheile zeigt, daß wohl ein jedes M ein A, aber nicht

umgekehrt

umgekehrt ein jedes A ein M sey: so ist M zu enge; und es ist zu schließen, daß wir entweder unter die Vorstellungen m, n, o, p,... einige aufgenommen haben, die wirklich keine Theile von A sind, oder daß wir sie wenigstens nicht auf die rechte Art verknüpften. Wir müssen also versuchen, ob wir entweder durch bloße Versetzung der Theile, oder wenn dieses nicht angeht, durch Weglassung einiger eine Vorstellung, die gleichen Umfanges mit A ist, hervorbringen können. Hieraus ergibt sich von selbst, was wir zu thun haben, wenn die Prüfung zeigt, daß weder alle M unter A, noch alle A unter M stehen. So wie hier nämlich beide nur eben erwähnte Fehler gleichsam vereinigt erscheinen: so müssen wir auch beide Verbesserungsweisen vereinen, gewisse Bestandtheile aus M weglassen, und andere dagegen aufnehmen. Ist es uns endlich gelungen, eine Vorstellung M zu erzeugen, welche die obige Prüfung bestehet: so folgt zwar hieraus allein noch nicht, daß M und A einerlei sind, denn die geforderte Beschaffenheit würden ja beide Vorstellungen auch haben, wenn sie nur bloße Wechselvorstellungen wären. Haben wir aber M nur durch Verknüpfung von Vorstellungen m, n, o, p,..., die uns als liegend in A erschienen sind, gebildet: so ist nicht wahrscheinlich, daß M und A von einander verschieden seyn werden, wenn sie doch beide einerlei Umfanges sind; es wäre denn, daß die Vorstellung A überfüllt (§. 69.) ist, wo es sich dann allerdings fügen könnte, daß wir M aus weniger Theilen zusammengesetzt hätten, als in A wirklich gedacht werden, und daß gleichwohl beide einerlei Umfang haben. Hiegegen würde nur eine öftere und recht aufmerksame Betrachtung der Vorstellung A verwahren können.

Zu dem Ausspruche, daß ein Begriff M einfach sey, dürfen wir uns (meine ich) nur dann berechtiget halten, wenn es uns nach den vielfältigsten Versuchen nicht gelingen will, aus gewissen andern, den Begriff M sicher nicht als Bestandtheil in sich schließenden Begriffen A, B, C,.. einen Begriff [A, B, C,...] darzustellen, der sich als gleichgeltend mit M erweiset, d. h. der eben dieselben Gegenstände wie dieser vorstellet. Es däucht mir nämlich dieß eine Beschaffenheit, die allen einfachen Begriffen beiwohnt, daß keiner derselben

erklärten, deren sämmtliche Puncte von einem gegebenen gleichweit abstehen; sie mochten sich nämlich den Umstand, daß diese Puncte alle in einer und eben derselben Ebene gelegen seyn müssen, stillschweigend hinzudenken, ohne es selbst zu wissen. d) Wieder begegnet uns oft, daß die Vorstellung M, die aus den von uns angegebenen Theilen entstehet, enger als die zu erklärende A ist; welches besonders geschieht, wenn wir nicht an alle, sondern nur einige Fälle, in welchen A gebraucht wird, denken. Ein Beispiel gibt die bekannte Erklärung der geraden Linie, daß sie diejenige sey, die durch die Lage ihrer beiden Grenzpuncte bestimmt wird; wo man nicht bedachte, daß es gerade Linien gebe, welche auf einer, oder auf beiden Seiten in das Unendliche gehen. e) Zuweilen stehet die Vorstellung M mit der zu erklärenden A in dem Verhältnisse der Verschlungenheit, jede bezieht sich auf einige Gegenstände, welche der andern nicht unterstehen. Man pflegt dann zu sagen, unsere Erklärung sey theils zu weit, theils zu enge ausgefallen. Von der Art ist die Erklärung einer Berührungslinie als einer solchen geraden, welche mit einer gegebenen krummen nur einen einzigen Punct gemein hat; denn durch diese Erklärung wird Manches unter den Begriff einer Berührungslinie gestellt, was wir doch nicht so nennen, und Mehres ausgeschlossen, was wir doch allerdings so nennen. f) Die Vorstellung M hat endlich zwar einerlei Umfang, aber nicht einerlei Inhalt mit A; sondern sie ist dieser nur gleichgeltend. So war es z. B., wenn man den Punct als die Grenze der Linie beschrieb, denn der Begriff einer Grenze liegt nicht in dem eines Punctes, sondern in diesem liegen ganz andere Begriffe. g) Sehen wir auf die Art, wie es kam, daß wir die zu erklärende Vorstellung unrichtig auffaßten: so ist noch der Fall merkwürdig, wo es nur darum geschah, weil wir die Vorstellung A nicht allein, sondern noch eine oder etliche andere Vorstellungen A,′ A,″ ... in's Auge faßten, ohne zu wissen, daß sie von A verschieden wären, und nun Bestandtheile in M aufnahmen, die theils aus A, theils wieder aus A′ oder A″ entlehnt sind. Eine solche Erklärung pflegt man sehr passend eine schielende zu nennen. Von dieser Art ist, wie mir däucht, die Erklärung

Gottes als eines Wesens, welches den Grund seines Daseyns nicht außerhalb seiner, sondern in sich selbst hat. Daß nämlich Gott keinen Grund seines Daseyns außerhalb seiner habe, ist eine ganz richtige Bemerkung, die man aus der Betrachtung seines Begriffes entlehnte. Daß er aber den Grund seines Daseyns in sich selbst, also doch irgendwo einen Grund habe, däucht mir ein unrichtiger Gedanke, auf den man nur gerieth, weil man sein Augenmerk auf einen anderen Begriff, nämlich den eines endlichen Wesens richtete; denn von diesem gilt es allerdings und liegt schon in seinem Begriffe, daß es einen Grund haben müsse.

§. 352.

III. Ob eine gegebene Vorstellung real oder imaginär, mit oder ohne Gegenstand sey.

Nicht nur in wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern selbst im gemeinen Leben, wenn man sich einer Vorstellung bedienet, wünscht man zuvörderst zu erfahren, ob ihr auch irgend ein Gegenstand entsprechen könne, und in der That entspreche. Es versteht sich von selbst, daß wir, um dieses zu beurtheilen, die Vorstellung in uns selbst aufgenommen, und zwar zur Klarheit müssen erhoben haben. Denn wäre dieß nicht der Fall, wie könnten wir über sie urtheilen? — Ja zu diesem Zwecke ist es, obgleich nicht unumgänglich nöthig, doch sehr beförderlich, wenn wir uns erst unterrichten, ob die zu beurtheilende Vorstellung einfach, oder aus welchen und wie verbundenen Theilen sie zusammengesetzt sey, d. h. daß wir sie uns zur Deutlichkeit erheben. Denn eben die Kenntniß der Theile, aus denen sie bestehet, kann die Beantwortung der Frage, ob ihr ein Gegenstand entsprechen oder nicht entsprechen könne, gar sehr erleichtern. Hätten wir nämlich gefunden, daß sie gar keine Theile hat, sondern zur Classe der einfachen gehöre: so wäre eben darum auch schon entschieden, daß sie real sey (§. 70.); und ob sie gegenständlich oder nicht gegenständlich sey, würde sich dann aus ihrer bloßen Natur von selbst ergeben. Ist aber die zu beurtheilende Vorstellung zusammengesetzt, und von der Form [Etwas] $(a+b+c+d+\ldots)$: so untersuchen wir

zuvörderst, ob die Beschaffenheiten a, b, c, d, ..., die hier vereiniget werden, nicht mit einander streiten, d. h. ob sich nicht etwa einer von folgenden Sätzen: Kein A ist B, Kein A ist C, Kein B ist C, u. s. w. erweisen, und zwar aus bloßen Begriffswahrheiten erweisen lasse. Fände sich dieses, so wäre entschieden, daß die zu prüfende Vorstellung imaginär sey. (§. 70.) Wenn wir dieß nicht finden können, so ist sie real. Ob aber auch gegenständlich, ist hiemit noch nicht entschieden; selbst wenn die Vorstellung von der Form derer, die sich auf Gegenstände beziehen, z. B. von der Form concreter Vorstellungen wäre. (§. 60.) Um auch dieß zu beurtheilen, müssen wir noch unterscheiden, ob die Beschaffenheiten, welche die Vorstellung ihrem Gegenstande beilegt, ein wirkliches Daseyn desselben voraussetzen oder nicht. Geschieht das Letztere, so ist die Vorstellung für eine gegenständliche zu erklären. Denn soll ihr Gegenstand nichts Existirendes seyn, so liegt am Tage, daß er ihr nur darum fehlen könnte, weil die Voraussetzung, sie habe einen Gegenstand, einer Begriffswahrheit widerspricht. Ist dagegen die zu beurtheilende Vorstellung von einer solchen Art, daß sie ein wirkliches Daseyn von ihrem Gegenstande fordert: dann bleibt nichts übrig, als zu versuchen, ob sich das Daseyn eines solchen aus reinen Begriffswahrheiten, oder falls auch dieß nicht gelingen will, aus der Erfahrung erweisen lasse.

§. 353.

IV. Ob eine gegebene Gegenstandsvorstellung nur einen oder mehre Gegenstände habe.

Wenn es oft schwierig ist, zu entscheiden, ob eine Vorstellung A einen ihr entsprechenden Gegenstand habe: so ist es zuweilen noch ungleich schwieriger zu sagen, ob wir nur einen einzigen dergleichen Gegenstand, oder mehre annehmen dürfen, d. h. ob die vorliegende Vorstellung eine Einzelvorstellung oder ein Gemeinbegriff (§. 68.) sey. Gelänge es uns, ein Paar Vorstellungen von der Form [A] b und [A] non b zu finden, von deren jeder wir uns (etwa nach Anleitung des vorigen Paragraphen) überzeugten, daß sie Gegenständlichkeit haben: dann wäre freilich erwiesen,

daß die gegebene A mehre Gegenstände umfasse. Denn was der [A] b untersteht, untersteht sicher nicht der [A] non b, wohl aber Beides der A. Um nun dergleichen Vorstellungen, wie [A] b und [A] non b, zu finden, müssen wir uns alle Beschaffenheiten, die wir nur überhaupt kennen, in Betreff deren es nicht schon im Voraus gewiß ist, daß sie entweder allen oder gar keinem A zukommen, d. h. in Betreff deren wir nicht schon im Voraus wissen, daß entweder der Satz, ein jedes A hat b, oder der Satz, kein A hat b, gelte, zu vergegenwärtigen suchen, und sie der Reihe nach prüfen. So überzeugen wir uns z. B. leicht, daß die Vorstellung: „Dreieck," ein Gemeinbegriff sey; indem wir finden, daß Beides, sowohl die Vorstellung eines Dreiecks, das gleichseitig ist, als auch die Vorstellung eines Dreiecks, das nicht gleichseitig ist, Gegenständlichkeit hat. Wenn wir im Gegentheil keine Beschaffenheit auffinden können, die das Gesagte leistet: so werden wir zwar hieraus allein noch nicht mit Gewißheit, aber doch mit einem bald größeren, bald geringeren Grade der Zuversicht urtheilen dürfen, daß A eine Einzelvorstellung sey. Zuweilen aber, namentlich wenn die gegebene Vorstellung von der Form: „die Summe aller B", ist, liegt es schon in ihrer Form, daß sie, wenn überhaupt einen, nur einen einzigen Gegenstand habe; indem der Inbegriff aller B gewiß nur einer seyn kann. Allein auch wenn die gegebene Vorstellung A nicht eben von dieser Form ist, wenn sie nur zu der Art derer gehört, deren Gegenstände nichts Existirendes sind: so läßt sich meistens noch leicht genug entscheiden, ob sie nur einen oder mehre Gegenstände habe. Hier muß es sich nämlich bei einer näheren Betrachtung zeigen, ob die in dieser Vorstellung enthaltenen Bestimmungen schon für sich hinreichen, um jede Beschaffenheit des ihr unterstehenden Gegenstandes zu bestimmen, oder nicht. Im ersten Falle gibt es eben darum nur einen einzigen, im zweiten mehre dergleichen Gegenstände. So ist es z. B. mit dem Begriffe „einer geraden Zahl, die zwischen den beiden Zahlen 4 und 8 liegen soll." Es leuchtet ein, daß dieser Bedingung durchaus kein anderer Gegenstand, als nur die einzige Zahl 6 entspricht, und daß somit die besagte Vorstellung nur einen einzigen Gegenstand habe. Weit

schwieriger ist die Entscheidung, wenn die gegebene Vorstellung ein solcher reiner Begriff ist, dessen Gegenstand, (wofern er einen hat) irgend etwas Wirkliches seyn muß. Hier kenne ich außer den nur erwähnten Begriffen, die schon durch ihre Form selbst an den Tag legen, daß sie nicht mehre Gegenstände haben, nur den Begriff von Gott, und die ihm gleichgeltenden, von denen ich mir mit aller Zuversicht zu behaupten getraute, daß sie nur einen einzigen Gegenstand haben. Bei Vorstellungen dieser Art kann eigentlich nur die Erfahrung lehren, ob ihnen irgend ein Gegenstand entspreche oder nicht. Allein bloß daraus, daß die Erfahrung uns etwa bisher noch keinen, oder nur einzigen dergleichen Gegenstand gezeigt hat, werden wir nie berechtiget seyn zu schließen, daß es auch in der That keinen oder nur einen einzigen gibt; vielmehr ist es, wenn wir schon Einen gefunden, immer sehr wahrscheinlich, daß es noch mehre von dieser Art gebe.

§. 354.

V. Ob eine gegebene Vorstellung überfüllt sey, und Reinigung derselben.

1) Da es, wie später gezeigt werden soll, zu den Tugenden eines strengwissenschaftlichen Vortrages gehöret, daß er in den Begriffen und Vorstellungen, deren er sich bedienet, jede Ueberfüllung (§. 69.) vermeide: so kommt hier häufig die Aufgabe vor, zu untersuchen, ob eine vorliegende Vorstellung überfüllt sey, und wenn sie dieß ist, eine ihr gleichgeltende, welche von dieser Ueberfüllung frei wäre, abzuleiten. Es ist offenbar, daß wir, um eine solche Aufgabe zu lösen, die Vorstellung nach ihren sämmtlichen Theilen erst kennen, und sie uns vollkommen deutlich gemacht haben müssen. Denn wie könnten wir, wenn wir nicht alle ihre Theile kennen, beurtheilen, ob sie derselben mehre oder nicht mehre, als eben nöthig ist, habe? Kennen wir aber einmal die Theile, aus denen sie zusammengesetzt ist: so ist das Nächste, daß wir hier unterscheiden, ob diese Vorstellung zur Classe der gegenständlichen oder der gegenstandslosen gehöre.

1) Im ersten Falle muß sich, woferne die Vorstellung den Fehler der Ueberfüllung nicht an sich haben soll, auch

nicht ein einziger ihrer Bestandtheile wegwerfen lassen, ohne daß sie sofort aufhörte, eine Vorstellung von demselben Umfange zu seyn, wie vorhin. Wir müssen also versuchen, ob sie diese Probe bestehe, d. h. wir müssen bei jedem Bestandtheile, von dem es nicht schon im Voraus offenbar ist, daß er nicht könne weggelassen werden, nachsehen, ob wir durch seine Entfernung nicht eine Vorstellung erhalten, die noch denselben Umfang, wie die gegebene hat. Ist dieses nicht, so ist die gegebene Vorstellung schon so, wie sie gegeben war, frei von dem Fehler der Ueberfüllung. Im entgegengesetzten Falle ist sie überfüllt, und wir müssen, um sie von dieser Ueberfüllung zu befreien, so viele Theile aus ihrem Inhalte entfernen, bis die Vorstellung, die wir nach dieser Aussonderung erhalten, die eben beschriebene Probe bestehet. Ob aber eine Vorstellung Y, die wir durch Weglassung einiger Theile aus einer gegebenen X erhalten, noch immer desselben Umfanges sey oder nicht, läßt sich auf zweierlei Art erforschen. Einmal, so wie wir überhaupt entscheiden, ob ein Paar Vorstellungen X und Y gleichgeltend sind oder nicht, nämlich indem wir untersuchen, ob die beiden Sätze: Jedes X ist Y, und jedes Y ist X, bestehen. In dem besondern Falle aber, wo die Vorstellung Y aus Theilen der X zusammengesetzt ist, gibt es oft noch einen kürzeren Weg zur Entscheidung. Denn setzen wir, daß die gegebene Vorstellung X von der Form [Etwas] $(a+b+c+d+\ldots)$ sey, und daß die Vorstellung Y aus X durch bloße Weglassung der Theile $c+d$ entstehe: so hängt die Gleichgültigkeit der Vorstellungen X und Y bloß von dem Umstande ab, ob ein Satz der Form: Jedes [Etwas] $(a+b+\ldots)$ hat $(c+d)$, erweislich sey, oder nicht. So läßt sich z. B. erkennen, daß in dem Begriffe eines „Wesens, welches gewisse Kräfte besitzt,“ eine Ueberfüllung liege, sobald man erwägt, daß der Satz: „jedes Wesen hat Kräfte,“ gilt.

2) Wenn endlich die gegebene Vorstellung gegenstandlos ist, so heißt sie überfüllt, wenn jede gegenständliche, die wir durch eine beliebige Abänderung einiger Theile aus ihr bilden können, überfüllt ist. Wir müssen also versuchen, erst solche Gegenstandsvorstellungen aus ihr zu bilden; dann wird

sich wohl zeigen, ob diese überfüllt sind, und in welchen Bestandtheilen der Grund davon liege, daß die neuen Vorstellungen, die wir erhalten, überfüllt sind.

§. 355.

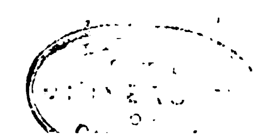
VI. Untersuchungen des Verhältnisses gegebener Vorstellungen hinsichtlich ihres Umfanges.

Die bisher erwähnten Aufgaben sind die wichtigsten, die sich auf eine einzelne gegebene Vorstellung beziehen. Sind aber solcher Vorstellungen mehre, so kann man auch nach den Verhältnissen, welche unter denselben obwalten, fragen. Die Kenntniß der Verhältnisse, die sie in Hinsicht auf ihren Inhalt haben, ob sie z. B. gewisse gemeinschaftliche Theile enthalten oder nicht, ergibt sich, sobald man die Beschaffenheit der betreffenden Vorstellungen nach Anleitung der ersten Aufgabe bestimmt hat, von selbst. Es handelt sich also nur um die Erörterung der Verhältnisse, die sie in Hinsicht auf ihren Umfang haben, vorausgesetzt, daß sie Gegenstandsvorstellungen sind. Eine Vergleichung des Umfanges zwischen Vorstellungen, die keinen einzigen, gemeinsamen Gegenstand haben, eine Entscheidung darüber, ob sie von gleicher, oder welche derselben von einer größeren oder kleineren Weite sey, ist eine Frage, die in den wenigsten Fällen eine Entscheidung zuläßt. In solchen Fällen aber, wo die Menge der Gegenstände, die jede einzelne Vorstellung hat, endlich und uns bekannt ist, ergibt sich die Antwort von selbst.

1) Die erste Frage also, die bei Vergleichung einer oder auch mehrer Vorstellungen A, B, C,... mit einer oder auch mehren anderen M, N, O,... hinsichtlich auf ihren Umfang zu erörtern kommt, ist, ob die besagten Vorstellungen irgend einige gemeinsame Gegenstände haben, d. h. in dem Verhältnisse der Einstimmung zu einander stehen. (§. 94.) Soll eine Vorstellung A mit einer andern M einen gemeinsamen Gegenstand haben, so muß die Vorstellung [Etwas] (a + m) Gegenständlichkeit haben; und ist dieß Letztere, so findet auch schon das Erstere Statt. Wenn also der Vorstellungen, welche wir mit einander vergleichen sollen, nur

eben zwei A und M sind: so haben wir hiebei nichts Anderes zu thun, als nach der Anleitung des §. 352. zu untersuchen, ob die Vorstellung [Etwas] (a + m) Gegenständlichkeit habe. Auch erhellet von selbst, wie man verfahren müsse, wenn der Vorstellungen, die wir vergleichen sollen, mehre A, M, R, ... sind, und gefragt wird, ob es einen Gegenstand, der unter allen zugleich begriffen ist, gebe. Hier werden wir nämlich nur untersuchen, ob [Etwas] (a + m + r + ...) eine gegenständliche Vorstellung sey. Wenn aber gefragt wird, ob unter den mehren Vorstellungen A, B, C, ... einer- und unter den mehren M, N, O, ... andererseits ein Verhältniß der Einstimmung obwalte: so heißt dieß nichts Anderes, als ob ein Gegenstand angeblich sey, der unter irgend einer der Vorstellungen A, B, C, ... und zugleich auch unter irgend einer der M, N, O, ... stehet. Die Frage wird also bejahet oder verneint werden müssen, je nachdem unter den mehren Vorstellungen [Etwas] (a + m), [Etwas] (b + m), ... die aus Verbindung je einer der A, B, C, ... mit je einer der M, N, O, ... gebildet werden können, sich irgend eine gegenständliche nachweisen läßt oder nicht. Wäre endlich die Frage, ob unter den mehren Gruppen von Vorstellungen A, B, C, ...; M, N, O, ...; R, S, T, ...; ... ein Verhältniß der Einstimmung herrsche: so hieße dieß, ob es einen Gegenstand gebe, der irgend einer der Vorstellungen A, B, C, ...; und eben so auch einer der Vorstellungen M, N, O, ...; und einer der Vorstellungen R, S, T, ...; u. s. w. unterstehe. Wir hätten also zu untersuchen, ob unter der Menge der Vorstellungen [Etwas] (a + m + r + ...), [Etwas] (b + m + r + ...), u. s. w., welche durch die Zusammensetzung je einer der A, B, C, ..., und je einer der M, N, O, ... und je einer der R, S, T, ... u. s. w. erzeugt werden können, eine Gegenstandsvorstellung erscheine.

2) Wissen wir erst, daß zwischen gegebenen Vorstellungen ein Verhältniß der Einstimmung herrsche, d. h. daß sie wenigstens einen gemeinsamen Gegenstand haben: so erhebt sich die weitere Frage, ob sie nicht in dem Verhältnisse der Gleichgültigkeit (§. 96.) zu einander stehen, d. h. nicht vielleicht alle Gegenstände gemein haben. Ist es nur



eine einzelne Vorstellung A, von welcher untersucht werden soll, ob sie mit einer andern einzelnen M gleichgeltend sey: so kommt es bloß darauf an, ob keine der beiden Vorstellungen [A] non m, und [M] non a, Gegenständlichkeit habe, oder (was eben so viel ist) ob die beiden Sätze: Jedes A ist M, und jedes M ist A, gelten. Und hieraus sieht man schon, was zu geschehen habe, wenn es der einzelnen Vorstellungen, deren Verhältniß untersucht werden soll, mehr als zwei gibt. Wenn aber nicht von einzelnen, sondern von ganzen Gruppen von Vorstellungen A, B, C, ... einer-, M, N, O, ... anderseits, u. s. w. die Rede ist: so hat die Behauptung, daß zwischen diesen Gruppen ein Verhältniß der Gleichgültigkeit bestehe, den Sinn, daß jeder Gegenstand, der unter einer von diesen Gruppen begriffen ist (d. h. den eine der Vorstellungen, welche zu dieser Gruppe gehören, vorstellet), auch unter allen übrigen begriffen sey. Dieß findet Statt, wenn keine von folgenden Vorstellungen: [A] (non m + non n + ...), [B] (non m + non n + ...) ... [M] (non a + non b + ...), [N] (non a + non b + ...), ... Gegenständlichkeit hat. Wir werden also nachzusehen haben, ob alle diese Vorstellungen in der That gegenstandlos sind; oder (was eben so viel ist) ob folgende Sätze gelten: „Kein A ist ein [Etwas] (non m + non n + ...), Kein B ist ein [Etwas] (non a + non n + ...), Kein M ist ein [Etwas] (non a + non b + ...), Kein N ist ein [Etwas] (non a + non b + ...), u. s. w.

5) Ein anderes Verhältniß zwischen Vorstellungen, die mit einander einstimmen, ist das der Unterordnung. (§. 97.) Ob eine einzelne Vorstellung A zu einer andern einzelnen M in dem Verhältnisse der Unterordnung stehe, entscheidet sich leicht, wenn wir nur untersuchen, ob die beiden Sätze wahr sind, daß jedes A ein M, und daß nicht jedes M ein A ist, oder was statt des Letztern gilt, daß die Vorstellung eines [M] non A Gegenständlichkeit habe. Wenn aber gefragt wird, ob die gesammten Vorstellungen A, B, C, ... zu den gesammten M, N, O, ... das Verhältniß der Unterordnung haben: so will man wissen, ob jeder Gegenstand, der unter irgend einer der A, B, C, D, ... steht, auch unter einer der M, N, O, ... stehe, und ob es über-

dieß noch gewisse Gegenstände gebe, die unter einer der M, N, O, ..., aber unter keiner der A, B, C, ... stehen. Dieses ist nun der Fall, wenn erstlich jede der Vorstellungen [A] (non m + non n + ...), [B] (non m + non n + ...), ... gegenstandlos ist; und zweitens unter den Vorstellungen [M] (non a + non b + ...), [N] (non a + non b + ...), ... wenigstens eine sich findet, die Gegenständlichkeit hat. Hierüber werden wir also die Untersuchung anstellen müssen.

4) Zwischen einstimmigen Vorstellungen kann endlich auch noch ein Verhältniß der Verkettung bestehen (§. 98.); und zwar ist eine einzelne Vorstellung A mit einer andern einzelnen M in diesem Verhältnisse, wenn es nebst solchen Gegenständen, die unter beiden stehen, auch einige gibt, welche nur unter A, und nicht unter M, und andere, die nur unter M, und nicht unter A stehen. Wir haben hier also zu untersuchen, ob jede der drei Vorstellungen: [Etwas] (a + m), [Etwas] (a + non m), [Etwas] (non a + m) Gegenständlichkeit habe. Soll die ganze Gruppe von Vorstellungen A, B, C, ... mit der ganzen Gruppe von Vorstellungen M, N, O, ... in dem Verhältnisse einer Verkettung stehen: so muß es nebst einigen Gegenständen, die einer der A, B, C, ... und zugleich einer der M, N, O, ... unterstehen, auch solche geben, die nur einer der A, B, C, ..., aber keiner der M, N, O, ..., ingleichen solche, die nur einer der M, N, O, ..., aber keiner der A, B, C, ... unterstehen. Es muß also erstlich unter den mehren Vorstellungen [Etwas] (a + m), [Etwas] (a + n), ... [Etwas] (b + m), [Etwas] (b + n) ...; dann eben so unter den mehren Vorstellungen [Etwas] (a + non m + non n + ...), [Etwas] (b + non m + non n + ...), ... ingleichen endlich unter den mehren Vorstellungen [Etwas] (m + non a + non b + ...), [Etwas] (n + non a + non b + ...), ... wenigstens eine sich finden, die Gegenständlichkeit hat. Auf ähnliche Weise hätte man sich bei den noch übrigen Arten der Verkettung, die seltener vorkommen, zu benehmen.

5) Sind ein Paar Vorstellungen A, M nicht im Verhältnisse der Einstimmung mit einander, so sind sie, wenn

anders beide Gegenstandsvorstellungen sind, in dem Verhältnisse der Ausschließung (§. 103.) zu einander. Das Vorhandenseyn dieses Falles erweiset sich dadurch, daß wir die Vorstellung [Etwas] (a + m) als gegenstandlos erfinden; oder was eben so viel ist, daß wir auf einen der Sätze: Kein A ist M, oder kein M ist A, geleitet werden. Sollen aber die mehren Vorstellungen A, M, R, ... insgesammt in dem Verhältnisse einer Ausschließung zu einander stehen: so müssen wir zeigen, daß alle folgenden Vorstellungen: [Etwas] (a + m), [Etwas] (a + r), [Etwas] (m + r), ... gegenstandlos sind; oder die Wahrheit folgender Sätze erweisen: Kein A ist M, Kein A ist R, Kein M ist R, u. s. w. Sollen ganze Gruppen von Vorstellungen A, B, C, ..., M, N, O, ..., R, S, T, ... in dem Verhältnisse der Ausschließung zu einander stehen: so wird hiezu nichts Anderes erfordert, als daß kein Gegenstand, der unter einer von diesen Gruppen stehet, unter einer der übrigen stehe; also nichts Anderes, als daß zwischen den Vorstellungen A, M, R, ...; A, M, S, ...; A, N, R, ...; A, N, S, ...; B, M, R, ...; B, M, S, ...; B, N, R, ...; B, N, S, ...; u. s. w. ein Verhältniß der Ausschließung herrsche.

6) Um zu beurtheilen, ob ein Paar einzelner Vorstellungen A und M, oder ein Paar Gruppen von Vorstellungen A, B, C, ... einer- und M, N, O, ... andererseits in dem Verhältnisse des Widerspruches (§. 103.) stehen, brauchen wir nur zu untersuchen, ob die Vorstellung Nicht A, oder die Vorstellung [Etwas] (na + nb + nc + ...) mit M oder M, N, O, ... gleichgeltend sey.

7) Wenn endlich der Inbegriff der mehren Vorstellungen A, B, C, ... das Gebiet einer andern M ergänzen soll (§. 104.): so müssen A, B, C, ... zusammen nicht nur der M gleichgelten, sondern sich unter einander auch ausschließen. Die Untersuchung hat folglich nach n°. 2. und 5. zugleich zu geschehen; oder wir müssen beweisen, daß Beides, sowohl die Vorstellung [M] (non a + non b + ...), als auch die Vorstellungen [Etwas] (a + b), [Etwas] (a + c), [Etwas] (b + c), ... gegenstandlos sind. U. s. w.

§. 356.

VII. Auffindung einer Vorstellung, die eine Aehnlichkeit zwischen gegebenen Gegenständen enthalte.

Eine bei allem Nachdenken häufig vorkommende Aufgabe ist es, zu finden, in welchen Stücken gewisse Gegenstände X, Y, Z,... einander ähnlich wären. Da aber jede Aehnlichkeit nichts Anderes, als eine Beschaffenheit ist, welche den Gegenständen X, Y, Z,... gemeinschaftlich zukommt: so erachtet man bald, daß wir, um sie entdecken zu können, mit jenen Gegenständen wenigstens einiger Maßen bereits bekannt seyn, und somit einige sie näher bezeichnende Vorstellungen von ihnen haben müssen. Denn hätten wir von ihnen gar keine Kenntniß, als etwa die, daß es Dinge überhaupt sind: so ist sichtbar, daß wir auch keine andere, gemeinschaftliche Beschaffenheit von ihnen angeben könnten, als die so eben genannte, daß es Dinge überhaupt sind; was sicher selten von einem Nutzen seyn dürfte. Daß aber die Vorstellungen, die wir von jenen Gegenständen haben, Vorstellungen seyen, die sich nur ausschließlich auf sie beziehen: das ist zur Lösung unserer Aufgabe nicht unumgänglich nöthig, ob es gleich nützlich ist. Denn sind die Vorstellungen A, B, C,..., durch die uns die zu vergleichenden Gegenstände X, Y, Z,... gegeben sind, von einem so weiten Umfange, daß sie (zusammengenommen) noch einige andere Gegenstände R, S,.. umfassen: so werden die Aehnlichkeiten, die wir vermittelst dieser Vorstellungen auffinden können, offenbar nur solche seyn, welche die Gegenstände X, Y, Z,... mit den R, S,.. gemein haben. Wenn aber die Vorstellungen, durch die wir X, Y, Z,... kennen, so enge sind, daß sie (zusammengenommen) nur sie allein umfassen: so ist es möglich, daß wir auch solche Aehnlichkeiten entdecken, die ausschließlich nur zwischen ihnen Statt finden. Allein von welcher Art auch unsere Vorstellungen der Dinge X, Y, Z,... seyn mögen: so wird das Geschäft der Aufsuchung einer Aehnlichkeit wesentlich immer nur darin bestehen, daß wir so viele Beschaffenheiten derselben, als wir kraft der Vorstellungen A, B, C,... vermögen, kennen zu lernen trachten; dann nachsehen, wie viele und welche derselben allen

gemeinschaftlich zukommen. Jede Beschaffenheit σ, in Betreff deren wir die Sätze darthun können: Jedes A hat σ, Jedes B hat σ, Jedes C hat σ, u. s. w. ist eine gefundene Aehnlichkeit zwischen den Gegenständen X, Y, Z, ... Zuweilen wird es sich ereignen, daß die gegebenen Vorstellungen schon durch sich selbst auf einige gemeinschaftliche Beschaffenheiten weisen, wie wenn sie von der Form: [Etwas] (a + b + c + ...), [Etwas] (a + b + d + ...), [Etwas] (a + g + h + ...), u. s. w. sind; wo aus der bloßen Vergleichung ihrer Bestandtheile hervorgeht, daß die gegebenen Gegenstände die Beschaffenheit a gemeinschaftlich haben. Aber auch wo dieß nicht ist, wo die Vorstellungen der zu vergleichenden Gegenstände nicht einen einzigen gemeinsamen Bestandtheil haben, lasset uns nicht sofort schließen, daß auch die Gegenstände selbst keine Aehnlichkeit haben. Denn nach §. 64. hat ja ein jeder Gegenstand unendlich viele Beschaffenheiten, ohne daß in der Vorstellung von ihm, auch in einer solchen, die sich ausschließlich nur auf ihn beziehet, eine Erwähnung derselben vorkommen müßte.

Da sich nach einem §. 284. erwähnten Gesetze Vorstellungen von Gegenständen, die eine große Aehnlichkeit haben, leicht mit einander verknüpfen: so kann es wohl auch geschehen, daß uns gewisse, besonders offen liegende Aehnlichkeiten zwischen den zu vergleichenden Gegenständen ohne alles Nachdenken einfallen; die aber verborgener liegen, werden wir nur durch das vorhin beschriebene Verfahren entdecken können. Zu einiger Erleichterung bei dieser Arbeit wird es nun dienen, daß wir die Aufmerksamkeit unsers Geistes nie allzulange und allzuausschließlich nur Einer Classe der zu vergleichenden Gegenstände widmen; sondern vielmehr uns abwechselnd bald zu den Gegenständen, die unter der einen Vorstellung A, bald zu denjenigen, die unter einer andern B enthalten sind, wenden, und mit der Untersuchung solcher Beschaffenheiten, von denen sich gleich im Voraus erachten läßt, daß sie nicht allen gemein sind, uns gar nicht aufhalten. Nicht gleichgültig ist hier auch die Folge, in der wir die zu vergleichenden Gegenstände vor unserem Auge vorübergehen lassen. Das Zweckmäßigste ist, den Anfang

mit derjenigen Classe der Gegenstände zu machen, welche uns die bekannteste scheint, d. h. von der wir hoffen, daß wir vermöge der Vorstellung, durch welche sie uns gegeben ist, die größte Anzahl ihnen zukommender Beschaffenheiten, ohne viele Mühe werden herausbringen können. So oft wir nun eine an dieser Classe haftende Beschaffenheit gefunden, untersuchen wir alsbald, ob sie sich nicht an allen übrigen nachweisen lasse. Und hier ist wieder das Beste, immer diejenige Classe den andern voranzuschicken, von der wir vermuthen, daß es mit leichterer Mühe sich werde entscheiden lassen, ob die zu prüfende Beschaffenheit bei ihr zu treffen sey oder nicht. Ist der Grad der Aehnlichkeit, welchen die Gegenstände X, Y, Z,... vermöge der gegebenen Vorstellungen A, B, C,... unter einander behaupten, sehr ungleich, und ist uns von einigen derselben, z. B. von den unter A und C vorgestellten bekannt, daß diese die geringste Aehnlichkeit unter einander haben: so thun wir wohl, diese vor allen übrigen zu vergleichen. Denn weil zwischen diesen die geringste Anzahl gemeinsamer Beschaffenheiten obwaltet, so ersparen wir uns viele Untersuchungen, wenn wir nur bei denjenigen Beschaffenheiten, die diesen gemein sind, nachsehen, ob sie sich auch bei den übrigen finden.

§. 357.

VIII. Auffindung einer Vorstellung, die einen Unterschied zwischen gegebenen Gegenständen liefert.

Wie uns sehr häufig aufgegeben wird, Aehnlichkeiten zu suchen: so liegt uns in andern Fällen die Auffindung eines Unterschiedes ob. Ein Unterschied zwischen den Gegenständen U, V, W,..., einer- und X, Y, Z,... andererseits ist aber nichts Anderes, als eine Beschaffenheit, welche der einen Classe derselben, z. B. den U, V, W,... zukommt, und dagegen den andern, nämlich den X, Y, Z,... nicht zukommt. Hieraus erhellet, daß wir, um einen Unterschied zwischen gegebenen Gegenständen entdecken zu können, abermals erst gewisse Vorstellungen von ihnen haben müssen. Daß jedoch diese Vorstellungen gerade nur ausschließlich auf diese Gegenstände passen, wird auch hier nicht erfordert.

Denn setzen wir, daß entweder die Vorstellungen A, B, C,..., durch die uns die Gegenstände U, V, W,..., oder die Vorstellungen M, N, O,..., durch die uns die Gegenstände X, Y, Z,... bekannt sind, oder daß jene und diese zugleich nebst den so eben genannten noch einige andere Gegenstände umfassen: dennoch wird jeder Unterschied, den wir aus der Betrachtung dieser Vorstellungen entnehmen, jede Beschaffenheit, die allen A, B, C,... zukommt, allen M, N, O,... aber nicht zukommt, auch einen wahren Unterschied zwischen den Gegenständen U, V, W,... und X, Y, Z,... bezeichnen. Denn eine Beschaffenheit, die allen A, B, C,... zukommt, kommt auch den Gegenständen U, V, W,... zu; und eine Beschaffenheit, die keinem der M, N, O,... zukommt, kommt auch keinem der X, Y, Z,... zu. Eine Beschaffenheit also, die allen A, B, C,..., aber keinem M, N, O,... zukommt, kommt auch den sämmtlichen U, V, W,..., aber keinem der X, Y, Z,... zu; sie ist mithin ein wirklicher Unterschied zwischen denselben. Was aber allerdings nothwendig ist, wenn uns die Vorstellungen A, B, C,..., vermittelst deren wir die Gegenstände U, V, W,..., und die Vorstellungen M, N, O,..., vermittelst deren wir die Gegenstände X, Y, Z,... kennen, auf einen Unterschied derselben führen sollen, ist, daß jene und diese einander **ausschließen**, d. h. daß es keinen Gegenstand gebe, der unter einer der Vorstellungen A, B, C,... und zugleich auch unter einer der M, N, O,... stehe. Denn im entgegengesetzten Falle wäre es freilich nicht möglich, einen Unterschied unter jenen Gegenständen, so lange wir sie durch keine anderen, als die erwähnten Vorstellungen kennen, ausfindig zu machen. Um nämlich einen Unterschied zwischen gewissen Gegenständen, die uns nur unter den Vorstellungen A, B, C,... und gewissen andern, die uns nur unter den Vorstellungen M, N, O,... bekannt sind, anzugeben, müssen wir nothwendig erst eine Beschaffenheit finden, die allen A, B, C,... zukommt, allen M, N, O,... aber nicht zukommt. Allein woferne es auch nur einen einzigen Gegenstand gibt, der sowohl unter einer der Vorstellungen A, B, C,... als auch noch unter einer der M, N, O,... steht: so ist offenbar, daß die Angabe einer solchen Beschaffenheit nicht Statt

finden könne; da sie jenem einen Gegenstande eben sowohl zukommen, als auch nicht zukommen müßte. Auch hier gilt endlich, daß wir der Unterschiede um so mehre auffinden können, je enger die Gebiete der gegebenen Vorstellungen sind, und daß es in dieser Hinsicht am Vortheilhaftesten ist, wenn sich die Vorstellungen A, B, C, ... ausschließlich nur auf die Gegenstände U, V, W, ..., und die Vorstellungen M, N, O, ... ausschließlich nur auf die X, Y, Z, ... beziehen. Denn sind die besagten Vorstellungen weiter, so können wir vermittelst ihrer begreiflich nur lauter solche Unterschiede zwischen den Gegenständen U, V, W, ... einer- und X, Y, Z, ... andererseits entdecken, die ihnen gemeinschaftlich mit vielen andern, und mit um so mehren zukommen, je weiter jene Vorstellungen sind. Haben sie aber den engsten Umfang, welchen sie haben müssen, um diese Gegenstände vorstellen zu können: so wird es möglich seyn, durch sie auch solche Unterschiede zwischen U, V, W, ... und X, Y, Z, ... kennen zu lernen, die zwischen diesen Gegenständen ausschließlich obwalten. Ein Mittel nun, das auf dem bloßen Wege des Nachdenkens zu der Entdeckung gewisser Unterschiede zwischen den Gegenständen U, V, W, ... einer- und X, Y, Z, ... andererseits führet, bestehet, wenn sie uns nur durch die Vorstellungen A, B, C, ... und M, N, O, ... gegeben sind, darin, daß wir so viele Beschaffenheiten derselben aufzufinden trachten, als es vermöge der gegebenen Vorstellungen angehet; worauf wir dann nachsehen, ob unter den Beschaffenheiten, welche der einen Classe dieser Dinge, z. B. den U, V, W, ... zukommen, einige wohl das gerade Gegentheil etlicher anderer sind, welche den Dingen der anderen Classe, nämlich den X, Y, Z, ... zukommen. Finden wir eine Beschaffenheit d, die allen U, V, W, ... beigelegt, allen X, Y, Z, ... aber abgesprochen werden kann, oder (was eben so viel heißt) in Betreff deren die Sätze: Jedes A hat d, jedes B hat d, jedes C hat d, u. s. w., kein M hat d, kein N hat d, kein O hat d, u. s. w. erweislich sind: so ist dieß d ein Unterschied, wie wir ihn suchen. Statt der verneinenden Sätze: Kein M hat d, kein N hat d, u. s. w. kann es uns auch genügen, wenn wir erweisen können, daß jede der Vorstellungen [M] d, [N] d, u. s. w.

gegenstandlos ist. Zuweilen kann es sich fügen, daß in dem einen Theile der mit einander zu vergleichenden Vorstellungen, z. B. in den sämmtlichen A, B, C,... eine Beschaffenheit π schon als Bestandtheil erscheint, während in den M, N, O,... die Verneinung dieser Beschaffenheit vorkommt; in diesem Falle lehrt also der bloße Anblick der gegebenen Vorstellungen, daß die Beschaffenheit π einen Unterschied zwischen den Dingen U, V, W,... einer- und X, Y, Z,... andererseits bilde. Aber auch wenn kein solcher, schon in den Vorstellungen selbst liegender Unterschied da ist, folgt keineswegs, daß sich nicht gleichwohl ein und der andere werde nachweisen lassen, sofern diese Vorstellungen nur wirklich in dem bereits erwähnten Verhältnisse der Ausschließung zu einander stehen. Aus diesem Verhältnisse läßt sich im Gegentheile schließen, daß zwischen den Gegenständen U, V, W,... einer- und X, Y, Z,... andererseits irgend ein wirklicher Unterschied obwalten müsse; indem wenn dieß nicht wäre, und wenn nur einer der U, V, W,... völlig dieselben Beschaffenheiten wie einer der X, Y, Z,... hätte, dieselbe Vorstellung, welche den einen vorzustellen tauget, nothwendig auch auf den andern passen müßte. Daraus folgt aber freilich noch nicht, daß wir auch immer im Stande seyn müßten, diesen Unterschied wahrzunehmen. Dieß wird uns oft schwer genug, ja wohl gar unmöglich seyn; besonders wenn man verlangen sollte, daß der zu findende Unterschied in reinen Begriffen ausgedrückt werde, während die Vorstellungen A, B, C,... M, N, O,... in bloßen Anschauungen bestehen, oder sich doch nur durch bloße Anschauungen unterscheiden. Zur Erleichterung und Verkürzung der vorhin beschriebenen Arbeit lassen sich ähnliche Kunstgriffe, wie §. praec., auch hier benützen; nur ist zu merken, daß wir aus dem bloßen Umstande, weil gewisse Beschaffenheiten a, α,... jede im Einzelnen noch keinen Unterschied zwischen U, V, W,... einer- und X, Y, Z,... andererseits liefern, nicht sofort schließen dürfen, daß sie auch in Vereinigung keinen solchen Unterschied bilden. Denn kommen diese Beschaffenheiten den sämmtlichen U, V, W,... zu, so kann es immer seyn, daß, obgleich keine derselben allen X, Y, Z,... mangelt, doch alle zusammen in keinem einzigen der X, Y,

Z,... erscheinen. In diesem Falle wird also zwar weder a, noch α,... für sich, wohl aber die Summe $(a + \alpha + \ldots)$ eine Beschaffenheit vorstellen, die einen Unterschied zwischen den Dingen U, V, W,... einer- und X, Y, Z,... andererseits abgibt. Wir müssen daher, nachdem wir die einzelnen, den Dingen U, V, W, ... gemeinsamen Beschaffenheiten a, α,... durchgegangen haben, und keine derselben als einen tauglichen Unterschied zwischen U, V, W,... und X, Y, Z,... fanden, noch eigens untersuchen, ob sich nicht durch die Verknüpfung je zweier oder mehrer dieser Beschaffenheiten ein solcher Unterschied darstellen lasse. Zu diesem Zwecke ist es gut, wenn wir schon bei der Prüfung der einzelnen Beschaffenheiten, welche den sämmtlichen U, V, W,... zukommen, diejenigen, die nur bei einigen der X, Y, Z,... anzutreffen sind, herausheben, und zugleich bemerken, bei welchen derselben sie vorhanden sind oder fehlen. Wird dieß gehörig verzeichnet, so läßt sich am Ende mit einem Blick übersehen, ob es möglich sey, durch Vereinigung einiger dieser Beschaffenheiten eine zu bilden, die einen Unterschied zwischen U, V, W,... und X, Y, Z,... abgäbe.

Anmerk. Begreiflich ist es etwas ganz Anderes, ob wir die Aufgabe haben, Aehnlichkeiten oder auch Unterschiede zwischen den Gegenständen zu finden, die durch die Vorstellungen A, B, C,... und M, N, O,... dargestellt werden; oder die Aufgabe, Aehnlichkeiten und Unterschiede zwischen den Vorstellungen A, B, C,... und M, N, O,... selbst nachzuweisen. Auch dieses Letztere kommt zuweilen vor, und ist nur als ein besonderer Fall des Erstern anzusehen. Die Gegenstände, die hier verglichen werden sollen, sind nämlich Vorstellungen. Die Vergleichung selbst aber geschieht völlig auf eben die Art, wie sie jetzt allgemein beschrieben wurde. Da aber die Vorstellung etwas ganz Anderes ist, als ihr Gegenstand, so ist sich nicht zu verwundern, wenn bei Vergleichung der erstern ganz andere Aehnlichkeiten sowohl als Unterschiede zum Vorscheine kommen, als die Vergleichung der letzteren darbeut. So haben z. B. die Vorstellungen: „gleichseitiges Dreieck," und „gleichwinkliges Dreieck," einen Unterschied, die Gegenstände aber, die durch sie vorgestellt werden, sind einerlei: so haben die Vorstellungen: „gleichseitiges Dreieck," und „ungleichseitiges Dreieck," die Aehnlichkeit mit einander, daß der

Begriff der Gleichseitigkeit in beiden vorkommt; die Gegenstände aber unterscheiden sich eben darin, daß die Beschaffenheit der Gleichseitigkeit, welche den einen zukommt, den andern nicht zukommt, u. s. w.

§. 358.

IX. Auffindung einer Beschaffenheit, welche gegebenen Gegenständen unter einer gegebenen Menge, oder überhaupt ausschließlich zukommt.

In der Wissenschaft sowohl als im gemeinen Leben verlangt man oft, an gewissen Gegenständen eine Beschaffenheit zu finden, die ihnen ausschließlich — entweder nur ausschließlich unter einer gegebenen Menge von Dingen, denen wir sie jetzt eben beizählen, oder auch ausschließlich unter allen Gegenständen überhaupt zukommt. Das Erste ist nöthig, wenn wir uns dieser Beschaffenheit als eines Kennzeichens bedienen wollen, an welchem wir jene Gegenstände aus der gegebenen Menge herausfinden, das Letzte, wenn wir sie überall daran erkennen sollen. Eine Beschaffenheit nun, welche in der gegebenen Menge der Gegenstände U, V, W, ..., X, Y, Z, ... ausschließlich nur den gegebenen U, V, W, ... zukommt, muß allen U, V, W, ..., und keinem X, Y, Z, ... zukommen, also ein Unterschied der U, V, W, ... von den X, Y, Z, ... seyn. Um nun im Stande zu seyn, einen solchen zu finden, müssen wir nach §. praec. zuvörderst gewisse Vorstellungen A, B, C, ... und M, N, O, ... haben, deren die einen die Dinge U, V, W, ..., die andern die Dinge X, Y, Z, ... umfassen, und die zugleich in dem Verhältnisse der Ausschließung gegen einander stehen. Sind uns nun solche Vorstellungen schon bekannt, so läßt sich die Aufgabe ganz nach der Anweisung des vorigen Paragraphen behandeln. Doch ist nicht nöthig, daß uns dergleichen Vorstellungen unmittelbar gegeben seyen, sondern es wird genügen, wenn man uns nur einige Vorstellungen H, I, K, ... gibt, welche die sämmtlichen U, V, W, ... X, Y, Z, ... umfassen, und dann noch einige A, B, C, ..., welche die Gegenstände U, V, W, ..., wenn auch nicht ausschließlich, doch auf eine solche Art umfassen, daß keiner der Gegenstände X, Y, Z, ... in ihren Umfang fällt. Denn wenn

nur dieses ist, so werden die Vorstellungen [H] (non a + non b + non c + ...), [I] (non a + non b + non c + ...), [K] (non a + non b + non c + ...), ... gewiß nicht alle zugleich gegenstandlos seyn, zusammen aber alle X, Y, Z, ... umfassen; denn schon aus der Form dieser Vorstellungen folgt, daß sie, die erste alle diejenigen H, die nur kein A oder B oder C, ... sind, die zweite alle diejenigen I, die nur kein A oder B oder C, ... sind, u. s. w. in sich schließen; unter diesen H, I, ... aber müssen sich gewiß alle X, Y, Z, ... befinden. Da nun auch offenbar ist, daß diese Vorstellungen zu den gegebenen A, B, C, ... das Verhältniß der Ausschließung haben: so entsprechen sie der gemachten Forderung ganz, und wir können uns ihrer sonach statt M, N, O, ... bedienen. Soll nun δ eine Beschaffenheit seyn, welche den U, V, W, ... unter allen U, V, W, ... X, Y, Z, ... ausschließlich zukommt: so müssen folgende Sätze gelten: Jedes A hat δ, jedes B hat δ, jedes C hat δ, u. s. w. dann: Kein [H] (n a + n b + ...) hat δ, kein [I] (n a + n b + ...) hat δ, u. s. w.; und statt der letztern verneinenden Sätze genügt es auch, wenn wir nur darthun können, daß keine der Vorstellungen [H] (δ + n a + n b + ...), [I] (δ + n a + n b + ...), u. s. w. Gegenständlichkeit habe. Setzen wir, um die Sache durch ein einfaches Beispiel zu erläutern, die gegebenen Gegenstände wären: U ein gleichseitiges Dreieck, V ein Quadrat, W ein ungleichseitiges Viereck, dessen gegenüberstehende Winkel einander zu zwei rechten ergänzen, X ein Rhombus, Y ein Viereck mit einwärts gehendem Winkel. Die Vorstellungen, durch welche uns diese Dinge insgesammt dargestellt werden, seyen: der Begriff eines Dreieckes (H), der das Ding U einschließt, und der Begriff eines Viereckes (I), welcher die übrigen Dinge V, W, X, Y umfasset; die Vorstellungen endlich, durch die uns die Dinge U, V, W bekannt sind, seyen der Begriff eines Dreieckes (A), (der U), und der Begriff eines Viereckes, dessen gegenüberstehende Winkel einander zu zwei rechten ergänzen (der V und W umfasset). Da diese beiden Begriffe keinen der Gegenstände X, Y umfassen, so wird sich unsere Methode anwenden lassen. Der Begriff [H] (non a + non b) wäre hier also

der Begriff eines Dreieckes, welches kein Dreieck und auch kein solches Viereck ist, dessen gegenüberstehende Winkel einander zu zwei rechten ergänzen. Da dieser Begriff imaginär ist, so können wir ihn füglich ganz weglassen. Der Begriff [I] (non a + non b) wird der Begriff eines Viereckes, welches kein Dreieck, ingleichen kein solches Viereck ist, dessen gegenüberstehende Winkel einander zu zwei rechten ergänzen. Reinigen wir diesen Begriff von seiner Ueberfüllung, so erhalten wir den eines Viereckes, dessen gegenüberstehende Winkel einander nicht zu zwei rechten ergänzen; eine Vorstellung, die in der That die Dinge X und Y einschließt. Vergleichen wir nun diesen Begriff mit den gegebenen A und B, so finden wir bald den Unterschied, daß die unter A und B stehenden Dinge Vielecke sind, die sich in einen Kreis einschreiben lassen, was bei den unter [I] (non a + non b) stehenden Dingen nicht angeht. — Leicht einzusehen ist aber, daß es im widrigen Falle, wenn nämlich die gegebenen Vorstellungen H, I, ... A, B, C, ... nicht einmal der zuletzt geforderten Bedingung entsprechen, d. h. wenn die A, B, C, ... auch einige der Dinge X, Y, Z, ... umfassen, nicht möglich sey, die verlangte Aufgabe zu lösen, und eine Beschaffenheit nachzuweisen, die nur den Dingen U, V, W, ... aber keinem der X, Y, Z, ... zukommt. Denn da ich die Gegenstände U, V, W, ... und U, V, W, ... X, Y, Z, ... nur durch die Vorstellungen A, B, C, ... und H, I, ... kenne: so vermag ich auch höchstens nur zu erkennen, daß eine gewisse Beschaffenheit einerseits allen unter A, B, C, ... stehenden Dingen, andererseits aber keinem derjenigen H oder I, die nicht zugleich A oder B oder C, ... sind, zukomme. Wofern ich aber nicht voraussetzen darf, daß keines der X, Y, Z, ... unter einer der Vorstellungen A, B, C, ... stehe: so kann immerhin eine Beschaffenheit wohl den A, B, C, ... ausschließlich unter allen H, I, ..., aber nicht den U, V, W, ... ausschließlich unter allen U, V, W, X, Y, Z, .., sondern auch der X, Y, Z, ... zukommen. — Nicht minder einleuchtend ist ferner, daß es für dieses Geschäft der Aufsuchung einer Beschaffenheit, welche den U, V, W, ... unter der Menge der U, V, W, ... X, Y, Z, ... ausschließlich zukommt, sehr förderlich sey,

wenn die gegebenen Vorstellungen A, B, C,... und H, I,... so enge als möglich sind, d. h. wenn die ersteren nur die Dinge U, V, W,... die letzteren nebst diesen nur noch die X, Y, Z,... umfassen. In diesem Falle nämlich werden die Vorstellungen [H] (non a + non b +...), [I] (non a + non b +...), ... ausschließlich nur X, Y, Z,... umfassen; und es tritt also der Fall ein, den wir im vorigen Paragraphen schon als den vortheilhaftesten bezeichnet.

Wenn endlich die Aufgabe ist, eine Beschaffenheit zu finden, welche gegebenen Gegenständen U, V, W,... ausschließlich unter allen, nur immer gedenkbaren zukommt: so ist dieß eben so viel als einen Unterschied zu finden, der zwischen den Dingen U, V, W,... einer-, und zwischen allen noch übrigen andererseits obwaltet. Hiezu wird nun nach dem so eben Gesagten erfordert, daß die Vorstellungen A, B, C,..., durch welche uns jene Dinge gegeben sind, auf sonst kein anderes Ding mehr passen, daß sie somit die Dinge U, V, W,... ausschließlich vorstellen. Unter dieser Voraussetzung aber werden die Dinge, die es noch außerhalb U, V, W,... gibt, durch die Vorstellung [Etwas] (non a + non b + non c +...) ausgedrückt; und die Aufgabe, die wir zu lösen haben, ist somit bloß, einen Unterschied zwischen den Dingen, die unter den Vorstellungen A, B, C,... einer- und unter der Vorstellung [Etwas] (non a + non b + non c +...) andererseits begriffen sind, zu entdecken. Soll also δ eine solche Beschaffenheit seyn, so müssen die Sätze: Jedes A hat δ, jedes B hat δ, u. s. w. endlich: Kein [Etwas] (na + nb +...) hat δ, gelten.

§. 559.

X. Auffindung einer Vorstellung, die eine gegebene Menge von Gegenständen umfasse.

Nichts wird öfter verlangt, als die Erfindung einer Vorstellung, die eine gegebene Menge von Gegenständen umfasse; zumal sofern es dahingestellt bleiben soll, ob sie auf diese Gegenstände eben nur ausschließlich, oder nebst ihnen auch noch auf einige andere bezogen werden könne.

Es leuchtet ein, daß wir, auch ohne die Gegenstände X, Y, Z, ... nur im Geringsten zu kennen, behaupten dürfen, daß der Begriff eines „Etwas überhaupt" sie gewiß alle umfasse, also gleich einer derjenigen Vorstellungen sey, die unserer Aufgabe genug thun. Verlangt man aber Vorstellungen, die keinen so weiten Umfang, als die eines Etwas überhaupt haben: so ist offenbar nöthig, daß man uns erst eine oder mehre Vorstellungen gebe, die sich auf diese Gegenstände beziehen, so zwar, daß keiner von ihnen übrig bleibe, der nicht durch irgend eine der gegebenen Vorstellungen vorgestellt wird. Denn gäbe es unter den Gegenständen X, Y, Z, ... nur einen einzigen, den keine der gegebenen Vorstellungen A, B, C, ... vorstellt: so könnten wir eben deßhalb, weil uns dieser völlig unbekannt wäre, nie gewiß seyn, daß die von uns ersonnene Vorstellung M auch ihn umfasse, so weit sie immer seyn möchte, es wäre denn, daß sie den Umfang der allerweitesten Vorstellung eines Etwas überhaupt hätte. Daß aber die eine oder die mehren Vorstellungen A, B, C, ..., durch die uns die sämmtlichen Gegenstände X, Y, Z, ... dargestellt und bekannt gemacht werden, sich ausschließlich auf sie allein beziehen, d. h. daß keine derselben noch irgend einen andern, in dem Inbegriffe der X, Y, Z, ... nicht mitenthaltenen Gegenstand vorstelle, wird abermals nicht erfordert. Denn wenn nur die Gebiete jener Vorstellungen zusammen nicht das Gebiet eines Etwas überhaupt erschöpfen: so wird sich noch immer eine Vorstellung M auffinden lassen, die Alles, ja auch wohl mehr umfaßt, als sie alle zusammen, und diese Vorstellung wird dann gewiß auch alle X, Y, Z, ... umfassen, also beschaffen seyn, wie sie die Aufgabe verlangt. Einen Unterschied aber in der Verfahrungsart, wie wir die Vorstellung M zu suchen haben, verursacht allerdings der Umstand, ob es der Vorstellungen, durch welche uns die Gegenstände X, Y, Z, ... bekannt gemacht werden, nur eine einzige A, oder ob es derselben mehre A, B, C, ... gebe.

1) Der erste Fall wäre vorhanden, sowohl wenn es nur einen einzigen Gegenstand X gäbe, für den wir eine ihn darstellende Vorstellung M ausdenken sollen, als auch, wenn es derselben zwar mehre X, Y, Z, ... gäbe, von

denen wir aber gar keinen Unterschied wissen, indem sie uns alle nur durch eine und eben dieselbe Vorstellung A bekannt sind. In dem ersten Falle wäre unsere Aufgabe im Grunde nur die, zu einer gegebenen Vorstellung A eine andere zu finden, welche bloß Eines von Beidem, entweder von einerlei oder von weiterem Umfange, entweder der A gleichgeltend oder ihr übergeordnet wäre. Ein Mittel nun, wie dieß geschehen könne, bestehet offenbar darin, daß wir versuchen, uns einer Beschaffenheit b zu erinnern, welche den sämmtlichen, unter der Vorstellung A stehenden Gegenständen zukommt, oder was eben so viel heißt, uns eine Wahrheit von der Form: Jedes A hat b, zu vergegenwärtigen. Haben wir eine solche allen A zukommende Beschaffenheit b, so wird uns ihr Concretum B eine Vorstellung, wie sie verlangt wird, liefern; indem die Vorstellung B sicher nur Eines von Beidem, entweder von einerlei oder von weiterem Umfange ist, als A. — Ist uns eine Wahrheit von der Form: A hat b, oder was eben so viel ist, eine Beschaffenheit b, die allen A zukommt, schon wirklich bekannt: so läßt sich wohl erwarten, daß sie uns einfallen werde, bloß wenn wir die Aufmerksamkeit unsers Geistes auf die Vorstellung A etwas anhaltender richten; weil die Vorstellung B mit A durch Gleichzeitigkeit verknüpft ist. Kennen wir aber noch keine allen A zukommende Beschaffenheit, dann handelt es sich erst um die Auffindung einer solchen, wovon tiefer unten die Rede seyn wird. Ist die Vorstellung A zusammengesetzt, und zwar von der Form: [Etwas] ($a + \alpha + \ldots$), so wird durch bloße Weglassung einiger der Theile $a, \alpha, \ldots$ eine Vorstellung zum Vorschein kommen, die, wenn nicht einen größeren, sicher doch keinen kleineren Umfang als A hat, also der Aufgabe genug thut.

2) Im zweiten Falle, wenn es der Vorstellungen, welche wir von den Gegenständen X, Y, Z, ... haben, mehre A, B, C, ... gibt, ist die Aufgabe, eine Vorstellung M zu finden, in deren Umfange die Gebiete aller A, B, C, ... liegen. Es ist offenbar, daß eine solche gefunden wäre, sobald wir nur eine Beschaffenheit wüßten, welche allen unter A, B, C, ... stehenden Gegenständen zukommt. Denn wäre

m eine solche, so wäre das Concretum M eine Vorstellung, der alle A, B, C, ..., also auch alle X, Y, Z, ... unterstehen. Unsere Aufgabe ist sonach auf die des §. 356. zurückgeführt, unter gegebenen Gegenständen eine denselben gemeinschaftlich zukommende Beschaffenheit, oder was eben so viel heißt, eine zwischen denselben obwaltende Aehnlichkeit zu entdecken. Sind die Vorstellungen A, B, C, ... zusammengesetzt von der Form: [Etwas] ($a+\alpha+\ldots$), [Etwas] ($b+\beta+\ldots$), [Etwas] ($c+\gamma+\ldots$), u. s. w.: so untersuche man, ob sich nicht unter den Theilen a, α, ..., b, β, ..., c, γ, ... u. s. w. irgend ein gemeinschaftlicher befinde. Wäre α ein solcher, so hätte die Vorstellung [Etwas] α ein, wenn nicht größeres, gewiß nicht kleineres Gebiet als jede der Vorstellungen A, B, C, ... für sich allein; auch sie wäre folglich eine Vorstellung, wie sie die Aufgabe verlangt. Wohl zu bemerken ist aber, daß uns die eben ertheilten Anweisungen gar nicht zu jeder Vorstellung führen, die unserer Aufgabe genug thun würde. Denn nicht nothwendig muß die verlangte Vorstellung eben von der Form der concreten Vorstellungen seyn, und wenn die Gegenstände X, Y, Z, ..., die wir in eine Vorstellung zusammenfassen sollen, existirende Dinge sind: so kann man in vielen Fällen auch durch Anschauungen, die man sich von denselben verschafft, und auf geschickte Weise mit einigen allgemeinen Begriffen verknüpft, zu einer Vorstellung gelangen, welche sie alle umfaßt. Von solchen Kunstgriffen aber kann hier nicht gesprochen werden, theils weil ein solches Verfahren nicht allgemein anwendbar ist, theils weil es noch etwas Anderes als bloßes Nachdenken fordert.

Anmerk. Wenn Lambert (N. O. Dian. §. 42.) die Anweisung gab, daß man zur Lösung der gegenwärtigen Aufgabe, oder (nach seiner Sprache) um einen Gattungsbegriff M zu den gegebenen Arten A, B, C, ... zu finden, nur die zwei verschiedensten zu vergleichen, und die gemeinsamen Merkmale herauszuheben brauche: so war dieses ein Versehen, auf welches schon Maaß (Gr. d. L. §. 468. Anm. 3.) aufmerksam machte. Beschaffenheiten, welche den zwei am meisten von einander verschiedenen Arten oder Individuen zukommen, müssen sich darum noch nicht bei allen zur ganzen Gattung gehörigen Arten oder Individuen finden.

§. 360.

XI. Auffindung einer Vorstellung, die mehr als eine gegebene Menge von Gegenständen umfasse.

Im vorigen Paragraphen lernten wir, zu gegebenen Gegenständen eine Vorstellung finden, die sie auf eine Art umfasse, bei welcher es als gleichgültig angesehen werden soll, ob sie nebst ihnen auch noch einige andere Gegenstände umfasse oder nicht. Etwas bestimmter ist schon die Aufgabe, wenn verlangt wird, daß die zu findende Vorstellung gerade das Erstere thue, d. h. daß sie noch mehr als die gegebenen Gegenstände umfasse. Es versteht sich aber von selbst, daß dieses nur möglich sey, wenn die gegebenen Gegenstände X, Y, Z, ... nicht der Inbegriff aller sind, die es nur überhaupt gibt, ingleichen daß sie uns durch eine oder mehre Vorstellungen A, B, C, ... bekannt gemacht werden müssen, welche zusammengenommen sie alle umfassen, ohne doch so weit zu seyn, daß jeder beliebige Gegenstand einer von ihnen unterstehe. Sind die Vorstellungen A, B, C, ... selbst schon so weit, daß sie nebst X, Y, Z, ... noch einige andere Gegenstände umfassen, und ist uns dieses Verhältniß derselben bekannt, so wird die Aufgabe gelöst, wenn wir nur nach Anleitung des vorigen Paragraphen eine, die A, B, C, ... umfassende Vorstellung suchen. Wenn aber die Gebiete der Vorstellungen A, B, C, ... zusammen nur alle X, Y, Z, ... und sonst keinen andern Gegenstand umfassen, so muß die zu findende Vorstellung ein Gebiet erhalten, das größer ist, als die Gebiete der gegebenen A, B, C, ... zusammen. Wenn es nur eine einzige Vorstellung A ist, durch welche uns die sämmtlichen X, Y, Z, ... bekannt sind, so ist die Aufgabe, die wir zu lösen haben, eigentlich diese: zu einer gegebenen Vorstellung A eine andere zu finden, welche ihr übergeordnet wäre. Zu diesem Zwecke können wir nun mancherlei Wege einschlagen. So können wir erstlich, wenn uns ein oder etliche Dinge U, V, ... bekannt sind, die der gegebenen Vorstellung A nicht unterstehen, wenn wir sonach eine Vorstellung B, die diese Dinge umfaßt, besitzen: nach Anweisung des vorigen Paragraphen eine Vorstellung suchen, welche die unter den A und B stehenden Dinge

gemeinschaftlich umfasse. Diese wird offenbar weiter als A, und folglich so beschaffen seyn, wie hier verlangt wird. Doch dieses Verfahren, bei dem die Gegenstände U, V,..., welche die neue Vorstellung nebst allen A einschließen soll, ganz willkürlich festgesetzt werden, wird nicht in jedem Falle zu Vorstellungen führen, wie wir sie eben brauchen. Ein anderes Verfahren also, welches wir meistens mit größerem Nutzen befolgen, bestehet darin, daß wir uns alle Beschaffenheiten, welche die unter A begriffenen Gegenstände haben, d. h. alle Wahrheiten von der Form: A hat b, die wir nur kennen zu lernen vermögen, zum Bewußtseyn bringen, und untersuchen, welche derselben von der Art ist, daß sie noch mehren Gegenständen als den A zukommt, oder (was eben so viel heißt) von der die Wahrheit: Nicht jedes B ist ein A, erwiesen werden könnte. Offenbar ist dann jedes solche B eine der verlangten, höheren Vorstellungen. So werde ich z. B., wenn man mir aufgegeben hätte, eine Vorstellung zu finden, die höher als die Vorstellung Mensch ist, nur alle mir bekannten Beschaffenheiten des Menschen durchgehen, untersuchend, welche derselben ein Concretum darbietet, das an der Stelle des B in dem Satze: Jedes B ist ein Mensch, etwas erweislich Falsches aussagt. Dieß thut z. B. gleich die Vorstellung: Sterblichkeit, und somit ist Sterblicher ein höherer Begriff als Mensch. Ist die gegebene Vorstellung zusammengesetzt, so mag man vor Allem versuchen, durch bloße Weglassung einiger ihrer Theile Vorstellungen zu erzeugen, die höher als die gegebene wären. So läßt sich z. B. aus dem gegebenen Begriffe eines lebendigen Wesens, das nur Ein Herz hat, durch bloße Weglassung der Bestimmung: Ein, der wirklich höhere Begriff eines lebendigen Wesens, welches mit Herzen überhaupt (gleichviel, ob einem oder mehren) versehen ist, ableiten. Wenn es der Vorstellungen, durch die wir die Gegenstände X, Y, Z, ... kennen, mehre A, B, C, ... gibt: so läßt sich auf die Art helfen, daß wir zuerst nach Anleitung des vorigen Paragraphen eine Vorstellung M suchen, welche die Vorstellungen A, B, C, ... alle umfaßt, und dann nach den nur angegebenen Regeln eine Erweiterung dieser versuchen.

§. 361.

XII. Auffindung einer Vorstellung, die weniger als eine gegebene Menge von Gegenständen umfasse.

Das gerade Gegentheil der vorigen Aufgabe ist es, wenn man verlangt, daß eine Vorstellung gefunden werde, welche von einer gegebenen Menge von Gegenständen X, Y, Z, ... nicht alle, sondern nur einen Theil derselben umfasse, ohne jedoch zu bestimmen, welchen. Soll dieses möglich seyn, so muß es der Gegenstände X, Y, Z, ... wirklich mehre, namentlich wenigstens zwei geben. Auch leuchtet ein, daß diese Gegenstände uns durch eine oder mehre Vorstellungen bekannt seyn müssen, von denen wir wenigstens versichert sind, daß sie nicht irgend einige andere Gegenstände, als nur die X, Y, Z, ... umfassen. Denn wenn die gegebenen Vorstellungen A, B, C, ... noch einige andere Gegenstände als X, Y, Z, ... umfaßten, so könnten wir ja, so enge wir auch den Umfang einer gewissen Vorstellung M einrichten, so lange sie nur noch einen der unter A, B, C, ... stehenden Gegenstände begreift, nie gewiß seyn, ob es nicht einer derjenigen sey, die sich nicht unter X, Y, Z, ... befinden. Die gegebenen Vorstellungen müssen also Eines von Beidem leisten, entweder alle X, Y, Z, ... und sonst nichts Anderes umfassen, oder von einem noch engeren Umfange seyn, also nicht einmal alle X, Y, Z, ... umfassen. Auch hier sind übrigens die beiden Fälle, ob es dieser Vorstellungen nur eine oder mehre gebe, zu unterscheiden. Ist es nur eine einzige Vorstellung A, durch die wir die Gegenstände X, Y, Z, ... kennen, und umfasset schon sie selbst nicht alle, so leuchtet ein, daß diese Vorstellung an sich eine derjenigen ist, wie sie die Aufgabe verlangt. Umfasset sie aber alle X, Y, Z, ..., so ist die Aufgabe eigentlich, zu einer gegebenen Vorstellung A eine ihr untergeordnete zu finden. Sind nun die mehren Gegenstände, welche A vorstellt, von einer solchen Art, daß wir auf irgend eine Weise, z. B. durch Anschauung uns zu Vorstellungen verhelfen können, die sich auf einzelne derselben ausschließlich beziehen: so erhellet, daß eine jede solche Vorstellung die Aufgabe löset. Darf aber nicht angenommen werden, daß

wir schon im Besitze einiger solcher Einzelvorstellungen sind, so zeigt sich anfangs kein anderer Weg, der uns zum Ziele führen könnte, als daß wir uns so viele Beschaffenheiten von Dingen, als wir nur überhaupt vermögen, zum Bewußtseyn bringen, und durch Vergleichung derselben mit A eine b herauszufinden trachten, welche wohl einigen, aber nicht allen A zukommt; oder (was eben so viel heißt) in Betreff deren wir nachweisen können, daß jede der beiden Vorstellungen [A] b sowohl als auch [A] non b, Gegenständlichkeit hat. Es begreift sich bald, daß wir in diesem Falle an den genannten Vorstellungen gleich ein Paar solcher erhalten, wie sie die Aufgabe verlangt; denn wenn sowohl die [A] b, als auch die [A] non b Gegenständlichkeit hat, so sind gewiß beide niedriger als A. Zu merken ist aber, daß die neue Vorstellung, welche wir suchen, nicht eben nothwendig aus der bereits gegebenen A zusammengesetzt werden muß. Wir müssen daher untersuchen, ob es unter den mancherlei Beschaffenheiten der Dinge, deren wir uns erinnern, nicht eine solche b gebe, die schon für sich allein ein Concretum B liefert, das eine niedrigere Vorstellung als die gegebene A ist. Dieß wird der Fall seyn, wenn die zwei Sätze gelten, daß jedes B ein A, und nicht jedes A ein B sey, oder (was statt des letztern Satzes auch hinreicht) daß die Vorstellung [A] non b Gegenständlichkeit hat. Hiebei verstehet sich aber von selbst, daß wir schon, wenn gewisse Beschaffenheiten b, b′, b″,... jede für sich dieser Bedingung nicht entsprechen, versichert seyn können, daß wir auch durch Vereinigung derselben unsern Zweck nicht erreichen würden. Denn wenn keine der Vorstellungen B, B′, B,″... für sich selbst niedriger als A ist: so kann auch die Vorstellung [Etwas] (b, + b′ + b″ + ...) nicht niedriger seyn als A. Haben wir also gewisse Beschaffenheiten b, b′, b″,... jede im Einzelnen bereits geprüft: so brauchen wir nicht erst auch ihre Verbindungen zu je zweien, je dreien u. s. w. zu untersuchen. Das bisher beschriebene Verfahren bleibt trotz der Abkürzungen, die man dabei anbringen mag, nicht nur sehr weitläufig, sondern überläßt es auch dem bloßen Zufalle, ob uns aus der unendlichen Menge von Beschaffenheiten, welche es überhaupt gibt, gerade diejenigen vor das

Bewußtseyn treten, die bei A Platz greifen. Zu wünschen wäre daher, daß uns jene besondere Art von Beschaffenheiten, deren Betrachtung hier einen größeren Nutzen erwarten läßt, näher bezeichnet werden könnte. Nach dem Gesetze der Verknüpfung gleichzeitiger Vorstellungen läßt sich nicht nur erwarten, daß uns die Vorstellung einer Sache an die Beschaffenheiten, die uns von ihr bekannt sind, sondern daß uns auch eben so die Vorstellung einer Beschaffenheit an manchen Gegenstand, der sie an sich hat, erinnern werde. Wenn wir uns also statt der gegebenen Vorstellung A das ihr entsprechende Abstractum, d. h. die Beschaffenheit a selbst anhaltend vorstellen: so läßt sich hoffen, daß uns die Vorstellungen von manchen Gegenständen, an denen diese Beschaffenheit haftet, wofern wir anders dergleichen schon kennen, in das Gedächtniß kommen werden. Ist es nun wahr, daß alle der Vorstellung C unterstehenden Gegenstände die Beschaffenheit a haben, so liegt am Tage, daß die Vorstellung C, falls sie nicht eben eine Wechselvorstellung von A ist, von einem kleineren Umfange als A seyn werde. Und da dieß Letztere, nämlich daß die Subjectvorstellung einen kleineren Umfang hat als das zur Prädicatvorstellung gehörige Concretum, bei Weitem gewöhnlicher ist: so läßt sich erwarten, daß wenn wir uns erst an mehre dergleichen C, denen das Prädicat a beigelegt werden kann, erinnern, darunter gewiß auch einige seyn werden, welche Vorstellungen von einem engeren Umfange als A sind. Aber die Vorstellungen, die wir auf diesem Wege finden, sind nur solche, von denen es uns im Grunde schon hätte bekannt seyn können, daß sie der A unterstehen. Um auf noch andere und mitunter auch solche, die uns ganz neu sind, zu kommen, können wir folgenden Weg einschlagen. Wir suchen erst mehre allen A zukommende Beschaffenheiten m, n, o, ... oder was eben so viel heißt, Vorstellungen M, N, O, ..., von welchen wir wissen, daß sie entweder von gleichem oder noch weiterem Umfange als A sind. Mit diesen nehmen wir nun der Reihe nach eben das vor, was wir so eben mit A selbst vornahmen, d. h. wir erinnern uns an allerlei Gegenstände R, S, T, ..., die diesen Vorstellungen (Einer der einen, ein Anderer der andern) unterstehen. Es ist

natürlich, daß wir auf diese Art zu einer weit größeren Anzahl von diesen Gegenständen, oder vielmehr von Vorstellungen R, S, T, ..., durch die wir sie uns denken, gelangen können, als es vorhin geschehen konnte. Denn während wir vorhin nur die einzige Vorstellung a hatten, die uns Vorstellungen, mit welcher sie durch Gleichzeitigkeit verknüpft ist, herbeiführen konnte, sind uns jetzt viele solche Vorstellungen, (die sämmtlichen m, n, o, ...) zu diesem Zwecke behülflich. Da aber die Vorstellungen R, S, T, ..., die wir auf diese Art finden, einige unter der M, andere unter der N, noch andere unter der O, alle sonach unter Vorstellungen stehen, denen auch A untersteht: so ist zu vermuthen, daß einige der R, S, T, ... auch der A unterstehen werden, oder daß wenigstens aus ihrer Verbindung Vorstellungen von der Form [Etwas] (r + s + ...) sich werden bilden lassen, die der A unterstehen. Setzen wir, dieß durch ein Beispiel zu erläutern, daß es uns aufgegeben wäre, einige Vorstellungen zu finden, die dem Begriffe eines Dreiecks von ungleichen Seiten (Skalenum) = A untergeordnet sind. Indem wir zuerst nach den Beschaffenheiten m, n, o, ... fragen, welche den Gegenständen dieses gegebenen Begriffes allgemein zukommen, werden wir zu den Begriffen eines Dreiecks überhaupt, und einer ungleichseitigen Figur geleitet. Indem wir nun umgekehrt nach solchen Gegenständen R, S, T, U, ... fragen, denen die hier gefundenen Beschaffenheiten (der Dreieckigkeit und der Ungleichseitigkeit) zukommen, so fällt uns in ersterer Hinsicht vielleicht ein, daß es Dreiecke von verschiedenen Winkeln, z. B. spitzwinklige, recht- und stumpfwinklige gebe; in letzterer Hinsicht, daß es Figuren geben könnte, deren Seiten in einer arithmetischen, oder geometrischen, oder harmonischen Progression u. dgl. fortschreiten. Wenn wir hierauf untersuchen, ob einige dieser Begriffe dem eines ungleichseitigen Dreiecks unterstehen, so zeigt sich, daß dieses bei den Begriffen eines spitz-, oder recht-, oder stumpfwinkligen Dreieckes keineswegs der Fall sey; indem ein solches, wenn auch nicht eben alle, doch zwei Seiten gleich haben kann. Die Begriffe von Figuren, deren Seiten in einer arithmetischen, oder geometrischen, oder harmonischen Progression wachsen, stehen jedoch

mit dem Begriffe eines Skalenums in dem Verhältnisse einer Verkettung; verbunden mit diesem werden sie also allerdings Begriffe, die enger sind, als der gegebene, liefern; nämlich die eines Dreieckes, an dem die Seiten in arithmetischer, oder in geometrischer, oder in harmonischer Progression zunehmen. Ist es uns einmal gelungen, einige der gegebenen Vorstellung A unterstehende Vorstellungen R, S, T, U, ... zu finden, so werden sich durch die Verbindung derselben theils mit einander, theils mit den übrigen leicht deren mehre ergeben. Denn wenn nur eine unter den mehren Vorstellungen R, S, T, U, ... schon für sich niedriger als A ist, so ist auch [Etwas] (r + s + ...) niedriger als A, wenn sie nur überhaupt Gegenständlichkeit hat. Wir haben also bloß zu beachten, welche von diesen, durch die Verknüpfung sich darbietenden Vorstellungen gegenständlich sey. So bekommen wir, weil der Begriff eines Dreieckes mit arithmetisch wachsenden Seiten schon wirklich niedriger als der gegebene eines Skalenums ist, alsbald noch einige andere, dergleichen niedrigere Begriffe, wenn wir untersuchen, ob sich derselbe nicht auch mit den Begriffen eines recht-, oder spitz-, oder stumpfwinkligen Dreieckes vereinigen lasse. Dieses bewährt sich, und führt dann auf den Begriff eines Dreieckes, dessen Seiten in arithmetischer Progression zunehmen, und das hiebei entweder rechtwinklig, oder spitz-, oder stumpfwinklig ist. *) Da aber auch Vorstellungen R, S, T, U, ..., die für sich selbst nicht niedriger sind als A, durch Verknüpfung leicht Vorstellungen von der Form [Etwas] (r + s + ...) geben können, welche schon niedriger sind: so dürfen wir, wenn es sich um die Gewinnung der möglich größten Anzahl von untergeordneten Vorstellungen handelt, auch die Verbindungen zwischen solchen R, S, T, U, ..., die einzeln noch nicht niedriger als A sind, nicht ungeprüft lassen. Der Unterschied ist nur, daß es hier nicht bloß, wie vorhin genüget, nachzusehen, ob die erzeugte Vorstellung Gegenständlichkeit habe, sondern daß eigens geprüft werden

*) Die weitere Untersuchung zeigt dann, daß der erste Fall lediglich dann Statt finde, wenn sich die Seiten des Dreieckes wie 3, 4, 5 verhalten; der zweite, wenn sie in einem kleineren, der dritte, wenn sie in einem grösseren Verhältnisse wachsen.

muß, ob sie schon wirklich niedriger als A sey. Endlich ist noch der Fall zu betrachten, wo es der Vorstellungen, durch die uns die Gegenstände X, Y, Z, ... bekannt sind, mehre gibt. Hier kann, weil diese Vorstellungen durchaus auf keinen fremden Gegenstand anwendbar seyn dürfen, nur einer von folgenden zwei untergeordneten Fällen Platz greifen: entweder wir wissen von einer oder etlichen der Vorstellungen A, B, C, ..., daß sie nur einige X, Y, Z, ... umfassen, oder wir wissen dieß von keiner. Im ersten Falle, wenn uns von einer der gegebenen Vorstellungen A, B, C, ... bereits bekannt ist, daß sie nicht alle X, Y, Z, ... umfasse: so ist diese schon an sich selbst eine solche, wie sie die Aufgabe verlangt. Im zweiten Falle, wenn wir von keiner der gegebenen Vorstellungen wissen, daß sie nur einige X, Y, Z, ... umfasse, bedarf es nur, nach den schon aufgestellten Regeln eine Vorstellung zu suchen, die niedriger als eine derselben sey, so wird sie gewiß nicht alle X, Y, Z, ... umfassen.

§. 362.

XIII. Auffindung einer Vorstellung, die eine gegebene Menge von Gegenständen genau umfasse.

Schwieriger als die drei vorhergehenden Aufgaben ist die Auffindung einer Vorstellung, die eine gegebene Menge von Gegenständen X, Y, Z, ... ausschließlich oder genau (adäquat) umfassen soll. Bekanntlich pflegt man von einer solchen Vorstellung auch zu sagen, daß sie die gegebenen Gegenstände bestimme; und somit läßt sich diese Aufgabe auch ausdrücken: zu gegebenen Gegenständen eine sie bestimmende Vorstellung aufzufinden. Man begreift bald, daß es zur Lösung dieser Aufgabe nothwendig sey, die Gegenstände X, Y, Z, ... nicht nur überhaupt, sondern durch Vorstellungen von einer solchen Art zu kennen, die selbst schon ausschließlich nur auf sie passen. Denn wenn die Vorstellungen, durch welche uns die Gegenstände X, Y, Z, ... bekannt sind, entweder nicht sie alle, oder nebst ihrer noch gewisse andere Gegenstände umfassen: so sind wir im ersten Falle niemals berechtiget, zu sagen, daß eine von uns erdachte Vorstellung alle X, Y, Z, ...; im zweiten, daß sie

sonst keine andern Gegenstände umfasse. Die zwei schon in den vorigen Aufgaben unterschiedenen Fälle aber, ob es der Vorstellungen, durch die wir die Gegenstände X, Y, Z,... kennen, nur eine oder mehre gebe, finden auch hier wieder Statt. In dem ersten Falle, d. h. wenn es entweder nur ein einziger Gegenstand ist, für den wir eine ausschließlich nur auf ihn passende Vorstellung suchen, oder wenn es derselben zwar wirklich mehre X, Y, Z,.., gibt, aber sie sind uns doch alle nur durch eine einzige, ausschließlich auf sie passende Vorstellung A bekannt, müssen die Vorstellungen, die wir auffinden sollen, mit der gegebenen A gleichgelten. Die Aufgabe ist also eigentlich, zu einer gegebenen Gegenstandsvorstellung eine ihr gleichgeltende zu finden. Ein Mittel nun, das auf dem Wege des bloßen Nachdenkens zu solchen Vorstellungen führet, ist, daß wir nach Anleitung des §. 358. Beschaffenheiten suchen, die den gegebenen, durch A vorgestellten Dingen ausschließlich zukommen. Ist nämlich m eine solche, so liefert M eine mit A gleichgeltende Vorstellung. Wir müssen also nachsehen, was für Beschaffenheiten b, b', b'',... die Gegenstände haben, die der A unterstehen, oder was eben so viel heißt, wir müssen alle Wahrheiten von der Form: A hat b, die wir nur kennen zu lernen vermögen, zusammenstellen und untersuchen, ob es nicht eine unter diesen Beschaffenheiten oder nicht einen Inbegriff mehrer gebe, die den A ausschließlich zukommen; d. h. wir müssen suchen, aus der Verknüpfung dieser Beschaffenheiten eine Vorstellung von der Form [Etwas] (b + b' + b'' + ...) zu erzeugen, von welcher der Satz gälte, daß jedes [Etwas] (b + b' + b'' + ...) ein A sey. Wird dieser Satz wahr befunden, so ist [Etwas] (b + b' + b'' + ...) eine Vorstellung, wie sie verlangt wird. Wenn nicht, so ist sie noch zu weit, und wir müssen versuchen, noch einige andere Beschaffenheiten, und zwar solche, die nicht schon eine Folge der vorigen sind, hinzuzufügen, bis eine Vorstellung, die jenen Satz wahr macht, zum Vorscheine kommt. Wenn uns im zweiten Falle die Gegenstände X, Y, Z,... nicht durch eine einzige, sondern durch mehre Vorstellungen A, B, C,... bekannt sind: so ist die Aufgabe, eine Vorstellung M zu finden, welche den sämmtlichen A, B, C,... gleich-

muss, ob sie schon wirklich niedriger als A sey. Endlich ist noch der Fall zu betrachten, wo es der Vorstellungen, durch die uns die Gegenstände X, Y, Z, ... bekannt sind, mehre gibt. Hier kann, weil diese Vorstellungen durchaus auf keinen fremden Gegenstand anwendbar seyn dürfen, nur einer von folgenden zwei untergeordneten Fällen Platz greifen: entweder wir wissen von einer oder etlichen der Vorstellungen A, B, C, ..., daß sie nur einige X, Y, Z, ... umfassen, oder wir wissen dieß von keiner. Im ersten Falle, wenn uns von einer der gegebenen Vorstellungen A, B, C, ... bereits bekannt ist, daß sie nicht alle X, Y, Z, ... umfasse: so ist diese schon an sich selbst eine solche, wie sie die Aufgabe verlangt. Im zweiten Falle, wenn wir von keiner der gegebenen Vorstellungen wissen, daß sie nur einige X, Y, Z, ... umfasse, bedarf es nur, nach den schon aufgestellten Regeln eine Vorstellung zu suchen, die niedriger als eine derselben sey, so wird sie gewiß nicht alle X, Y, Z, ... umfassen.

§. 362.

XIII. Auffindung einer Vorstellung, die eine gegebene Menge von Gegenständen genau umfasse.

Schwieriger als die drei vorhergehenden Aufgaben ist die Auffindung einer Vorstellung, die eine gegebene Menge von Gegenständen X, Y, Z, ... ausschliesslich oder genau (adäquat) umfassen soll. Bekanntlich pflegt man von einer solchen Vorstellung auch zu sagen, daß sie die gegebenen Gegenstände bestimme; und somit läßt sich diese Aufgabe auch ausdrücken: zu gegebenen Gegenständen eine sie bestimmende Vorstellung aufzufinden. Man begreift bald, daß es zur Lösung dieser Aufgabe nothwendig sey, die Gegenstände X, Y, Z, ... nicht nur überhaupt, sondern durch Vorstellungen von einer solchen Art zu kennen, die selbst schon ausschließlich nur auf sie passen. Denn wenn die Vorstellungen, durch welche uns die Gegenstände X, Y, Z, ... bekannt sind, entweder nicht sie alle, oder nebst ihrer noch gewisse andere Gegenstände umfassen: so sind wir im ersten Falle niemals berechtiget, zu sagen, daß eine von uns erdachte Vorstellung alle X, Y, Z, ...; im zweiten, daß sie

sonst keine andern Gegenstände umfasse. Die zwei schon in den vorigen Aufgaben unterschiedenen Fälle aber, ob es der Vorstellungen, durch die wir die Gegenstände X, Y, Z,... kennen, nur eine oder mehre gebe, finden auch hier wieder Statt. In dem ersten Falle, d. h. wenn es entweder nur ein einziger Gegenstand ist, für den wir eine ausschließlich nur auf ihn passende Vorstellung suchen, oder wenn es derselben zwar wirklich mehre X, Y, Z,... gibt, aber sie sind uns doch alle nur durch eine einzige, ausschließlich auf sie passende Vorstellung A bekannt, müssen die Vorstellungen, die wir auffinden sollen, mit der gegebenen A gleichgelten. Die Aufgabe ist also eigentlich, zu einer gegebenen Gegenstandsvorstellung eine ihr gleichgeltende zu finden. Ein Mittel nun, das auf dem Wege des bloßen Nachdenkens zu solchen Vorstellungen führet, ist, daß wir nach Anleitung des §. 358. Beschaffenheiten suchen, die den gegebenen, durch A vorgestellten Dingen ausschließlich zukommen. Ist nämlich m eine solche, so liefert M eine mit A gleichgeltende Vorstellung. Wir müssen also nachsehen, was für Beschaffenheiten b, b′, b″,... die Gegenstände haben, die der A unterstehen, oder was eben so viel heißt, wir müssen alle Wahrheiten von der Form: A hat b, die wir nur kennen zu lernen vermögen, zusammenstellen und untersuchen, ob es nicht eine unter diesen Beschaffenheiten oder nicht einen Inbegriff mehrer gebe, die den A ausschließlich zukommen; d. h. wir müssen suchen, aus der Verknüpfung dieser Beschaffenheiten eine Vorstellung von der Form [Etwas] (b + b′ + b″ + ...) zu erzeugen, von welcher der Satz gälte, daß jedes [Etwas] (b + b′ + b″ + ...) ein A sey. Wird dieser Satz wahr befunden, so ist [Etwas] (b + b′ + b″ + ...) eine Vorstellung, wie sie verlangt wird. Wenn nicht, so ist sie noch zu weit, und wir müssen versuchen, noch einige andere Beschaffenheiten, und zwar solche, die nicht schon eine Folge der vorigen sind, hinzuzufügen, bis eine Vorstellung, die jenen Satz wahr macht, zum Vorscheine kommt. Wenn uns im zweiten Falle die Gegenstände X, Y, Z,... nicht durch eine einzige, sondern durch mehre Vorstellungen A, B, C,... bekannt sind: so ist die Aufgabe, eine Vorstellung M zu finden, welche den sämmtlichen A, B, C,... gleich-

gilt. Eine Vorstellung, die sich hier immer von selbst darbietet, ist die eines „Etwas, welches entweder ein A oder ein B oder ein C ist u. s. w.;" allein man verlangt noch andere und insonderheit solche, die nicht schon durch ihre bloße Form, sondern durch ihren eigenthümlichen Inhalt der Forderung unserer Aufgabe genug thun. Um nun solche zu finden, müssen wir nach Anleitung des schon erwähnten §. 358. Beschaffenheiten suchen, welche den Gegenständen, die durch die mehren Vorstellungen A, B, C, ... dargestellt werden, ausschließlich zukommen. Ist m eine solche, so ist M eine der verlangten Vorstellungen. Uebrigens läßt sich dieselbe Erinnerung des §. 359., daß nämlich die dortigen Regeln nicht zur Entdeckung einer jeden Vorstellung leiten, welche der Aufgabe entspricht, auch in den folgenden und in dem gegenwärtigen Paragraphen wiederholen. Denn alle jene Regeln lehren nur Vorstellungen von concreter Form finden.

§. 363.

XIV. Auffindung einer Vorstellung, die weniger als eine gegebene Menge von Gegenständen, und mehr als einen gegebenen Theil derselben umfasset.

Zuweilen verlangt man auch wohl eine Vorstellung, welche weniger als die gesammten Gegenstände U, V, W, ... X, Y, Z, ..., aber doch mehr als den gegebenen Theil derselben X, Y, Z, ... umfasse. Damit es uns aber möglich sey, eine solche Zwischenvorstellung (§. 100.) M zu finden, dürfen die Vorstellungen H, I, K, ..., durch welche uns die Menge der U, V, W, ... X, Y, Z, ... gegeben wird, auf keinen Fall mehr als alle diese Dinge, die Vorstellungen A, B, C, ... aber, durch welche uns die Menge der X, Y, Z, ... gegeben wird, auf keinen Fall weniger als diese Dinge umfassen. Das Erstere folgt aus §. 361., weil M weniger als alle U, V, W, ... X, Y, Z, ..., das Letztere aus §. 360., weil M mehr als alle X, Y, Z, ... umfassen soll. Nicht minder einleuchtend ist die Nothwendigkeit der Bedingung, daß die Gebiete der Vorstellungen H, I, K, ..., durch welche wir die Dinge U, V, W, ... X, Y, Z, ..., und die Gebiete der Vorstellungen A, B, C, ...,

durch welche wir die Dinge X, Y, Z,... erkennen, sich in ihrer Summe wenigstens um Zwei unterscheiden müssen. Denn da wir die Gegenstände U, V, W,... X, Y, Z,... nicht anders als durch die Vorstellungen H, I, K,... kennen, so werden wir nicht anders berechtiget, zu glauben, daß eine von uns erdachte Vorstellung M nicht alle U, V, W,... X, Y, Z,... umfasse, als wenn wir finden, daß sie nicht alle H, I, K,... umfaßt; und ebenso nicht anders berechtiget zu glauben, daß diese Vorstellung mehr als alle X, Y, Z,... umfasse, als wenn wir finden, daß sie mehr als alle A, B, C,... umfaßt. Soll aber die Vorstellung M weniger als alle H, I, K,..., und gleichwohl mehr als alle A, B, C,..., umfassen, so liegt am Tage, daß die Summe der Gegenstände der H, I, K,... die Summe der A, B, C,... wenigstens um zwei übertreffen müsse. Nun kommt es aber noch darauf an, ob es der Vorstellungen, durch welche uns die Menge der U, V, W,... X, Y, Z,... einer- und die der X, Y, Z,... andererseits bekannt ist, nur eine einzige oder mehre gebe, so daß hier eigentlich vier Fälle Statt finden können.

1) Der erste Fall ist vorhanden, wenn uns die Gegenstände U, V, W,... X, Y, Z,... durch eine einzige Vorstellung H, und die Gegenstände X, Y, Z,... wieder durch eine einzige Vorstellung A gegeben sind. Die Aufgabe lautet dann: zwischen zwei Vorstellungen, welche in dem Verhältnisse einer Unterordnung zu einander stehen, eine mittlere einzuschalten. Um eine solche zu finden, kann man auf folgende Weise vorgehen. Weil das Gebiet der Vorstellung H um mehr als einen Gegenstand mehr in sich schließt als das Gebiet der A, so ist es gewiß, daß die Vorstellung [H] non a nicht nur Gegenständlichkeit habe, sondern noch mehr als einen Gegenstand umfasse. Es wird sich also nach der §. 361. gegebenen Anweisung irgend eine Vorstellung I, die von noch engerem Umfange als [H] non a ist, auffinden lassen. Nach §. 362. aber dürfte es nicht unmöglich seyn, eine Vorstellung zu erdenken, welche die unter A und I begriffenen Gegenstände und sonst keine anderen umfaßt. Ist eine solche gefunden, und heißet sie E, so ist E höher als A und niedriger als H, also wie in der Auf-

gabe verlangt wird. Doch da es in manchen Fällen sehr schwer hält, eine brauchbare Vorstellung zu finden, die ausschließlich nur die Gebiete zweier gegebenen A und I umfasset: so dürfte es in den meisten Fällen erwünschlich seyn, einen andern, gleichfalls zum Ziele führenden Weg zu kennen. Ein solcher ist nun, daß wir uns die gesammten Beschaffenheiten, die allen A zukommen, d. h. die sämmtlichen uns bekannten Wahrheiten von der Form: A hat m, zur Erinnerung bringen, und nachsehen, ob es nicht eine m unter denselben gebe, in Betreff deren die drei folgenden Sätze gelten: Alle M sind H, allein nicht alle H sind M, und auch nicht alle M sind A. Haben wir eine solche Beschaffenheit m gefunden, so ist M eine Vorstellung, wie wir sie suchen. Setzet z. B., es wäre ein Begriff zu erfinden, der zwischen den beiden Begriffen einer Sonnenuhr und einer Uhr überhaupt liegt. Unter die mancherlei Beschaffenheiten, die einer Sonnenuhr zukommen, gehört auch diese, daß die Stunden, welche sie anzeigt, nicht von ganz gleicher Länge sind. Bei weiterer Untersuchung zeigt sich nun, daß der Begriff eines Gegenstandes, der Stunden von nicht ganz gleicher Länge anzeigt, den oben angegebenen drei Bedingungen entspreche; es gelten nämlich die Sätze, daß alle Gegenstände von dieser Art unter die Classe der Uhren gehören, daß aber umgekehrt weder alle Uhren überhaupt Dinge von dieser Art, noch alle Dinge von dieser Art Sonnenuhren sind. Also ist der Begriff eines Gegenstandes, der Stunden von nicht ganz gleicher Länge anzeigt, ein gesuchter, mittlerer Begriff. In dem besonderen Falle, wenn die Vorstellung A aus der H und noch einigen andern zusammengesetzt ist, etwa wie $[H](\alpha+\alpha'+\ldots)$, kann man erst versuchen, ob nicht durch bloße Weglassung einiger Theile, die A über H enthält, eine Vorstellung wie $[H]\alpha$, oder $[H]\alpha'$ gebildet werden könne, welche von dem gewünschten, mittleren Umfange ist. Wäre uns z. B. aufgegeben, zwischen den beiden Begriffen einer Strafe und eines Uebels überhaupt einen mittleren zu finden: so würde, da wir unter einer Strafe nichts Anderes verstehen, als ein Uebel, das von einer moralischen Person über Jemand um seiner sittlichen Bösartigkeit wegen verhängt wird, die Vergleichung zwischen den Bestandtheilen beider Begriffe alsbald

auf den Begriff eines Uebels leiten, welches ein sittlich Böser erfährt; und die nähere Prüfung würde bewähren, daß dieser Begriff in der That die verlangte Beschaffenheit eines mittleren habe.

2) Der zweite Fall, den wir betrachten wollen, sey der, wo uns die Summe der U, V, W, ... X, Y, Z, ... sowohl als auch die Summe der X, Y, Z, ... durch mehre Vorstellungen, jene durch H, I, K, ..., diese durch A, B, C, ... bekannt sind. Ist es uns möglich, ein Paar Vorstellungen H' und A' zu erdenken, deren die erste den sämmtlichen H, I, K, ..., die zweite den sämmtlichen A, B, C, ... gleichgilt: so ist die Aufgabe auf den ersten Fall wieder zurückgeführt, indem wir mit H' und A' jetzt nur wie vorhin mit H und A zu verfahren brauchen. Da dieses aber oft schwer ist, so können wir auch auf folgende Weise verfahren. Wir können nach Anleitung des §. 356. so viele den X, Y, Z, ... (d. h. den A, B, C, ...) gemeinschaftliche Beschaffenheiten suchen, als wir nur immer zu finden vermögen, und nun erforschen, welche derselben m der dreifachen Forderung entspricht: erstlich, daß sie noch mehren als nur den unter A, B, C, ... stehenden Gegenständen zukommt, d. h. daß auch die Vorstellung [M] (non a + non b + non c + ...) Gegenständlichkeit habe; zweitens, daß alle M unter der Summe der U, V, W, ... X, Y, Z, ... enthalten sind, d. h. die Vorstellung [M] (non h + non i + non k + ...) gegenstandlos sey; endlich daß es unter den Dingen U, V, W, ... einige gebe, die keine M sind, d. h. daß unter den mehren Vorstellungen [H] non m, [I] non m, [K] non m, ... wenigstens Eine Gegenständlichkeit habe. Dann ist offenbar M eine Vorstellung, wie sie verlangt wird. Wäre z. B. zwischen die drei Begriffe eines gleichseitigen Fünfeckes, eines gleichseitigen Sechseckes und eines Kreises einerseits, und zwischen die zwei Begriffe eines Vieleckes und einer Linie des zweiten Grades andererseits ein Begriff einzuschalten: so fangen wir damit an, die Beschaffenheiten, die den genannten drei ersteren Dingen gemeinschaftlich zukommen, kennen zu lernen. Unter diese gehört, daß es Figuren sind, die geometrisch verzeichnet werden können. Bei weiterer Untersuchung zeigt es sich, daß

gabe verlangt wird. Doch da es in manchen Fällen sehr schwer hält, eine brauchbare Vorstellung zu finden, die ausschließlich nur die Gebiete zweier gegebenen A und I umfasset: so dürfte es in den meisten Fällen erwünschlich seyn, einen andern, gleichfalls zum Ziele führenden Weg zu kennen. Ein solcher ist nun, daß wir uns die gesammten Beschaffenheiten, die allen A zukommen, d. h. die sämmtlichen uns bekannten Wahrheiten von der Form: A hat m, zur Erinnerung bringen, und nachsehen, ob es nicht eine m unter denselben gebe, in Betreff deren die drei folgenden Sätze gelten: Alle M sind H, allein nicht alle H sind M, und auch nicht alle M sind A. Haben wir eine solche Beschaffenheit m gefunden, so ist M eine Vorstellung, wie wir sie suchen. Setzet z. B., es wäre ein Begriff zu erfinden, der zwischen den beiden Begriffen einer Sonnenuhr und einer Uhr überhaupt liegt. Unter die mancherlei Beschaffenheiten, die einer Sonnenuhr zukommen, gehört auch diese, daß die Stunden, welche sie anzeigt, nicht von ganz gleicher Länge sind. Bei weiterer Untersuchung zeigt sich nun, daß der Begriff eines Gegenstandes, der Stunden von nicht ganz gleicher Länge anzeigt, den oben angegebenen drei Bedingungen entspreche; es gelten nämlich die Sätze, daß alle Gegenstände von dieser Art unter die Classe der Uhren gehören, daß aber umgekehrt weder alle Uhren überhaupt Dinge von dieser Art, noch alle Dinge von dieser Art Sonnenuhren sind. Also ist der Begriff eines Gegenstandes, der Stunden von nicht ganz gleicher Länge anzeigt, ein gesuchter, mittlerer Begriff. In dem besonderen Falle, wenn die Vorstellung A aus der H und noch einigen andern zusammengesetzt ist, etwa wie [H] $(\alpha + \alpha' + \ldots)$, kann man erst versuchen, ob nicht durch bloße Weglassung einiger Theile, die A über H enthält, eine Vorstellung wie [H] α, oder [H] α' gebildet werden könne, welche von dem gewünschten, mittleren Umfange ist. Wäre uns z. B. aufgegeben, zwischen den beiden Begriffen einer Strafe und eines Uebels überhaupt einen mittleren zu finden: so würde, da wir unter einer Strafe nichts Anderes verstehen, als ein Uebel, das von einer moralischen Person über Jemand um seiner sittlichen Bösartigkeit wegen verhängt wird, die Vergleichung zwischen den Bestandtheilen beider Begriffe alsbald

auf den Begriff eines Uebels leiten, welches ein sittlich Böser erfährt; und die nähere Prüfung würde bewähren, daß dieser Begriff in der That die verlangte Beschaffenheit eines mittleren habe.

2) Der zweite Fall, den wir betrachten wollen, sey der, wo uns die Summe der U, V, W, ... X, Y, Z, ... sowohl als auch die Summe der X, Y, Z, ... durch mehre Vorstellungen, jene durch H, I, K, ..., diese durch A, B, C, ... bekannt sind. Ist es uns möglich, ein Paar Vorstellungen H' und A' zu erdenken, deren die erste den sämmtlichen H, I, K, ..., die zweite den sämmtlichen A, B, C, ... gleichgilt: so ist die Aufgabe auf den ersten Fall wieder zurückgeführt, indem wir mit H' und A' jetzt nur wie vorhin mit H und A zu verfahren brauchen. Da dieses aber oft schwer ist, so können wir auch auf folgende Weise verfahren. Wir können nach Anleitung des §. 356. so viele den X, Y, Z, ... (d. h. den A, B, C, ...) gemeinschaftliche Beschaffenheiten suchen, als wir nur immer zu finden vermögen, und nun erforschen, welche derselben der dreifachen Forderung entspricht: erstlich, daß sie noch mehren als nur den unter A, B, C, ... stehenden Gegenständen zukommt, d. h. daß auch die Vorstellung [M] (non a + non b + non c + ...) Gegenständlichkeit habe; zweitens, daß alle M unter der Summe der U, V, W, ... X, Y, Z, ... enthalten sind, d. h. die Vorstellung [M] (non h + non i + non k + ...) gegenstandlos sey; endlich daß es unter den Dingen U, V, W, ... einige gebe, die keine M sind, d. h. daß unter den mehren Vorstellungen [H] non m, [I] non m, [K] non m, ... wenigstens Eine Gegenständlichkeit habe. Dann ist offenbar M eine Vorstellung, wie sie verlangt wird. Wäre z. B. zwischen die drei Begriffe eines gleichseitigen Fünfeckes, eines gleichseitigen Sechseckes und eines Kreises einerseits, und zwischen die zwei Begriffe eines Vieleckes und einer Linie des zweiten Grades andererseits ein Begriff einzuschalten: so fangen wir damit an, die Beschaffenheiten, die den genannten drei ersteren Dingen gemeinschaftlich zukommen, kennen zu lernen. Unter diese gehört, daß es Figuren sind, die geometrisch verzeichnet werden können. Bei weiterer Untersuchung zeigt es sich, daß

der Begriff solcher Figuren wirklich mehr als die drei ersteren, und weniger als die zwei letzteren Begriffe umfasse, folglich ein mittlerer sey.

3) Wie nun im dritten und vierten Falle, d. h. dann zu verfahren sey, wenn uns nur eine der beiden Summen, entweder nur die der U, V, W, ... X, Y, Z, ..., oder nur jene der X, Y, Z, ... durch mehre Vorstellungen bekannt ist, läßt sich aus dem Bisherigen von selbst entnehmen.

§. 364.

XV. Auffindung einer Vorstellung, welche theils mehr, theils weniger als eine gegebene Menge umfaßt.

Noch eine mit den bisherigen verwandte Aufgabe ist endlich die Auffindung einer Vorstellung, welche theils mehr, theils weniger als eine gegebene Menge umfasse, d. h. welche von den gegebenen Gegenständen U, V, W, ... nur einige, dagegen aber noch andere, die nicht in diesem Inbegriffe sind, enthalte. Daß es der Gegenstände U, V, W, ... hier in der That mehre, jedoch nicht so viele geben müsse, daß es sonst keine andern mehr gibt, versteht sich von selbst. Nicht minder einleuchtend ist, daß uns die Findung einer solchen Vorstellung unmöglich wäre, wenn uns die Dinge U, V, W, ... nicht vorerst einiger Maßen bekannt sind; ja es zeigt sich, daß wir im Grunde nur dann im Stande sind, die Aufgabe zu lösen, wenn die Vorstellungen A, B, C, ..., die wir von den betreffenden Gegenständen haben, sie alle und auch sonst keine andern Dinge begreifen, also (wie man sagt) ausschließlich auf sie passen. Dann wird es aber noch darauf ankommen, ob es dieser Vorstellungen nur eine oder mehre gibt.

1) Sind uns die Gegenstände U, V, W, ... durch eine einzige, ausschließlich auf sie passende Vorstellung A gegeben, so ist die Aufgabe zu einer gegebenen Vorstellung A eine andere zu erdenken, welche in dem Verhältnisse der Verkettung mit ihr stehet. (§. 98.) Dieß könnte nun geschehen, indem wir erstlich nach §. 361. eine Vorstellung B, welche der A, dann eine andere C, welche der Nicht A

untergeordnet wäre, suchten, oder statt letzterer wohl auch Nicht A selbst annähmen, und nun nach §. 362. eine Vorstellung M fänden, welche die Gegenstände der B und C, oder der B und Nicht A, und sonst nichts Anderes umfaßte. Dann wären M und A sicher verkettet. Eine andere, meistens viel leichtere Auflösung aber wird es seyn, wenn wir erst wieder, wie vorhin, eine der A untergeordnete Vorstellung B suchen, dann aber uns die sämmtlichen, allen B zukommenden Beschaffenheiten, welche wir kennen, vergegenwärtigen, und prüfen, ob sich darunter nicht eine m befindet, die folgenden zwei Bedingungen entspreche: erstlich, daß sie nicht allen A zukommt, oder daß die Vorstellung [A] non m Gegenständlichkeit hat; zweitens, daß sie auch einigen Dingen, welche nicht unter A gehören, zukommt, oder daß auch die Vorstellung [M] non a Gegenständlichkeit hat. Ist dieses Beides, so steht M in dem Verhältnisse einer Verkettung zu A. Wäre z. B. die gegebene Vorstellung A die „eines musikalischen Instrumentes," so würden wir erst, eine untergeordnete Vorstellung, z. B. die einer Orgel, aufsuchen, und nun die mancherlei Beschaffenheiten einer Orgel erwägen. Eine derselben ist, daß sie unter Anderm auch die Stimme des Menschen nachahmt. Indem wir nun diese Beschaffenheit nach der so eben gegebenen Anweisung prüfen, zeigt sich, daß der Begriff „eines Gegenstandes, der Menschenstimmen nachahmt," wirklich in dem verlangten Verhältnisse der Verkettung zu dem gegebenen Begriffe stehet. Wenn wir auf jene Regeln zurücksehen, die §. 361. für die Auffindung einer untergeordneten Vorstellung aufgestellt wurden: so zeigt sich, daß wir, um eine verkettete Vorstellung zu finden, auch wohl so vorgehen können. Wir suchen unter der Menge der sämmtlichen Beschaffenheiten, welche wir überhaupt kennen, eine m ausfindig zu machen, bei welcher folgende drei Vorstellungen: [Etwas] (a + m), [Etwas] (a + non m), [Etwas] (non a + m) Gegenständlichkeit haben. Dann stehen M und A sicher in dem Verhältnisse der Verkettung. Wenn die der A untergeordnete Vorstellung B, die wir bereits gefunden, aus A zusammengesetzt ist, etwa wie [A] p: so ist es natürlich, daß wir erst versuchen, ob nicht die Vorstellung P schon für sich selbst eine Vorstellung liefere, die

in dem verlangten Verhältnisse der Verkettung zu A steht. Und wenn auch die Vorstellung A zusammengesetzt ist, wie [Etwas] ($\alpha + a + \ldots$): so können wir auch dadurch eine mit ihr verkettete Vorstellung zu erhalten hoffen, daß wir nicht eben die ganze A, wohl aber einige ihrer Bestandtheile α, a, ... weglassen, und die noch übrigen mit p verbinden, d. h. eine Vorstellung von der Form [Etwas] ($\alpha + p$) bilden. Es sey z. B. die gegebene Vorstellung A der Begriff einer sittlich guten Handlung, und die ihm untergeordnete Vorstellung, auf die wir zunächst verfallen, sey der Begriff einer sittlich guten Handlung, welche zugleich physisch erzwingbar wäre. Lassen wir aus dieser untergeordneten Vorstellung den Begriff des sittlich Guten hinweg, so erhalten wir den Begriff „einer physisch erzwingbaren Handlung überhaupt," welcher mit dem Begriffe einer sittlich guten Handlung wirklich in der verlangten Verkettung stehet.

2) Noch erübriget die Betrachtung des Falles, wenn es der Vorstellungen, durch welche uns die Gegenstände U, V, W, ... bekannt gemacht sind, mehre A, B, C, ... gibt. Es leuchtet ein, daß wir diesen Fall gleich auf den ersten zurückführen können, sind wir nur erst nach §. 362. im Stande, eine Vorstellung A' anzugeben, welche den sämmtlichen A, B, C, ... gleichgilt. Da aber dieß Verfahren selten auf eine brauchbare Vorstellung leiten würde, so ist es nöthig, noch eines anderen zu erwähnen. Man suche eine Vorstellung L, die einer der gegebenen A, B, C, ... unterstehet, oder sonst nur einen Theil der unter A, B, C, ... stehenden Gegenstände einschließt. Man zähle sich hierauf die Beschaffenheiten vor, die allen L zukommen, und sehe nach, ob sich unter ihnen nicht eine m finde, die folgenden zwei Bedingungen entspricht: erstlich, daß sie nicht jedem der A, B, C, ... zukommt, oder was eben so viel heißt, daß wenigstens eine unter den Vorstellungen [A] non m, [B] non m, [C] non m, ... Gegenständlichkeit hat; zweitens, daß es auch Gegenstände gibt, die nur der M, und keiner der A, B, C, ... unterstehen, oder daß [M] (non a + non b + non c + ...) gegenständlich ist. Hat man ein solches m gefunden, so ist M von der verlangten Beschaffen-

heit. Bei der Aehnlichkeit dieses Verfahrens mit dem in n° 1. läßt sich von selbst erachten, daß es unter gewissen Umständen auch ähnliche Abkürzungen, wie dort, zulasse. Setzet, daß die gegebenen Gegenstände durch die Begriffe: ein rechtwinkliges Dreieck, ein Quadrat, ein rechtwinkliger Kreisausschnitt und eine Ellipse, umfassend und ausschließlich dargestellt würden. Indem wir nun erst eine Beschaffenheit suchen, die einem oder etlichen von diesen Dingen zukommt, mögen wir auf den Begriff einer Figur, die rechte Winkel enthält, verfallen. Prüfen wir diesen, so finden wir, er leiste in der That das Verlangte.

§. 365.

XVI. Auffindung mehrer Vorstellungen, die erst zusammengenommen eine gegebene Menge von Gegenständen umfassen.

Eine der wichtigsten und gewöhnlichsten Aufgaben verlangt, einen Inbegriff mehrer Vorstellungen M, N, O, ..., aufzufinden, die eine gegebene Menge von Dingen X, Y, Z, ... genau umfassen, und überdieß unter einander selbst in dem Verhältnisse der Ausschließung stehen. Wissen wir dieses zu leisten, so wissen wir uns auch schon bei den übrigen Aufgaben, die hier noch angeführt werden könnten, die alle leichter sind, zu benehmen; z. B. wenn die Bedingung, daß die zu findenden Vorstellungen M, N, O, ..., einander ausschließen sollen, wegbleibt. Es verstehet sich aber von selbst, daß die Anzahl der Vorstellungen M, N, O, ..., welche zusammengenommen alle X, Y, Z, ... umfassen sollen, auf keinen Fall größer seyn dürfe, als die Anzahl dieser Gegenstände selbst; ingleichen, daß uns diese Gegenstände durch eine oder mehre ausschließlich nur auf sie sich beziehende Vorstellungen A, B, C, ... bekannt seyn müssen.

1) Sind sie uns nur durch eine einzige Vorstellung A gegeben, so ist die Aufgabe, die wir zu lösen haben, eigentlich diese: einen Inbegriff mehrer Vorstellungen zu finden, welche einander zu dem Gebiete der gegebenen A ergänzen, oder dieß Gebiet in eine gegebene Anzahl von Theilen

zerlegen. (§. 104.) Nach §. 159. n° 10. kann man diese Aufgabe auch die Bildung einer gemessenen Eintheilung nennen. Da nun die Vorstellungen, die wir zu finden haben, alle der A unterstehen sollen, so ist es natürlich, daß wir sie unter der Menge derjenigen unter A stehenden Vorstellungen, die wir nach §. 361. zu finden wissen, suchen. Und in der That kann eine jede dieser Vorstellungen zu unserem Zwecke angewandt werden. Denn ist M eine der A untergeordnete Vorstellung, so folgt, daß jedes M ein A, allein nicht jedes A ein M sey. Auch die Vorstellung [A] non m hat also Gegenständlichkeit, und stehet mit M selbst in dem Verhältnisse der Ausschließung. Beide Vorstellungen M und [A] non m aber vereinigt, erschöpfen sicher das Gebiet der A vollständig. Verlangt man also nur zwei Vorstellungen, welche einander zu dem Gebiete der gegebenen A ergänzen: so wird die Aufgabe durch M und [A] non m gelöset. Verlangt man aber, das Gebiet der A in mehr als zwei Theile zu zerlegen, so ist nur nöthig, mit einer von den zwei jetzt gefundenen Vorstellungen M und [A] non m, oder mit beiden zugleich dasselbe vorzunehmen, was wir so eben mit A thaten, und dieses so oft zu wiederholen, bis das Gebiet der A in die verlangte Anzahl von Theilen zerlegt ist. Sey, um ein Beispiel zu liefern, die Vorstellung A die eines Dreieckes, und die Vorstellung M, die uns als eine ihr untergeordnete zunächst in den Sinn kommt, sey die eines gleichschenkligen Dreieckes, als eines solchen, in dem zwei gleiche Seiten erscheinen. Die Vorstellung [A] non m ist also hier die eines Dreieckes, das keine zwei gleichen Seiten hat, oder ein sogenanntes Skalenum ist. Hier liegt am Tage, daß diese beiden Vorstellungen zusammengenommen das Gebiet der Vorstellung eines Dreieckes überhaupt erschöpfen. Wollen wir aber dieses Gebiet in mehr als zwei Theile zerlegen, so bietet sich uns zu einer ferneren Eintheilung die der M unterstehende Vorstellung eines gleichseitigen Dreieckes dar, als eines solchen, in welchem mehrmal zwei gleiche Seiten erscheinen. Nennen wir diese Vorstellung M′, so ist die Vorstellung [M] non m′ die eines Dreieckes, in welchem nur einmal zwei gleiche Seiten vorkommen, das man das gleichschenklige im engeren Sinne

nennt. Setzen wir diese beiden Vorstellungen, die das Gebiet der M erschöpfen, statt dieser, so erhalten wir jetzt drei Vorstellungen: die des gleichseitigen Dreieckes, die des gleichschenkligen im engeren Sinne, und die des Skalenums, — welche sich unter einander zu dem Gebiete der Vorstellung eines Dreieckes überhaupt ergänzen, u. s. w. Es leuchtet ein, daß sich nach der so eben ertheilten Anweisung gar manche Inbegriffe von Vorstellungen M, N, O, ... auffinden lassen, die alle die Beschaffenheit haben, daß sie einander zu dem Gebiete derselben, gegebenen A ergänzen. Denn je nachdem wir unter den mehren, der A untergeordneten Vorstellungen, die §. 361. finden lehret, bald diese, bald jene zu den obigen M erwählen, je nachdem wir ferner die weitere Theilung bald mit der Vorstellung M, bald mit der sie ergänzenden [A] non m vornehmen, u. s. w. müssen immer andere und andere Inbegriffe zum Vorscheine kommen. Auch können wir noch auf manche andere Weise, z. B. auch so verfahren. Wenn wir nach §. 361. erst eine beträchtliche Anzahl von Vorstellungen M, N, O, ... aufgefunden haben, die alle der A unterstehen: so können wir nach §. 355. untersuchen, welche derselben etwa zufällig so beschaffen sind, daß sie in dem Verhältnisse einer Ausschließung zu einander stehen. Haben wir deren erst einige, z. B. M, N, O, ..., gefunden, so können wir ferner nachsehen, ob diese zusammengenommen das Gebiet der A schon erschöpfen, d. h. ob die Vorstellung [A] (non m + non n + non o + ...) gegenstandslos ist. Ist dieß, so machen M, N, O, ... zusammengenommen schon die verlangte Eintheilung aus. Ist dieses nicht, so brauchen wir nur noch die eben gebildete Vorstellung [A] (non m + non n + non o + ...) zu ihnen hinzuzufügen, um einen Inbegriff, wie er verlangt wird, zu erhalten. So kann man z. B. die Bücher, die sich in einer gewissen Bibliothek befinden, vielleicht recht füglich eintheilen in theologische, philosophische, mathematische, physikalische, u. s. w. und endlich solche, die zu keinem von diesen Fächern gehören (gemischte).

2) Wenn uns die Gegenstände X, Y, Z, ... nicht durch eine einzige, sondern durch mehre, ausschließlich nur auf sie sich beziehende Vorstellungen A, B, C, ... bekannt

sind: so kommt es noch darauf an, ob diese Vorstellungen in dem Verhältnisse der Ausschließung zu einander stehen oder nicht. Ist das Erstere, so dürfen wir diese gegebenen Vorstellungen selbst schon als einen solchen Inbegriff, wie ihn die Aufgabe verlangt, betrachten. Sollen wir aber noch andere dergleichen Inbegriffe finden, so kann es einmal schon dadurch geschehen, daß wir statt einer oder etlicher der gegebenen Vorstellungen A, B, C, ... andere, ihnen gleichgültige setzen. Die verschiedenen Inbegriffe einander ergänzender Vorstellungen, die so zum Vorscheine kommen, werden das Eigene haben, daß sie die Menge der X, Y, Z, ... alle auf einerlei Art (d. h. in einerlei Theile) zerlegen. Verlangt man aber, daß Inbegriffe von Vorstellungen M, N, O, ... gefunden werden, welche die Menge der X, Y, Z, ... in andere Theile zerlegen, als es durch die gegebenen A, B, C, ... geschieht: so ließe sich dieß auf folgende Art erreichen. Wir suchen erst nach §§. 361. 363. eine Vorstellung M, die entweder weniger als eine der gegebenen A, B, C, ... oder auch mehr als eine solche, aber doch jedenfalls weniger, als sie alle zusammen, umfasset. Unter dieser Bedingung sind die mehren Vorstellungen [A] non m, [B] non m, [C] non m, ... sicher nicht alle gegenstandslos. Heben wir nun diejenigen, die einen Gegenstand haben, heraus, und sind es z. B. die beiden [B] non m, und [C] non m, so ist offenbar, daß diese und M zusammen das Gebiet aller A, B, C, ... erschöpfen. Es braucht nicht erst eigens erwähnt zu werden, daß wir hier eben so, wie in n° 1. die Vorstellungen M, [B] non m, und [C] non m, wiefern sie nicht etwa Einzelvorstellungen sind, noch einer ferneren Zerlegung unterwerfen, und dadurch die Anzahl der Vorstellungen, die mit einander das Gebiet der gegebenen A, B, C, ... erschöpfen, vermehren können. Sind die gegebenen Vorstellungen A, B, C, ... nicht im Verhältnisse der Ausschließung zu einander, so bedarf es, um zu unserm Zwecke zu gelangen, nicht erst der Aufsuchung einer Vorstellung M, die eben weiter oder enger als eine von ihnen ist, sondern wir können eine von ihnen selbst wählen, ist es nur eine solche, die nicht schon für sich allein alle X, Y, Z, ... umfasset. Ist z. B. A der Art, so wird sich unter den

den Vorstellungen [B] non a, [C] non a, ... wenigstens eine noch als gegenständlich erweisen; und diese oder falls ihrer mehre sind, sie alle mit A zusammengenommen, liefern den Inbegriff, welchen die Aufgabe verlangt.

§. 366.

XVII. Erklärung eines durch unser Bewußtseyn gegebenen Satzes.

Wenn es zu einem regelmäßigen Nachdenken nöthig ist, die bloßen Vorstellungen, welche wir dabei haben, ob auch nicht alle, doch einen beträchtlichen Theil derselben zu einem deutlichen Bewußtseyn zu erheben und ihrem Inhalte nach zu bestimmen, so ist dieß um so nöthiger bei unsern Urtheilen. Die Frage also: wie lautet das Urtheil, das du so eben gefällt hast, und aus welchen Theilen ist es zusammengesetzt? — kommt bei allem Nachdenken sehr häufig vor. Die Art, wie wir bei der Beantwortung dieser Frage vorgehen müssen, hat die größte Aehnlichkeit mit dem Verfahren, welches bei der Erklärung einer in unserm Bewußtseyn gegebenen Vorstellung zu beobachten ist. (§. 350.) Auch hier müssen wir uns wiederholt bemühen, das zu erklärende Urtheil zu einer möglichst lebhaften und andauernden Anschauung zu erheben, und hiebei unsere Aufmerksamkeit eigens auf die Erforschung seiner Bestandtheile richten. Um nun von jenen mehren Vorstellungen, die uns bei einer solchen Bemühung in das Bewußtseyn treten, diejenigen herauszufinden, die zu dem Urtheile wirklich als seine Theile gehören, also nicht durch die bloß zufällige Verbindung der Gleichzeitigkeit herbeigeführt werden, müssen wir untersuchen, ob sich die Vorstellungen, die uns als solche Theile erscheinen, auch in der That so mit einander verbinden lassen, wie es zur Darstellung eines Urtheils, und zwar desjenigen, das wir als unser so eben gefälltes ansehen können, nothwendig ist. Vorstellungen, die eine solche Verbindung nicht eingehen, können wir als fremdartig wegwerfen. Haben wir aber aus den Vorstellungen $\alpha, \beta, \gamma, \ldots$ einen Satz M gebildet, der uns ganz einerlei zu seyn scheint mit dem Urtheile A, das wir erklären sollen: so muß sich die Richtigkeit dieser

Vermuthung vornehmlich dadurch bestätigen, daß wir dieselben Folgerungen, die wir aus A ableiten, auch alle aus M ableiten können. Freilich erweiset dieß strenge genommen nur die Gleichgültigkeit (§. 156.) beider Sätze. Allein wenn die Bestandtheile, aus denen wir M zusammensetzen, alle auch in A zu treffen sind, und wir gewahren bei der schärfsten Beobachtung sonst keine anderen Theile in A, wir finden auch nicht, daß jene Theile in A anders verbunden wären, als wir sie in M zusammensetzen: so wird es uns erlaubt seyn, zu vermuthen, daß wir die Art, wie A zusammengesetzt sey, durch unsere Erklärung ganz richtig angegeben haben. Es versteht sich von selbst, daß die gegebene Anweisung zur Erklärung eines Satzes auch anwendbar sey, wenn er nicht eben als Urtheil in unserem Gemüthe erscheinet, sondern von uns bloß vorgestellt wird.

§. 367.

XVIII. Untersuchung, ob ein gegebener Satz analytisch oder synthetisch sey.

Sind uns einmal die Theile, aus welchen ein Satz bestehet, bekannt: so ergibt sich die Bestimmung seiner meisten innern Beschaffenheiten, z. B. ob derselbe einfach oder zusammengesetzt, bejahend oder verneinend, ein Begriffs- oder Anschauungssatz sey u. s. w., beinahe schon von selbst. Nicht ganz so leicht ist die Beantwortung der Frage, ob der vorliegende Satz zur Classe der analytischen oder synthetischen gehöre. Nach §. 148. heißt ein Satz analytisch, wenn irgend ein Theil in ihm angeblich ist, der mit was immer für einer anderen Vorstellung ausgetauscht werden kann, ohne daß der Satz die Wahrheit oder Falschheit, welche er anfänglich hatte, verlieret, so lange er nur Gegenständlichkeit hat. Ob dieses nun bei einem gegebenen Satze und in Betreff welcher Vorstellungen desselben der Fall sey, dürfen wir freilich nicht durch ein unmittelbares Versuchen herausbringen wollen, sondern wir müssen es aus der Gestalt des Satzes entnehmen. Wir müssen bald diesen, bald jenen Bestandtheil in ihm als veränderlich ansehen, und dann aus der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner übrigen Theile und ihrer

Verbindung beurtheilen, ob der Satz wahr oder falsch bleiben könne, was man auch an die Stelle jenes veränderlichen Theiles setze. Das ist nun wohl zuweilen offenbar, z. B. wenn dem Subjecte ein Prädicat beigelegt wird, dessen schon in der Subjectvorstellung selbst gedacht wird, oder überhaupt bei analytischen Sätzen der Art, wie §. 148. n° 2. angeführt wurden. Bei andern aber setzt die Beurtheilung dieses Falles oft viele Kenntnisse voraus. So weiß es z. B. nur der Mathematiker, daß der Satz: „die Summe aller Winkel in einem regulären Vierecke beträgt vier rechte," in Hinsicht auf den Begriff: regulär, analytisch sey. Wenn wir nicht finden können, daß ein Satz analytisch sey, sondern im Gegentheil bemerken, daß es für jeden seiner Theile eine Abänderung gebe, bei der er seine Wahr- oder Falschheit ändert: so sind wir berechtigt, ihn für synthetisch zu erklären.

§. 368.

XIX. Untersuchung des Verhältnisses gegebener Sätze unter einander.

Hat man uns mehre Sätze A, B, C, ... vorgelegt, so kann man nach den Verhältnissen zwischen denselben fragen. Einige dieser Verhältnisse, z. B. ob die Sätze von einerlei Gegenstand handeln, einander untergeordnet sind, u. dgl. ergeben sich, sobald wir nur die Bestandtheile derselben kennen, von selbst. Andere dagegen, z. B. ob die gegebenen Sätze in dem Verhältnisse einer Abfolge oder in jenem der Wahrscheinlichkeit zu einander stehen, und welchen Grad diese Wahrscheinlichkeit hat, setzen zu ihrer Beurtheilung oft viele Kenntnisse voraus. Also nur über die Art, wie einige dieser Verhältnisse beurtheilt werden können, werde hier etwas berührt. Daß gewisse Sätze A, B, C, D, ... in dem Verhältnisse der **Verträglichkeit** mit einander stehen, und zwar in sofern, als die Vorstellungen i, j, ... als veränderlich angesehen werden sollen (§. 154.), wird wohl am leichtesten erkannt, wenn wir gewisse Vorstellungen finden, die an die Stelle der i, j, ... gebracht, diese Sätze alle zugleich wahr machen. Wenn aber dargethan werden soll, daß die Sätze M, N, O, ... zu den A, B, C, ... in dem Verhält-

nisse einer Ableitbarkeit stehen, und zwar hinsichtlich auf die Vorstellungen i, j, ... (§. 155.): so können wir dieses keineswegs dadurch, daß wir von allen den unendlich vielen Vorstellungen, die an der Stelle der i, j, ... die Sätze A, B, C, ... wahr machen, nachweisen, daß durch sie auch die Sätze M, N, O, ... wahr gemacht werden. Wir müssen dieses vielmehr aus der Betrachtung der Gestalt dieser Sätze an und für sich erkennen, entweder unmittelbar, oder vermittelst einiger anderer Wahrheiten, die wir zu gleicher Zeit erwägen. Was nun diejenigen Formen belangt, bei welchen sich dieses Verhältniß der Ableitbarkeit entweder unmittelbar oder doch ohne Voraussetzung gewisser anderer, als in die Logik selbst gehöriger Kenntnisse einsehen läßt: so sind die wichtigsten derselben in dem Hauptstücke von den Schlüssen aufgeführt worden. Andere, zu deren Beurtheilung gewisse, nur in bestimmte Wissenschaften gehörige Kenntnisse, z. B. mathematische, historische u. dgl., nothwendig sind, können hier eben darum nicht abgehandelt werden. Daß zwischen den Sätzen A, B, C, ... einer- und M, N, O, ... andererseits ein Verhältniß der Gleichgültigkeit obwalte, und zwar hinsichtlich auf die Vorstellungen i, j, ... (§. 156.), können wir nur daraus ersehen, wenn es sich zeigt, daß Beides, sowohl die Sätze M, N, O, ... aus A, B, C, ..., als auch diese aus jenen ableitbar sind, hinsichtlich auf dieselben Vorstellungen. Wenn keine wechselseitige Ableitbarkeit Statt findet, so erfahren wir, daß ein Verhältniß der Unterordnung zwischen den gegebenen Sätzen bestehe (§. 157.); und wenn wir finden, daß die Sätze A, B, C, ... mit den Sätzen M, N, O, ... zwar verträglich, aber doch weder diese aus jenen, noch jene aus diesen ableitbar sind (was sich schon dadurch kund gibt, wenn wir gewisse Vorstellungen i, j, ... finden, bei denen der eine Theil derselben wahr wird, ohne daß es der andere wird): so erkennen wir, daß sie in dem Verhältnisse einer Verkettung (§. 158.) stehen. Wie endlich zu beurtheilen sey, ob gewisse Sätze in dem Verhältnisse der Unverträglichkeit, der Ausschließung, einer wechselseitigen Ausschließung, oder des Widerspruches, oder des bloßen Widerstreites stehen, das Alles ergibt sich aus den Erklärungen des §. 159. von selbst.

§. 369.*

XX. Prüfung der Wahrheit eines gegebenen Satzes.

Die Prüfung der Wahrheit eines gegebenen Satzes kommt unter allen Aufgaben, die sich das menschliche Nachdenken setzt, darum am öftersten vor, weil wir nach der Bemerkung des §. 332. auch bei den Aufgaben anderer Art fast immer nur auf eine oder mehre von dieser letzteren zurückgeführt werden. Dieses ist auch der Grund, weßhalb ich mehre hier zu beobachtende Regeln schon oben beigebracht habe. Da ich jedoch dort nur von denjenigen Regeln des Nachdenkens sprach, welche ganz allgemein, was auch der Gegenstand unserer Aufgabe sey, zu beobachten kommen: so konnte Einiges, das nur in gewissen Fällen gilt, füglich noch nicht berühret, und mag also erst hier nachgeholt werden. Wenn wir die Frage beantworten sollen, ob ein vorliegender Satz M wahr oder nicht wahr sey: so kommt viel darauf an, erst zu untersuchen, ob derselbe zur Classe der reinen Begriffssätze oder zu den empirischen Sätzen gehöre. Finden wir, daß er aus bloßen Begriffen bestehe: so wird es zweckmäßig seyn, vor Allem diese Begriffe selbst zu zergliedern, und dann die Sätze, die wir nach Vorschrift der §§. 328—330. aufsuchen, um durch Vermittlung derselben über seine Wahr= oder Falschheit entscheiden zu können, im Anfange wenigstens nur aus der Menge derjenigen Sätze zu wählen, die sich aus diesen, in ihm selbst vorkommenden Begriffen bilden lassen. Ist nämlich M eine Wahrheit, so liegt der Grund dieser Wahrheit (wenn es nicht eine bloße Grundwahrheit ist, in welchem Falle sie uns wohl von selbst einleuchten würde) in einigen andern Begriffswahrheiten, die (wie wir aus §. 221. wissen) wenigstens nicht zusammengesetzter als er sind. Bilden wir also alle, oder doch fast alle Sätze, die sich aus den in M vorkommenden Begriffen zusammensetzen lassen: so steht zu vermuthen, es werden sich unter denselben auch diejenigen befinden, welche den Grund der Wahrheit von M enthalten. Es läßt sich ferner, da diese Sätze größtentheils einfacher und einleuchtender seyn müssen, als der aus ihnen sich ergebende Folgesatz M, erwarten, daß wir sie, wenn nicht auf den ersten Blick, doch

nach einigem Nachdenken, und eher als den Satz M, als wahr erkennen werden. Haben wir aber erst sie, die seine Gründe sind, kennen gelernt: so läßt sich hoffen, daß wir durch ihre Vergleichung bald auch zur Einsicht der Wahrheit M selbst gelangen werden. Ist aber M falsch, so ist Neg. M eine Wahrheit, und dieß zwar eine solche, die der Begriffe eben nicht mehre, als M selbst einschließt, es sey denn die wenigen, welche durch die Verneinung noch hinzukommen. Haben wir also alle, oder doch fast alle Sätze gebildet, die sich aus den in M vorkommenden Begriffen, und allenfalls noch aus dem Begriffe der Verneinung bilden lassen: so ist abermals zu erwarten, daß wir nur durch die Betrachtung dieser Sätze zu der Erkenntniß, daß und warum M falsch ist, gelangen werden. Will es uns aber schlechterdings nicht gelingen, unsern Satz aus reinen Begriffswahrheiten weder darzuthun noch zu widerlegen: so bleibt nichts übrig, als zu versuchen, ob uns nicht etwa die Erfahrung Gründe zu seiner Entscheidung darbieten könne. Ist der zu prüfende Satz empirisch, d. h. enthält er einige Anschauungen: so konnten wir es schon im Voraus wissen, daß sich aus bloßen Begriffen höchstens nur seine Falschheit, nie aber seine Wahrheit werde erweisen lassen. Das Erstere nämlich, wenn wir durch eine genauere Betrachtung des Satzes gewahr werden, daß er im Grunde zu jener eigenen Art analytischer Sätze gehöre, die falsch bleiben, was man auch für eine Vorstellung an die Stelle der in ihnen vorkommenden Anschauungen setze. Von dieser Art wäre z. B. der Satz, daß die Seele des Sokrates vernichtet worden sey; denn da eine reine Begriffswahrheit lehrt, daß keine Seele vernichtet werde, so ist dieser Satz falsch, was es auch für ein Gegenstand sey, auf den sich die Anschauung: Sokrates, beziehet. Um aber mit Zuversicht behaupten zu können, daß ein solcher Satz wahr sey, müssen wir erst versichert seyn, daß die in ihm vorkommenden Anschauungen alle auf Dinge einer solchen Art sich beziehen, daß die Subjectvorstellung des Satzes eine echte Gegenstandsvorstellung sey. (§. 196.) So können wir z. B. nicht eher sicher seyn, daß die Verbindung der Vorstellungen, die in den Worten liegt: Die Seele des Sokrates ist etwas Einfaches, eine Wahrheit darstelle, als bis wir

wissen, daß die Anschauung Sokrates sich auf ein Wesen, das eine Seele hat, beziehe. Ein Satz aber, der uns dieß sagt, der uns den Gegenstand einer gewissen Anschauung näher bestimmt, ist ein empirischer; und so erhellet, daß die Wahrheit eines empirischen Satzes nie anders als durch die Voraussetzung gewisser anderer, empirischer Sätze, also nur durch Erfahrung, dargethan werden könne. Auch bei empirischen Sätzen aber kann die Zergliederung ihrer Bestandtheile und ein Verfahren wie in n° 1. zu einer Entscheidung führen, wenn nur die Anschauungen, die in ihnen vorkommen, alle mit aufgenommen werden; doch ist der Erfolg schon deßhalb hier um Vieles ungewisser, weil wir nur selten im Stande sind, dergleichen Wahrheiten aus ihrem objectiven Grunde kennen zu lernen. So wird uns z. B. keine Zergliederung der Bestandtheile des Satzes, daß Alexander den König Darius am Flusse Hysdaspis geschlagen habe, zu seiner Entscheidung führen, sondern hiezu ist nöthig, die Zeugnisse der Geschichtschreiber abzuhören. Soll aber durch Erfahrung dargethan werden, daß ein gegebener Satz (sey er Begriffssatz oder empirisch) wahr sey: so kann dieß, überhaupt zu reden, nur dadurch geschehen, daß wir a) nicht eine einzige Wahrnehmung finden, die diesem Satze widerstreitet, d. h. aus der sich ein ihm widerstreitender Satz ableiten ließe, wohl aber b) mehre Wahrnehmungen, die ihm gemäß sind, d. h. die sich aus ihm, wenn er als wahr angenommen wird, ableiten lassen. Das Eine sowohl als das Andere kann auf verschiedene Weisen erfolgen, und einen bald größeren, bald geringeren Grad der Verlässigkeit gewähren, je nachdem die Schlüsse, vermittelst deren wir die gemachten Wahrnehmungen aus dem zu prüfenden Satze (oder aus seinem Gegentheile) ableiten, eine bald größere, bald geringere Wahrscheinlichkeit haben, und die Wahrnehmungen selbst bald mehr, bald weniger zahlreich vorhanden sind. Es versteht sich also, daß wir, sofern es in unserer Macht ist, immer diejenigen Wahrnehmungen vorziehen, aus denen die Wahrheit oder Falschheit des Satzes am sichersten entschieden werden kann. Von solchen Wahrnehmungen, besonders wenn sich der zu entscheidende Satz aus ihnen durch eine Reihe von Schlüssen ableiten läßt, welche uns so

Begriffen oder einen Erfahrungsbeweis. Begreiflich aber gibt es Beweise, die ihrem Zwecke gemäß sind, d. h. alle diejenigen Einrichtungen haben, welche sie ihrer Natur nach haben können, um das beabsichtigte (zu beweisende) Urtheil in dem Gemüthe des betrachtenden Wesens hervorzubringen, und wieder andere, die mehr oder weniger zweckwidrig sind. Mit diesem Grade der Zweckmäßigkeit eines Beweises dürfen wir jedoch nicht die wirkliche Erreichung seines Zweckes verwechseln; denn auch ein Beweis, der an sich zweckmäßig ist, kann bloß durch die Verhinderung gewisser äußerer Umstände, z. B. durch Mangel an Aufmerksamkeit von Seite dessen, dem wir ihn vortragen, seinen Zweck verfehlen; und im Gegentheil kann ein Beweis, der manche Unzweckmäßigkeiten an sich hat, dennoch erreichen, was wir durch ihn erreichen wollten. Man muß also den Grad der Zweckmäßigkeit eines Beweises noch von der Wirksamkeit desselben unterscheiden. Wenn die Betrachtung der Sätze A, B,... zu dem Urtheile C, und die Betrachtung der Sätze D, E,... zu dem Urtheile F, u. s. w.; dann die Betrachtung der Sätze C, G,... zu dem Urtheile H, und die Betrachtung der Sätze F, I,... zu dem Urtheile K, u. s. w., endlich die Betrachtung der Urtheile H, K, L,... zu dem Urtheile M als zu demjenigen hinleiten soll, das bei der Aufstellung aller beabsichtiget wurde: so können wir nach der gegebenen Erklärung nicht nur den Inbegriff der sämmtlichen Sätze A, B, C, D, E,... K, L,... einen Beweis von M nennen, sondern wir können auch die Sätze A, B,... für sich einen Beweis von C, die Sätze D, E,... für sich einen Beweis von F nennen, u. s. w. Hieraus ersieht man denn, wie ein Beweis zuweilen mehre andere Beweise als Theile in sich schließen kann. Ein solcher Beweis mag zusammengesetzt, ein anderer einfach heißen. Die Sätze A, B, D, E, G,... in einem Beweise, die wir mit keinem neuen Beweise (wenigstens nicht in ihm selbst) versehen, werden die Sätze, von denen wir in dem Beweise ausgehen, die Anfänge (principia, ἀρχαι), Voraussetzungen, Vordersätze oder auch Annahmen desselben genannt; die übrigen Sätze, wie C, F,..., könnten den Namen der Mittel- oder Zwischensätze führen; M selbst

aber wird des Beweises Schlußsatz genannt. Den Grad der Zuversicht endlich, den ein Beweis seinem Schlußsatze zu ertheilen vermag, wenn ihm erst die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet worden ist, nenne ich die Kraft, die Ueberzeugungskraft desselben. Einen Beweis, der eine solche hat, pflegen wir überzeugend, wahr, richtig, haltbar, bündig u. dgl., einen, der keine hat, unhaltbar, falsch, unrichtig u. dgl. zu nennen. Leicht zu erachten ist, daß ein und derselbe Beweis für den Einen aus uns überzeugend, und für einen Andern nicht überzeugend seyn könne. Hier nun soll nur gelehrt werden, wie wir zu untersuchen haben, ob und in welchem Grade ein uns vorliegender Beweis nur eben für uns selbst, die wir die Untersuchung vornehmen, Ueberzeugungskraft habe. Um Wahrheit zu finden, also zu dem Zwecke, zu dessen Erreichung hier eine Anleitung gegeben werden soll, genügt es nämlich, wenn wir nur wissen, daß und in welchem Grade wir uns auf einen vorliegenden Beweis verlassen können; und von Beschaffenheiten, die eben dieser Beweis noch zu gewissen anderen Zwecken, etwa dann haben muß, wenn er zur Aufnahme in ein Lehrbuch geeignet seyn soll, kann hier noch nicht gesprochen werden. Um zu entscheiden, ob ein vorliegender Beweis verdiene, daß wir um seinetwillen dem Satze M, den er als seinen Schlußsatz aufstellt, unser Vertrauen schenken, müssen wir offenbar zweierlei untersuchen: erstlich, ob wir alle Sätze A, B, D, E, ..., die in ihm ohne Beweis, d. h. als bloße Voraussetzungen erscheinen, mit einem gehörigen Grade der Zuversicht für wahr annehmen können, dann ob der Satz M zu diesen Sätzen, oder auch nur zu einem Theile derselben in dem Verhältnisse einer Abfolge oder Ableitbarkeit stehe, oder wenigstens einen, die Zweifelhaftigkeit übersteigenden Grad der Wahrscheinlichkeit durch sie erhalte. Begreiflich würden wir weder das Eine noch das Andere zu untersuchen vermögen, wenn wir uns nicht zuvor Beides, sowohl die Sätze selbst, aus deren Verbindung der Beweis bestehen soll, als auch die sämmtlichen Schlußarten, die in ihm vorkommen, zu einem klaren Bewußtseyn brächten. Dieß also ist das Erste, was wir zu thun haben, wenn ein Beweis von uns geprüft werden soll. Wir müssen die sämmtlichen Sätze,

aus denen er bestehet, auch jene, die in der gegebenen, sprachlichen Darstellung desselben vielleicht mit Stillschweigen übergangen sind, zu einem recht klaren Bewußtseyn erheben, und eben deßhalb sie in bestimmte Worte fassen, und dann ein Gleiches auch mit den Schlußarten thun. Damit wir aber in unserer Untersuchung um so glücklicher wären, müssen wir auch mit den gewöhnlichsten Fehlern, welche in dem Geschäfte der Beweisführung bald unwissentlich, bald mit Vorwissen und Absicht begangen werden, bekannt seyn, und den zu prüfenden Beweis mit denselben vergleichen, um es gewahr zu werden, wenn etwa der eine oder der andere dieser Fehler auch hier begangen seyn sollte. Da es ferner Kennzeichen gibt, aus deren Vorhandenseyn wir entnehmen können, daß bald einer der gebrauchten Vordersätze, bald einer der gemachten Schlüsse unrichtig sey, ohne noch eben bemerkt zu haben, worin der Fehler bestehe: so wird es ersprießlich seyn, auch diese Merkmale kennen zu lernen und anzuwenden. Denn allerdings ist es schon ein Vortheil, zu erfahren, daß ein vorliegender Beweis unhaltbar sey, auch wenn wir noch nicht wissen, wo eigentlich sein Fehler liege. Bei einer genaueren Prüfung wird sich denn wohl auch dieses meistens zu erkennen geben. Ja es dürfte zweckmäßig seyn, diese letztere Untersuchung der nur vorhin erwähnten voranzuschicken. Denn haben wir an dem zu prüfenden Beweise erst eines der erwähnten Kennzeichen gefunden, so wissen wir hieraus einmal schon, daß er fehlerhaft sey, und werden also mit um so größerem Muthe und Fleiße untersuchen, worin dieser Fehler bestehe. Wir werden es uns nun nicht verdrießen lassen, die hier vorkommenden Sätze und Schlußarten alle im Einzelnen und wiederholt zu bebetrachten, und das ganze, darin befolgte Verfahren mit den verschiedenen Fehlern, die in Beweisen begangen werden können, so oft zu vergleichen, bis wir den Verstoß herausgebracht haben. Da es inzwischen keine Kennzeichen einer solchen Art gibt, die uns das Daseyn eines Fehlers in jedem Falle mit hinlänglicher Leichtigkeit verriethen: so bleibt es auch dort, wo wir durch ihre Anwendung noch nicht entdecken konnten, daß der zu prüfende Beweis einen Fehler habe, möglich, daß er ihn habe. Wollen wir also sicher genug

vorgehen, so wird es auch hier noch nöthig seyn, die so eben beschriebene Prüfung zu unternehmen. Was endlich noch den Grad der Zuversicht anlangt, mit dem wir den Schlußsatz eines gegebenen Beweises nur eben um seinetwillen annehmen dürfen, wenn wir nach aller Prüfung keinen, die Ueberzeugungskraft desselben vernichtenden Fehler gewahrten: so wird dieser Grad bei übrigens gleichen Umständen überhaupt um so geringer, je größer die Anzahl der gebrauchten Vordersätze und der gemachten Schlüsse ist; indem sich mit jener sowohl als mit dieser die Gefahr eines Irrthums vermehrt, welche zwar durch die Prüfung wieder einiger Maßen vermindert, aber nie ganz beseitiget werden kann. Sind vollends einige der gemachten Schlüsse bloße Wahrscheinlichkeitsschlüsse, dann müssen wir der Möglichkeit eines Irrthums um so mehr eingedenk bleiben. Gesetzt also, die Grade der Wahrscheinlichkeit, welche die einzelnen Voraussetzungen A, B, C, ... haben, wären $= \alpha, \beta, \gamma, \ldots$, und der Grad der Wahrscheinlichkeit, mit welchem der Schlußsatz M aus ihnen ableitbar ist, $= \mu$: so wäre der Grad der Wahrscheinlichkeit, den M durch den gegebenen Beweis erhält, nie eben viel größer anzunehmen als $\alpha . \beta . \gamma \ldots \times \mu$. (§. 161.) Was aber den Grad unserer Zuversicht erhöhen kann, ist der Umstand, wenn wir in dem Beweise mehre von einander unabhängige Gründe, die sämmtlich für die Wahrheit des Satzes sprechen, vereinigt finden. Denn sind die Grade der Wahrscheinlichkeit, die aus den einzelnen Gründen für sich hervorgehen würden, $= x, y, z, \ldots$: so ist die Wahrscheinlichkeit, die ihr vereinigtes Daseyn erzeugt, ungefähr $= \frac{x . y . z . \ldots}{x . y . z .. + (1-x)(1-y)(1-z) \ldots}$. Schließlich verdient noch erinnert zu werden, daß die Prüfung der Beweise eine derjenigen Aufgaben für unser Nachdenken sey, bei der wir vornehmlich viel Gelegenheit haben, nach der Regel des §. 325. auch Wahrheiten, die wir nicht eben suchten, zu lernen, und zwar nicht nur, wenn die Beweise richtig, sondern selbst wenn sie unrichtig sind. Denn auch in einem fehlerhaften Beweise können gar manche uns neue Wahrheiten, oder doch neue Zusammenstellungen schon bekannter Sätze oder neue, brauchbare Schlußarten vorkommen, und

Satz, der in dem vorliegenden Beweise vorausgesetzt wird, zu erweisen, als dadurch, daß wir ihn aus dem hier zu beweisenden Satze selbst herleiten. In diesem Falle müßten wir, um den gegebenen Beweis überzeugend zu finden, den Satz, den er beweisen soll, selbst schon für wahr halten, worauf aber der Beweis völlig entbehrlich wäre. Wir wollen diesen Fehler (welchen die Alten das ὕστερον πρότερον nannten) die Verkehrtheit im Beweisen nennen. Eine solche Verkehrtheit würde z. B. begehen, wer uns beweisen wollte, daß es erlaubt sey, seinen Nächsten zu hassen, weil uns in einer eigenen göttlichen Offenbarung eine Erlaubniß hiezu gegeben worden wäre. Denn um dieß Letztere erweisen zu können, müßte er uns erst darthun, daß seinen Nächsten zu hassen etwas Erlaubtes, ja sittlich Gutes sey. c) Eine besondere Art dieser Verkehrtheit ist es, wenn der Satz, der zu beweisen war, in dem Beweise selbst schon vorkommt, d. h. als eine seiner Voraussetzungen erscheint. Dieser Verstoß ist so arg, daß es erst einer eigenen Erklärung bedarf, um zu begreifen, wie man sich ihn könne zu Schulden kommen lassen. Der erste Umstand nun, der dieses begreiflich macht, ist der Gebrauch von Zeichen, vermittelst deren wir einen und eben denselben Satz oft sehr verschiedentlich ausdrücken können. Hiedurch erzeugen wir den oft uns selbst täuschenden Anschein, als ob wir verschiedene Wahrheiten vor uns hätten, wo doch im Grunde nur ein und dasselbe mit andern Worten gesagt wird. Halten wir aber erst zwei verschiedene Ausdrücke eines und eben desselben Satzes für zwei verschiedene Sätze, so ist es nicht zu wundern, wenn wir gelegenheitlich den einen, etwa denjenigen, der gewöhnlicher ist und eben darum eine bekanntere Wahrheit zu seyn scheint, zum Beweise des andern benützen wollen. Ein zweiter Umstand ist, daß manche Beweise aus einer sehr langen Reihe von Schlüssen bestehen, und daß wir häufig die Unart haben, den Beweis von Sätzen, die wir so eben nöthig haben, um einen vorliegenden zu beweisen, auf eine spätere Zeit zu verschieben. Wenn wir nun endlich uns anschicken, den versprochenen Beweis eines solchen, früher schon angewandten Satzes zu führen: so kann uns leicht begegnen, daß wir — nachsehend in dem Vorrathe der bereits dargethanen

gethanen Sätze, um inne zu werden, aus welchen der uns jetzt vorliegende sich erweisen ließe — auf einen Satz gerathen, der selbst nur eben durch die Voraussetzung jenes dargethan worden ist, ohne dieß gleichwohl zu merken, weil wir die Gründe, auf die sich jede einzelne unserer Behauptungen stützet, nicht im Gedächtnisse haben. — Da man nun das Darthun eines Satzes aus andern eine Art Uebergang von diesen zu jenem nennet, und also mit einer Bewegung vergleichet, durch die man von einem Orte zum andern fortgeführt wird: so läßt sich ein Beweis, in dem man den zu beweisenden Satz selbst irgendwo schon voraussetzt, als ein Umhergehen ansehen, bei welchem man von einem Orte durch mehre andere wieder zurückkommt, woher man ausgegangen war. Hier hat man sonach eine Art von Kreis beschrieben; und darum nennt man auch den Fehler im Beweisen, von dem ich jetzt spreche, den Kreis oder Zirkel. Ein solcher Zirkel im Beweisen ist es z. B., wenn man, um darzuthun, daß unsere Augen uns die Dinge nicht (wie Einige glauben) verkehrt, sondern so wie sie wirklich sind, zeigen, sich auf die Erfahrung beruft, daß wir ja dasjenige, was unser Auge uns als oben zeigt, auch oben finden, wenn wir nach oben zu hingreifen. Denn daß wir nach oben zu hingreifen, schließen wir ja abermal nur daraus, weil wir es sehen, und sonach nur aus der Voraussetzung, daß dasjenige, was unser Auge uns als oben darstellt, auch wirklich oben sey.

2) Nur zu oft geschieht es, daß aus Voraussetzungen ein Schlußsatz abgeleitet wird, der in der That gar nicht aus ihnen ableitbar ist, weder nach einem vollkommenen, noch nach einem Schlusse der bloßen Wahrscheinlichkeit, und eben so wenig auch in dem Verhältnisse einer Abfolge zu denselben stehet. Diesen Fehler, der nach der obigen Ansicht immer durch irgend eine, wenn auch nur stillschweigend hinzugedachte, fehlerhafte Schlußart veranlaßt wird, pflegt man den Mangel an Folgerichtigkeit oder an Consequenz zu nennen. Einzelne Arten desselben, die eine besondere Merkwürdigkeit haben, sind folgende: a) Wenn die Voraussetzungen, von welchen Jemand in seinem Beweise ausgeht, nicht geeignet sind, den Satz zu beweisen, den er beweisen

sollte: so muß doch irgend ein Grund vorhanden seyn, der ihn veranlaßte, von diesen Sätzen auszugehen. Diese Veranlassung liegt nun häufig darin, daß aus den angenommenen Sätzen ein Satz folgt, der dem zu beweisenden ähnlich, und mit demselben leicht zu verwechseln war. Indem wir nämlich einen gegebenen Satz zu beweisen suchen, und deßhalb mancherlei Sätze mit einander verbinden, um nachzusehen, was sich aus ihnen ergebe, begegnet es uns sehr leicht, daß wir, sind wir nur erst auf einen aus ihnen fließenden Schlußsatz, der dem zu beweisenden sehr ähnlich ist, gerathen, diesen sofort für jenen ansehen, und unsern Irrthum um so weniger gewahr werden, je mehr unsere Aufmerksamkeit durch die bisherige Untersuchung bereits ermüdet ist, oder je sehnlicher wir es wünschen, einen Beweis unsers Satzes endlich gefunden zu haben. Auch mag es zuweilen der Fall seyn, daß der Erfinder eines Beweises für seine eigene Person wohl weiß, daß die von ihm angegebenen Vordersätze nicht den zu beweisenden, sondern nur einen ihm ähnlichen Satz darthun, daß er sie aber nichts desto weniger vorbringt, bloß in der Hoffnung, daß die Verwechslung von uns nicht werde wahrgenommen werden. Dieser Fehler kann also recht füglich der Fehler der Verwechslung heißen; doch auch nicht unpassend nennt ihn Prof. Krug eine Verrückung des Untersuchungspunctes; und je nachdem man ihn entweder unwissentlich oder mit Absicht begehet, bald eine bloße Verkennung, bald eine Verdrehung jenes Punctes. Ein Beispiel gibt der bekannte Beweis, durch welchen die Freunde des Materialismus darzuthun suchen, daß unser Denken und Empfinden im Körper vorgehe, weil es durch Aenderungen im Körper auch selbst geändert wird. Denn hieraus folget nur, daß unser Denken und Empfinden vom Körper abhängig sey; daß es in ihm selbst vorgehe, ist etwas Anderes. b) In dem besonderen Falle, wenn der Satz, der aus den angeführten Voraussetzungen in Wahrheit fließt, dem zu beweisenden nur deßhalb ähnlich ist, weil er ihm untergeordnet ist, d. h. ableitbar aus ihm ist, ohne daß umgekehrt auch dieser sich aus jenem ableiten ließe (§. 157.), pflegt man zu sagen, daß der Beweis weniger oder zu wenig erweise, weil es von einem Satze, der einem andern

untergeordnet ist, heißt, daß er weniger als dieser aussage. So beweist man zu wenig, wenn man, um den bekannten geometrischen Lehrsatz von der Gleichheit der Scheitelwinkel darzuthun, sich begnüget, zu zeigen, daß diese Winkel von einer gleichen Größe seyn müssen. c) Hieher gehören auch alle Beweise, in denen ein allgemeingeltender Satz durch Gründe dargethan wird, welche nur unter besondern Umständen gelten. Man pflegt diesen Fehler den Schluß vom Besondern oder Bedingten auf's Allgemeine oder Unbedingte zu nennen. So wird in Euklidens Elem. (B. I. S. 23) die Möglichkeit eines Winkels, der einem gegebenen gleich sey, nur unter der Voraussetzung erwiesen, daß er sich in derselben Ebene mit dem gegebenen befinde; in der Folge aber, z. B. B. XI. S. 20 wird die Möglichkeit eines solchen Winkels auch in jeder andern Ebene vorausgesetzt. d) Mangel an Consequenz herrscht auch in denjenigen Beweisen, welche den Fehler der unvollständigen Aufzählung oder Induction begehen, d. h. eine gewisse Beschaffenheit b von allen A aussagen, die in den Vordersätzen nur bei mehren nachgewiesen wurde; es sey nun, daß man nicht einmal weiß, es gebe noch andere A, oder daß man dieß weiß, aber, weil man die Beschaffenheit b bei so vielen A antraf, nicht bloß mit Wahrscheinlichkeit, sondern mit voller Gewißheit folgern will, daß sie bei allen anzutreffen sey. Dieß Letztere kann insbesondere der Fehlschluß von Vielen auf Alle heißen. Ihn begingen Jene, die aus der Wahrnehmung, daß alle größeren, organischen Körper, die wir entstehen sehen, auf dem Wege der Zeugung durch ihres Gleichen entstehen, die Folgerung zogen, daß dieses durchgängig gelte. e) Wie man oft Sätze für gleichgeltend hält, welche doch im Verhältnisse einer Unterordnung stehen, so hält man oft dafür, daß Sätze einander widerstreiten, wenn sie doch in der That verträglich sind, und erlaubt sich sonach von der erwiesenen Wahrheit des Einen sofort auf die Falschheit des andern zu schließen; was doch nur anginge, wenn sie in wirklichem Widerstreite ständen. So schließt man, wenn erst erwiesen wurde, daß verschiedene Lehren einer Religion ihre Entstehung dem Irrthum verdanken, daß diese Religion keine göttliche Offenbarung seyn

könne. f) Sätze, welche einander bloß widerstreiten, sieht man zuweilen für widersprechend an, und erlaubt sich sonach von der erwiesenen Falschheit des einen gleich auf die Wahrheit des andern zu schließen, was doch nicht zulässig ist. So schließt man häufig, daß Jemand etwas läugne, wenn nur erwiesen worden ist, daß er es nicht behaupte. g) Nicht selten geschieht es, daß man, um einen Satz zu erweisen, der aussagt, daß etwas größer oder kleiner sey, als es zu einem bestimmten Zwecke seyn sollte, Voraussetzungen beibringt, aus welchen nichts Anderes folgt, als daß der Gegenstand nur im Vergleiche mit einem gewissen andern Maaße beträchtlich groß oder klein sey. Man könnte diesen Fehler eine Verwechslung der Maaße nennen. Man begeht ihn, wenn man, um darzuthun, daß es der Uebel in der Welt mehre gebe, als mit der Vollkommenheit Gottes vereinbar sind, die Menge derselben auch nur auf dieser Erde berechnet. Denn hieraus folgt höchstens, daß diese Uebel, gemessen mit dem Maaße unserer Empfindungskraft, eine beträchtliche Größe darstellen; daß ihrer aber mehre sind, als sich mit Gottes Vollkommenheiten verträgt, folgt nicht. Denselben Fehler begeht man, wenn man aus der geringen Menge des Guten, welches das Christenthum bisher gestiftet hat, darthun will, daß es keine wahre, göttliche Offenbarung seyn könne, u. dgl. m. h) Oft führt man zum Beweise eines Satzes mehre Gründe an, die alle so beschaffen sind, daß man es gar nicht in Abrede stellt, jeder im Einzelnen könne noch nicht überzeugen; von der Vereinigung aller erwartet man aber, daß sie vollkommene Gewißheit geben werde. Wenn nun der Grad der Wahrscheinlichkeit, den irgend ein einzelner Theilgrund bloß für sich selbst gewähret, $< \frac{1}{2}$ ist: so wird durch das Hinzuthun desselben der Grad der Wahrscheinlichkeit des zu beweisenden Satzes statt erhöhet zu werden, nur noch vermindert; ist aber dieser Grad $> \frac{1}{2}$, so steigt die Wahrscheinlichkeit des Satzes allerdings; nur kann auf diesem Wege bekanntlich nie vollkommene Gewißheit zum Vorscheine kommen. Diesen Fehler begehen oft Theologen, wenn sie, um ihrer Meinung das Ansehen einer, durch das Wort Gottes selbst beglaubigten Lehre zu geben, eine Menge Schrifttexte häufen, von deren jedem sie eingestehen müssen,

daß er auch anders ausgelegt werden könne. i) In Beweisen, welche aus der Erfahrung hergenommen werden, pflegt es oft zu geschehen, daß man von zwei Erscheinungen A und B, die man entweder zu gleicher Zeit, oder die eine bald nach der andern wahrgenommen hat, sofort schließt, daß sie in einem ursächlichen Zusammenhange unter einander stehen; da man doch, um zu einem solchen Schlusse berechtiget zu seyn, jene Erscheinungen schon mehrmal in dem erwähnten Zeitverhältnisse beobachtet haben müßte, und wo die eine, welche man für die Wirkung ausgeben will, wegblieb, wenn auch nicht immer, doch meistens Umstände müßte wahrgenommen haben, die das Ausbleiben jener Wirkung genügend erklären. Man könnte diesen Fehler den unbefugten Schluß aus der Erfahrung, auch die erschlichene Erfahrung nennen; in der Schulsprache heißt er Sophisma non causae ut causae, oder post hoc, ergo propter hoc. Häufig fehlen so Aerzte, wenn sie die Besserung, welche auf ein gebrauchtes Mittel erfolgte, diesem als Wirkung zuschreiben. k) Wie man bei dem Beweise eines Satzes öfters nur einen ihm ähnlichen darthut, so pflegt man auch bei Widerlegungen, d. h. bei derjenigen Art von Beweisen, welche die Falschheit eines gegebenen Satzes (also die Wahrheit seiner Verneinung) darthun sollen, statt des gegebenen nur einen, der ihm ähnlich ist, zu widerlegen. Dieser Fehler wird die ignoratio elenchi, und wenn er geflissentlich begangen wird, mutatio controversiae genannt. l) Ein anderer Fehler bei solchen Widerlegungen ist es, daß man sich, statt die Falschheit des zu widerlegenden Satzes zu zeigen, begnüget, ihn nur lächerlich oder nur unwahrscheinlich zu machen. m) Oft stellt man sich an, als ob man die Widerlegung eines Satzes geliefert hätte, wenn man im Grunde nichts Anderes gethan, als die Unhaltbarkeit seiner gewöhnlichen Beweise aufgedeckt hat. U. s. w.

Anmerk. Fehlerhafte Schlußweisen werden insgemein nicht zu den Fehlern der Materie, sondern der Form gezählet. So heißt es in Kiesewetters L. §. 319.: die Form des Beweises liegt in der Consequenz. Ich hätte hiegegen nichts einzuwenden, nur müßte man dann andere Erklärungen geben, und unter der Materie eines Beweises nicht alle, in demselben (ausdrücklich oder

stillschweigend) vorkommenden Sätze, sondern nur diejenigen verstehen, die nicht zugleich Schlußregeln sind. Von dem Fehler no 2. lit. g. hat man in den bisherigen Lehrbüchern der Logik, so viel ich wüßte, keine Erwähnung gethan; aber ein anderer Schriftsteller, der beliebte Jean Paul Richter machte in s. Campanerthale (Reutlingen, 2te Aufl. 1801. S. 54) aufmerksam auf dasselbe; denn was er hier den von ihm sogenannten relativen Schlüssen, vermittelst deren man Sätze, welche einander entgegengesetzt sind, mit einem scheinbar gleichen Rechte beweisen könne, vorwirft, das ist von dieser Schlußart gesprochen. „Unsere oratorische Phantasie," sagt er hier unter Anderm, „hält überall den Unterschied von Mehr und Weniger für einen des Etwas und Nichts." — So ist es; in diesen Beweisen schließt man aus Sätzen, die nur relativ, nur in Beziehung auf ein gewisses Maß gelten, auf Sätze, die etwas ganz Absolutes aussagen.

§. 372.*

b) hinsichtlich auf die Form.

Oft können die Sätze, die einem Beweise als Voraussetzungen zu Grunde liegen, insgesammt wahr seyn, sie können von uns auch dafür anerkannt werden, und der zu beweisende Satz stehet in einem wirklichen Verhältnisse der Ableitbarkeit zu ihnen; und dennoch bringt der Beweis nicht die erforderliche Ueberzeugung hervor, bloß darum, weil seine Form fehlerhaft ist. Der Fehler kann nämlich bei einem durch Sprache dargestellten Beweise 1) darin liegen, daß die gewählten Ausdrücke dunkel sind, wenn wir aus ihnen nicht deutlich entnehmen können, was der Verfasser eigentlich behaupte, aus welchen Gründen er es folgere, u. s. w. Zuweilen kann der Fehler 2) darin liegen, daß die gehörige Ordnung vernachlässiget ist, wie wenn die Vordersätze von ihren Schlußsätzen zu weit entfernt sind, u. dgl. Oft wieder 3) darin, daß jener Schlußsatz, den der Verfasser des Beweises als folgend aus gewissen Vordersätzen angibt, aus ihnen nur nach einer Schlußart ableitbar ist, die uns nicht einleuchtend ist, weil es erst eines eigenen Nachdenkens, und der Vermittlung einiger einfacher Schlußarten bedarf, um das Verhältniß jener Ableitbarkeit zu erkennen. Da also dieser Fehler aus der Weglassung einiger Sätze, die

noch hätten beibehalten werden sollen, entstehet, so kann man ihn eine Lücke oder auch einen Sprung im Beweisen nennen. 4) Aber auch das entgegengesetzte Verfahren oder der Umstand, daß Sätze (Annahmen oder auch Folgerungen) eingemengt werden, die zur Herleitung jenes Schlußsatzes völlig entbehrlich sind, kann die gewünschte Ueberzeugung verhindern. Einem solchen Beweise mag man denn Ueberfüllung oder Ueberladung vorwerfen. U. s. w.

Anmerk. Wie der Begriff des Sprunges n° 3. aufgefaßt wurde, so ungefähr ist er auch schon von Andern, z. B. Reusch, Baumgarten, Reimarus, Kant, aufgefaßt worden. Einige aber, wie Krug (§. 135. A. 4.) wollen nur dort einen Sprung anerkennen, wo man von einem Satze zum andern ohne alle Consequenz übergehet. Hiernächst wäre also der Sprung einerlei mit dem Mangel an Folgerichtigkeit. Mir däucht es aber, daß der angenommene Unterschied nicht nur vom Sprachgebrauche begünstiget werde, da man sich unter dem Springen doch offenbar nur eine Art von Bewegung vorstellt, bei der gewisse, in der Mitte liegende Orte nicht berührt worden sind, sondern daß auch der Zweck der Wissenschaft seine Beibehaltung erheische, weil es doch ohne Zweifel ein Fehler ist, vor welchem die Logik zu warnen hat, wenn man die zur Ueberzeugungskraft eines Beweises nöthigen Zwischensätze ausläßt.

§. 373.*

Verschiedene Kennzeichen der Fehlerhaftigkeit eines Beweises, und zwar a) wenn der Schlußsatz selbst falsch ist.

Da wir nur dann einem Beweise den Namen eines überzeugenden geben, wenn nicht bloß alle Voraussetzungen, die in ihm vorkommen, wahr sind, sondern überdieß auch der Satz, den er als Schlußsatz angibt, in dem Verhältnisse einer wirklichen Abfolge, oder doch Ableitbarkeit zu den ersteren stehet: so leuchtet ein, daß der Schlußsatz eines richtigen Beweises immer selbst wahr seyn müsse. Im Gegentheile also, wenn wir entdecken, der Schlußsatz, den man in einem Beweise uns aufdringen will, sey falsch, können wir sicher schließen, daß auch der Beweis selbst unhaltbar seyn müsse.

Hiebei verstehet es sich aber, daß wir die Falschheit seines Schlußsatzes nicht eher behaupten dürfen, als bis die Gründe, die wir für seine Verneinung finden, zusammengenommen einen offenbar größeren Grad der Wahrscheinlichkeit haben, als alle Gründe, die wir für diesen Satz kennen, unter ihnen auch jene, die in dem eben zu prüfenden Beweise selbst vorkommen mögen. Es läßt sich demnach als eines der Mittel, welche zur Prüfung gegebener Beweise angewandt werden können, empfehlen, daß man zuerst versuche, ob man nicht etwa die Falschheit des Satzes, der hier erwiesen wird, einsehen könne. Bekanntlich ist es nun oft leichter, sich von der Falschheit, als von der Wahrheit eines vorliegenden (zumal sehr gemeinen) Satzes zu überzeugen; indem zu dem Ersteren genügt, daß wir nur einen einzigen Fall, wo der Satz nicht gilt, nachweisen. Nach einem solchen Beispiele also sehe man sich um; eine Folgerung, die sich aus diesem Satze ergeben würde, und entschieden falsch ist, suche man aufzufinden. So muß der Beweis des Satzes, daß wir auch nicht ein einziges synthetisches Urtheil über die Dinge an sich zu fällen vermöchten, sicher fehlerhaft seyn, weil der Satz selbst falsch ist; denn auch er selbst ist ja ein synthetisches Urtheil über die Dinge an sich.

§. 374.*

b) Wenn der Beweis zu viel beweiset.

Oft ist der Satz, zu dem man uns in einem Beweise führt, allerdings wahr, oder wir sind doch vor der Hand nicht im Stande, seine Falschheit darzuthun; wohl aber können wir zeigen, daß aus den hier gebrauchten Voraussetzungen, und nach den Schlußarten, die man sich hier erlaubt hat, auch etwas Anderes, das gleichwohl offenbar falsch ist, ableitbar wäre. Auch in diesem Falle sind wir berechtiget, den gegebenen Beweis für unhaltbar zu erklären, d. h. zu behaupten, daß sich entweder unter den Annahmen, oder unter den Schlußarten, deren er sich bedient, irgend eine unrichtige befindet. Denn wären die Annahmen insgesammt wahr, und auch die Schlußarten alle richtig, so könnte ein

Satz, den wir aus solchen Annahmen und nach solchen Schlußarten entweder unmittelbar, oder durch Hinzuziehung noch einiger anderer, entschieden wahrer Sätze und nach entschieden richtigen Schlußarten ableiten, unmöglich falsch seyn. Wie nun ein jeder Beweis, aus dem sich auf die so eben beschriebene Weise etwas Falsches ableiten läßt, unhaltbar seyn muß, so dürfen wir auch umgekehrt sagen, daß aus einem jeden Beweise, der unhaltbar ist, etwas Falsches ableitbar seyn müsse. Denn ist irgend eine der gemachten Annahmen falsch, so ist es — da sich aus jedem falschen Satze bekanntlich unzählige andere falsche ableiten lassen; und da jeder Satz, der nur aus einem Theile der gegebenen Annahmen ableitbar ist, als ableitbar aus allen angesehen werden muß, weil man ja nicht voraussetzen darf, daß sie einander widerstreiten, — schon außer Zweifel, daß sich aus einem solchen Beweise viel Falsches ableiten lasse. Ist aber eine der gebrauchten Schlußarten unrichtig, d. h. wird ein Satz M in dem Beweise als stehend in dem Verhältnisse einer Ableitbarkeit zu gewissen anderen Sätzen A, B, C, ... vorgestellt, zu denen er gleichwohl in diesem Verhältnisse nicht steht: so muß es erlaubt seyn, diese in Worten ausgedrückte Regel des Schließens mit zu den Vordersätzen des Beweises zu zählen. Ist sie nun falsch, so ist es möglich, aus ihr auch Falsches abzuleiten, nämlich bloß durch beliebige Bestimmung der als veränderlich anzusehenden Vorstellungen i, j, ... aus den Sätzen A, B, C, ... und M gewisse A′, B′, C′, ... und M′ zu erzeugen, wobei die Erstern: A′, B′, C′, ... wahr sind, und doch der Letzte: M′ falsch ist. Daraus folgt aber freilich noch nicht, daß es uns jederzeit gelingen werde, aus einem gegebenen Beweise, wenn er unhaltbar ist, auf die so eben beschriebene Art (d. h. aus seinen eigenen Vordersätzen und nach seinen eigenen Schlußarten) einen Satz abzuleiten, der falsch ist, und dessen Falschheit uns auch einleuchtend ist. Inzwischen läßt sich erwarten, daß uns dieß gleichwohl in vielen Fällen, und besonders dann gelingen werde, wenn wir es uns nicht verdrießen lassen, mehre Versuche anzustellen. Wir dürfen es demnach wieder als ein sehr brauchbares Mittel zur Entdeckung unhaltbarer Beweise empfehlen, daß man versuche,

ob sich aus eben den Sätzen, die im Beweise angenommen werden, und nach derselben Art zu schließen, die in ihm vorkommt, nicht irgend ein entschieden falscher Satz entweder unmittelbar oder durch die Benützung noch irgend einiger anderer, entschieden wahrer Sätze und entschieden richtiger Schlußarten ableiten lasse. Ein Beispiel, an dem sich dieß Kennzeichen der Fehlerhaftigkeit sehr leicht wahrnehmen läßt, ist der bekannte Beweis, vermittelst dessen die Gegner der christlichen Offenbarung erweisen wollen, daß sie der Menschheit nicht nothwendig wäre, weil sie sonst allgemein verbreitet seyn müßte. Um zu erkennen, daß dieses falsch geschlossen sey, brauchen wir nur zu untersuchen, ob es nicht irgend einige andere Kenntnisse gebe, deren Nothwendigkeit für das menschliche Geschlecht Niemand in Zweifel stellt, und die sich doch eben so wenig, wie das Christenthum, einer allgemeinen Ausbreitung erfreuen. Da fällt uns nun gleich das Beispiel der natürlichen Religion ein, deren Nothwendigkeit für die Menschheit ganz in demselben Sinne, wie man die Nothwendigkeit einer Offenbarung behauptet, eingeräumt wird, ob man sie gleich in der gehörigen Reinheit und Vollständigkeit nur bei sehr wenigen Menschen antrifft. Wir sehen also, daß jener Beweis für die Entbehrlichkeit des Christenthums fehlerhaft seyn müsse, weil, wenn er richtig wäre, aus einem gleichen Grunde auch die Entbehrlichkeit der natürlichen Religion behauptet werden könnte. Von einem Beweise, an dem sich dieß Kennzeichen der Falschheit vorfindet, d. h. aus dessen Vordersätzen und nach dessen Schlußweisen sich etwas entschieden Falsches ableiten läßt, pflegt man zu sagen, daß er zu viel beweise. In dieser Redensart heißet Beweisen nicht die Ueberzeugung von der Wahrheit eines Satzes bewirken, sondern nur, daß ein Satz aus den hier angenommenen Sätzen nach den dabei gebrauchten Schlußarten ableitbar sey; unter dem zu viel aber wird etwas Falsches verstanden. Jedoch man geht noch weiter und sagt, „daß ein Beweis, der zu viel beweise, gar nichts beweise;“ und hier wird nun das Beweisen zuletzt in seinem eigentlichen Sinne genommen, und die ganze Redensart hat den Sinn, daß ein Beweis, aus dessen Vordersätzen sich nach den gebrauchten Schlußarten

etwas Falsches ableiten läßt, dem Satze, den er darthun soll, gar keine Gewißheit verschaffe. Aus dieser Erläuterung erhellet, daß man von einem Beweise, welcher nur mehr, als man so eben wollte, beweiset, noch nicht berechtiget sey, zu sagen, daß er zu viel beweise. Denn mehr beweisen heißt nur von Annahmen ausgehen und Schlüsse machen, aus denen ein Satz folgt, der Mehres als der zu beweisende sagt, d. h. aus welchem der zu beweisende ableitbar ist, ohne daß umgekehrt jener es auch aus diesem wäre. Wer also mehr beweiset, beweiset eben darum auch das Wenigere, was er eigentlich sollte. Daß er zu viel, und somit nichts bewiesen habe, könnte nur dann gesagt werden, wenn sich aus seinen Voraussetzungen und nach seinen Schlüssen ein falscher Satz ergäbe. Ein Anderes ist es mit den Beweisen, die (wie man sagt) zu wenig beweisen. Hierunter nämlich verstehet man (§. 371. n°. 2. b.) Beweise, aus deren Annahmen statt des zu beweisenden nur ein Satz, der weniger aussagt, ableitbar ist. Wiefern man also gleichwohl jenen als ihren Schlußsatz angibt, muß man nach einer unrichtigen Schlußregel vorgehen, und könnte somit, wenn man nach dieser zu schließen fortführe, aus denselben Annahmen auch manchen falschen Satz herleiten. Es läßt sich demnach, so sonderbar es klingt, behaupten, daß alle Beweise, welche zu wenig beweisen, in einer gewissen Rücksicht auch wieder zu viel beweisen.

§. 375.*

c) Wenn er nicht alle Bedingungen benützet.

Wenn eine gewisse Vorstellung a, die in dem Schlußsatze eines gegebenen Beweises vorkommt, nicht weggelassen oder auch nur mit einer gewissen anderen α vertauscht werden darf, falls der Satz wahr bleiben soll, in den gebrauchten Voraussetzungen aber erscheinet a entweder gar nicht, oder doch nur an Orten, in welchen es der Wahrheit unbeschadet mit α vertauscht werden kann, sind auch die Schlußarten durchweg von einer solchen Beschaffenheit, daß man die Vorstellung a in ihnen als veränderlich ansehen könnte, d. h. kommt sie nicht als ein Bestandtheil schon in der allgemei-

nen Form dieser Schlußweisen selbst vor: so dürfen wir sicher schließen, daß der Beweis unrichtig sey. Denn wäre er richtig, wären die sämmtlichen Voraussetzungen wahr, und die sämmtlichen Schlußarten richtig: so müßten, wenn wir die Vorstellung a entweder ganz wegwürfen oder sie überall mit α vertauschten, auch jetzt noch alle Voraussetzungen wahr, und alle Schlußarten richtig verbleiben. Das Erste, weil in den erwähnten Voraussetzungen die Vorstellung a entweder gar nicht oder doch nur in solchen Sätzen vorkommt, die auch wahr bleiben, wenn α statt a gesetzt wird. Das Zweite, weil es heißt, daß die Vorstellung a in den gebrauchten Schlußarten als veränderlich angesehen werden dürfe. Wird aber die Vorstellung a in allen Sätzen (auch in dem Schlußsatze) weggeworfen oder mit α vertauscht, so wird der Schlußsatz falsch, und so muß also auch in dem Beweise selbst (in jenen Sätzen nämlich, die wir nicht umänderten) oder in seinen Schlußarten ein Fehler stecken. Da in dem hier betrachteten Falle die Wahrheit des zu beweisenden Satzes von der Bedingung abhängt, daß man die Vorstellung a aus ihm nicht fallen lasse, sie auch mit α nicht vertausche: so kann man den Fehler, den der Beweis, wo es auch immer sey, begeht, mit der Redensart bezeichnen, daß er nicht alle, zur Wahrheit seines Satzes gehörigen Bedingungen benützet. Den Umstand nämlich, daß die Vorstellung a in den Voraussetzungen entweder gar nicht, oder doch nur in solchen Sätzen vorkommt, wo sie der Wahrheit unbeschadet mit α vertauscht werden könnte, darf man als eine Art von Nichtbeachtung jener Bedingung ansehen. Auch ein besonderes Mittel zur Entdeckung der Fehlerhaftigkeit gegebener Beweise ist also, zu untersuchen, ob alle, zur Wahrheit des zu beweisenden Satzes erforderlichen Bedingungen auf die so eben beschriebene Weise benützet worden. Zu diesem Ende müssen wir mit jeder, in dem zu beweisenden Satze enthaltenen Vorstellung a, die so beschaffen ist, daß sie der Wahrheit unbeschadet, weder ganz aus dem Satze hinausgeworfen, noch auch mit einer gewissen andern Vorstellung α vertauscht werden darf, die Untersuchung vornehmen, ob sie auch in den gegebenen Voraussetzungen erscheine, und zwar auf eine solche Art, daß diese nicht mehr wahr

bleiben würden, wenn man sie wegließe oder mit α vertauschte. Finden wir auch nur eine einzige Vorstellung a, bei welcher dieß nicht geschieht, d. h. die in den gebrauchten Voraussetzungen entweder gar nicht oder doch nur in solchen Sätzen erscheint, die auch nach ihrer Weglassung oder Vertauschung mit α wahr bleiben, und sind gleichwohl die Schlüsse, deren sich der Beweis bedienet, so, daß man die Vorstellung a in ihnen als veränderlich sollte ansehen können, gibt es vielleicht gar keine Schlußweise, in deren Form der Schlußsatz die Vorstellung a als einen Bestandtheil in sich faßt: so ist entdeckt, daß der Beweis unrichtig sey. Der gewöhnlichste Fall, in welchem der Fehler, von dem ich hier spreche, vorkommt, ist der, wo die Subjectvorstellung des zu beweisenden Satzes von der Form [Etwas] (a + b + c + d + ...) ist, und eine der Vorstellungen a, b, c, d, ..., die doch zur Wahrheit des Satzes nicht wegbleiben darf, in den gebrauchten Voraussetzungen entweder gar nicht, oder nicht auf die rechte Weise erscheint. In diesem besonderen Falle ließe sich sagen, daß der gelieferte Beweis zu weit sey; weil er sich statt auf die Vorstellung [Etwas] (a + b + c + d + ...) auf die weitere [Etwas] (b + c + d + ...) ausdehnen läßt. Selbst in den Schriften der Mathematiker kommen Beweise vor, deren Fehlerhaftigkeit sich auf diese Art kund gibt. So lehrt Euklides (Elem. L. I. prop. 22.) in Form einer Aufgabe, daß sich aus drei geraden Linien, deren je zwei zusammen größer als die dritte sind, ein Dreieck zusammenstellen lasse. Die Bedingung, daß je zwei dieser Geraden zusammen größer als die dritte sind, ist zur Wahrheit des Satzes bekanntlich unerläßlich. Da ihrer gleichwohl in dem Beweise mit keiner Sylbe gedacht wird, so ist zu sehen, daß dieser fehlerhaft seyn müsse. Ein anderes Beispiel hat man an dem gewöhnlichen Beweise des bekannten Lehrsatzes, die Summe der Umfangs-Winkel in einem jeden Vielecke, das lauter auswärts gehende Winkel hat, betreffend. Denn wenn man auch dieser Bedingung, welche zur Wahrheit des Satzes wesentlich ist, in dem Beweise erwähnt, so geschieht es doch gar nicht an einem Orte, wo daraus etwas gefolgert würde, was nicht auch ohne sie gesagt werden könnte.

wird; wie in folgender Schlußrede: „Wäre zum Sehen ein „Auge nothwendig, so müßte es entweder das rechte oder „das linke Auge seyn; denn wir besitzen sonst kein drittes. „Nun aber ist weder das rechte noch linke Auge zum „Sehen nöthig; denn ohne jenes sowohl als ohne dieses „können wir sehen, wie sich ein Jeder leicht durch einen „Versuch überzeugt. Also ist es auch überhaupt zum Sehen „nicht nöthig, ein Auge zu haben.“ — Das Täuschende dieses Schlusses entspringet meines Erachtens bloß daraus, daß ein Paar verschiedener Gedanken, deren der eine im Ober-, der andere im Untersatze vorkommt, mit einerlei Redensart: „Entweder, oder,“ ausgedrückt werden, wodurch der Schein entstehet, als hätten die drei Sätze des Schlusses folgende Form: Wäre A, so müßte auch B seyn; Nun ist B nicht: Also ist auch nicht A. Und dieß wäre allerdings richtig geschlossen. Drücken wir aber den Sinn, in welchem Ober- und Untersatz genommen werden müssen, deutlicher aus, so zeigt sich, daß diese Sätze der eben angegebenen Form nicht entsprechen. Der Untersatz hebt das gar nicht auf, was in des Obersatzes Nachsatze ausgesagt wird. Im Obersatze nämlich wird durch das „Entweder, oder“ nur angezeigt, daß irgend ein Auge, also entweder das rechte oder das linke, aber gleichviel welches vorhanden seyn müsse, wenn gesehen werden soll. Im Untersatze aber gibt die Verneinung des Entweder oder, oder das Weder noch den Sinn, daß weder nothwendig das rechte, noch eben nothwendig das linke Auge vorhanden seyn müsse, wenn gesehen werden soll; eine Behauptung, welche sich mit der vorigen recht wohl verträgt. In wiefern übrigens die Bedeutung, in der das Entweder oder im Obersatze vorkommt, eine zusammengesetzte, im Untersatze aber eine getheilte genannt werden könne, will ich hier nicht weitläufig untersuchen, sondern statt dessen nur zeigen, wie sich die Fehlerhaftigkeit des Schlusses noch ungleich deutlicher einsehen lasse, wenn man die Sätze so ausdrückt, daß ihre logischen Bestandtheile etwas sichtbarer werden. Der Obersatz muß dann ungefähr so ausgedrückt werden: „Wäre zum Sehen ein Auge nöthig, so müßte die „Vorstellung von einem Menschen, der kein rechtes und kein „linkes Auge hat, und doch sieht, — gegenstandslos seyn;

der Untersatz aber so: „Jede der beiden Vorstellungen, die „eines Menschen, der kein rechtes Auge hat und doch sieht; „ingleichen die eines Menschen, der kein linkes Auge hat „und doch sieht, — hat Gegenständlichkeit.“ Nun liegt am Tage, daß diese beiden Sätze nicht so zusammenhängen, daß sich der angegebene Schlußsatz aus ihnen ableiten ließe. Der Untersatz behauptet etwas ganz Anderes, als was der Nachsatz des Obersatzes läugnet. In diesem ist nur von einer, in jenem von zwei Vorstellungen die Rede; und jene eine Vorstellung, welcher im Nachsatze des Obersatzes die Gegenständlichkeit abgesprochen wird, ist einer ganz anderen Art, als die beiden, denen der Untersatz Gegenständlichkeit zuspricht. Diese letzteren können immerhin Gegenständlichkeit haben, während die erstere, als eine viel zusammengesetztere Vorstellung, gegenstandslos ist. Nachsatz des Obersatzes und Untersatz sind also mit einander verträglich, und somit läßt sich hier nicht in modo tollente schließen. — Zu eben dieser Art zählt A. auch den Schluß: „Mancher sehr gute „Mensch ist nur ein schlechter Dichter; Also ist mancher „sehr gute Mensch doch nur ein schlechter Mensch.“ — Der Fehler dieses Schlusses bestehet bloß darin, daß man die Beschaffenheit der Schlechtigkeit, welche im Vordersatze nur dem Dichtungsvermögen eines Menschen beigelegt ist, im Schlußsatze auf seine Menschheit selbst, und nach der Auslegung, die der gewöhnliche Sprachgebrauch dieser Redensart gibt, auf seinen sittlichen Charakter beziehet.

2) Eine διαίρεσις ist nach A. vorhanden, wenn eine Redensart, die im zusammengesetzten Sinne verstanden werden müßte, wenn der Satz wahr seyn sollte, in einem getheilten Sinne genommen wird, wie in folgendem Schlusse: „Wer einen, zwei und drei Thaler hat, der hat in Allem „sechs Thaler; Also wer auch nur drei Thaler hat, der hat „doch sechs Thaler.“ Beide Vordersätze sind zu unbestimmt ausgedrückt. Der Obersatz muß, wenn er wahr seyn soll, in einer solchen Bedeutung genommen werden, daß man ihn deutlicher auch so ausdrücken kann: „Wer einen einzelnen „Thaler, und dann nebst diesem noch eine Summe von zwei „Thalern, und dann nebst jenem und dieser noch eine Summe „von drei Thalern, sonst aber weder einen einzelnen, noch

im entgegengesetzten Falle Jemand so schließen wollte: „So-„krates und Koriskos sind von einander verschieden; Sokrates „aber ist ein Mensch; Koriskos ist also kein Mensch" — so wäre zu erwiedern, daß hier der Obersatz keinen andern Sinn habe, als den, daß nicht eine jede Beschaffenheit, welche dem Sokrates zukommt, auch dem Koriskos zukomme; woraus keineswegs folgt, daß auch die Eigenschaft der Menschheit, weil sie dem Sokrates zukommt, dem Koriskos müsse abgesprochen werden. — Hieher zählt A. auch den Schluß: „Ein Gemälde, das ich gekauft, ist mein; Ein jedes Ge-„mälde aber ist eine Arbeit; Ein Gemälde, das ich gekauft, „ist also meine Arbeit." Aus den hier angegebenen zwei Vordersätzen ergibt sich nur folgender Schlußsatz: „Ein Ge-„mälde, das ich gekauft habe, ist mein und eine Arbeit;" daß aber dieses Gemälde meine Arbeit sey, bedeutet dem Sprachgebrauche nach etwas ganz Anderes. — Den Schluß, den man Elektra oder ἐγκεκαλυμμένος zu nennen pflegt, scheint A. gleichfalls hieher zu beziehen. „Wer mit verhüll-„tem Angesicht vor dir erscheinet, den kennest du nicht; Nun „ist es aber möglich, daß auch ein Mensch, den du schon „wohl kennest, mit verhülltem Angesicht vor dir erscheine: „Mithin ist es möglich, daß du auch einen Menschen, den „du sehr wohl kennst, doch nicht kennest." — Mir däucht es, das Befremdende in diesem Trugschlusse entspringe lediglich aus der Mehrdeutigkeit des Wortes: Kennen, das freilich selbst im gemeinen Leben verschiedentlich genommen wird; daher wir uns häufig genöthiget sehen, zu mehrer Bestimmtheit beizusetzen, ob wir von einem Kennen dem bloßen Namen oder auch der Person nach, oder von was für einem anderen Kennen wir sonst reden. Im obigen Schlusse nun lehrt der Zusammenhang, daß man unter dem Kennen eines Menschen, von dem der Untersatz spricht, nichts Anderes verstehe, als eine bloße Fähigkeit, unter gewissen, allenfalls erst noch hinzutretenden Umständen, vornehmlich dann, wenn wir sein Angesicht zu sehen, oder seine Stimme zu hören bekommen, u. dgl. zu bestimmen, daß er derselbe sey, den wir schon bei gewissen andern Gelegenheiten gesehen oder gehört u. dgl. Im Obersatze dagegen heißt Jemand kennen oder erkennen so viel, als aus den eben jetzt uns

zu Gebote stehenden Zeichen entnehmen, daß es derselbe sey, den wir schon bei gewissen andern Gelegenheiten gesehen u. dgl.; ihn nicht kennen aber heißt, sich außer Stand fühlen, dieß Urtheil auszusprechen. Nimmt man nun diese zweierlei Bedeutungen, die das Wort Kennen in den Vordersätzen hat, gehörigen Ortes auch in dem Schlußsatze an, so verschwindet alle scheinbare Ungereimtheit desselben, und er erhält den Sinn: „Ein Mensch, von welchem du unter gewissen Umständen, nämlich, wenn du sein Angesicht siehst, oder seine Stimme hörst, u. dgl. recht wohl zu sagen vermagst, ob er derselbe sey, den du schon bei gewissen andern Gelegenheiten gesehen oder gehört hast u. dgl., kann unter solchen Umständen vor dir erscheinen, in welchen du dieses zu sagen nicht vermagst." — Mit größerem Rechte mag der Trugschluß des Chrysippus zu dieser Art gehören: „Wer in Megara ist, der ist nicht zu Athen; Nun sind in Megara Menschen; Also sind zu Athen keine Menschen." — Der Obersatz: „Wer in M. ist, der ist nicht zu A.," ist höchstens in sofern wahr, als er die Auslegung erhält, daß eine und eben dieselbe, endliche Substanz, die zu einer gewissen Zeit in M. ist, zu eben derselben Zeit nicht auch in A. sey. Daraus folgt aber nichts, was zu dem Schlusse berechtigen könnte, daß wenn in M. Wesen sind, welche die Beschaffenheit der Menschheit haben, dergleichen Wesen nicht auch in A. seyn könnten; sondern zu diesem Schlußsatze würde der Obersatz erfordert: „Eine Beschaffenheit, welche gewissen, zu M. befindlichen Wesen zukommt, kann nicht auch solchen zukommen, welche sich zu A. befinden." Dieß wäre aber ein sehr falscher, und sich selbst widersprechender Satz, da den zu M. und den zu A. befindlichen Wesen, wenn sonst keine andere, wenigstens die Beschaffenheit, daß sie Wesen sind, gemeinschaftlich zukommen muß.

5) Als eine zweite Art von Trugschlüssen, welche nicht auf dem bloßen Ausdrucke beruhen, führt A. das παρὰ τὸ ἁπλῶς ἢ μὴ ἁπλῶς λέγεσθαι an, dergleichen der sogenannte ψευδόμενος des Eubulides ist, über dessen Auflösung sich Philetas von Kos zu Tode studirt haben soll: „Es ist doch möglich, daß ein Lügner gestehe, er sey ein Lügner;

„Wenn aber ein Lügner gesteht, er sey ein Lügner, so spricht „er die Wahrheit; Wer aber die Wahrheit spricht, der ist „kein Lügner. Also ist's möglich, daß ein Lügner auch kein „Lügner sey." — Dieser Trugschluß wird durch einen falschen Begriff davon, wer eigentlich ein Lügner sey, veranlaßt. Man setzet voraus, daß nur derjenige, der immer oder doch eben jetzt die Wahrheit verläugnet, den Namen eines Lügners verdiene; denn nur bei diesem Begriffe wäre es wahr, was man im Obersatze des zweiten Syllogismus behauptet: „Wer aber die Wahrheit spricht" (in irgend einem einzelnen Falle, z. B. indem er gesteht, daß er in vielen andern Fällen die Wahrheit verläugnet habe), „der ist kein Lügner." Bei eben diesem Begriffe aber läßt sich der Obersatz des ersten Syllogismus: „Es ist möglich, daß auch ein Lügner gestehe, „er sey ein Lügner," nicht mehr rechtfertigen. Denn wenn nur derjenige ein Lügner heißen soll, der immer oder doch eben jetzt die Wahrheit verläugnet: so kann es nie geschehen, daß ein Lügner das Geständniß, daß er es sey, ablege. Soll aber dieß möglich seyn, so muß vorausgesetzt werden, daß auch derjenige den Namen eines Lügners (wegen anderer Aussagen nämlich) verdienen könne, welcher in einigen Stücken die Wahrheit redet; und nun fällt der zweite Obersatz weg. — Hieher würde ich auch den berühmten Trugschluß ὁ ἀντιστρέφων zählen. Protagoras nahm den jungen Evathlus unter der Bedingung zu seinem Schüler auf, daß dieser sich anheischig machte, ihm eine gewisse Geldsumme zu erlegen, bis er den ersten Proceß gewonnen haben würde. Als nun Evathlus nach beendigtem Unterrichte keine Processe annahm, und auch den Lehrer nicht bezahlte, verklagte ihn dieser und brachte folgenden Schluß vor: „Evathlus mag von den Richtern zu meiner Bezahlung verurtheilet oder nicht verurtheilet werden, so wird ihm die Pflicht obliegen, mich zu bezahlen. Denn wird er zur Zahlung verurtheilt, so wird „ihm obliegen, mich zu bezahlen, kraft dieses Urtheilsspruches. „Wird er aber nicht zur Zahlung verurtheilt, so wird ihm „obliegen, mich zu bezahlen, kraft des gemachten Vertrages, „weil er nun seinen ersten Proceß gewonnen haben wird." Darauf bestieg Evathlus die Bühne, und behauptete, er werde auf keinen Fall verpflichtet seyn zu zahlen. Denn wenn die

Richter ihn von der Bezahlung lossprechen, so werde er nicht verpflichtet seyn zu zahlen, kraft ihres Urtheilsspruches. Falls sie ihn aber zur Bezahlung verurtheilen sollten, so werde er nicht verpflichtet seyn zu zahlen, kraft des Vertrages, weil er nun seinen ersten Proceß werde verloren haben. Die Richter sollen diesen Streit so verwickelt befunden haben, daß sie nichts entschieden. *) — Das Befremdende ist hier die Erscheinung, daß sich aus einerlei Voraussetzung (aus dem Versprechen des E., daß er bezahlen wolle, bis er seinen ersten Proceß gewonnen) zwei einander geradezu widersprechende Folgerungen (er ist verpflichtet, und er ist nicht verpflichtet zu zahlen) mit einem scheinbar gleichen Rechte ableiten lassen. Dieser Anschein entstehet jedoch nur, wenn man jene Voraussetzung in einem Sinne nimmt, in welchem sie ein nicht nur falscher, sondern sich selbst widersprechender Satz ist. Wenn nämlich Erathlus erklärte: Ich werde mich für verpflichtet erachten, dich zu bezahlen, erst bis ich meinen ersten Proceß werde gewonnen haben; und der Ausdruck: „mein erster Proceß," sollte ganz wörtlich und so allgemein, wie er da stehet, verstanden werden von einem jeden Processe, weß Inhaltes er auch sey, wenn er nur wirklich der erste seyn würde: so sprach er hier etwas sich selbst Widersprechendes aus. Denn auf den möglichen Fall, daß einst sein erster Proceß gerade über die Frage, ob er bereits zu zahlen verpflichtet sey oder nicht, geführt werden sollte, enthielte ja jene Erklärung den Sinn: „Ich werde mich für verpflichtet erachten, dich zu bezahlen „zu einer Zeit, wo ich mich nicht für verpflichtet erachten „werde, dich zu bezahlen, wo ich vielmehr deine Anforderung „an mich vor Gericht zurückweisen, und von dem Gerichte „selbst werde frei gesprochen werden." Daß sich nun aus einem solchen, sich selbst widersprechenden Satze auch Folgerungen, welche sich selbst widersprechen, scheinbar ableiten lassen, ist wohl nicht zu verwundern; denn nur aus wahren Vordersätzen dürfen sich keine falsche und mithin auch keine einander widersprechende Folgerungen ergeben. Da aber von einer jeden Aeußerung eines vernünftigen Wesens, um wie

*) Kiefelds Abhandlung über diesen Trugschluß ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

viel mehr von einer jeden Erklärung, auf die ein Vertrag gegründet werden soll, verlangt werden darf, daß sie wenigstens nichts sich selbst Widersprechendes enthalte, so hätten die Richter den Ausdruck: „mein erster Proceß," in der Erklärung des E. so auslegen sollen, daß der Proceß, der über die Frage, ob er zu zahlen verpflichtet sey oder nicht, so eben geführt wird, nicht einbegriffen sey; und durch diese Bemerkung wären dann beide Argumentationen, die des P. sowohl als die des E. umgestoßen gewesen, weil beide den Vertrag auch auf diesen Proceß ausgedehnt wissen wollten. Die Entscheidung der Frage, ob, wann und wie viel der Schüler zu zahlen habe, hätte sonach aus ganz andern Betrachtungen hergeleitet werden sollen. — Auf eine ähnliche Weise ist der bekannte Syllogismus crocodilinus (Quinctil. Inst. I. 10.) zu beurtheilen.

6) Die dritte Art der Trugschlüsse ἔξω τῆς λέξεως sollen diejenigen seyn, in welchen etwas Anderes dargethan wird, als eigentlich dargethan werden sollte. A. nennt sie τὸ παρὰ τὴν τῦ ἐλέγχυ ἄγνοιαν; sonst nennt man sie auch ἑτεροζητήσεις. Als Beispiel kommt vor: „Du weißt, daß „dieser Mensch Koriskos heißt; du kennst ihn also. Du „weißt aber nicht, daß er ein Musiker sey; du kennest ihn „also nicht. Denselben Menschen demnach kennest du und „kennest du auch nicht." — Leicht zu beantworten! Soll einen Menschen kennen so viel heißen, als bloß wissen, wie er heiße, so gilt der erste, aber nicht der zweite; wird aber mehr dazu erfordert, so gilt vielleicht der zweite, aber nicht der erste Vordersatz.

7) Von der vierten Art (παρὰ τὸ ἐν ἀρχῇ λαμβάνειν), wo man das zu Erweisende schon im Beweise annimmt, und von der fünften Art (παρὰ τὸ ἑπόμενον), wo man vom Daseyn der Folge auf das Daseyn des Grundes zurückschließt, werden keine Beispiele gegeben, die hier betrachtet zu werden verdienten; es wäre denn, wenn man den sogenannten Achilles, oder denjenigen Beweis, der unter allen, womit einst Zeno von Elea und seine Anhänger die Möglichkeit der Bewegung bestritten, als der stärkeste angesehen ward, der eben genannten letzteren Art von Trugschlüssen beizählen wollte. Er lautete folgender Maßen:

„Wäre Bewegung nicht etwas Unmögliches, so müßten auch „schnellere und minder schnelle Bewegungen möglich seyn; „und wenn sich zwei Körper in einerlei Richtung bewegen, „so müßte es möglich seyn, daß der hintere den vorderen „ereilt, wenn seine Geschwindigkeit größer als die des letzteren ist. Nun zeigt aber folgendes Beispiel, daß dieses „unmöglich sey. Man setze, Achilles, der schnellfüßige, wäre „tausendmal schneller als eine Schnecke gewesen, und hätte „sich bemüht, diese, weil sie nur um 1000 Schritte vor ihm „war, einzuholen. Indem er nun die 1000 Schritte zurückgelegt hätte, wäre (weil er zu dieser Bewegung doch immer „einige Zeit benöthigte) die Schnecke nicht mehr an ihrem „vorigen Orte, sondern schon um $\frac{1}{1000}$ dieses Weges, d. h. „um einen Schritt weiter gekrochen. Achilles hätte sie also „noch nicht eingeholt, sondern sie wäre um einen Schritt „weit vor ihm. Während er nun, um sie ganz einzuholen, „noch diesen einen Schritt thut; kriechet die Schnecke abermals weiter um $\frac{1}{1000}$ Theil eines Schrittes. Achilles hat „sie demnach auch jetzt nicht eingeholt, sondern sie ist noch „um $\frac{1}{1000}$ eines Schrittes vor ihm. Da aber diese Schlüsse „beständig fortgesetzt werden können, so siehet man, daß „Achilles die Schnecke, so lange er ihr auch nacheilt, niemals erreichen werde." — In diesem Beweise wird richtig dargethan, daß es eine unendliche Menge aufeinanderfolgender Zeiträume gebe, von deren jedem sich behaupten läßt, Achilles habe nach Ablauf desselben die Schnecke noch nicht erreicht, weil er am Ende des letzten dieser Zeiträume erst an dem Orte angelangt ist, an dem sich die Schnecke befand, als dieser letzte Zeittheil anfing. Daraus folgt aber nicht, was man zuletzt behauptet, daß Achilles die Schnecke nie, d. h. am Ende keiner auch noch so langen Zeit einholen könne. Dieß würde folgen, wenn jene unendliche Menge aufeinanderfolgender Zeiträume zusammengenommen größer als jede gegebene, endliche Zeitlänge wäre; welches doch keineswegs seyn muß. Denn wenn z. B. diese Zeiträume in einer geometrischen Progression abnehmen, wie wenn der folgende immer die Hälfte des nächstvorhergehenden ist: so wird die Summe aller eine gewisse endliche Größe, in diesem Beispiele namentlich die Größe 2 nie übersteigen, weil

die Summe der Größen $1 + \frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16} + \ldots$ niemals größer als 2 wird. Um nun beurtheilen zu können, ob dieser Fall auch hier Statt finde oder nicht, müssen wir erst nach einem Umstande fragen, den man im Vortrage jenes Beweises mit Stillschweigen überging. Es ist der Umstand, ob die Geschwindigkeiten, mit welchen sich Achilles und die Schnecke bewegen, immer dieselben bleiben sollen, oder ob nur das Verhältniß dieser Geschwindigkeiten als unveränderlich angesehen werde, während die Bewegungen selbst sich ändern, und z. B. immer langsamer werden, etwa auf die Art, daß sich Achilles bemühet, den jedesmaligen Abstand, der zwischen ihm und der Schnecke bestehet, immer durch einen gleich lange dauernden (wenn auch sehr kleinen) Schritt zurückzulegen, während welcher Zeit die Schnecke um ein Tausendtheil dieses Abstandes fortrückt? Im ersten Falle werden sich Achilles und die Schnecke sehr bald erreichen. Denn ist es z. B. eine Secunde, deren Achilles bedarf, um die Entfernung eines gewöhnlichen Schrittes zurückzulegen, so wird er in einem Zeitraume von 1002 Secunden die Schnecke schon übereilt haben. Nicht also wäre es, wenn man voraussetzen wollte, daß sich Achilles und die Schnecke immer langsamer bewegen, z. B. so, daß jener jedesmal eine gleich lange Zeit dazu anwendete, um den immer kleiner werdenden Abstand, der zwischen ihm und der Schnecke in einem gewissen Augenblicke Statt findet, hinter sich zu legen. Dann wären jene unendlich vielen Zeiträume, die erst verlaufen müssen, bevor sich beide erreichen, alle von gleicher Länge, und ihre Summe würde sonach allerdings jede gegebene, endliche Zeitlänge überschreiten. Unter dieser Voraussetzung also hätte man Recht, zu behaupten, daß Achilles die Schnecke nie erreiche, obgleich er sich tausendmal schneller als sie bewegt. Diese Behauptung hat aber nun gar nichts Anstößiges, und widerspricht keinem der Lehrsätze, die in der Lehre von der Bewegung aufgestellt werden. Es ist ja sehr begreiflich, daß sich zwei Körper nie erreichen können, wenn die Bewegung beider in dem Maße abnimmt, in welchem sie einander näher kommen.

8) Zu den Trugschlüssen der sechsten Art παρὰ τὸ μὴ αἴτιον, ὡς αἴτιον τιθέναι ließe sich das sogenannte Sophisma

pigrum oder ὁ ἀργὸς λόγος zählen. „Was ich durch meine „Thätigkeit bestrebt seyn könnte, hervorzubringen, das könnte „nur Eines von Beidem betreffen, entweder einen Erfolg, „der in Wirklichkeit eintreten wird, oder einen, der nicht in „Wirklichkeit eintreten wird. Ist es ein Erfolg, der in „Wirklichkeit eintreten wird: so ist meine Thätigkeit dabei „entbehrlich; denn der Erfolg wird ja eintreten, auch „wenn ich unthätig bin. Ist es ein Erfolg, der nicht „in Wirklichkeit eintreten wird, so ist meine Thätigkeit dabei „vergeblich; denn der Erfolg wird ja nicht eintreten, „auch wenn ich thätig bin. Also ist meine Thätigkeit in „jedem Falle unwirksam, und es ist somit weiser, unthä„tig zu bleiben." In diesem Schlusse ist nur der Satz unrichtig, daß meine Thätigkeit entbehrlich zu nennen sey, wenn der Erfolg, welchen ich mich hervorzubringen bestrebe, in Wirklichkeit eintritt. Denn es kann ja seyn, daß meine Thätigkeit eben eine der Ursachen ist, durch welche es geschieht, daß jener Erfolg eintritt. Ist aber dieser Vordersatz falsch, so ist auch der Schlußsatz, daß unsere Thätigkeit in einem jeden Falle unwirksam sey, nicht erwiesen.

9) Die siebente und letzte Art der Trugschlüsse, τὸ παρὰ τὸ τὰ πλείω ἐρωτήματα ἓν ποιεῖν, oder die σοφίσματα πολυζητήσεως verdanken ihren Ursprung der Gewohnheit des fragweisen Vortrages, und sollen darin bestehen, daß Jemand Fragen stellt, die eine versteckte Vieldeutigkeit haben, z. B. man fragt: Ist dieser und jener ein Mensch? — Wenn nun mit Ja erwiedert worden, so schließt man: „Wer also „diesen und jenen erschlägt, der hat nur Einen, nicht mehre „Menschen erschlagen." Die Antwort: Ja, war hier unrichtig; denn dieser und jener sind nicht Ein Mensch, sondern mehre Menschen. — Hieher zählen Einige auch den sogenannten Cornutus (ὁ κερατίνης), der von nachstehender Frage ausgeht: „Mußt du dasjenige, was du nicht ver„loren hast, nicht haben?" Antwortet Jemand bejahend, so fragt man weiter: „Hast du wohl Hörner schon verloren?" Und wenn er dieses verneinet, so ist die Folgerung: „Also hast du noch Hörner." Wollte er aber die Frage bejahen, und somit sagen, daß er Hörner verloren habe, so folgert man, daß er somit Hörner gehabt haben müsse. —

ja daß selbst der Begriff dieses Verhältnisses noch im Dunkeln liege, so wird man hier im Voraus keine befriedigende Anleitung zur Lösung jener Aufgaben erwarten. Alles, was ich mir in diesem Betrachte mit einiger Wahrscheinlichkeit zu behaupten getraue, wurde schon §. 221. angedeutet. Hieraus erhellet, daß zur Beurtheilung der Frage, ob eine gegebene Wahrheit Grund- oder Folgewahrheit sey, und in dem letzteren Falle, aus welchen, anderen Wahrheiten sie folge, sehr nothwendig sey, die einzelnen Theile zu kennen, aus welchen sie selbst sowohl, als auch die Wahrheiten, die man für ihren Grund ausgeben will, zusammengesetzt sind. Eine Zergliederung des gegebenen Satzes, die sich, sofern wir es vermögen, bis auf dessen einfache Theile erstrecket, wird also wohl unser erstes Geschäft bei dieser Aufgabe seyn müssen. Das Nächste dürfte dann seyn, aus den gefundenen Theilen der Wahrheit M Sätze zu bilden, die einfacher oder doch nicht zusammengesetzter als M, ingleichen so beschaffen wären, daß M aus ihnen sich ableiten ließe. Sehen wir uns zu diesem Zwecke genöthigt, Begriffe, die in M selbst nicht vorkommen, zu Hülfe zu nehmen, so müssen wir jedenfalls doch ihre Anzahl so zu mäßigen suchen, als es nur immer angehet. Erst wenn es uns auf diese Weise gelingt, uns zu versichern, daß die Wahrheiten A, B, C, D, ..., aus welchen sich M ableiten läßt, alle im Einzelnen einfacher, wenigstens nicht zusammengesetzter sind als M, dann auch zusammengenommen noch einen einfacheren Inbegriff bilden, als jeder andere, aus dem sich M ableiten ließe: dann werden wir uns erlauben dürfen, jene für den Grund dieser zu erklären. Was insbesondere die Nachweisung des Grundes bei empirischen Wahrheiten, d. h. die Auffindung der Ursache zu einer gegebenen Wirkung belangt: hierüber allerdings läßt sich noch Einiges sagen, wie folgt.

§. 379.

XXIII. Entdeckung der Ursachen gegebener Wirkungen.

Zu den gewöhnlichsten und zugleich wichtigsten Aufgaben, womit das menschliche Nachdenken beschäftiget werden kann, gehört die Aufsuchung der Ursachen, durch welche gegebene Wirkungen hervorgebracht werden. Ich nenne aber

(§. 168.)

(§. 168.) einen Gegenstand A Ursache (bald die vollständige, bald eine bloße Theilursache) eines anderen B, wenn der Satz, daß A ist, den (vollständigen oder doch einen Theil-) Grund von der Wahrheit des Satzes, daß B ist, enthält. Zufolge dieses Begriffes ist jede Ursache irgend ein Wirkliches; aber genau gesprochen, nie eine Substanz, sondern nur irgend eine, an einer einzelnen oder an einem Inbegriff mehrer Substanzen haftende Adhärenz oder Kraft. In einer weiteren Bedeutung aber legen wir auch jener einzelnen oder jenem Inbegriffe mehrer Substanzen, an welchen sich eine gewisse Kraft befindet, den Namen der Ursache bei. Es sind jedoch meines Erachtens zwei Arten von Ursachen zu unterscheiden, solche, die keiner Zeit bedürfen, um einer Wirkung von endlicher Größe das Daseyn zu geben; und solche, die erst in einer endlichen Zeitlänge eine Wirkung von endlicher Größe hervorbringen. Ein Beispiel der ersteren Art ist mir die Schöpferkraft Gottes; denn Gott bedarf keiner, auch noch so geringen Zeit, um einer Substanz das Daseyn zu geben, sondern sie ist von Ewigkeit vorhanden, wenn Gott von Ewigkeit will, daß sie vorhanden sey. Ein Beispiel der zweiten Art gibt uns jede bewegende Kraft, die eine endliche Geschwindigkeit erst hervorbringt, wenn sie durch eine endliche Zeit hindurch gewirkt hat. Da wir das Daseyn sowohl als die Beschaffenheiten der Ursachen ersterer Art bloß aus Begriffen erkennen, so wird von ihnen in einer eigenen Wissenschaft, nämlich der Metaphysik, gehandelt; und in der Logik bedarf es keiner besonderen Anleitung, wie solche Ursachen aufgesucht werden sollen, weil man hiebei nur nach denselben Regeln, wie bei Auffindung aller reinen Begriffswahrheiten verfährt. Nicht also ist's mit den Ursachen der zweiten Art, die in der Zeit wirken, und bloße Veränderungen erzeugen. Schon deßhalb, weil solche Ursachen nur zu bestimmter Zeit eine bestimmte Größe und Beschaffenheit haben, werden sie nicht a priori, sondern nur durch Wahrnehmungen von uns erkannt. So wissen wir z. B. nur aus Wahrnehmungen, von welcher Art jener Einfluß sey, den ein Himmelskörper auf die Bewegungen des andern ausübt; denn dieser Einfluß hängt von den Maßen und räumlichen Verhältnissen derselben ab, die zu verschie-

denen Zeiten verschieden seyn können und müssen. Da nun die Nachweisung solcher, nur durch Wahrnehmung erkennbarer Ursachen von großer Wichtigkeit ist, so wird es der Logik geziemen, die Art, wie dabei vorzugehen sey, in ihren allgemeinsten Umrissen zu beschreiben. Sollen wir aber uns aufgelegt fühlen, der Ursache einer gegebenen Veränderung nachzuforschen, so dürfen wir nicht schon im Voraus zweifeln, ob es auch eine Ursache derselben gebe. Der bloße, gemeine Menschenverstand dringt nun so sehr darauf, bei jeder Veränderung auch eine Ursache, die sie hervorgebracht hat, vorauszusetzen, daß es nur wenige Gelehrte gewagt, die Möglichkeit gewisser Veränderungen ohne das Daseyn einer sie völlig bestimmenden Ursache, und dieses nur in dem einzigen Falle, wenn jene Veränderungen in dem freien Willensentschlusse eines sinnlich vernünftigen Wesens bestehen, anzunehmen. Nach diesen Weltweisen dürften wir also zwar bei einer jeden Wahrnehmung noch eine Ursache, von dieser aber nicht schlechthin noch eine zweite, von dieser eine dritte, und so in's Unendliche voraussetzen. Denn wenn die Umstände erfordern, zur Erklärung einer gewissen Erscheinung den freien Willensentschluß eines sinnlich vernünftigen Wesens als nähere oder entferntere Ursache derselben anzunehmen: so erreicht die Reihe der Ursachen bei diesem Gliede ihr Ende, weil wir hier angelangt sind bei einer Ursache, die selbst keine weitere (sie völlig bestimmende) Ursache hat. In allen übrigen Fällen aber, also allenthalben, wo uns nur eben nicht Willensentschließungen begegnen, dürfen wir auch selbst, wenn wir dieses System des Indeterminismus für wahr halten, von jeder Wahrnehmung eine Ursache, und von dieser abermals eine Ursache u. s. f. voraussetzen. Bevor wir aber näher bestimmen können, auf welche Weise wir diese, von uns vorausgesetzten Ursachen aufsuchen sollen, müssen wir uns noch etwas deutlicher machen, was man verlange, wenn man die Auffindung der Ursache einer gegebenen Veränderung verlangt. Offenbar meint man nichts Anderes, als daß wir diese Ursache bestimmen, d. h. daß wir verschiedene Beschaffenheiten derselben aufzählen, namentlich solche, die ihr entweder ausschließlich oder doch nicht gemeinschaftlich mit jeder anderen Ursache zukommen.

So will man z. B., wenn man verlangt, daß wir die Ursache des Lichtes nachweisen: wir sollen angeben, ob die Ursache in einer Flüssigkeit liege, die zwischen dem leuchtenden Körper und unserem Auge befindlich, durch eine zitternde Bewegung des erstern in gewisse Schwingungen versetzt wird, oder ob diese Ursache in gewissen, sehr kleinen Körperchen liege, welche der leuchtende Körper nach allen Richtungen hin aussendet, u. dgl. Betrachten wir aber die Art, wie wir zur Kenntniß dieser Beschaffenheiten gelangen, so läßt sich hier wieder der Unterschied machen, daß wir einige derselben aus den bereits gefundenen oder auf sonst eine andere Weise vermittelst bloßer Begriffe ableiten können, während wir auf die Entdeckung anderer nur durch Wahrnehmungen geleitet werden. So können wir, wenn wir erst wissen, daß die Ursache einer gewissen Veränderung ein vernünftiges Wesen sey, alsbald aus bloßen Begriffen entscheiden, daß diese Ursache ein einfaches Wesen sey, daß sie bei ihrer Thätigkeit einen vernünftigen Zweck gehabt habe, u. dgl. Ob aber dieser Zweck gut oder böse gewesen, ließe sich aus der erwähnten Beschaffenheit allein noch nicht entscheiden, sondern hiezu würden noch andere Wahrnehmungen gehören. Wie man Beschaffenheiten finde, die sich aus den bereits gefundenen, oder auch ohne sie, aus bloßen Begriffen ableiten lassen, darüber brauchen wir hier keine Anleitung zu geben. Ich habe also bloß von denjenigen Beschaffenheiten zu sprechen, deren Vorhandenseyn nur durch Wahrnehmungen erschlossen wird. Es bestehen aber alle Beschaffenheiten eines Gegenstandes, deren Vorhandenseyn wir aus bloßen Wahrnehmungen schließen, eigentlich in nichts Anderem, als in gewissen Kräften, namentlich solchen, durch deren Beilegung wir die Aussage thun, daß der betreffende Gegenstand vermögend sey, gewisse von uns oder Andern einst wahrgenommene Veränderungen zu bewirken. Um nämlich eine gewisse Beschaffenheit aus einer Wahrnehmung zu schließen, müssen wir diese Wahrnehmung entweder selbst gemacht haben, oder ein Anderer, der uns glaubwürdig genug ist, muß uns erzählen, sie gemacht zu haben. Und um von dieser Wahrnehmung auf jenen Gegenstand zu kommen, muß Eines von Beidem der Fall seyn: entweder wir müssen ihn als die

unmittelbare Ursache dieser Wahrnehmung denken, oder wir müssen voraussetzen, daß er auf irgend eine nähere oder entferntere Weise Einfluß genommen habe auf die Veränderung des Dinges, das die unmittelbare Ursache unserer Wahrnehmung war. Im ersten Falle müssen wir ihm eine Kraft zuschreiben, die Wahrnehmung selbst, die wir (oder Andere) beobachtet haben, hervorzubringen; im zweiten müssen wir annehmen, er habe eine Kraft, in gewissen andern Gegenständen Veränderungen zu bewirken, aus deren Vermittlung zuletzt jene Wahrnehmung hervorging. Es zeigt sich also, daß alle nähere Bestimmung einer Ursache, zu der hier Anleitung gegeben werden soll, immer nur darin bestehe, nachzuweisen, daß derselbe Gegenstand, welchen wir uns als die Ursache einer gegebenen Veränderung denken, auch noch gewisse andere Veränderungen dieser und jener Art unter gewissen Umständen bewirket. So wahr es aber ist, daß eine jede Wirkung, die in der Zeit vor sich gehet, als eine bloße Veränderung, und eine jede Ursache, die sie hervorbringt, als eine Kraft zu gewissen Veränderungen angesehen werden könne, so würden wir doch den gemeinen Sprachgebrauch ohne Noth verletzen, und uns sehr unbequeme Fesseln anlegen, wenn wir hier immer nur die Worte: Veränderung und Kraft, gebrauchen wollten. Gewöhnlich ertheilt man den Namen einer Veränderung nur solchen Wirkungen, die sich sehr rasch und gleichsam vor unsern Augen entfalten, und nennet Kräfte nur solche Beschaffenheiten, die wir als Ursache solcher, uns recht auffallender Veränderungen denken. In anderen Fällen bedient man sich anderer Worte, was denn auch wir uns hier erlauben werden. Anlangend endlich die Wirkung selbst, zu der wir die Ursache auffinden sollen, so sind zwei Fälle wesentlich zu unterscheiden. Diese Wirkung kann nämlich irgend ein einzelner, bestimmter Gegenstand seyn, und man verlangt, daß wir die einzelnen bestimmten Kräfte, die ihn hervorgebracht, angeben sollen; oder es ist uns nur eine gewisse Art von Erscheinungen gegeben, und man verlangt, daß wir die Art der Kräfte, die solche Erscheinungen hervorzubringen vermögen, beschreiben sollen. Ein Beispiel des Ersteren wäre die Aufgabe, zu finden, welches die Ursache von jener Sonnenfinsterniß

gewesen, die nach Matth. 27, 45. Statt gefunden; ein Beispiel des Zweiten wäre es, wenn man verlangte, daß wir nur überhaupt angeben sollen, durch was für Ursachen die Sonne verfinstert werden könne.

1) In dem ersten Falle, wenn der Gegenstand, dessen Ursache wir nachweisen sollen, ein einzelnes, durchaus bestimmtes Wirkliches ist, ergibt sich aus der bekannten Wahrheit, daß Gott Schöpfer und Regierer der ganzen Welt sey, und aus dem Gesetze der Wechselwirkung, in welcher alle geschaffenen Wesen stehen, daß zu der vollständigen Ursache des Daseyns und der Beschaffenheiten unsers Gegenstandes eigentlich alle nur irgend vorhandenen Wesen gehören. Denn jedes derselben hat einigen, sey es auch noch so geringen Einfluß auf ihn, so daß er, wenn dieses Wesen nicht wäre, anders seyn müßte. Hieraus erhellet aber, daß die Angabe einer so vollständigen Ursache für uns nicht möglich sey. Das will man denn also auch nicht, wenn man verlangt, daß wir die Ursache eines Gegenstandes oder Erfolges angeben sollen; sondern man will nur, daß wir dasjenige herausheben sollen, was einen, uns Menschen bemerkbaren Antheil daran gehabt, daß der Gegenstand gerade diese und jene von uns beobachteten Beschaffenheiten annahm. Hiebei erlaubt man uns überdieß, alle Umstände, deren Vorhandenseyn sich schon von selbst verstehet, ingleichen auch alle, die für den Zweck, zu dem man jetzt eben fragt, von keiner Wichtigkeit sind, mit Stillschweigen zu übergehen. Aus diesem Letzteren begreift sich, wie für ein und dasselbe Ereigniß, je nachdem man es bald aus diesem, bald aus jenem Gesichtspuncte betrachtet, und seine Ursache bald zu diesem, bald jenem Zwecke zu wissen verlangt, in aller Wahrheit gar sehr verschiedene Ursachen angegeben werden können. So kann von dem Tode des Klitus ein Arzt die Ursache in der Verblutung, ein Sittenlehrer im Jähzorn, ein Richter in einem Morde, und Andere noch in anderen Gegenständen finden. Daher die verschiedenen Benennungen: causa principalis, concomitativa, effectiva, instrumentalis, physica, moralis etc. Wäre uns nun anderswoher schon bekannt, daß Wirkungen von der besondern Art, wie die zu erklärende W, lediglich

nur durch den einzigen Gegenstand U hervorgebracht werden können, so würde es keiner weiteren Untersuchung bedürfen, um zu entscheiden, daß auch hier U obgewaltet habe. Gibt es aber (wie dieß bei Weitem der gewöhnlichste Fall ist) mehre Gegenstände U, U', U'',..., die alle geeignet sind, eine Wirkung wie W zu erzeugen: so werden wir, wenn uns dieß anderswoher schon bekannt ist, nur untersuchen dürfen, welche von diesen verschiedenen Ursachen U, U', U'',... gerade hier Statt gehabt habe; und es wird sich zeigen, indem wir die mit W gleichzeitigen, oder ihr unmittelbar vorhergehenden Erscheinungen betrachten, und in Erwägung ziehen, ob sie das Daseyn von U oder U' oder U'',... verkünden. Hieraus ersieht man, daß sich die erste der erwähnten Aufgaben auflösen lasse, wenn nur die zweite gelöst ist, d. h. daß wir die Ursache einer gegebenen Wirkung bald finden, wenn wir erst wissen, welche verschiedenen Arten von Ursachen Wirkungen dieser Art überhaupt zu erzeugen vermögen. Es fragt sich also, wie wir zu dieser letzteren Kenntniß gelangen?

2) Auf dem Wege der Wahrnehmung kann dieß, wie ich glaube, nie anders geschehen, als dadurch, daß wir erst mehre Fälle, wo eine Wirkung, wie W, zum Vorscheine kommt, beobachten, und alle sie begleitenden Umstände, d. h. alle Erscheinungen, welche entweder gleichzeitig oder doch kurz vorher eintraten, so vollständig, als es nur möglich ist, kennen zu lernen trachten. Ist dieses geschehen, und haben wir durch Vergleichung aller dieser Fälle herausgebracht, daß ein gewisser Inbegriff von Erscheinungen a, a', a'',... jederzeit vorkomme, wo hinterher eine Wirkung wie W sich einstellt; oder haben wir etwa gefunden, daß einer von folgenden mehren Inbegriffen a, a', a'',... oder b, b', b'',... oder c, c', c'',... u. s. w. immer vorhergehe, wo ein W nachfolgt: so wird uns erlaubt seyn, zu vermuthen: im ersten Falle, daß eben der Gegenstand A, der die Erscheinungen a, a', a'',... alle bewirkt, auch zur Hervorbringung von W *nothwendig* sey; im zweiten Falle aber, daß irgend *Einer* der mehren Gegenstände, entweder A, d. h. der Gegenstand, der die Erscheinungen a, a', a'',... oder B, d. h. der Gegenstand, der die Erscheinungen b, b', b'',... oder C, d. h. der

Gegenstand, der die Erscheinungen c, c′, c″, ... bewirkt, vorhanden seyn müsse, wenn eine Wirkung wie W eintreten soll. Zu dieser Vermuthung werden wir selbst dann berechtiget bleiben, wenn sich zu mehren Fällen, wo wir den Inbegriff der Erscheinungen a, a′, a″, ... oder b, b′, b″, ... oder c, c′, c″, ... u. s. w. wahrgenommen haben, Einer gesellt, in dem wir diese Erscheinungen nicht wirklich alle wahrnahmen, genug, wenn nur die Umstände von einer Art waren, daß aus der Abwesenheit unserer Wahrnehmung nicht auf die Abwesenheit der Erscheinung selbst geschlossen werden mußte. So vermuthen wir z. B. mit Recht, daß keine vollkommenere Pflanze zu jetziger Zeit auf der Erde anders, als durch Fortpflanzung von ihres Gleichen entstehe, obwohl wir dieses nicht überall wahrgenommen haben; denn in den Fällen, wo wir das Daseyn einer Mutterpflanze nicht wahrgenommen, sind doch die Umstände nirgends von einer Art, daß wir das Daseyn einer solchen Mutterpflanze zu läugnen bemüßiget wären. Der Grad der Zuversicht, den wir bei unserer Vermuthung haben, wird aber um so größer, je größer die Anzahl der Fälle ist, in denen wir W auf die vorhergegangenen Erscheinungen a, a′, a″, ... oder b, b′, b″, ... oder c, c′, c″, ... u. s. w. eintreten sahen. Wenn ich so eben sagte, daß wir unter diesen Umständen berechtiget wären, zu vermuthen, daß die Erscheinung W nie eintreten könne, ohne daß auch der Inbegriff der Erscheinungen a, a′, a″, ... oder der b, b′, b″, ... oder der c, c′, c″, ... u. s. w. eintrete: so sagte ich noch nicht, daß wir berechtiget wären, einen der Gegenstände A, B, C, ... für die gesuchte Ursache der Wirkung W zu erklären. Denn was bisher beobachtet wurde, daß nämlich nie W erscheine, ohne daß auch a, a′, a″, ... oder b, b′, b″, ... oder c, c′, c″, ... entweder gleichzeitig oder kurz vorher erscheinen, kann ja auch Statt finden, wenn einer der Gegenstände A, B, C, ... nicht die vollständige, sondern nur eine Theilursache, oder nur eine Bedingung von W, ja wohl gar selbst eine Wirkung von W ist. Welches von diesen mehren Verhältnissen zwischen W einerseits und den Dingen A, B, C, ... andererseits obwalte, müssen noch andere Rücksichten entscheiden. Wenn in gewissen Fällen, da W zum Vorscheine kam,

nur die Erscheinungen a, a', a'', . . ., in gewissen andern nur die von jenen verschiedenen b, b', b'', . . . u. s. w. zu bemerken waren: so ist schon außer Zweifel, daß weder a, a', a'', . . . noch b, b', b'', . . . als eine Wirkung, wenigstens nicht als eine Wirkung von W allein angesehen werden können. Denn läge in W allein schon die vollständige Ursache nur einer einzigen dieser Erscheinungen, so müßte sich diese jederzeit wahrnehmen lassen, so oft man W wahrnimmt, weil eine vollständige Ursache ihre Wirkung immer hervorbringt. Hieraus folgt nun freilich noch nicht, daß W nicht wenigstens eine Theilursache einiger von diesen Erscheinungen seyn könnte. Ein eben so leichtes als sicheres Kennzeichen aber, daß auch selbst dieses nicht der Fall sey, erhalten wir, wenn wir bemerken, daß die Erscheinungen a, a', a'', . . . entweder insgesammt oder doch jede im Einzelnen um eine bestimmte Zeit früher als W eintreten. Denn es ist offenbar, daß eine Wirkung nie früher vorhanden seyn könne als ihre Ursache, wohl aber später als sie eintrete, wiefern man unter der Wirkung dasjenige versteht, was als fortdauernd zurückbleibt, nachdem die Kraft der Ursache durch eine gewisse, bald längere, bald kürzere Zeit hindurch thätig gewesen ist. Bemerken wir also, daß die Erscheinungen a, a', a'', . . . immer um eine bestimmte Zeit früher als W eintreten: so sind wir wohl berechtiget, in A nur eine Ursache, die vollständige oder doch eine Theilursache der zu erklärenden Erscheinung W zu vermuthen. Soll in dem Gegenstande A oder in einem der mehren A, B, C, . . . nicht eine bloße Theilursache, sondern der vollständige Grund der Erscheinung W liegen, so muß nicht nur überall, wo W ist, auch A oder einer der mehren Gegenstände A, B, C, . . . vorhanden seyn, sondern auch umgekehrt überall, wo A oder einer der mehren Gegenstände A, B, C, . . . vorhanden ist, muß auch W seyn. Wir müssen also noch untersuchen, ob dieses Statt habe, d. h. ob sich überall, wo wir die Wahrnehmungen a, a', a'', . . . oder b, b', b'', . . . oder c, c', c'', . . . machen können, auch W wahrnehmen lasse? — Je größer die Anzahl der Fälle ist, in denen dieß eintrifft, und je verschiedenartiger alle noch übrigen Umstände sind, desto größer die Zuversicht, mit der wir

annehmen dürfen, daß der Gegenstand A oder einer der mehren A, B, C, ... schon eine vollständige Ursache von W ausmache. Denn je verschiedenartiger die übrigen Umstände waren, unter denen wir W hervortreten sahen, so oft nur der Gegenstand A oder einer der mehren A, B, C, ... da war, um so weniger steht zu besorgen, daß noch ein anderer, uns verborgen gebliebener Gegenstand A′ oder B′ als eine Theilursache zur Hervorbringung von W mitgewirkt habe. So kann z. B. Jemand um so zuversichtlicher schließen, daß das Kaffehtrinken ihm Kopfschmerz verursache, je öfter er bemerkt, daß sich ein Kopfschmerz einstellt, wenn er Kaffeh getrunken, und je verschiedenartiger sein übriges Verhalten an diesen Tagen ist. Sollte die Anzahl der Fälle, die sich uns ungesucht darbieten, nicht groß genug seyn, um mit einer hinlänglichen Sicherheit aus ihnen zu schließen, und erlaubt es die Natur der Sache, so müßten auch noch Versuche angestellt werden, d. h. wir müßten die Gegenstände A, B, C, ... selbst herbeiführen, und beobachten, ob nun auch W eintrete. — Was ich aber vorhin von dem Nichtwahrnehmen eines der Umstände a, a′, a″, ... oder b, b′, b″, ... oder c, c′, c″, ... u. s. w. gesagt, gilt auch von dem Nichtwahrnehmen der Wirkung W, wenn der Fall so beschaffen ist, daß wir aus diesem Nichtwahrnehmen nicht auf das Nichtvorhandenseyn derselben zu schließen genöthiget sind. Ergibt sich dagegen auch nur ein einziger Fall, in dem die Umstände a, a′, a″, ... oder b, b′, b″, ... oder c, c′, c″, ... u. s. w. alle beisammen waren, und die Wirkung W gleichwohl nicht nachfolgte: so müssen wir hieraus entnehmen, daß in den Gegenständen A, B, C, ... noch nicht die vollständige Ursache von W liege. Wir müssen also noch einige andere Gegenstände A′, B′, ... aufzufinden trachten, die in Vereinigung mit den schon gefundenen die Wirkung W erzeugen. Dazu ist nöthig, daß wir die Umstände, von welchen der Eintritt der Wirkung W begleitet ist, noch genauer beobachten, und Umstände a‴, b‴, c‴, ... u. s. w. auffassen, die sich, wenn auch vielleicht nicht eben so häufig wie die zuerst bemerkten a, a′, a″, ... oder b, b′, b″, ... oder c, c′, c″, ... u. s. w., doch mehrmals antreffen lassen, oder die auch aus sonst einem anderen Grunde uns nicht

gleichgültig scheinen, oder die endlich der bloße Zufall uns vor die Augen bringt, und nun wie vorhin wieder prüfen, ob allenthalben, wo zu den Umständen a, a', a'',... noch a''', oder zu b, b', b'',... noch b''', oder zu c, c', c'',... noch c''' hinzutritt, W zum Vorscheine komme. Gelingt es uns auf diese Art, einen Inbegriff von Erscheinungen a, a', a'', a''',... oder b, b', b'', b''',... u. s. w. zusammenzubringen, von denen gesagt werden kann, daß, wo sie vorkommen, immer auch W sich einstelle, und zwar der Zeit nach nie früher, sondern um etwas später: dann sind wir wohl berechtiget zu der Vermuthung, daß in dem einen oder in diesen mehren Gegenständen, welche zusammengenommen zur Hervorbringung jener Erscheinungen nothwendig sind (wir wollen sie durch A, A',... oder B, B',... oder C, C',... bezeichnen), die vollständige Ursache von W enthalten sey. Daß aber für den Fall, wenn diese Gegenstände zusammengesetzt sind, auch eben alle ihre Theile erforderlich wären, d. h. daß die vollständige Ursache von W in keinem einfacheren Gegenstande, als in einem solchen liegen könne, der die gesammten Veränderungen a, a', a'', a''',... oder b, b', b'', b''',... u. s. w. hervorbringt: für diese Vermuthung haben wir nur den Grund, daß wir W nirgends angetroffen haben, als wo die Erscheinungen a, a', a'', a''',... oder b, b', b'', b''',... u. s. w. vereinigt anzutreffen waren. Stehet es also in unserer Macht, diese Erscheinungen vereinzelt oder nur theilweise zu erzeugen: so wird es dienlich seyn, zu versuchen, ob nicht vielleicht ein Gegenstand, der nur einen Theil dieser Erscheinungen, z. B. nur a und a''', oder nur b und b''' hervorbringt, zureichend sey, auch W hervorzubringen. So hätte man z. B. geglaubt, daß zur Fortpflanzung des Schalles Luft nothwendig sey, wenn nicht Versuche gelehrt hätten, daß man auch ohne Luft, z. B. durch Wasser Schall fortpflanzen könne; woraus denn hervorging, daß die wahre Ursache des Schalles nur in denjenigen Eigenschaften der Luft liege, die sie mit jedem andern, elastischen Körper gemein hat.

3) Die Schwierigkeiten, die das bisher beschriebene Verfahren in der Ausübung hat, sind größer, als sich wohl Mancher vorstellen mag. Denn weil die Menge der Umstände,

die wie ein jedes Ereigniß, so auch die uns zur Erklärung aufgegebene Erscheinung W begleiten, in das Unendliche reicht: so geschieht nur zu oft, daß uns bei aller Aufmerksamkeit, mit der wir unsern Gegenstand betrachten, doch gerade diejenigen Umstände, welche zur Auffindung der wahren Ursache nothwendig sind, nicht in das Auge fallen. Es kostet schon einige Mühe, unter der Menge von Wahrnehmungen, die wir gemacht, diejenigen herauszuheben, die sich in allen oder doch den meisten Fällen, wo W zum Vorscheine kam, vorfanden. Noch schwerer ist es, sich mit Bestimmtheit zu erinnern, ob man diese Wahrnehmungen nicht schon irgendwo anders vereinigt angetroffen habe, ohne daß W darauf gefolgt war. Und durch Versuche zu erproben, ob sich, so oft wir die sämmtlichen Erscheinungen a, a′, a″, ... oder b, b′, b″, ... u. s. w. hervorbringen, auch W einstelle, und ob dieß Letztere nicht auch geschehe, wenn wir nur einige dieser Erscheinungen erzeugen: das ist nicht nur fast immer mit vielen Beschwerlichkeiten, Kosten und großem Zeitverluste verbunden, sondern es ist oft durchaus unthunlich. Wie ermüdet es endlich nicht selbst die Geduld des fleißigsten Forschers, wenn er nach langer Prüfung entdecket, daß ein Gegenstand, den er für eine Ursache der zu erklärenden Erscheinung angesehen hatte, zu dieser Ursache gar nicht gehöre, und daß es somit nothwendig sey, die Untersuchung wieder von Vorne anzufangen! Sehr erwünschlich müßte es uns deßhalb seyn, einige Regeln zu kennen, durch deren Anwendung wir uns diese Arbeit zuweilen in Etwas abkürzen können. a) Eine solche Regel ist es, wenn uns der Fälle, in welchen die zu erklärende Wirkung W zum Vorscheine kam, sehr viele vorliegen, unsere Aufmerksamkeit erst auf diejenigen zu richten, die sich am stärksten von einander unterscheiden, d. h. bei denen es außer der gleichen Wirkung W sonst nur sehr wenige gleiche Erscheinungen gab. Hier wird es nämlich erlaubt seyn, nur Eines von Beidem zu vermuthen, entweder daß die Ursache der zu erklärenden Wirkung in jedem dieser Fälle eine eigene war, und daß es somit mehrerlei Ursachen gibt, die W hervorbringen können, oder daß diese Ursache in einem der wenigen Umstände liege, die wir in allen diesen Fällen gemeinschaftlich vorfanden.

Da nun die Annahme, daß es so viele, ganz von einander verschiedene Ursachen einer gleichen Wirkung gebe, selbst nicht sehr wahrscheinlich ist: so werden wir füglich mit einer Prüfung der zweiten Annahme anfangen dürfen, und um so mehr, da sich erwarten läßt, daß wir mit dieser Prüfung nicht eben lange zubringen werden, weil es der Umstände, auf die wir rathen können, hier nur wenige gibt. b) Oft trifft es sich indessen auch, daß alle Fälle, in welchen wir eine gewisse Erscheinung W hervorgehen sahen, eine beträchtliche Anzahl gleicher Umstände haben, die dennoch keineswegs alle zur Bewirkung von W nothwendig sind. Um dieß beurtheilen zu können, ist es das Kürzeste, uns nach Fällen umzusehen, wo die meisten dieser Umstände vorhanden waren, ohne daß gleichwohl die Wirkung W eintrat. Hieraus erfahren wir mit einem Male, daß in allen diesen Umständen noch nicht die vollständige Ursache von W gelegen sey; und ersparen uns also viele Vermuthungen, die wir, wären wir nicht gleich im Anfange auf diesen Fall aufmerksam geworden, gefaßt hätten, und nach genauerer Prüfung doch als unstatthaft hätten verwerfen müssen. c) Wenn die zu erklärende Wirkung W von einer solchen Art ist, daß sie ein Mehr und Weniger, oder (wie man sagt) G r a d e zuläßt: so kann es uns die Auffindung ihrer Ursache sehr erleichtern, wenn wir zuerst auf jene Erscheinungen merken, welche zugleich mit ihr wachsen und abnehmen. Denn wo die Wirkung einen Grad hat, muß auch die Ursache ihn haben; und je größer der letztere ist, um so größer muß auch der erstere seyn. Wir vermuthen also mit Recht, daß die Erscheinungen, die wir zugleich mit der zu erklärenden Wirkung wachsen oder abnehmen sehen, wenn sie nicht eben selbst eine ihrer Wirkungen sind, sondern z. B. früher als sie bemerkt werden können, zu ihrer Ursache gehören. So schließen wir, daß das Sonnenlicht auf Erden Wärme entwickle, weil wir bemerken, daß eine Stelle um desto wärmer werde, in je größerer Menge die Strahlen der Sonne sie beleuchten. d) Gibt es ein mathematisches Gegentheil von W, so läßt sich vermuthen, daß auch die Ursache von W ein mathematisches Gegentheil derjenigen seyn werde, die dieses Gegentheil hervorbringt. Sehen wir also nach, ob sich nicht unter den

Umständen, welche die Erscheinung W begleiten, einige finden, die das gerade Gegentheil derjenigen sind, die das erwähnte Gegentheil von W begleiten. Finden wir solche, so läßt sich vermuthen, daß sie, wo nicht die vollständige, doch eine Theilursache von W sind. Wenn wir z. B. bemerken, daß sich der Umfang eines Körpers vergrößere, indem wir ihm Wärme zuführen, und sich verringere, indem wir ihm Wärme entziehen: so schließen wir, daß die Ursache jener Ausdehnung in der Vermehrung der Wärme liege. e) Wenn wir die Ursache einer Erscheinung auffinden sollen, die bei vielen Gegenständen nur *zuweilen* bemerkt wird: so ist es zweckmäßig, vor Allem nachzusehen, ob es nicht einige gebe, bei denen sich diese Erscheinung *fortwährend* äußert, und andere, bei denen sie nie anzutreffen ist. In jenen muß sich fortwährend etwas befinden, das diese Erscheinung bewirket, in diesen fortwährend etwas, das ihre Entstehung verhindert. Betrachten wir also die Beschaffenheiten, welche den ersteren ausschließlich oder doch im Gegensatze mit den letzteren zukommen: so läßt sich hoffen, daß wir durch diese Beschaffenheiten wenigstens irgend einen Theilgrund der zu erklärenden Erscheinung kennen lernen werden. So ist Durchsichtigkeit eine Beschaffenheit, die sich bei allen Körpern, die einen hohen Grad der Flüssigkeit erreicht haben, bei allen expansibeln Flüssigkeiten findet; bei festen Körpern dagegen, welche ein merklich ungleichartiges Gefüge haben, ist sie nie anzutreffen. Wir vermuthen also mit Recht, daß die Gleichartigkeit der Theile in einem Körper eine der Hauptbedingungen zu seiner Durchsichtigkeit sey.

4) Wenn der Gegenstand A, den wir als Ursache der zu erklärenden Erscheinung W wahrnehmen, zusammengesetzt, etwa ein Körper ist, so kann noch gefragt werden, ob auch die *sämmtlichen* Theile desselben an der Hervorbringung der Wirkung W Theil nehmen; und wenn dieses ist, und die Erscheinung W besteht aus mehren einzelnen Theilen w, w′, w″, ..., so kann noch ferner gefragt werden, ob jeder Theil von A an der Hervorbringung aller dieser einzelnen Erscheinungen w, w′, w″, ... Antheil hat, oder ob einige Theile von A nur w, andere nur w′ erzeugen, u. s. w. So nennen wir einen vor uns stehenden Rosenstock die Ursache

des Wohlgeruchs, den wir verspüren; und doch ist es eigentlich nicht der ganze Rosenstock; sondern nur einige aus seinen Blumenblättern entwickelte Theilchen dürften die nächste Ursache seyn, die durch Mitwirkung der Luft jenen Geruch erzeugt. Der Druck dagegen, den wir von einem, auf unserer Hand liegenden Steine empfinden, ist eine Wirkung, zu der jeder einzelne Theil desselben gleichmäßig beiträgt. An welchen Merkmalen läßt sich nun überhaupt erkennen, wann der eine oder der andere dieser Fälle Statt habe? Wenn eine Erscheinung W ungeändert bleibt, während gewisse Theile des Gegenstandes A auf mannigfaltige Weise verändert werden: so entnehmen wir, daß diese Theile nicht mit zur Ursache, wenigstens nicht zur nächsten Ursache von W gehören. So finden wir, daß der Geruch der Rose verbleibt, wenn nur die Blumenblätter in unserer Nähe verbleiben, die übrigen Theile des Stockes mögen wo immer hin kommen. Wir schließen also, daß nur in jenen die nächste Ursache des Wohlgeruches liege. Wenn wir dagegen bemerken, daß die Wirkung W jederzeit um so geringer ausfalle, je mehre Theile von A wir in gewisse andere Verhältnisse versetzen, und wenn dieß eintritt, mit welchen Theilen von A wir auch immer diese Veränderung treffen, so dürfen wir schließen, daß alle Theile von A an der Hervorbringung der Wirkung W gleichmäßig Theil nehmen. Da es jedoch selten möglich ist, einen gegebenen Körper auf jede beliebige Art zu zerlegen, indem gewisse Theile, etwa solche, die eine stärkere Anziehung zu einander haben, trotz allen Theilungsversuchen bei einander bleiben: so werden wir auch selten berechtiget seyn, zu behaupten, daß die gesammten Theile des Körpers an einer Erscheinung auf die Art Theil nehmen, daß zu den sämmtlichen Erscheinungen w, w′, w″, ..., aus welchen W bestehet, jeder einzelne Theil von A gleichmäßig beitrage. Wenn es uns aber im Gegentheile gelingt, den Gegenstand A in Theile zu zerlegen, deren einige für sich allein nur w, andere nur w′ erzeugen, u. s. w.: so ist kein Zweifel, daß die Erscheinungen w, w′, w″, ..., aus welchen W zusammengesetzt ist, nur von den einzelnen Theilen, in die wir A zerlegten, hervorgebracht werden.

5) Wenn wir der Gegenstände, welche die Wirkung W hervorgebracht haben sollen, mehre A, A', A'',... angeben, oder was einerlei ist, wenn wir behaupten, daß A zusammengesetzt sey, und daß nur einige Theile von A den einen, andere den andern Theil der Erscheinung W bewirken: so ist noch nöthig, zu bestimmen, in welchen Zeit- und Raumverhältnissen sich diese mehren Gegenstände oder Theile desselben Gegenstandes befinden müssen, um W hervorzubringen? So würde z. B. die zur Erscheinung eines vielfachen Wiederhalles erforderliche Bedingung durch die bloße Annahme mehrer elastischer Flächen, von denen der Schall abprallen kann, nicht genügend bestimmt, sondern wir müssen auch noch bemerken, was für ungleiche Abstände diese Flächen haben müssen. Wie wir es aber beginnen, um die Beschaffenheit solcher Verhältnisse in Zeit und Raum aus der Erfahrung zu entnehmen: darüber wurden bereits §. 303. einige Aufschlüsse gegeben.

6) Sind wir durch unsere Erfahrungen bereits dahin gelangt, einen oder auch mehre Gegenstände A, B, C,... zu kennen, welche die Wirkung W zu erzeugen vermögen, und es wird uns nun ein neuer Fall, in dem eine Wirkung wie W zum Vorscheine kam, zur Erklärung vorgelegt: so ist es allerdings natürlich, zu vermuthen, auch jetzt dürfte diese Wirkung von einem der Gegenstände A, B, C,... hervorgebracht seyn; inzwischen muß dieses doch nicht nothwendig seyn, sondern es könnte ja auch noch manchen, uns unbekannten Gegenstand geben, der eine Wirkung wie W hervorbringt, und eben hier könnte ein solcher gewirkt haben. Um nun hierüber entscheiden zu können, müssen wir a) untersuchen, ob unter den Umständen, welche die zu erklärende Erscheinung begleiten, nicht einige Kennzeichen von der Gegenwart eines der A, B, C,... sich finden, d. h. ob es nicht einige Erscheinungen gibt, die einem dieser Gegenstände eigenthümlich zugehören. Ist dieß, so haben wir keinen Grund, hier eine andere Ursache, als das Vorhandenseyn nur eben dieses Gegenstandes zu vermuthen. b) Ist aber kein solches Kennzeichen da, so müssen wir nachsehen, ob nicht ein Umstand da sey, der die Abwesenheit eines oder etlicher von diesen Gegenständen wahrscheinlich macht. Dieß würde

des Wohlgeruchs, den wir verspüren; und doch ist es eigentlich nicht der ganze Rosenstock; sondern nur einige aus seinen Blumenblättern entwickelte Theilchen dürften die nächste Ursache seyn, die durch Mitwirkung der Luft jenen Geruch erzeugt. Der Druck dagegen, den wir von einem, auf unserer Hand liegenden Steine empfinden, ist eine Wirkung, zu der jeder einzelne Theil desselben gleichmäßig beiträgt. An welchen Merkmalen läßt sich nun überhaupt erkennen, wann der eine oder der andere dieser Fälle Statt habe? Wenn eine Erscheinung W ungeändert bleibt, während gewisse Theile des Gegenstandes A auf mannigfaltige Weise verändert werden: so entnehmen wir, daß diese Theile nicht mit zur Ursache, wenigstens nicht zur nächsten Ursache von W gehören. So finden wir, daß der Geruch der Rose verbleibt, wenn nur die Blumenblätter in unserer Nähe verbleiben, die übrigen Theile des Stockes mögen wo immer hin kommen. Wir schließen also, daß nur in jenen die nächste Ursache des Wohlgeruches liege. Wenn wir dagegen bemerken, daß die Wirkung W jederzeit um so geringer ausfalle, je mehre Theile von A wir in gewisse andere Verhältnisse versetzen, und wenn dieß eintritt, mit welchen Theilen von A wir auch immer diese Veränderung treffen, so dürfen wir schließen, daß alle Theile von A an der Hervorbringung der Wirkung W gleichmäßig Theil nehmen. Da es jedoch selten möglich ist, einen gegebenen Körper auf jede beliebige Art zu zerlegen, indem gewisse Theile, etwa solche, die eine stärkere Anziehung zu einander haben, trotz allen Theilungsversuchen bei einander bleiben: so werden wir auch selten berechtiget seyn, zu behaupten, daß die gesammten Theile des Körpers an einer Erscheinung auf die Art Theil nehmen, daß zu den sämmtlichen Erscheinungen w, w′, w″, ..., aus welchen W bestehet, jeder einzelne Theil von A gleichmäßig beitrage. Wenn es uns aber im Gegentheile gelingt, den Gegenstand A in Theile zu zerlegen, deren einige für sich allein nur w, andere nur w′ erzeugen, u. s. w.: so ist kein Zweifel, daß die Erscheinungen w, w′, w″, ..., aus welchen W zusammengesetzt ist, nur von den einzelnen Theilen, in die wir A zerlegten, hervorgebracht werden.

5) Wenn wir der Gegenstände, welche die Wirkung W hervorgebracht haben sollen, mehre A, A′, A″, ... angeben, oder was einerlei ist, wenn wir behaupten, daß A zusammengesetzt sey, und daß nur einige Theile von A den einen, andere den andern Theil der Erscheinung W bewirken: so ist noch nöthig, zu bestimmen, in welchen Zeit- und Raumverhältnissen sich diese mehren Gegenstände oder Theile desselben Gegenstandes befinden müssen, um W hervorzubringen? So würde z. B. die zur Erscheinung eines vielfachen Wiederhalles erforderliche Bedingung durch die bloße Annahme mehrer elastischer Flächen, von denen der Schall abprallen kann, nicht genügend bestimmt, sondern wir müssen auch noch bemerken, was für ungleiche Abstände diese Flächen haben müssen. Wie wir es aber beginnen, um die Beschaffenheit solcher Verhältnisse in Zeit und Raum aus der Erfahrung zu entnehmen: darüber wurden bereits §. 305. einige Aufschlüsse gegeben.

6) Sind wir durch unsere Erfahrungen bereits dahin gelangt, einen oder auch mehre Gegenstände A, B, C, ... zu kennen, welche die Wirkung W zu erzeugen vermögen; und es wird uns nun ein neuer Fall, in dem eine Wirkung wie W zum Vorscheine kam, zur Erklärung vorgelegt: so ist es allerdings natürlich, zu vermuthen, auch jetzt dürfte diese Wirkung von einem der Gegenstände A, B, C, ... hervorgebracht seyn; inzwischen muß dieses doch nicht nothwendig seyn, sondern es könnte ja auch noch manchen, uns unbekannten Gegenstand geben, der eine Wirkung wie W hervorbringt, und eben hier könnte ein solcher gewirkt haben. Um nun hierüber entscheiden zu können, müssen wir a) untersuchen, ob unter den Umständen, welche die zu erklärende Erscheinung begleiten, nicht einige Kennzeichen von der Gegenwart eines der A, B, C, ... sich finden, d. h. ob es nicht einige Erscheinungen gibt, die einem dieser Gegenstände eigenthümlich zugehören. Ist dieß, so haben wir keinen Grund, hier eine andere Ursache, als das Vorhandenseyn nur eben dieses Gegenstandes zu vermuthen. b) Ist aber kein solches Kennzeichen da, so müssen wir nachsehen, ob nicht ein Umstand da sey, der die Abwesenheit eines oder etlicher von diesen Gegenständen wahrscheinlich macht. Dieß würde

z. B. der Fall seyn, wenn diese Gegenstände Erscheinungen hervorbringen, die wir — wofern sie Statt gefunden hätten — nicht übersehen konnten. Wenn dieser Fall bei allen Gegenständen eintritt, die wir bisher als Ursachen einer Erscheinung wie W gekannt: so müssen wir die Vermuthung, daß es noch irgend einen, uns bisher unbekannten Gegenstand gebe, der eine solche Erscheinung bewirken könne und eben jetzt bewirket habe, aufstellen, wenn jede der mehren Annahmen, daß hier der Gegenstand A, oder der B, oder der C u. s. w. wirklich gewesen sey, ob wir ihn gleich nicht wahrgenommen haben, eine geringere Wahrscheinlichkeit hat, als die Annahme, daß es noch nebst A, B, C, ... einen Gegenstand gebe, der die Kraft, W hervorzubringen, besitzt, ob wir sie gleich bisher noch nie bemerkt haben. Sprechen die Umstände der zu erklärenden Erscheinung, so viel sie uns bekannt sind, für das Vorhandenseyn jedes der Gegenstände A, B, C, ... mit einer gleichen, relativen Wahrscheinlichkeit: so leuchtet ein, daß wir noch mit dem größten Grade der Wahrscheinlichkeit das Daseyn desjenigen aus ihnen annehmen, den wir bisher am öftesten als eine Ursache solcher Erscheinungen angetroffen haben. Wenn aber die Anzahl der Fälle, in welchen wir die eine Ursache, z. B. A wirksam gefunden haben, nicht größer als die halbe Anzahl der beobachteten Fälle überhaupt ist: so wird die Wahrscheinlichkeit der Annahme, daß das gegebene W gerade durch A hervorgebracht worden sey, immer noch nicht groß genug seyn, um uns zu der Behauptung, daß es sich in der That so verhalte, zu berechtigen. Denn setzet, es sey unter n Fällen, die wir überhaupt beobachtet haben, A αmal angetroffen worden: so ist die Wahrscheinlichkeit des Satzes, daß auch im gegenwärtigen Falle A wirksam gewesen sey, $= \frac{\alpha+1}{n+2}$, welches nur dann $> \frac{1}{2}$ seyn wird, wenn $\alpha > \frac{n}{2}$ ist. Sprechen die Umstände des gegebenen Falles nicht für jede der Ursachen A, B, C, ... gleich stark, dann müssen wir aus den zwei relativen Wahrscheinlichkeiten, die das Vorhandenseyn jeder von diesen Ursachen in der gedoppelten Rücksicht erhält, einmal aus ihrer öfteren oder selteneren Erscheinung in früheren Fällen, dann aus den Umständen,

die in dem gegenwärtigen Falle auf ihre Anwesenheit deuten, erst den Grad ihrer zusammengesetzten Wahrscheinlichkeit berechnen; wo dann zuletzt diejenige Annahme, bei welcher dieser Grad am größten ist, den Vorzug vor den übrigen verdient.

7) Häufig geschieht es, daß sich die zu erklärende Erscheinung W in mehre Theile w, w′, w″, ... von einer solchen Art zerlegen läßt, daß wir für jeden einzelnen derselben einen oder auch mehre Gegenstände, die sie hervorzubringen im Stande sind, kennen. Begreiflich dürfen wir da zu der Annahme eines uns bisher unbekannten Gegenstandes, der die Kraft, W hervorzubringen, habe, nicht eher schreiten, als bis wir eingesehen, daß jeder Versuch, die zu erklärende Erscheinung aus einem bloßen Zusammenwirken mehrer uns schon bekannter Kräfte abzuleiten, entweder ganz unstatthaft sey, oder doch auf Voraussetzungen beruhe, die eine noch größere Unwahrscheinlichkeit als jene erste Annahme haben. Um dieß beurtheilen zu können, müssen wir aber nebst den Betrachtungen, welche schon n° 6. vorschreibt, noch in Erwägung ziehen: a) ob auch die mehren Gegenstände, durch deren vereinigtes Wirken wir die Erscheinung W erklären wollen, mit einander vereinbarlich sind; ob nicht der eine vielleicht eine Kraft habe, durch die er das Daseyn oder die Wirksamkeit des andern aufhebt. Wenn uns die Art, wie diese Gegenstände wirken, noch unbekannt ist, wenn uns noch keine Erfahrung bewiesen, daß sie auch in Gemeinschaft wirken können: so bleibt es immer ein etwas unsicherer Schluß, daß sie vereinigt die Summe dessen hervorbringen, was sie ein jeder einzeln erzeugen. b) Wie groß der Grad der Wahrscheinlichkeit sey, daß sich so viele Gegenstände, als wir hier in Vereinigung auftreten lassen, in den benöthigten Zeit- und Raumverhältnissen zusammengefunden haben. Je größer die Anzahl dieser Gegenstände nach unserer Annahme seyn muß, um desto größer die Unwahrscheinlichkeit, daß sie sich alle gerade so einfinden werden, wie es vonnöthen ist, wenn wir nicht eine eigene Ursache, die sie in dieser Ordnung herbeiführt, angeben können.

8) Am schwierigsten ist es, wenn eine Erscheinung erklärt werden soll, die wir nur erst ein einziges Mal

wahrgenommen haben, d. h. die unter einen Begriff W aufgefaßt werden kann, unter den keine andere, bisher gemachte Wahrnehmung gehört. Hier gibt es der Mittel, durch welche wir zu einer näheren Bestimmung ihrer Ursache gelangen können, meines Erachtens nur zwei. a) Das Eine ist, zu beobachten, ob sich nicht unter den Umständen, welche die zu erklärende Erscheinung begleiten, besonders unter denjenigen, die ihr unmittelbar vorangehen, einige finden, die gleichfalls etwas ganz Eigenes haben. Von diesen dürften wir dann zunächst vermuthen, daß sie zur Ursache von W gehören; indem es doch gewiß ist, daß zur Hervorbringung einer besonderen Wirkung auch eine besondere Ursache nothwendig ist. b) So vieles Eigene die gegebene Erscheinung hat, so wird sie doch auch einige Aehnlichkeiten mit andern, von uns schon oft bemerkten, und nach ihrer Ursache bekannten Wirkungen haben. Da nun aus ähnlichen Ursachen ähnliche Wirkungen entstehen, so läßt sich auch umgekehrt aus dem Vorhandenseyn gewisser Aehnlichkeiten zwischen den Wirkungen auf das Vorhandenseyn gewisser Aehnlichkeiten zwischen den Ursachen wenigstens muthmaßlich schließen. Durch diese Schlußweise nun können wir nicht nur manche Beschaffenheit der uns noch unbekannten Ursache von W errathen, sondern, indem wir in den Umgebungen von W nach einem Gegenstande, der diese Beschaffenheit etwa an sich hätte, forschen, können wir, wenn uns ein solcher in der That vorkommt, in unserer Vermuthung bestärkt werden, und indem wir den gefundenen Gegenstand genauer untersuchen, noch mehre Eigenschaften der zu bestimmenden Ursache entdecken. Es versteht sich von selbst, daß wir uns dieses letzteren Mittels mit der gehörigen Vorsicht auch dort bedienen dürfen, wo es sich um die Erklärung einer Erscheinung handelt, die wir schon mehrmals wahrgenommen haben. So können wir aus jener Aehnlichkeit, welche die Erscheinungen des Lichtes mit denen des Schalles haben, auch eine Aehnlichkeit der Ursachen beider vermuthen, und durch zweckmäßige, auf diese Vermuthung gegründete Versuche zu einer näheren Kenntniß von der Natur des Lichtes gelangen. Durch wiederholte Anwendung dieser Schlußart vom Aehnlichen auf das Aehnliche kann es uns oft gelingen, zu einer, wenn auch nicht vollständigen,

doch theilweisen Kenntniß der Ursache einer Erscheinung zu gelangen, welche uns anfangs ganz unerklärlich vorkam. Es kann sich nämlich fügen, daß wir durch fleißige Vergleichung vieler Gegenstände eine ganze Reihe von Erscheinungen W, W^1, W^2, W^3, ... W^n zusammenbringen, die so geartet sind, daß jede einzelne mit der nächstfolgenden eine sehr große Aehnlichkeit hat, obgleich Glieder, die weiter von einander abstehen, besonders das erste W und das letzte W^n fast gar keine Aehnlichkeit mit einander haben. Es kann sich ferner fügen, daß wir die Ursache U^n der Erscheinung W^n hinlänglich kennen, durch die große Aehnlichkeit aber, die W^{n-1} mit W^n hat, berechtiget werden, auch von der Erscheinung W^{n-1} eine Ursache U^{n-1} zu vermuthen, die zwar der U^n nicht vollkommen gleicht, aber doch eine gewisse Beschaffenheit u mit ihr gemein hat. Eben so kann die Aehnlichkeit zwischen W^{n-1} und W^{n-2} von einer Art seyn, daß wir berechtiget werden, auch bei der Ursache von W^{n-2} die Beschaffenheit u zu vermuthen, und dieß so fort, daß wir endlich berechtiget werden, von der gegebenen Erscheinung W zu vermuthen, daß ihre Ursache U, wie sie auch übrigens von U^n verschieden seyn möge, doch die Beschaffenheit u, in welcher auch die übrigen alle einander gleich geblieben sind, an sich haben werde. In dieser, anfangs nur schwachen Vermuthung können wir dann noch mehr bestärkt werden, wenn sich die aus der bloßen Aehnlichkeit geschlossene Beschaffenheit u an einigen der Ursachen U^{n-1}, U^{n-2}, ..., die zwischen U^n und U liegen, auch noch durch wirkliche Erfahrungen darthut. So dürfte es uns, wenn wir noch nie andere, lebendige Wesen als Menschen gesehen hätten, schwerlich einfallen, die Ursache von den Bewegungen jener kleinen Körperchen, die das Vergrößerungsglas in jedem Tropfen einer gährenden Flüssigkeit nachweist, in einem Leben derselben zu suchen. Da wir es aber an uns selbst hinlänglich erfahren, daß unser Leben sich durch Bewegungen äußert, da wir uns ferner von einer Menge anderer Wesen umgeben sehen, die unter ähnlichen Umständen auch Bewegungen äußern, welche den unsrigen sehr ähnlich sind, und da eben diese Wesen auch in so vielen andern Hinsichten (in ihren Gliedmaßen u. s. w.) eine so große Aehnlichkeit

mit uns haben, daß wir unmöglich zweifeln können, auch ihnen ein Leben zuzugestehen, da diese Wesen wieder so viele Aehnlichkeiten mit andern, kleineren haben, daß wir auch bei diesen ein Leben als die Ursache jener Bewegungen, die wir sie vornehmen sehen, voraussetzen müssen, und da diese Reihe der ähnlichen Wesen wirklich bis zu den Infusionsthierchen reicht: so drängt sich uns gleich bei dem ersten Anblicke dieser Wesen und ihrer Bewegungen der Gedanke, daß es lebendige Geschöpfe sind, unwiderstehlich auf.

9) Aus allem diesen ersieht man, daß wir bei dem Geschäfte der Aufsuchung der Ursache einer gegebenen Erscheinung fast immer die Wahl zwischen mehren Vermuthungen haben; wo es sich denn darum handelt, zu beurtheilen, welche derselben noch die wahrscheinlichste sey. Um nun den Grad der Wahrscheinlichkeit, den eine jede Annahme hat, berechnen, oder auch nur abschätzen zu können: müssen wir uns erstlich zu einem deutlichen Bewußtseyn bringen, aus welchen und wie vielen, einfachen (d. h. nicht in noch mehre andere zerlegbaren) und von einander unabhängigen Voraussetzungen jede derselben zusammengesetzt sey. Hierauf müssen wir den Grad der Wahrscheinlichkeit, den jede dieser einzelnen Voraussetzungen hat, wo nicht durch genaue Berechnung, doch durch die ungefähre Schätzung nach einem bloßen dunkeln Gefühle zu bestimmen trachten, und endlich das Product aus diesen Graden machen. Diejenige Annahme, bei welcher dieß Product aus den Wahrscheinlichkeitsgraden ihrer einzelnen Voraussetzungen am größten ausfällt, ist die wahrscheinlichste aus allen. Wenn es sich trifft, daß alle einzelnen Voraussetzungen, in welche sich zwei Annahmen A und B auflösen lassen, oder wenigstens alle diejenigen Voraussetzungen, durch die sich beide von einander unterscheiden, eine gleichgroße Wahrscheinlichkeit haben, wenn nämlich nicht mehr Grund da ist, jede der einzelnen Voraussetzungen $\alpha, \alpha', \alpha'', \ldots$, aus denen A bestehet, als jede der einzelnen Voraussetzungen $\beta, \beta', \beta'', \ldots$, aus denen B zusammengesetzt ist, gelten zu lassen: so leuchtet ein, daß wir auch, ohne den Grad dieser Wahrscheinlichkeiten selbst noch zu wissen, diejenige der beiden Annahmen A und B für die

wahrscheinlichste erklären dürfen, welche aus der geringsten Anzahl von Voraussetzungen bestehet. Eine Hypothese (pflegt man daher zu sagen) ist (unter übrigens gleichen Umständen) um so annehmbarer, je geringer die Anzahl der von einander unabhängigen Voraussetzungen ist, aus welchen sie bestehet. Läßt sich z. B. die Erscheinung W auf eine doppelte Weise erklären: einmal, indem wir ein zufälliges Zusammentreffen der drei Gegenstände a, b, c, dann wieder, indem wir ein zufälliges Zusammentreffen der vier Gegenstände d, e, f, g voraussetzen, und sind diese Voraussetzungen jede für sich von einer gleichgroßen Wahrscheinlichkeit, dann ist die erste Erklärungsart der zweiten ohne Zweifel vorzuziehen.

Anmerk. Die Bemerkung, daß wir die Ursache einer gegebenen Wirkung durch bloße Erfahrungen nie anders bestimmen können, als dadurch, daß wir nachweisen, was für andere Erscheinungen sie noch zu bewirken vermöge, scheint viele Weltweise veranlaßt zu haben, die Behauptung aufzustellen, daß uns die wahren Ursachen aller Erscheinungeu oder die Kräfte der Dinge ewig verborgen blieben, weil es nur ihre Wirkungen sind, welche wir kennen lernen; indem ja doch, was wir wahrnehmen, immer nur Wirkung, nie Ursache sey. Bei dieser Gelegenheit pflegt man dann insgemein über die große Beschränktheit des menschlichen Wissens laute Klagen zu führen. Obgleich ich nun die Beschränktheit des menschlichen Wissens gern anerkenne: so däucht mir doch, in dieser Art, darüber zu klagen, drücke man sich unrichtig aus. Daß wir die Kräfte der Dinge nicht kennen, weil es ja nur ihre Wirkungen sind, welche wir wahrnehmen, kann meines Erachtens nicht wohl gesagt werden; denn eben dieß heißt ja, die Kräfte der Dinge kennen, daß man die Wirkungen derselben kennt. Nicht nur nicht für uns Menschen, sondern für Niemand (glaube ich) gibt es und kann es je eine andere Art der Erkenntniß einer Kraft geben, als die in der Erkenntniß ihrer Wirkungen bestehet, weil eine Kraft überhaupt nichts Anderes ist als eine Ursache oder ein Grund zur Hervorbringung bestimmter Wirkungen. Was aber auch ich als eine Beschränkung unseres, ja wohl des Wissens aller geschaffenen Wesen betrachten möchte, ist, daß wir die Kräfte der Dinge nur in soferne erfahren, als sie — unmittel- oder mittelbar — auf uns selbst einwirken, daß wir der Kräfte nur überaus wenige kennen, und von

diesen eine nur wahrscheinliche und mit vielen Irrthümern vermengte Kenntniß haben. — Gewöhnlich stellt man die Sache so vor, als ob bei Aufsuchung der Ursache einer gegebenen Erscheinung nicht jedesmal, sondern nur in gewissen Fällen Hypothesen nothwendig wären; und doch, wenn Hypothese nichts Anderes heißen soll, als ein Satz, den wir zum Zwecke einer zu gebenden Erklärung nicht mit vollendeter Gewißheit, sondern mit bloßer Wahrscheinlichkeit aufstellen: so ist jede aus der Erfahrung genommene Bestimmung der Ursache einer gegebenen Wirkung lediglich durch Hypothesen möglich; weil jede solche Bestimmung nur vermittelst bloßer Schlüsse der Wahrscheinlichkeit geschehen kann. Der Unterschied bestehet bloß darin, daß diese Hypothesen bald einen größeren, bald einen geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit haben; er ist sonach ein bloßer Größenunterschied, und sollte daher auch als ein solcher beschrieben werden. Besonders sollte man (meine ich) Anfänger warnen, dieß nicht zu übersehen, und nicht von Sätzen, die im gemeinen Leben den Namen entschiedener Erfahrungswahrheiten führend, den Hypothesen entgegengesetzt werden, zu wähnen, daß sie auf einem ganz anderen Wege als diese gefunden wären, da sie doch ihre größere Verlässigkeit nur einer größeren Anzahl von Wahrnehmungen zu verdanken haben. — Den Grund, warum eine einfachere Hypothese einer zusammengesetzteren vorzuziehen sey (n° 9.), suchen Einige bloß in dem Umstande, weil wir voraussetzen dürfen, daß die Natur immer nach den einfachsten Regeln wirke. Meines Erachtens bedarf es hiezu keiner eigenen Voraussetzung, sondern die Sache ergibt sich aus den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung von selbst. Vergl. §. 253. Anm.

§. 380.

Die gewöhnlichsten Fehler bei diesem Geschäfte.

Da die Entdeckung der Ursachen gegebener Wirkungen eine so schwierige Aufgabe ist, so darf man sich nicht wundern, wenn sie häufig mißlingt, und wenn es mehre Arten der Irrungen gibt, in die man bei diesem Geschäfte verfällt. Es ist schon nützlich, eine auch nur sehr kurze Uebersicht von diesen Irrungen zu haben. Es kann uns aber begegnen, 1) daß wir etwas als die Ursache der zu erklärenden Wirkung angeben, was in der That zu dieser Ursache gar nicht gehöret; es kann uns 2) begegnen, daß wir etwas

für die vollständige Ursache ansehen, was doch nur eine bloße Theilursache ist. 3) Wir können weiter die Ursache einer Erscheinung in einem Ganzen suchen, von dem nur ein Theil schon zur Hervorbringung der Wirkung hinreicht. 4) Wir glauben, daß die Ursache aller Erscheinungen einer gegebenen Art W immer nur in einem der etlichen Gegenstände A, B, C, ... liegen könne, während es in der That noch manche andere Gegenstände D, E, F, ... gibt, die diese Wirkung gleichfalls hervorbringen können. 5) Wir geben die richtige Ursache an, bestimmen sie aber nicht näher, oder doch nicht so nahe, als es verlangt werden kann. Dieß wäre z. B. der Fall, wenn wir um die Erscheinung der Festigkeit der Körper zu erklären, nichts Anderes sagten, als daß es eine eigene Kraft des Zusammenhanges zwischen den Theilen der Körper gebe, die diese Erscheinung bewirkt. Denn eine solche Kraft des Zusammenhanges ist freilich die wahre Ursache von der Erscheinung der Festigkeit; aber man will, daß wir die Eigenschaften, die diese Kraft hat, und insbesondere, falls sie noch eine fernere Ursache hat, daß wir auch diese angeben. Eben so werthlos ist die Erklärung so mancher künstlicher Verrichtungen der Thiere, z. B. der Bienen, aus einem bloßen Instincte dazu. 6) Wir geben die richtige Ursache an, legen ihr aber Eigenschaften bei, die sie nicht hat. Dieß ist z. B. der Fall, wenn wir die Art, wie eine Ursache ihre Wirkung hervorbringt, falsch darstellen. So fehlen Manche, welche das Auge ganz richtig für das Werkzeug des Sehens halten, doch darin, daß sie meinen, es leiste uns diesen Dienst durch jene Bilderchen, die sich an seiner Vorderfläche abspiegeln. 7) Endlich können wir bei Angabe einer Ursache auch darin fehlen, daß wir unserer Behauptung einen zu hohen Grad der Wahrscheinlichkeit beilegen; einen solchen nämlich, zu dem uns die bisher gemachten Wahrnehmungen noch nicht berechtigen.

Anmerk. Einige, wie Jakob (§. 380.) gehen wohl zu weit, wenn sie eine Hypothese verwerflich finden, sobald nur ihre Möglichkeit nicht gewiß ist, oder sie wieder einer anderen Hypothese bedarf. Es genügt, wenn nur ihre Unmöglichkeit nicht erwiesen ist, und wenn die Summe der bei ihr zu machenden Annahmen geringer ist, als sie in jedem anderen Falle wäre.

§. 381.

XXIV. Prüfung angeblicher Ursachen.

Nicht nur aus Irrthum, sondern selbst aus böslicher Absicht geschieht es oft, daß man von einer vorliegenden Wirkung uns eine Ursache angibt, die sie doch gar nicht hervorgebracht hat. Von solchen Wirkungen nun, die einer gewissen Ursache nur fälschlicher Weise zugeschrieben werden, pflegt man zuweilen den Ausdruck der Unterschiebung zu brauchen, und sie unterschobene Werke zu nennen; im Gegensatze mit ihnen nennt man sodann diejenigen, welche ihr Daseyn wirklich derselben Ursache verdanken, der man sie zuschreibt, echte Hervorbringungen. So nennt man insbesondere Schriften echt oder unterschoben, je nachdem sie wirklich von demjenigen verfaßt sind, der als Verfasser entweder in ihnen selbst angegeben wird, oder den die gemeine Sage als solchen bezeichnet. Rührt ein Werk zwar von demjenigen, dem man es zuschreibt, her, hat es aber doch manche Veränderungen von einer andern Hand erlitten, d. h. ist es doch in gewissen einzelnen Theilen unterschoben, so nennt man es auch verfälscht, und wenn dieß nicht ist, unverfälscht. Es handelt sich nun um die Angabe der allgemeinsten Regeln, nach welchen die Echtheit einer Wirkung, oder die Richtigkeit der, ihre Ursache betreffenden Aussage geprüft werden könne. 1) Das Erste ist hier, zu untersuchen, ob die in der gegebenen Aussage aufgestellten Sätze nicht irgend einer uns schon bekannten Wahrheit entweder ganz widersprechen, oder doch einen so hohen Grad der Unwahrscheinlichkeit durch sie erhalten, daß alle, nach der Natur der Sache hier für sie möglichen Beweisgründe viel zu schwach sind, um sie zur Glaubwürdigkeit zu erheben. Ein solcher Fall tritt ein, wenn die gegebene Erklärung einer entschiedenen Begriffswahrheit widerspricht, also (wie man zu sagen pflegt) etwas rein Unmögliches voraussetzt. Von dieser Art ist z. B. jede Erklärung einer Wirkung durch eine Kraft, die das Vorhandenseyn dieser Wirkung schon voraussetzt, wie die Erklärung der Festigkeit überhaupt durch die Voraussetzung, daß die Theile aller festen Körper wie kleine Häkchen gestaltet wären. Etwas so Widersprechendes hatte

auch die bekannte Erklärung des Bösen in der Welt durch die Annahme eines bösen Grundwesens, u. m. a. 2) Stehet die gegebene Erklärung mit keiner uns bekannten Wahrheit im Widerspruche, so mögen wir zunächst untersuchen, wie viel sie leiste, d. h. ob uns die Ursache der zu erklärenden Wirkung durch sie wirklich näher bestimmt werde, oder ob wir nur das erfahren, was wir schon ohnehin wußten, oder zu dessen Erkenntniß es wenigstens gar keiner eigenen Wahrnehmungen, sondern nur einiger Schlüsse aus bloßen Begriffen bedurfte. Von dieser Art sind alle Erklärungen, welche bei einer näheren Zergliederung als bloße identische Sätze erscheinen, wie die Erklärungen der Alten durch sogenannte qualitates occultas. 3) Ist die Erklärung weder offenbar ungereimt, noch von der Art, daß sie sich ganz von selbst verstehet: so untersuchen wir, ob sie auch durch die ihr beigefügten Gründe (durch die Wahrnehmungen, aus denen man sie ableitet) hinlänglich dargethan werde; besonders ob der Grad ihrer Wahrscheinlichkeit nicht zu hoch angesetzt sey. Diese Untersuchung geschieht ganz nach den Regeln, nach welchen Beweise überhaupt, besonders aber solche, die auf Wahrscheinlichkeitsschlüssen beruhen, geprüft werden. 4) Sollte sich finden, daß die Gründe unrichtig oder doch jedenfalls nicht zulänglich sind, um der gegebenen Erklärung Glaubwürdigkeit zu verschaffen, so folgt hieraus noch nicht, daß sie unrichtig, sondern nur unerwiesen sey. Wir müssen also nachsehen, ob es nicht etwa durch eine bessere Benützung der schon gemachten Wahrnehmungen, oder durch Anstellung neuer möglich sey, die gegebene Erklärung strenger, als es bisher geschehen, darzuthun. Wir müssen daher besonders untersuchen, ob, so oft die angebliche Ursache A gesetzt wird, auch der Erfolg W eintrete, ob nicht ein bloßer Theil von A hinreichend sey, W zu erzeugen, ob W nicht zuweilen zum Vorscheine komme, ohne daß irgend ein Theil von A vorherging, u. s. w. 5) Wenn sich durch keine der bisher angedeuteten Untersuchungen die Falschheit der zu prüfenden Erklärung darthut, so müssen wir zuletzt noch untersuchen, ob es nicht möglich wäre, eine Erklärung zu erdenken, die einen höheren Grad der Wahrscheinlichkeit hätte, etwa weil sie aus einer geringeren Anzahl von Voraussetzungen, als

die gegebene, zusammengesetzt ist, oder auf sonst eine andere Weise. Will uns auch dieß nicht gelingen, hat vielmehr jede andere Erklärung, die wir versuchen, eine geringere Wahrscheinlichkeit, dann wird es erlaubt seyn, die gegebene nicht zwar sofort für richtig zu halten, aber ihr doch den Vorzug der größeren Wahrscheinlichkeit vor jeder anderen zuzugestehen.

Anmerk. Wenn ich die Begriffe der *Echtheit* und *Unverfälschtheit* und ihre Gegentheile so erweitere, daß man sie auch auf andere Gegenstände als auf bloß schriftliche Aufsätze anwenden kann: so sollte man mir dieß, wie ich glaube, schon darum nicht verargen, weil ja selbst der gemeine Sprachgebrauch die Bedeutung dieser Worte ungefähr eben so nimmt. So spricht man von echten und verfälschten Weinen, und ein Gemälde, welches man fälschlicher Weise für eine Arbeit Raphaels ausgibt, nennt alle Welt unterschoben. Aber freilich gibt es für Wirkungen eigener Art nebst jenen allgemeinen noch manche besondere Regeln, wie ihre Echtheit geprüft werden kann. So ist es namentlich bei *schriftlichen Aufsätzen* gewiß sehr zweckmäßig, daß man die Gründe für oder wider ihre Echtheit in *innere* und *äußere* theilt; wobei man unter den inneren nur solche versteht, welche sich aus der Beschaffenheit des Aufsatzes selbst ergeben (ob nämlich nichts darin vorkommt, was den bekannten Beschaffenheiten des angeblichen Verfassers widerspricht; und ob es einem Betrüger leicht oder schwer geworden wäre, seiner unterschobenen Arbeit dieß innere Merkmal der Echtheit zu ertheilen); unter den äußern Gründen aber alles noch Uebrige begreift, besonders das Ansehen derer, die diese Schrift selbst als echt angenommen oder im Gegentheile sie verworfen haben u. s. w.

§. 382.

Noch einige Regeln, die bei der Aufsuchung der Ursachen zu beobachten sind.

Um die im vorletzten Paragraphen aufgezählten Verirrungen bei dem Geschäfte der Aufsuchung einer Ursache desto gewisser zu vermeiden, ist es ersprießlich, sich nebst den Regeln der §§. 379. u. 381. noch folgende beständig gegenwärtig zu halten: 1) Man hüte sich, Sätze, die bloße *Folgerungen*, und zwar durch bloße Schlüsse der Wahrschein-

lichkeit gezogene Folgerungen aus unsern unmittelbaren Wahrnehmungen sind, mit diesen selbst zu verwechseln, und ihnen eben deßhalb jene vollendete Gewißheit beizulegen, die nur den letzteren zukommt. Man trage (pflegt man zu sagen) nicht in die Wahrnehmung hinein, was bloße Folgerung aus ihr ist. Es kann uns dieß begegnen, sobald wir in den Schlüssen, durch die sich jene Sätze aus unsern unmittelbaren Wahrnehmungen ableiten lassen, eine solche Geläufigkeit haben, daß wir sie bilden, ohne uns ihrer deutlich bewußt zu werden. 2) Auch selbst bei Sätzen, in Betreff deren man sich bewußt ist, daß sie nur Wahrscheinlichkeit haben, nehme man sich in Acht, den Grad ihrer Wahrscheinlichkeit nie höher anzuschlagen, als es die Umstände erlauben. Dieses geschieht nur zu oft, wenn wir uns keine vollständige Uebersicht aller der verschiedenen Fälle, die hier Statt haben können, verschaffen; ingleichen, wenn wir uns eines Satzes schon mehrmals bedient, ohne daß uns ein Beispiel seiner Unrichtigkeit aufgestoßen wäre. 3) Man vergesse nie auf jenen Einfluß zu achten, den die Beschaffenheit des Leibes, ja wegen der Einwirkung der Seele auf den Leib auch die Beschaffenheit der Seele, z. B. ihre Einbildungen, Wünsche, Erwartungen u. dgl. auf die Entstehung und Beschaffenheit unserer Wahrnehmungen haben. Sind wir nicht aufmerksam auf diesen, unserem Bewußtseyn sich oft entziehenden Einfluß, so wird es uns nur zu häufig begegnen, daß wir die Aenderungen, die sich in unseren Wahrnehmungen ergeben, ganz auf die Rechnung der uns umgebenden, äußeren Gegenstände setzen, während doch nur wir selbst, eine in unserem Leibe oder in unserer Seele erfolgte Veränderung, einen, wer weiß, wie großen Antheil daran haben. Wir werden also das, was sich hier eigentlich zutrug, sehr falsch beurtheilen, und daher auch die Ursache desselben unrichtig bestimmen. So sehen wir täglich, daß Menschen, deren Geschmackswerkzeuge so eben durch eine Krankheit verändert worden sind, den Geschmack der Speisen ganz falsch beurtheilen, wenn sie von dieser Veränderung in ihrem Körper nichts wissen, oder nicht daran denken. 4) Man bleibe sich stets bewußt, daß es unsicher und in gewissen Fällen ganz unstatthaft sey, aus dem bloßen Umstande, weil

die Erscheinungen a, a', a'',... ein oder einige Male der W vorangingen oder mit ihr gleichzeitig eintraten, sofort zu schließen, daß in dem Gegenstande A, der a, a', a'',... hervorbringt, auch schon die vollständige Ursache von W enthalten sey. Die meisten Irrthümer in der Entdeckung der Ursachen entspringen wirklich nur aus diesem Fehlschlusse, welchem die Logiker eben deßhalb die eigene Benennung: Sophisma: post hoc vel cum hoc, ergo propter hoc, (§. 371, 2, i) ertheilten. 5) Mit nicht geringerer Sorgfalt hüte man sich aber auch vor der Uebereilung, bloß daraus, daß man etwas nicht wahrgenommen, zu schließen, daß es nicht da gewesen sey; und weil man also z. B. keine andern Erscheinungen als a, a', a'',... der W vorangehen sah, zu schnell zu folgern, daß in dem Gegenstande A schon die vollständige, wohl auch gar die alleinige Ursache liege, die W hervorbringen kann. Man könnte dieß allenfalls den Fehlschluß: non visum, ergo non praesens, nennen. 6) Endlich nehme man sich auch in Acht, daß man nicht aus Begierde, eine Erklärung zu finden, Annahmen mache, die, wenn sie auch den eben vorliegenden Fall erklären, doch nicht mit andern früheren Erfahrungen vereinbar sind. Dieß begegnet uns besonders dann leicht, wenn wir das Daseyn neuer, bisher noch nie bemerkter Kräfte annehmen wollen; denn da muß erst jederzeit nachgewiesen werden, wie es gekommen, daß man das Daseyn solcher Kräfte früher noch nie bemerkt habe.

§. 383.

XXV. Auffindung tauglicher Mittel zu gegebenen Zwecken.

Keine Anforderung ergeht an unser Nachdenken öfter, als Mittel aufzufinden, die zur Erreichung gegebener Zwecke führen. Ich verstehe aber unter einem Zwecke jede beliebige Wirkung, von der wir uns vorstellen, daß ein denkendes Wesen sie wolle oder doch wollen könne. Was in der That gewollt wird, heißt ein wirklicher, was bloß gewollt werden könnte, ein möglicher Zweck. Was das unendliche Wesen, d. h. Gott, will, ist zu derselben Zeit, da es Gott will, auch wirklich; was aber endliche Wesen wollen,

gelangt nicht immer zur Wirklichkeit, ja es ist oft eine Sache, die gar nicht wirklich zu werden vermag. Zwecke der Gottheit sind immer sittlich gut, Zwecke endlicher Wesen aber können auch böse seyn. Jeder Gegenstand, der durch die Einwirkung des Willens (eigentlicher, durch die nach Außen wirkende Kraft) eines Wesens Ursache (vollständige oder auch eine bloße Theilursache) dessen zu werden vermag, was das Wesen bezwecket, heißet ein Mittel zu diesem Zwecke. Ein Gegenstand, welchen das Wesen bloß für ein Mittel hält, ohne daß er es wirklich ist, heißet ein bloß vermeintliches Mittel; und im Gegensatze zu diesem nennt man den ersteren ein wirkliches, oder auch taugliches Mittel. Endliche Wesen greifen nur zu oft nach bloß vermeintlichen Mitteln. Da ein Mittel, auch selbst ein taugliches, nebst dem, daß es den Zweck hervorbringt, noch manche andere Wirkungen haben kann: so ist nicht jedesmal, wenn der Zweck zuträglich für das gemeine Beste ist, auch das Mittel zuträglich für dasselbe. Mithin muß nicht sofort, wenn der Zweck sittlich gut ist, auch das Mittel, selbst wenn es tauglich ist, ein löbliches seyn. Oft kann es von Nutzen seyn, auch Mittel, die sittlich böse sind, zu kennen; wie z. B. um Andere, die dergleichen Mittel anwenden wollen, desto eher daran verhindern zu können. Man darf es also der Logik nicht verargen, wenn sie die Anweisung ertheilt, wie man im Allgemeinen zu verfahren habe, um zu gegebenen (es sey nun guten oder bösen) Zwecken taugliche Mittel (seyen sie abermals gut oder böse) zu finden. 1) Das Erste ist nun, in Ueberlegung zu ziehen, ob sich nicht etwa aus irgend einem Umstande im Voraus einsehen ließe, daß ein solches Mittel, dergleichen man hier von uns verlangt, gar nicht vorhanden sey. Dieß wäre nämlich der Fall, wenn wir bei einigem Nachdenken einsehen könnten, entweder, daß die verlangte Wirkung ihren hinreichenden Grund schon in dem bloßen Willen, oder richtiger in der nach Außen wirkenden Kraft eines Wesens finde, und also, wie man sagt, unmittelbar erfolge, oder daß sie etwas an sich selbst Unmögliches oder doch etwas von der Art sey, worauf der Wille und die nach Außen wirkende Kraft des Wesens gar keinen Einfluß üben. 2) Entdecken wir nichts, woraus

sich die Unmöglichkeit der zu findenden Mittel im Voraus darthun ließe: so untersuchen wir ferner, ob nicht wir selbst oder Andere schon eine solche Erscheinung, wie der gegebene Fall sie verlangt, vollständig oder doch nach den einzelnen Theilen, aus welchen sie etwa zusammengesetzt ist, irgendwo angetroffen haben? 3) Wenn (so viel wir wenigstens jetzt wissen) weder wir selbst, noch Andere eine Wirkung, wie sie der gegebene Zweck verlangt, weder im Ganzen, noch in ihren einzelnen Theilen nach je wahrgenommen haben: so wird es uns kaum möglich werden, ein Mittel zu ihrer Hervorbringung anzugeben; es müßte denn seyn, daß wir aus bloßen Begriffen einsehen könnten, sowohl durch was für Ursachen eine solche Wirkung erzeugt werden könne, als auch, daß jenem Wesen die Kräfte, die zur Hervorbringung dieser Ursachen nothwendig sind, zu Gebote stehen. So können wir z. B. in Hinsicht auf Gott aus bloßen Begriffen erkennen, daß er den Zweck haben müsse, die möglich größte Summe der Glückseligkeit zu bewirken, und eben so aus bloßen Begriffen erkennen, daß er als Mittel hiezu empfindende Wesen in einer unendlichen Menge müsse erschaffen haben, das Gute belohnen, das Böse strafen müsse, uns auch nach dem Tode noch müsse fortdauern lassen, u. m. A. 4) Finden wir aber, daß jede der einzelnen Erscheinungen w, w′, w″, ..., zu deren vereinigter Hervorbringung wir die Mittel angeben sollen, schon irgendwo Statt gefunden habe: so werden wir nun nach Anleitung des §. 379. untersuchen müssen, durch was für verschiedene Ursachen jede dieser Erscheinungen hervorgebracht werden könne. Hat sich auf diese Art gezeigt, daß die Erscheinung w durch die Ursachen A, B, C, ...; die Erscheinung w′ durch die Ursachen A′, B′, C′, ... u. s. w. hervorgebracht werden könne, so entstehet jetzt noch die Frage, ob einige dieser Ursachen, und welche von einer solchen Beschaffenheit sind, daß sie der bloße Wille des Wesens, dem wir Mittel zu seinem Zwecke angeben sollen, herbeizuführen vermöge oder nicht. Um aber behaupten zu können, daß ein gewisses Wesen durch seinen bloßen Willen eine gewisse Ursache A herbeiführen könne, muß Eines von Beidem der Fall seyn: wir müssen entweder aus bloßen Begriffen einsehen, daß durch den Willen dieses

Wesens auf einen Gegenstand α so eingewirkt werden könne, daß er zu der verlangten Ursache A wird, oder wir müssen dieß aus Erfahrungen erkennen. Das Letztere kann begreiflich auf eben die Weise geschehen, auf die wir überhaupt Ursachen kennen lernen. Denn wenn wir z. B. zu wiederholten Malen erfuhren, daß auf unsern eigenen, oder auf den Willensentschluß anderer, uns ähnlicher Wesen eine gewisse Veränderung eintrat, ein Gegenstand α z. B. sich in A umwandelte: so dürfen wir schließen, daß in jenem Willensentschlusse der Grund dieser Veränderung gelegen. 5) Allein selbst wenn die nächste Ursache der Wirkung w nicht von der Art ist, daß sie der bloße Wille eines Wesens herbeiführen könnte: so dürfen wir uns durch dieß noch nicht abschrecken lassen, sondern wir müssen nun (durch wiederholte Anwendung des §. 379.) die entfernteren Ursachen der Wirkung w aufsuchen, und sehen, ob wir nicht endlich auf Dinge kommen, welche die hier verlangte Beschaffenheit hätten, d. h. deren Herbeiführung von dem bloßen Willen eines Wesens abhinge. Sind wir, so weit wir auch unsere Untersuchung fortgesetzt haben, nicht so glücklich gewesen, für jede der Wirkungen w, w′, w″, ... eine nähere oder entferntere Ursache aufzufinden, die so beschaffen ist, daß wir ihre Herbeiführung dem bloßen Willen des Wesens zumuthen dürften: so sind wir auch nicht im Stande, demselben ein Mittel anzugeben, das ihm zur vollständigen Erreichung seines Zweckes diente. Haben wir aber für jede der Erscheinungen w, w′, w″, ... eine, ja auch wohl etliche Ursachen aufgefunden, deren Herbeiführung wir dem Wesen zumuthen können: so ist es nun leicht, ein Mittel, das zur Erreichung des gegebenen Zweckes führt, zu bezeichnen, denn jede Verbindung zwischen je einer der Ursachen, die w, und zwischen je einer, die w′ hervorbringen u. s. w., bildet ein solches Mittel. Gibt es also der Ursachen, die eine der Erscheinungen w, w′ w″, ... hervorbringen, mehre: so gibt es auch der Mittel, die wir in Vorschlag bringen können, mehre. Welche und wie viele derselben, würde die Combinationsrechnung lehren. 6) Soll unter den mehren Mitteln, die so gefunden worden sind, dasjenige herausgehoben werden, welches das leichteste und einfachste ist: so müssen wir begreiflicher Weise erst

wissen, wie groß die Anstrengung und wie zusammengesetzt die Kraftäußerung sey, die zur Herbeiführung jeder der einzelnen Ursachen A, A′, A″, ... gehört. Hiebei wäre dann noch besonders nachzusehen, ob nicht irgend eine der Ursachen, die w hervorbringen, auch zugleich w′ bewirke, u. m. A.

§. 384.

XXVI. Entdeckung der Wirkungen gegebener Ursachen.

Oefters ist nicht, wie im §. 379. die Wirkung, sondern die Ursache das Gegebene, und die Wirkung dagegen das, was wir entdecken sollen. Auch hier nun lassen sich alsbald die beiden Fälle unterscheiden, ob die gegebene Ursache irgend ein einzelner, völlig bestimmter Gegenstand, oder die ganze, unter einem Begriffe U stehende Art von Gegenständen sey; und ob man sonach verlange, daß wir die einzelne, durchaus bestimmte Wirkung, welche in diesem gegenwärtigen Falle zum Vorscheine kommen wird, oder daß wir nur jene Art von Wirkungen W angeben sollen, welche in allen, dem Begriffe U unterstehenden Fällen zu erwarten sind. Da aber durch die Ursache (durch eine vollständige) die Beschaffenheit ihrer Wirkung immer schon ganz bestimmt ist: so werden wir die Wirkung, welche in einem gegebenen, einzelnen Falle zu erwarten steht, zu bestimmen wissen, wenn wir nur überhaupt wissen, was für eine Beschaffenheit Wirkungen haben, welche die Art von Ursachen, zu der die gegebene gehört, hervorbringen kann. Die Aufgaben der ersten Art sind also gelöst, sobald wir nur die Aufgaben der zweiten Art zu lösen wissen. Um aber inne zu werden, und zwar vermittelst Erfahrungen inne zu werden, was für eine Wirkung jeder dem Begriffe U unterstehende Gegenstand habe, werden wir uns begreiflich erst darnach umsehen müssen, wo solche Gegenstände zu finden sind, und bei so vielen derselben, als wir nur antreffen können, werden wir aufmerken müssen auf alle Erscheinungen, die mit dem Daseyn von U entweder gleichzeitig sind, oder bald darauf eintreten. Durch Vergleichung solcher Erscheinungen müssen wir ausmitteln, ob es nicht einige, und welche derselben es gebe, die sich in allen Fällen, wo U zum Vorscheine kommt, gleichförmig

förmig einstellen. Haben wir gefunden, daß sich, wo immer U vorkommt, auch die Erscheinungen w, w′, w″, … einstellen: so wird erlaubt seyn, zu vermuthen, daß w, w′, w″, … zu der verlangten Wirkung von U gehören, wenn sie nicht etwa Theile von ihrer Ursache sind. Ob aber dieß Letztere der Fall sey oder nicht, läßt sich nach Anweisung des §. 379. entscheiden. Zeigt sich nun, daß die Erscheinungen w, w′, w″, … nicht zu der Ursache von U gehören, weil sie z. B. später als U eintreten: so bewährt sich unsere Vermuthung, daß sie zur Wirkung von U zu zählen sind. Und diese Vermuthung bleibt auch noch stehen, wenn wir zuweilen U antreffen, ohne die sämmtlichen w, w′, w″, … in ihrem Gefolge zu finden; sind nur die Umstände der Art, daß wir aus unserer Nichtwahrnehmung einer dieser Erscheinungen nicht eben genöthiget sind, auf ihre Abwesenheit zu schließen. Je öfter aber es sich ergeben hat, daß wir auf U die w, w′, w″, … eintreten sahen, um so wahrscheinlicher wird es, daß w, w′, w″, … in der That nur Folgen von U sind. Daß endlich in dem Gegenstande U nicht eine bloße Theilursache, sondern der vollständige Grund der Erscheinungen w, w′, w″, … liege, werden wir schließen dürfen, wenn wir auch unter den verschiedenartigsten Umständen, sobald nur U da ist, w, w′, w″, … eintreten sehen. — Stehet es in unserer Macht, den Gegenstand U, so oft und wo es uns beliebt, hervorzubringen: so leuchtet ein, daß wir durch zweckmäßige Versuche unsern so eben gemachten Wahrscheinlichkeitsschlüssen eine viel höhere Verlässigkeit ertheilen können, als es durch bloße Beobachtungen möglich seyn würde. Wir müssen uns also auch dieses Mittels bedienen, d. h. den Gegenstand U unter Verhältnissen, die so verschieden sind, als wir sie uns nur zu verschaffen vermögen, hervorbringen, und nachsehen, ob sich auch jederzeit alle w, w′, w″, … einstellen. Bleiben bei sehr geänderten Verhältnissen einige der Erscheinungen w, w′, w″, … aus: so ersehen wir, daß diese der Wirkung von U nicht beigezählt werden dürfen, weil sie nur durch Verbindung von U mit noch gewissen anderen Umständen entstehen. — Die so eben empfohlenen Mittel sind brauchbar, wenn uns der Gegenstand, dessen Wirkung wir erforschen

sollen, nach dem Begriffe U, schon mehrmal vorgekommen ist; d. h. wenn man die Angabe nur einer solchen Wirkung des Gegenstandes U verlangt, die er mit mehren, von uns bereits beobachteten, anderen Gegenständen gemein hat. Viel schwieriger ist die Sache, wenn wir die Wirkung eines Gegenstandes angeben sollen, der uns vermöge des Begriffes, den man uns von ihm beibringt, erst ein einziges Mal oder noch niemal vorgekommen. Hier dürften nur zwei Mittel anwendbar seyn, ganz ähnlich denjenigen, die §. 379. n° 8. für den Fall angegeben wurden, wenn wir zu einer, uns nur ein einziges Mal vorgekommenen Erscheinung die Ursache auffinden sollen. a) Wenn uns der Gegenstand wenigstens einmal schon wirklich vorgekommen, und wenn wir alle Umstände, die seine Erscheinung begleiteten, und die ihr nachfolgten, genau beobachtet haben: so können wir nachsehen, ob es nicht unter den beobachteten Umständen einige gebe, die wir sonst nirgends (d. h. bei keinem Nicht U) wahrgenommen. Es wird erlaubt seyn, von diesen wenigstens vermuthungsweise anzunehmen, daß sie eine Wirkung von U sind. b) Bei aller Eigenheit muß U doch auch gewisse Aehnlichkeiten mit andern, von uns bereits beobachteten und nach ihren Wirkungen bekannten Gegenständen haben. Von diesen Aehnlichkeiten dürfen wir nun einen vermuthlichen Schluß auf die Aehnlichkeit auch ihrer Wirkungen machen. Ist U z. B. eine Verbindung von u, u′, u″, ... und haben diese im Einzelnen die uns bekannten Wirkungen w, w′, w″, ...: so wagen wir die Vermuthung, daß auch die Wirkung von U aus den Erscheinungen w, w′, w″, ... gewisser Maßen zusammengesetzt seyn werde. Nach dieser Regel z. B. hoffen die Aerzte von einem Arzneimittel, das aus Verbindung zweier Stoffe bestehet, daß es die Wirkungen beider vereinigen werde. Es verstehet sich aber, daß wir uns dieses Mittels selbst dort bedienen dürfen, wo wir U mehrmal wahrgenommen haben und es auch selbst hervorbringen können. Denn ist ein solcher Schluß von der Aehnlichkeit auch nicht sicher, so ist er doch brauchbar, uns auf Vermuthungen zu führen, durch welche wir schneller zum Ziele gelangen, wenn wir sie erst nach Anleitung der schon gegebenen Regeln prüfen. Ja durch mehrmalige Anwendung

dieser Schlußart werden wir uns zuweilen in Stand gesetzt sehen, die Wirkungen eines Gegenstandes anzugeben, der auf den ersten Blick mit keinem uns bekannten eine so große Aehnlichkeit hat, daß wir von diesem unmittelbar auf jenen schließen dürften. Alles auf ähnliche Art wie §. 379. n.º 8. Indem wir nämlich den Gegenstand U mit allen, die eine gewisse Aehnlichkeit haben, und diese wieder mit andern, die ihnen ähnlich sind, vergleichen, u. s. w.; gelangen wir vielleicht zu einer Reihe von Gegenständen U, U^1, U^2, U^3, ... U^n, in der sich die beiden äußersten Glieder U und U^n sehr merklich unterscheiden, obgleich jedes folgende mit dem nächstvorhergehenden die größte Aehnlichkeit hat. Es kann sich ferner treffen, daß uns die Wirkung W^n des Gegenstandes U^n bekannt genug ist, und daß die Art der Aehnlichkeit, die zwischen U^n und U^{n-1} obwaltet, zu der Vermuthung berechtiget, daß auch die Wirkung von U^{n-1} der Wirkung von U^n zwar nicht vollkommen gleiche, aber doch eine gewisse Eigenschaft w mit ihr gemein habe. Es kann sich gleicher Weise fügen, daß zwischen U^{n-1} und U^{n-2} eine Aehnlichkeit von solcher Art Statt findet, daß wir aus dem Vorhandenseyn der Eigenschaft w bei W^{n-1} auf das Vorhandenseyn derselben auch bei W^{n-2} schließen dürfen. Geht dieß so fort bis auf U, so sieht man, daß uns die Eigenschaft, die wir an W^n (der Wirkung des Gegenstandes U^n) bemerkten, vermuthen lasse, daß sie auch an der Wirkung von U, d. h. an W vorhanden sey; zumal, wenn wir an einigen der W^{n-1}, W^{n-2}, W^1 die besagte Beschaffenheit nicht bloß aus ihrer Aehnlichkeit schloßen, sondern durch wirkliche Erfahrung bestätigt fanden. Die schönsten Beispiele von der Nützlichkeit dieses Verfahrens gibt die vergleichende Anatomie, die uns z. B. die Gehörwerkzeuge der Fische, die wir so lange nicht kannten, auf diese Art endlich in ihren Schwimmblasen nachwies. — Wenn man verlangt, daß wir nicht bloß einige, sondern die sämmtlichen Wirkungen eines Gegenstandes aufzählen sollen: so ist dieß wohl immer nur so gemeint, daß wir diejenigen Wirkungen aufzählen sollen, aus welchen alle übrigen schon eine Folge sind. Man wird es uns hiebei zwar nicht verargen, wenn unter den Wirkungen, die wir aufzählen, einige schon entferntere sind; ja man

würde es sich selbst gefallen lassen, wenn diese Wirkungen alle nur mittelbar wären: was man verlangt, ist nur, daß es keine Wirkung von Wichtigkeit gebe, welche sich nicht entweder unter den von uns angeführten befindet, oder schon eine aus diesen fließende Folge ist. Daß wir nun diesen Grad der Vollständigkeit in unserer Aufzählung der Wirkungen von U erreicht haben, wird uns erlaubt seyn anzunehmen, wenn es außer den schon von uns angeführten Erscheinungen w, w′, w″, ... sonst keine andere, wenigstens keine von Wichtigkeit gibt, die sich, wo immer U erscheint, entweder gleichzeitig oder um eine bestimmte Zeit später einstellt.

§. 385.

XXVII. Erforschung der Urtheile anderer Wesen.

Daß uns die Kenntniß der Meinungen und Urtheile anderer Wesen nicht nur für wissenschaftliche, sondern auch andere Zwecke von der größten Wichtigkeit sey, weiß Jeder. Bekanntlich gibt es aber nur Ein Wesen, nämlich das unendliche, von dem wir unabhängig von aller Erfahrung, aus bloßen Begriffen erkennen, wie seine Urtheile beschaffen sind, daß es nämlich Alles, was wahr ist, erkenne; in Betreff aller übrigen Wesen vermögen wir erst, nachdem wir mehre ihrer Urtheile durch Erfahrung kennen gelernt, auf die Beschaffenheit anderer, und nur mit Wahrscheinlichkeit zu schließen. Es sind aber die Erfahrungen, aus denen wir die Meinungen eines Wesens kennen zu lernen vermögen, eigentlich nie etwas Anderes, als gewisse Erscheinungen, von denen sich nachweisen läßt, daß ihre Ursache eine theilweise und entferntere, wenigstens in gewissen **Urtheilen**, die dieses Wesen gefällt haben muß, liege. Die Aufgabe also, mit deren Lösung wir uns jetzt beschäftigen sollen, ist eigentlich nur ein besonderer Fall der allgemeinen Aufgabe des §. 379., welche uns die Entdeckung der Ursachen aus ihren Wirkungen lehret. Doch ist zu merken, daß hier die Wirkungen selbst gewöhnlich nicht als gegeben angesehen, sondern erst von uns aufgesucht werden müssen. 1) Das Erste ist also, daß wir uns mit den verschiedenen Gelegenheiten, bei welchen die Gesinnungen eines Wesens ersichtlich werden können, im

voraus bekannt machen und auf ihre Erscheinung aufmerksam sind. Solche Gelegenheiten sind bei Menschen nicht nur die Reden, welche sie führen, als jenes vorzüglichste Mittel, welches sie dazu erfunden und unter sich eingeführt haben, um ihre Gedanken einander umständlich mittheilen zu können, sondern auch Alles, was sie mit Wissen und Willen verrichten; indem aus einer jeden Handlung auf einige Begriffe nnd Urtheile des Handelnden, namentlich auf seine Ansichten über dasjenige, was ihm erlaubt oder verboten, ersprießlich oder verderblich sey u. s. w., geschlossen werden kann. Hieher gehört ferner nicht bloß, was der Mensch thut, sondern auch, was er unterläßt, z. B. sein Stillschweigen bei Beschuldigungen u. dgl. Endlich auch Manches, was ihm unwillkürlich begegnet; wie die Verlegenheiten, in welche er plötzlich geräth, sein Erröthen, seine Furcht, und so manche andere Empfindungen, welche oft wider seinen Willen sich zu erkennen geben, u. s. w. 2) Doch eben weil es der Gelegenheiten, bei welchen die Gesinnungen eines Menschen bemerkbar werden können, so gar verschiedene gibt, ist es kaum möglich, über die Art, wie wir aus dem hier Wahrgenommenen auf seine Begriffe zurückschließen sollen, im Allgemeinen ein Näheres zu sagen, als daß wir erst dann berechtiget wären, zu schließen, daß Jemand einer gewissen Meinung zugethan sey, wenn sich nur unter dieser Voraussetzung allein erklären läßt, wienach er in den gegebenen Umständen gerade so sprechen, handeln oder sich darstellen konnte; wenn nur bei dieser Annahme begreiflich wird, wie ihm das, was er that, als seine Pflicht oder als sein eigener Vortheil erschien, oder nothwendig wurde. So werden wir z. B. mit Recht voraussetzen dürfen, daß ein Mensch zuversichtlich an die Unsterblichkeit seiner Seele glaubt, wenn wir bemerken, wie er auf seinem Sterbelager durch den Gedanken an jenes andere Leben sichtbar getröstet und erquickt werde. So können wir schließen, daß Jemand den Reichthum für ein sehr wünschenswerthes Gut erachte, wenn ihn die unerwartete Nachricht, daß er mit Einem Male ein reicher Mann geworden, mit einer unmäßigen Freude erfüllt, u. dgl. 4) Bei dieser Untersuchung aber haben wir uns vornehmlich zu hüten: a) daß wir nicht Jemanden eine Veränderung oder Erscheinung

als sein Werk zuschreiben, die es doch in der That nicht ist. So kann z. B. Mancher in den Verdacht einer kleinlichen Eitelkeit bei uns gerathen, weil wir gewisse Verzierungen an seinen Kleidungsstücken für das Werk seiner Anordnung halten, während sie doch vielleicht ohne sein Wissen vom Schneider angebracht wurden. b) Daß wir nicht allzu schnell annehmen, eine bemerkte Veränderung hätte nicht eintreten können, wenn jene Gesinnung sie nicht veranlaßt hätte. So schließen wir z. B. übereilt, daß Jemand sich einer Schuld bewußt seyn müsse, weil er erröthet, wenn wir ihm Schuld zumuthen. c) Daß wir insonderheit nie zu untersuchen vergessen, ob Jemand eine Handlung nicht vielleicht absichtlich unternommen habe, um uns über seine wahren Gesinnungen zu täuschen, d. h. uns glauben zu machen, er hege eine gewisse Meinung, während es doch wirklich nicht ist. So stellt sich z. B. Jemand, als wüßte er an unserer Arbeit nicht das Geringste auszusetzen, und denkt doch im Herzen etwas ganz Anderes, u. s. w.

§. 386.

XXVIII. Entdeckung der Absichten gegebener Handlungen.

Auch die Absichten, welche verständige Wesen bei ihren Unternehmungen haben, sind eine Art von Ursachen, aus welchen diese als ihre Wirkungen hervorgehen. Die Aufgabe also, welche von uns verlangt, daß wir die Absichten gegebener Handlungen entdecken, ist abermals nur ein besonderer Fall der Aufgabe §. 379., die zu gegebenen Wirkungen die Auffindung ihrer Ursachen fordert. Ich verstehe aber unter der Absicht, welche ein Wesen bei seiner Thätigkeit hatte, oder auch unter dem Zwecke dieser Thätigkeit oder des durch sie hervorgebrachten Gegenstandes selbst (§. 383.), eine (mit Recht oder Unrecht) erwartete Wirkung seiner Thätigkeit, welche den Willen des Wesens zu dieser Thätigkeit eben bestimmte, oder (wie man zu sagen pflegt) den Beweggrund zu dieser Thätigkeit abgab. Da also jede Absicht nur eine Art von Urtheilen ist, so sieht man, daß unsere gegenwärtige Aufgabe nicht nur der des §. 379., sondern auch der erst eben (§. 385.) abgehandelten von der

Erforschung der Urtheile unterstehe. Da aber in der gegebenen Erklärung noch gar nicht festgesetzt wird, ob die Erwartung, welche das thätige Wesen von dem Erfolge seiner Thätigkeit hat, mit oder ohne Bewußtseyn sey: so ist in dieser Bedeutung jedes Wesen, welches nur Vorstellungskraft hat, also z. B. auch das Thier, fähig, mit Absicht zu wirken. In einer engeren Bedeutung spricht man jedoch von Absichten nur bei Wesen, die ihre eigenen Vorstellungen und Urtheile sich wieder vorstellen und sich wieder bewußt werden können. Begreiflich werden wir aber bloß aus dem Umstande, daß von den einzelnen Wesen, die zur Hervorbringung einer gegebenen Erscheinung das Ihrige beigetragen haben, jedes mit einer gewissen Absicht gewirkt hat, noch gar nicht folgern dürfen, daß auch der ganzen Wirkung, die sie vereinigt hervorgebracht haben, ein Zweck beigelegt werden könne; sondern dieß werden wir nur erst dann thun dürfen, wenn unter diesen Wesen Eines vorhanden ist, welches sich das Hervorgehen der ganzen Wirkung vorgestellt, dasselbe gewollt, und wenigstens dadurch veranlaßt, daß es die übrigen Wesen in die benöthigte Verbindung gebracht oder zu dieser Art von Thätigkeit angereizt hat, u. dgl. Es fragt sich nun, wann wir berechtiget sind, von einer gegebenen Erscheinung zu behaupten, daß dieser eben beschriebene Fall bei ihr Statt finde, daß sie sonach einen Zweck habe, und wie es uns möglich sey, zu entdecken, worin derselbe bestehe? Aus bloßen Begriffen wissen wir schon, daß es ein Wesen, nämlich Gott, gebe, welches als Grund von Allem, was immer in der Welt ist und geschieht, angesehen werden kann; daß dieses Wesen nach seiner Allwissenheit jede Wirkung kenne, und nach seiner Heiligkeit nur alles Gute wolle. Wir dürfen also von einer jeden Einrichtung oder Veränderung, die wir nur irgendwo wahrnehmen, behaupten, daß sie in Hinsicht auf Gott einen Zweck habe, und daß dieser in der Bewirkung alles desjenigen Guten bestehe, das durch dieselbe in der That wird hervorgebracht werden. Auch über die Absichten aller geschaffenen Wesen wissen wir vermittelst bloßer Begriffe wenigstens so viel zu sagen, daß jedes dieser Wesen nie etwas Anderes zu wollen vermöge, als wovon es die Vorstellung hat, es sey ihm entweder durch die Vernunft

ganzen Handlung vermuthen, nicht gelten ließen. Daß dieser Umstand die Wahrscheinlichkeit unserer Vermuthung vermehre, bedarf keines Beweises. b) Das Bisherige zeigt, mit welchen Schwierigkeiten die Entdeckung der Absichten selbst dort verbunden ist, wo wir doch wissen, daß eine Absicht vorhanden seyn müsse, ja wo wir selbst die Beschaffenheit des handelnden Wesens, und mithin auch die seiner Absichten einiger Maßen schon kennen: um wie viel mißlicher muß das Geschäft erst seyn, wenn nicht einmal bekannt ist, ob die vorliegende Erscheinung auch eine Absicht habe oder nicht! Wenn wir Erscheinungen bemerken, welche die größte Aehnlichkeit mit denjenigen haben, die unser eigener Leib uns darbeut: so schließen wir wohl mit Recht, daß diese Erscheinungen von dem Vorhandenseyn ähnlicher Leiber herrühren, und vermuthen zugleich, daß in diesen Leibern ähnliche Wesen, wie unsere Seele ist, wohnen. Sehen wir an diesen Leibern Veränderungen, wie sie an unserem Leibe zu sehen sind, wenn wir gewisse Vorstellungen und Empfindungen haben: so vermuthen wir, daß auch jene Wesen zu dieser Zeit ähnliche Vorstellungen und Empfindungen haben. Sehen wir endlich, daß sie mit diesen Leibern auf andere Gegenstände einwirken, ungefähr eben so, wie wir selbst mit unsern Leibern auf andere Gegenstände einzuwirken pflegen: so vermuthen wir, daß sie dabei ungefähr dieselben Absichten haben, die wir bei solchen Handlungen haben. Indem wir diesen Schluß von der Aehnlichkeit der Wirkung auf die Aehnlichkeit der Ursache fortgesetzt anwenden, gelangen wir allmählig zu der Ueberzeugung, daß es noch nebst dem Geschlechte der Menschen eine unzählige Menge empfindender Wesen von verschiedenen Gattungen gebe. Da wir jedoch von diesen fast durchgängig nur Wirkungen solcher Art hervorbringen sehen, dergleichen wir Menschen hervorbringen können, ohne uns unserer Vorstellungen deutlich bewußt zu werden und Vernunft anzuwenden, da wir sie ferner so Manches thun sehen, was sie, wenn sie Vernunft hätten, wohl unterlassen müßten: so schließen wir, daß diese insgesammt Wesen von einer niedrigeren Art als wir sind, und der Vernunft entbehren. Durch fortgesetzte Beobachtungen lernen wir ihre und aller übrigen, uns umgebenden Gegen-

stände Kräfte und Beschaffenheiten immer genauer kennen, und dieses setzt uns zuletzt in den Stand, zwar nicht bei jeder, doch bei den meisten uns vorkommenden Erscheinungen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu entscheiden, ob sie durch absichtliche Thätigkeit hervorgebracht sind, und welche Absicht bei ihnen obgewaltet habe. Wir vermuthen nämlich, daß eine uns so eben vorliegende Erscheinung die absichtliche Hervorbringung eines mit Vorstellungskraft begabten Wesens sey, wenn wir Wesen von der Art, die eine solche Wirkung hervorzubringen vermöchten, schon kennen, während das Entstehen jener Erscheinung auf eine andere Weise nur durch ein vielfältiges Zusammentreffen von Umständen, die wir gewöhnlich nicht beisammen finden, erklärt werden könnte. Zu dieser Beurtheilung wird oft ein genaues Abwiegen mehrer, einander widerstreitender Wahrscheinlichkeiten erfordert. Setzet z. B., daß Seefahrer auf einer Insel, die sonst nicht eine einzige Spur, daß hier je Menschen gewesen wären, darbeut, im Sande einige Züge gewahren, die ungefähr so beschaffen sind, wie die bekannte Figur, die zum Beweise des Pythagoräischen Lehrsatzes gebraucht wird. An einem andern Orte dürften wir ohne Weiters schließen, daß diese Züge von Menschenhand hervorgebracht wären; auf jener Insel dagegen kann dieß noch zweifelhaft seyn.

5) Unter den Fehlern endlich, die wir bei Lösung dieser Aufgabe begehen, verdienen es besonders folgende, daß man uns vor denselben warne: a) Nur zu gewöhnlich ist es uns Allen, **von uns auf Andere zu schließen**, d. h. bei Wahrnehmung einer Erscheinung, die einige Aehnlichkeit mit gewissen Wirkungen hat, welche auch wir hervorbringen könnten, sofort vorauszusetzen, daß das hervorbringende Wesen dabei dieselbe Absicht gehabt, die wir bei einer solchen Wirksamkeit und unter solchen Verhältnissen hätten. Um uns vor diesem Irrthume möglichst zu sichern, müssen wir uns mit den Verschiedenheiten, die zwischen Menschen und Menschen obwalten, besonders in Hinsicht auf ihre Vorstellungen, Empfindungen, Wünsche u. dgl. gehörig bekannt machen. b) In Beziehung auf Gott nehmen wir häufig etwas als seine Absicht an, was es doch wirklich nicht ist,

selbst irgend ein Vergnügen, eine Ehre oder sonst einen andern wirklichen oder nur eingebildeten Genuß oder Vortheil verschaffen werde. b) Wir müssen ferner zeigen, daß es die angewandten Zeichen als ein Mittel zur Erweckung jener Vorstellungen, wenn auch nicht eben als das tauglichste überhaupt, doch als das tauglichste unter denen, welche ihm jetzt zu Gebote standen, habe ansehen können. Dazu gehört z. B., daß diese Zeichen entweder natürliche oder durch den bisherigen Gebrauch allgemein eingeführte, oder durch eine frühere Erklärung des sprechenden Wesens selbst festgesetzte Zeichen der angegebenen Vorstellungen sind, oder denselben doch nahe kommen, u. dgl. c) Unsere Auslegung wird um so wahrscheinlicher, wenn wir endlich noch darthun, daß sich, falls sie nicht gelten sollte, kein anderer Zweck der hervorgebrachten Zeichen erdenken ließe. Dazu gehört z. B., daß diese Zeichen in Erscheinungen bestehen, die außer dem Zwecke der Anregung gewisser Vorstellungen sonst keinen andern Nutzen haben, den ihr Urheber hätte vorhersehen und beabsichtigen können.

2) Aus dem Gesagten erhellet, daß es die Auslegung gegebener Zeichen erleichtere, wenn wir erst denjenigen, der sie hervorgebracht hat, und die Verhältnisse, in denen er sich befand, seine Begriffe, Bedürfnisse u. s. w. so genau als möglich kennen zu lernen suchen. Je vernünftiger Jemand ist, um so weniger können wir eine Auslegung seiner Worte gelten lassen, bei der gewisse grobe Irrthümer von seiner Seite vorausgesetzt werden müßten. Je sittlicher Jemand, um so weniger dürfen wir ihm einen Sinn unterschieben, der einen unsittlichen Zweck verriethe, u. dgl. Besonders müssen wir aber trachten, die nächste Veranlassung zu erfahren, welche der Sprecher oder Schreiber gehabt, und von den Zwecken desselben so viel herauszubringen suchen, als sich durch anderwärtige Mittel nur immer thun läßt.

3) Selbst wenn das vorliegende Zeichen ein einziges und durchaus einfaches (§. 285.) ist, und die Bedeutung desselben willkürlich, auch uns noch gar nicht von anderer Seite her bekannt ist, wird es zuweilen doch möglich, die Vorstellung, zu deren Anregung es der Sprechende vorgebracht hat, zu errathen. Denn sind die Umstände, in denen er sich befindet,

befindet, von einer solchen Art, daß wir beinahe mit Gewißheit voraussetzen können, jetzt müsse er wünschen, die Vorstellung a in uns hervorzubringen, etwa um uns zu einer gewissen Handlung A zu vermögen; und wir bemerken nun, daß derselbe eine gewisse Veränderung α hervorbringt, von der sich kein Zweck, den er durch sie beabsichtigen könnte, vermuthen ließe, wenn es nicht der wäre, daß er die Vorstellung a durch sie anregen wollte; so dürfen wir schließen, er bringe jene Veränderung wirklich zu diesem Zwecke hervor, so wenig wir auch einen Zusammenhang zwischen dem Zeichen α und der Vorstellung a wahrnehmen möchten. So sey uns das Wort, welches wir einen, in plötzliche Lebensgefahr gerathenen Menschen uns zurufen hören, noch so unbekannt: wir können doch mit ziemlicher Sicherheit schließen, er wolle uns durch dasselbe bedeuten, daß wir zu seiner Hülfe herbeieilen sollen. Sind aber der gegebenen Zeichen viele beisammen, und kommen die nämlichen zu wiederholten Malen in verschiedenen Verbindungen vor, so ist zwar eben nicht erforderlich, daß die Bedeutung, die wir dem einzelnen Zeichen in einem einzelnen Falle beilegen wollen, auch in allen übrigen Fällen einen Sinn gebe, der sich dem Sprechenden zumuthen läßt; denn auch dasselbe Zeichen kann ja verschiedene Bedeutungen haben: inzwischen wird es doch dieser verschiedenen Bedeutungen immer nur eine kleine Anzahl geben, auch wird die eine meistens der andern ähnlich und von ihr abgeleitet seyn. Gelingt es uns also, für jedes einzelne Zeichen, aus welchem die zu erklärende Rede zusammengesetzt ist, eine oder etliche Bedeutungen von der so eben beschriebenen Art zu erfinden, die so beschaffen sind, daß eine oder die andere derselben überall einen Sinn gibt, der sich dem Sprechenden zumuthen läßt: so wird auch eben hiedurch sehr wahrscheinlich, daß er diesen Sinn wirklich beabsichtiget habe. Ich brauche nicht zu sagen, daß dieses Geschäft des Rathens äußerst beschwerlich seyn werde, wenn uns nicht entweder einige der hier vorkommenden Zeichen ihrer Bedeutung nach bereits bekannt sind, oder wenn wir den Gegenstand, von dem die Rede ist, nicht wenigstens einiger Maßen schon kennen. Haben wir aber erst etliche Zeichen bestimmt, dann lassen die übrigen sich mit immer leichterer Mühe

bestimmen, indem die Anzahl der Bedeutungen, auf die wir nun rathen können, wenn ein annehmbarer Sinn zum Vorscheine kommen soll, immer vermindert wird.

4) Dürfen wir aber voraussetzen (und es muß allerdings, bevor das Gegentheil erwiesen ist, als der gewöhnliche Fall vorausgesetzt werden), daß der Sprechende von den Personen, an die er seine Rede gerichtet, habe verstanden seyn wollen: dann dürfen wir auch voraussetzen, er habe seine Zeichen auf eine Art gewählt, wie dieser Zweck es erfordert; und dürfen dieß um so gewisser, je mehr Einsicht und Ueberlegung, wie auch Bekanntschaft mit seinen Zuhörern wir ihm zutrauen dürfen. In einem solchen Falle können wir also voraussetzen, der Sprechende habe ohne Noth keine andere, als solche Zeichen, die seinen Zuhörern bereits bekannt sind, und diese nur in den ihnen bekannten Bedeutungen benützt; er habe neue Zeichen, oder alte in einer neuen Bedeutung nicht ohne vorangestellte Erklärung ihres Sinnes gebraucht, er habe ein und dasselbe Zeichen nicht bald in der einen, bald wieder in einer andern Bedeutung angewandt, ohne dafür zu sorgen, daß durch den Zusammenhang selbst ersichtlich werde, in welchem Sinne er es jedesmal nehme; er müsse insonderheit erwartet haben, daß wir die nämliche Bedeutung, in der wir ihn ein gewisses Zeichen das erste Mal anwenden sehen, auch in den unmittelbar darauf folgenden Stellen zu Grunde legen werden, so lange als durch diese Auslegung ein Sinn zum Vorscheine kommt, den wir ihm zumuthen können, und er selbst auch sonst keinen Wink, daß wir von dieser Bedeutung wieder abgehen sollen, ertheilt hat. Aus diesen Voraussetzungen fließen begreiflich gar manche eigene Regeln für das Geschäft der Auslegung, besonders für den Fall, wo uns kein bloßes Bruchstück einer Rede, sondern ein selbstständiges (und eben darum auch für sich selbst verständiges) Ganzes vorliegt. Sollen wir (daß ich nur eine einzige dieser Regeln anführe) die Bedeutungen eines, uns bisher unbekannten Zeichens bestimmen, so müssen wir so viele, dasselbe enthaltende Stellen aus dem gegebenen Aufsatze sammeln, als wir nur immer können, und versuchen, ob es nicht möglich sey, eine Bedeutung zu erdenken, welche in allen diesen Stellen einen Sinn gibt, der sich dem Spre-

chenden zumuthen läßt; und erst wenn wir uns überzeugt, daß wir mit einer einzigen nicht überall auslangen, müssen wir es mit zweien, dreien und mehren versuchen. Unter solchen Umständen, d. h. wenn wir der Bedeutungen bei einem Zeichen nicht mehre annehmen dürfen, als wir nothwendig müssen, damit in jeder Stelle ein erklecklicher Sinn zum Vorscheine komme, können auch Stellen, die für sich allein betrachtet, die größte Unbestimmtheit haben, durch Vergleichung mit einander dennoch sehr brauchbar seyn, uns eine gesuchte Bedeutung kennen zu lehren. Denn wenn es auch der Begriffe, die in der einen Stelle einen annehmbaren Sinn darbieten, unendlich viele gibt, so ist vielleicht doch nur ein einziger derselben so geartet, daß er auch für die zweite Stelle passet. Indessen pflegen sich als besonders Brauchbar zur Bestimmung einer Bedeutung Sätze von solcher Art zu erweisen, in denen das Zeichen bald die Subject-, bald die Prädicatvorstellung bildet, während die übrigen im Satze vorkommenden Zeichen bekannt sind. Denn haben wir mehre Sätze der Form: Jedes X ist A, oder kein X ist B, und ebenso mehre der Form: Jedes M ist X, oder kein N ist X, worin uns A, B, M, N bekannt sind: so dürfen wir, wenn anders nicht zu vermuthen ist, daß sich der Sprechende in diesen Sätzen geirrt habe, sofort den Schluß ziehen, daß X eine Vorstellung bezeichne, welche nicht höher als die Vorstellungen A, Nicht B und Nicht N, und nicht niedriger als die Vorstellung M ist. Kommt nun das Gebiet einer der Vorstellungen, die hier durch A, Nicht B und Nicht N vorgestellt werden, dem Gebiete einer der Vorstellungen, die ich durch M bezeichne, sehr nahe, oder fallen wohl gar beide zusammen: so ist auch das Gebiet der Vorstellung X im ersten Falle beinahe, im zweiten vollkommen bestimmt. Wir könnten uns also jetzt nur noch in Betreff des Inhaltes dieser Vorstellung irren. Betrachten wir aber die Sätze, in welchen X vorkommt, genauer, und läßt sich voraussetzen, daß der Sprechende nicht unnütze Tautologien, nicht Sätze, die bloß identisch oder analytisch sind, vorgebracht habe: so können wir schließen, daß keine der Vorstellungen A, Nicht B, Nicht N einen Bestandtheil in X, und X selbst abermals keinen Bestandtheil in M abgebe. Da wir auf

diese Art immer mehr Theile, aus welchen X nicht besteht, erfahren: so wird die Menge derer, auf die wir noch rathen können, immer geringer; zumal da Vorstellungen, welche man der Bezeichnung durch ein eigenes Zeichen werth findet, nie aus sehr vielen Theilen zusammengesetzt und auch nicht überfüllt sind. Durch diesen letzteren Umstand wird die, an sich unendliche Menge von Wechselvorstellungen, die jede gegebene Vorstellung hat, auf eine mäßige Anzahl herabgesetzt, aus welcher sich dann durch das so eben beschriebene Verfahren oft leicht genug herausfinden läßt, welche diejenige sey, die der Sprechende mit X verbunden wissen wollte. Ist uns bewußt, daß die Rede, die wir erklären sollen, den Zweck eines Unterrichtes, oder doch einer Beweisführung hat: so dürfen wir überdieß voraussetzen, daß X eine Vorstellung bezeichne, bei welcher die, sie enthaltenden Sätze, welche nicht eigens dargethan werden, schon für sich einleuchten; diejenigen aber, die man aus ihnen ableitet, schwerer eingesehen und erst durch jene erkannt werden können. Dieser Umstand liefert denn abermals ein Mittel, das in Verbindung mit andern dienen mag, die Bedeutung des Zeichens zu bestimmen. Das leichteste aber und wohl auch das sicherste Mittel bietet der Sprechende uns dar, wenn er, so oft nämlich dieß durch Anwendung anderer, uns schon bekannter Zeichen geschehen kann, selbst angibt, was für eine Vorstellung er mit dem uns unbekannten Zeichen verbinde. Indessen ist auch selbst dieses Mittel in sofern nicht untrüglich, als sich der Schriftsteller (und dieß begegnet zuweilen selbst Geübten) in seiner eigenen Erklärung geirrt haben kann.

5) Haben die Zeichen, deren sich Jemand bedient, eine, durch den gemeinen Gebrauch bereits festgesetzte Bedeutung: so ist wohl freilich zu vermuthen, daß er — besonders wo er das Gegentheil nicht ausdrücklich anmerkt — sie in demselben Sinne nehme; inzwischen hat diese Regel doch ihre Ausnahmen. Denn es geschieht bald aus Unwissenheit, daß Jemand von der gebräuchlichen Bedeutung eines Zeichens abweicht, weil er sie unrichtig gefaßt hat, und somit selbst nicht weiß, daß er es anders verstehe und gebrauche; bald ist es eine Art von Bedürfniß, daß Jemand Worte in einem neuen,

bisher noch nicht gewöhnlichen Sinne nimmt, weil er den neuen Begriff, welcher ihm vorschwebt, so noch am schicklichsten glaubt bezeichnen zu können; bald ist es endlich auch bloße Neuerungssucht, die sich in jeder Abweichung von dem Gewöhnlichen gefällt. Finden wir also, daß die gewöhnliche Bedeutung keinen Sinn gibt, den wir dem Sprechenden zumuthen könnten, so wird es nöthig, einen andern, passenderen Sinn zu suchen; und um so mehr, wenn sich aus irgend einem der angegebenen Gründe begreifen läßt, warum der Sprechende bei der gewöhnlichen Bedeutung nicht geblieben.

6) Kommt Jemand mehrmal auf denselben Gegenstand zu sprechen, so läßt sich vermuthen, besonders wenn es in kurzer Zwischenzeit und unter ähnlichen Verhältnissen (vor denselben Personen u. dgl.) geschieht, daß er, wenn nicht dieselben, doch übereinstimmende Behauptungen aufstellen werde. Ist also, was in der einen Stelle gesagt wird, *deutlich*, d. h. läßt sich der Sinn derselben mit einer hinlänglichen Sicherheit bestimmen: so werden wir uns dieser zur Auslegung anderer, *dunkleren* Stellen dadurch bedienen können, daß wir, wenn unter mehren Auslegungen, die hier Platz greifen könnten, einige mit dem Sinne der deutlichen Stelle verträglich, andere nicht damit zu vereinigen sind, nur eine von jenen für die richtige erklären.

7) Haben wir erst, auf welche Weise es sey, *einen* Sinn, den Jemand durch seine Zeichen hat ausdrücken wollen, gefunden: so dürfen wir nicht sofort annehmen, daß seine Absicht ausschließlich nur auf diesen, und sonst keinen anderen Sinn weiter gerichtet gewesen. Denn es ist auch möglich, daß Jemand durch einerlei Zeichen Vorstellungen von *mehr als einem Satze* in den Gemüthern seiner Zuhörer (oder Leser) zu wecken beabsichtige. Freilich darf es sich nur Jemand, der eine eigene Gewandtheit im Ausdrucke hat, einfallen lassen, auf eine solche Weise zu reden, und selbst ein Solcher kann nicht immer sicher seyn, daß man den mehrfachen Sinn seiner Rede erfassen, und nicht bei dem einen Verstande derselben allein stehen bleiben werde; dennoch haben wir Beispiele genug, daß sich Personen von aufgeweckterem Geiste der Anlässe, die das gesellige Leben darbeut, bedienen,

um einen Ausspruch zu thun, der nicht nur auf den Gegenstand, von dem so eben geredet wird, paßt, sondern auch noch als eine Hindeutung auf eine ganz andere Wahrheit angesehen werden kann und ihrer Absicht nach auch soll. Wollen wir also in unserer Auslegung vollständig und erschöpfend verfahren: so dürfen wir uns nicht immer befriedigen, sobald wir nur einen Sinn der uns vorliegenden Zeichen nachgewiesen; sondern wir müssen sehen, ob es nebst diesem nicht noch einen zweiten Sinn gebe, der so geartet ist, daß wir sein Daseyn einer absichtlichen Veranstaltung des Sprechenden zuschreiben dürfen. Wir dürfen dieß, wenn wir a) darthun, daß es dem Sprechenden weder an den gehörigen Kenntnissen überhaupt, noch in dem gegenwärtigen Falle an der benöthigten Aufmerksamkeit gefehlet habe, um wahrnehmen zu können, daß seine Worte nebst jenem ersten noch diesen zweiten Sinn zulassen; daß ferner b) die Hervorbringung auch dieses zweiten Sinnes eine Sache sey, die er aus einem, es sey sittlichen oder sonst einem andern, seinem Gemüthe natürlichen Antriebe beabsichtigen konnte; daß es endlich c) der Zeichen, welche er hätte gebrauchen können, wenn er nur einen Sinn allein hätte ausdrücken wollen, gar manche andere gab, während es nur diese eine, noch dazu eben nicht sehr gewöhnliche oder bequeme Wahl und Verbindung derselben war, worauf die Möglichkeit jenes zweiten Sinnes beruhte. — Doch es gibt noch einen anderen Fall, wo wir behaupten dürfen, daß Jemand einen mehrfachen Sinn in seiner Rede beabsichtige; dann nämlich, wenn er zu Mehren sprechend, wünscht, daß der eine Theil durch seine Worte zu diesen, der andere zu jenen Vorstellungen veranlaßt werden möge. Da Vorstellungen, welche verschieden sind, einander nicht eben widerstreiten müssen: so begreift sich, daß dieß geschehen könne, ohne den einen oder den anderen Theil der Zuhörer eben irre zu führen, geschweige denn belügen zu wollen. Ist nun die uns vorliegende Rede wirklich in dieser eigenthümlichen Art eines Doppelsinnes geschrieben, so müssen wir, wenn unsere Auslegung erschöpfend heißen soll, den einen sowohl als auch den andern Sinn angeben, ingleichen bezeichnen, für wen der eine, und der andere bestimmt sey. Man erachtet von selbst, daß wir in

diesem Falle ungefähr auf die nämliche Weise wie in dem vorigen verfahren, und nur noch aus der verschiedenen Beschaffenheit der Personen, an welche der Vortrag gerichtet war, beurtheilen, bei welchen derselben der Sprechende beabsichtigen konnte, daß sie ihn so, bei welchen, daß sie ihn anders verstehen.

8) Endlich ist selbst nicht selten der Fall, wo Jemand gar nicht wünscht, daß wir im Stande seyn sollen, mit Bestimmtheit zu erkennen, welche Vorstellungen er durch seine Rede habe anregen wollen; d. h. wo der Sprechende mit Absicht dunkel ist. Hier dürften wir nun unserer Pflicht als Ausleger schon entsprochen haben, wenn wir nur eben diese Absicht erweisen. Dazu ist aber nöthig, darzuthun, a) daß sich der Sprechende in Umständen befunden, die eine solche Absicht in ihm hervorbringen konnten; wie wenn er z. B. gezwungen wurde, sich über etwas zu äußern, von dem er besorgte, daß eine bestimmte Erklärung ihm oder Andern Nachtheil verursachen werde; daß es ihm, b) hätte er nicht aus Absicht dunkel seyn wollen, ein Leichtes gewesen wäre, sich anders und bestimmter auszudrücken.

9) Unter den Wesen, welche die Absicht haben können, Vorstellungen in uns durch eigene Zeichen zu wecken, kann sich begreiflicher Weise auch das unendliche Wesen, d. h. Gott selbst befinden. Es fragt sich nun, was für nähere Bestimmungen die Regeln der Auslegung für diesen besondern Fall erhalten. So oft wir irgend eine Erscheinung wahrnehmen, von der es sich entweder durch den Erfolg selbst zeigt, oder von der wir es auch nur vorhersehen können, daß sie gewisse, sehr heilsame Vorstellungen in uns anregen könne: so dürfen wir jedesmal sagen, diese Erscheinung sey ein Zeichen, durch welches Gott zu uns spricht; und der Inhalt dessen, was er hier zu uns spricht, oder die Auslegung seiner Rede besteht eben nur in jenen ersprießlichen Vorstellungen, die wir durch eine zweckmäßige Betrachtung jener Erscheinung in uns hervorzubringen vermögen. So viel ergibt sich meines Erachtens aus einem richtigen Begriffe von Gottes Weltregierung und aus der §. 285. aufgestellten Erklärung des Begriffes eines Zeichens. Aus Gottes

Weltregierung nämlich folgt, daß Gott Alles, was in der Welt Gutes geschieht, oder auch nur geschehen kann, beabsichtige. Ist also nur dieß sicher genug, daß gewisse Vorstellungen, welche durch die Betrachtung einer Erscheinung in uns erregt wurden, oder noch erregt werden könnten, gut und ersprießlich sind: so ist es auch sicher, daß unter den Gründen, welche den Willen Gottes bestimmten, diese Erscheinung herbeizuführen, auch der gewesen sey, daß uns dieselbe zur Anregung der erwähnten Vorstellungen diene. Nennen wir also jede Erscheinung, welche ein denkendes Wesen in der (wenn auch nicht eben alleinigen, doch theilweisen) Absicht hervorbringt, damit sie gewisse Vorstellungen in Andern erwecke, ein Zeichen dieser Vorstellungen: so müssen wir auch in dem erwähnten Falle Zeichen, durch welche Gott zu uns spricht, erkennen. Und daß die Auslegung dieser Zeichen dann nach keinem andern Grundsatze als nach dem angegebenen geschehen dürfe, leuchtet von selbst ein.

10) Wird endlich noch verlangt, daß wir den, für uns selbst bereits gefundenen Sinn gegebener Zeichen durch andere (etwa bekanntere, oder zu einem andern Systeme gehörige) Zeichen darstellen sollen: so haben wir uns hiebei bloß nach den Regeln zu richten, die für den Ausdruck eigener Gedanken theils schon §. 344. berührt worden sind, theils in der Folge noch vorkommen werden.

Anmerk. Wenn ich die Auslegung einer gegebenen Rede von der Erforschung der Meinung, die der Verfasser derselben wirklich hat, unterscheide: so haben auch schon Andere diesen Unterschied gemacht, nur scheinen ihn Manche nicht gehörig festgehalten zu haben. So sagt z. B. Krug (L. §. 179.) ganz richtig, „daß die „Auslegung zeigen soll, was für Gedanken mit dem, von einem „Schriftsteller wirklich gebrauchten Ausdrucke nach seiner Absicht „zu verbinden seyen;“ allein in der gleich folgenden Anm. liest man: „der Ausleger oder Erklärer einer Schrift ist nichts Anderes, als historischer Referent der Gedanken eines Andern.“ — Nicht also; nicht die Gedanken des Andern, wenigstens nicht die Gedanken desselben über den Gegenstand, von dem er eben spricht, haben wir als Ausleger zu errathen, sondern zu errathen haben wir nur, was für Gedanken der Schriftsteller in dem Gemüthe

seiner Leser habe hervorbringen wollen. — In die meisten neueren Lehrbücher der Logik sowohl als auch der Hermeneutik hat die Behauptung Eingang gefunden, daß man in jeder Stelle nur einen einzigen Sinn annehmen dürfe. Verstände man hier unter dem Sinne einer Stelle den Inbegriff aller Vorstellungen, die nach der Absicht des Sprechenden in dem Gemüthe des Zuhörers oder Lesers durch sie erweckt werden sollen: dann läge es freilich schon in der Erklärung, daß eine jede Stelle nur einen einzigen Sinn habe. So meint man es aber nicht, wie schon der Umstand, daß man darüber gestritten hat, beweiset. Die Vertheidiger jener Behauptung sind also der Meinung, daß jede Stelle (jede Verbindung von Zeichen), die einen gewissen Satz ausdrückt, nach der Absicht des Sprechenden nicht zu gleicher Zeit auch noch einen andern Satz ausdrücken könne. Daß nun ein mehrfacher Sinn allerdings selten, und nur als eine Art von Ausnahme eintrete, gebe auch ich zu; daß man ihn aber nie voraussetzen dürfe, weil er etwas, sich selbst Widersprechendes wäre, kann ich nicht zugestehen. Klagen wir doch oft genug über die absichtliche Zweideutigkeit, die Jemand sich erlaubte; werfen ihm vor, daß er geflissentlich Ausdrücke angewandt habe, die sich der Eine so, der Andere anders auslegen konnte und auch ausgelegt habe. Was heißt nun dieß anders, als sagen, daß ein solcher Mensch einen doppelten Sinn bei seinen Worten beabsichtiget habe? Hier zwar nicht eben bei einem, sondern bei mehren Zuhörern; aber so gut es möglich ist, zu bewirken, daß unsere Worte von verschiedenen Zuhörern verschiedentlich ausgelegt werden: so gut ist es auch möglich, es einzurichten, daß jene doppelte Auslegung unserer Worte einem und demselben Zuhörer einfalle, und daß ihm überdieß bemerkbar werde, es sey die eine sowohl als die andere von uns beabsichtiget. Wie oft werden nicht von witzigen Personen Fragen, die man an sie gestellt, auf eine Weise erwiedert, durch die sie nicht nur den Bescheid ertheilen, der von dem Fragenden verlangt ward, sondern noch überdieß etwas ganz Anderes andeuten; bald einem der Anwesenden eine Artigkeit sagen, bald diesem oder jenem eine Zurechtweisung geben, bald einen lange gehegten Wunsch an den Tag legen u. dgl. Mit diesem doppelten Sinne ist freilich weder die sogenannte Allegorie, noch auch dasjenige zu verwechseln, was die Theologen unter dem höheren oder geheimen Sinn einer Schriftstelle zu verstehen pflegen. Wer eine Allegorie, z. B. die Fabel vom Lamm und Wolfe vorträgt, will

eigentlich gar nicht, daß wir das glauben, was die buchstäbliche Bedeutung seiner Worte ausdrückt, daß ein Lamm wirklich von einem Wolfe sey zur Rede gestellt worden u. dgl.; sondern die ganze Erzählung ist ihm nur ein Mittel, uns eine gewisse Erkenntniß anderer Art beizubringen; man kann also sagen, daß seine Rede im Grunde nur einen einzigen Sinn habe. Was aber die Theologen den höheren oder geheimen Sinn einer Schriftstelle nennen, ist wenigstens nicht überall und erweislicher Maßen ein Sinn, den der Verfasser der Stelle noch nebst dem andern, buchstäblichen beabsichtiget hatte, sondern nur eine Auslegung, die höchstens von Gott, also von einem anderen Wesen, das sich des sprechenden nur als eines Werkzeuges bedient hat, beabsichtiget wurde. Was n° 8. darüber gesagt wurde, daß auch Gott selbst zu uns sprechen, und wie der Sinn seiner Rede ausgelegt werden könne, ist zu kurz angedeutet, als daß es unbestritten zu bleiben, hoffen könnte. Ich erinnere inzwischen nur, daß man dieß Reden Gottes zu uns noch nicht verwechseln dürfe mit jener eigenen Art des Redens, der man den Namen einer göttlichen Zeugenschaft oder Offenbarung im engsten Sinne gibt. Wenn wir nur überhaupt schließen, daß Gott durch diese oder jene Erscheinung diese und jene Vorstellungen in uns veranlaßt wissen wolle, weil diese Vorstellungen ersprießlich für uns sind: so dürfen wir noch eben nicht sagen, daß diese Vorstellungen von Gott uns geoffenbart wären. Was noch hinzukommen müsse, damit dieß Letztere erlaubt sey, davon im folgenden Paragraphen. Der bekannte Kanon, daß man die dunklere Stelle aus einer deutlicheren, nicht aber umgekehrt erklären müsse, ist wohl sehr richtig in dem Verstande, in dem man ihn wirklich nimmt; denn man verstehet ihn doch sicher nur so, „daß man dasjenige, was „sich aus einer Stelle mit Sicherheit abnehmen läßt, zur Bestimmung des Sinnes einer andern Stelle, aus der es sich nicht „abnehmen läßt, benütze." Betrachten wir aber die Regel nach ihrem wörtlichen Ausdrucke, so müssen wir sie für unrichtig erklären. Denn deutlich oder dunkel nennt man doch eine Stelle nur in sofern, als eben dasjenige, was in ihr ausgesagt wird, aus ihr mit Sicherheit sich entnehmen läßt oder nicht. In diesem Sinne aber kann eine Stelle überaus dunkel seyn, und doch zur Auslegung einer andern, an sich selbst minder dunkeln, recht wohl benützt werden. So dunkel nämlich jene auch ist, so kann doch mit genügender Sicherheit aus ihr hervorgehen, was ein gewisser Ausdruck, dessen Bestimmung uns in einer andern Stelle

Zweifel verursacht, zu bedeuten habe. Gegen die Allgemeingültigkeit des Kanons, daß Jeder, der etwas spricht, verstanden werden wolle, haben auch Andere schon den n° 7. erwähnten Fall, wo Jemand absichtlich sich so ausdrückt, daß man nicht abnehmen kann, was er uns sagen wolle, eingewendet. Inzwischen fragt es sich, ob man in einem solchen Falle auch mit Recht sagen könne, daß Jemand spreche, d. h. Zeichen von sich gebe. Denn nach der Erklärung eines Zeichens sollte ja derjenige, der Zeichen von sich gibt, gewisse Veränderungen bewirken, durch die er die Anregung bestimmter Vorstellungen bei uns beabsichtiget. Wer aber nicht will, daß man ihn verstehe, beabsichtiget nicht die Anregung bestimmter Vorstellungen. Fast sollte man also berechtiget seyn, von ihm zu sagen, daß er nur scheinen wolle zu reden, doch nicht wirklich rede. In einer weiteren Bedeutung wird man inzwischen auch von ihm sagen können, er rede; und unter der Auslegung seiner Rede wird man (wie ich es oben gethan) eben die Nachweisung jener Absicht, uns über das, was er eigentlich sage, in Ungewißheit zu lassen, verstehen können.

§. 388.

XXX. Entdeckung vorhandener Zeugnisse.

Man weiß es schon aus §. 306., daß ich unter Zeugniß jede Veränderung verstehe, die Jemand in der bestimmten Absicht hervorbringt, damit ein Anderer, wenn er nach seiner besten Einsicht vorgehet, aus ihrer Betrachtung den Schluß ableiten müsse, daß Jener eine gewisse Meinung von ihm wolle angenommen wissen, weil auch er selbst sie für wahr hält. In dieser Bedeutung des Wortes beruhen die meisten Kenntnisse, die wir durch Mittheilung Anderer erhalten, auf bloßen Zeugnissen. Sollen wir aber nicht manches, uns dargebotene Zeugniß ganz übersehen, oder auch umgekehrt etwas für ein Zeugniß ansehen, was es doch gar nicht ist: so wird eine eigene Anleitung zur Entdeckung vorhandener Zeugnisse nöthig. Die allgemeinsten Begriffe, auf die sich eine solche Anleitung gründet, will ich hier andeuten. Meines Erachtens kann aber das Wesen, das uns ein Zeugniß anbietet, bald das unendliche, bald irgend ein anderes, endliches Wesen seyn.

1) Wollte Gott selbst ein Zeugniß ablegen, so müßte er eine gewisse Veränderung — unmittel- oder mittelbar — bewirken, die so beschaffen wäre, daß wir aus ihrer Wahrnehmung, wenn wir nach unserer besten Einsicht verführen, den Schluß ziehen müßten, daß es sein Wille sey, wir sollen eine gewisse Lehre für wahr annehmen, weil er selbst ihre Wahrheit erkennt. Das Erste ist also, wir müßten irgend einen einzelnen Satz oder einen ganzen Inbegriff mehrer Sätze finden, die so beschaffen sind, daß wir, wenn sich noch einige andere Umstände hinzugesellen sollten, sie alle als Wahrheiten, die Gott von uns geglaubt wissen will, betrachten dürften. Wenn wir nun fänden, daß diese Sätze etwas erweislich Falsches enthalten, oder daß ihre gläubige Annahme auf unsere Tugend nachtheilig einwirken würde: so dürften wir sicher nicht dem Gedanken Raum geben, daß Gott solche Lehren von uns geglaubt wissen wolle. Wenn wir dagegen zwar nicht die Wahrheit dieser Lehren, doch das erkennen würden, daß ein Fürwahrhalten derselben — falls es uns erst auf irgend eine Art möglich gemacht werden sollte — unserer Tugend und Glückseligkeit ersprießlich seyn würde: so wäre kein Zweifel, Gott wolle, daß wir uns umsehen, ob wir nicht irgendwo einen Grund finden, der uns die Wahrheit dieser Sätze versichert. Sollte dieser Grund eine, uns von Gott selbst gegebene Zeugenschaft seyn, so müßten wir irgend ein Ereigniß wahrnehmen, das sich uns als ein Zeichen dieser göttlichen Zeugenschaft darstellt. Ein solches Ereigniß dürfte offenbar nicht etwas Alltägliches seyn. Denn nicht nur, daß es dann unsere Aufmerksamkeit nicht an sich ziehen könnte; wir hätten dann auch gar keinen Grund zu vermuthen, daß eine Erscheinung, die so alltäglich Statt findet, die also auch einen alltäglich Statt findenden Zweck haben muß, jetzt noch den eigenthümlichen Zweck der Beglaubigung einer göttlichen Offenbarung habe. Das Ereigniß mußte sonach ein ungewöhnliches seyn, d. h. es müßte den Regeln, nach welchen die Erscheinungen sonst auf einander zu folgen pflegen, auf irgend eine Art widerstreiten. Ereignisse von einer solchen Art ziehen unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit auf sich und machen uns begierig, den Zweck zu erfahren, zu welchem Gott, der als

die letzte Ursache aller Ereignisse, also auch solcher angesehen werden muß, sie unmittel- oder mittelbar herbeigeführt habe. Da aber alle Zwecke Gottes nur in der Beförderung der Tugend und Glückseligkeit seiner Geschöpfe bestehen können, so ist die Frage, zu welchem Zwecke er ein Ereigniß herbeigeführt habe, wesentlich einerlei mit der Frage, zu welchem Nutzen für uns oder Andere dasselbe dienen könnte. Stände nun das ungewöhnliche Ereigniß mit den vorhin erwähnten Sätzen in einem gewissen Zusammenhange, wäre es vielleicht die nähere oder entferntere Veranlassung dazu gewesen, daß wir mit jenen Sätzen bekannt geworden sind: so hätten wir, soferne wir annehmen dürften, es habe den Zweck, uns als ein Zeichen des göttlichen Willens zu dienen, daß wir an jene Sätze glauben, einen Nutzen gefunden, den Gott bei der Herbeiführung desselben füglich beabsichtigen konnte. Wäre uns im widrigen Falle, wenn wir in dem Ereignisse kein solches Zeichen anerkennen wollten, kein Nutzen, den es bezwecken könnte, bemerkbar: so dürften wir ganz nach den Regeln des §. 385. schließen, daß der so eben genannte Zweck bei demselben in Wahrheit Statt finde, und daß wir sonach an jenem Inbegriffe von Sätzen eine eigentliche, göttliche Offenbarung haben. Wahr ist es allerdings, daß jenes Ereigniß auch einen Nutzen haben könne, den wir nicht wahrnehmen, und daß wir also gar nicht berechtiget wären, zu sagen, daß es in dem hier angenommenen Falle zwecklos seyn müßte, wenn es nicht zur Beglaubigung jener Sätze bestimmt seyn sollte; wahr ist es ferner auch, daß wir uns in der Erwartung des Nutzens, den eine gläubige Annahme gewisser Lehren erzeugen wird, zuweilen irren können; aber wir müssen uns doch an das Wahrscheinlichste halten, und können, indem wir dieß thun, nicht bloß vermuthungsweise, sondern mit vollkommener Gewißheit annehmen, daß Gott uns nicht in einen für uns nachtheiligen Irrthum gerathen lassen werde. Darum können wir also mit voller Zuversicht jede Lehre als eine von Gott beglaubigte (geoffenbarte) Lehre ansehen, wenn wir nur zweierlei finden; a) wenn jeder einzelne Satz, aus welchem diese Lehre besteht, von einer solchen Beschaffenheit ist, daß wir durch seine glaubige Annahme besser und glücklicher zu werden hoffen; und wenn

es überdieß b) gewisse außerordentliche Ereignisse gibt, die unsere Aufmerksamkeit auf diese Lehre gelenkt, denen sie ihre Entstehung, Erhaltung oder Ausbreitung verdankt, und die so beschaffen sind, daß wir keinen Nutzen als Zweck ihres Daseyns wahrnehmen könnten, wenn wir nicht zuließen, daß sie uns eben ein Zeichen des göttlichen Willens, an jene Lehre zu glauben, seyn sollen.

2) Ist das Zeugniß gebende Wesen nicht Gott, sondern ein endliches Wesen, namentlich irgend ein Mensch: so wird a) das Erste seyn, zu untersuchen, ob die Erscheinung, in welcher das Zeugniß bestehen soll, auch wirklich von diesem Wesen hervorgebracht, und zwar mit Wissen und Willen hervorgebracht sey. Es muß sich b) irgend ein anderes Wesen nachweisen lassen, auf welches der Zeuge durch die erwähnte Veränderung eingewirkt, oder nach seiner Vorstellung doch einzuwirken gehofft, und zwar auf solche Art, daß er in dem Gemüthe desselben die Vorstellung von dem zu bezeugenden Satze, wie auch von seinem Willen, daß es diesen Satz annehmen solle, entweder wirklich erzeugte, oder doch zu erzeugen hoffen konnte. Es muß sich c) begreifen lassen, wie in dem Zeugen der Wille zur Ablegung eines solchen Zeugnisses habe entstehen können; wozu erforderlich ist, daß er diese Handlung entweder als seiner Pflicht oder als seinen eigenen Vortheilen entsprechend angesehen habe. Es darf sich endlich d) kein anderer Zweck, den er bei seiner Handlung gehabt hätte, vermuthen lassen, wenn wir nicht den eines Zeugnisses dabei voraussetzen wollten.

Anmerk. Die no 1. angedeutete Lehre von den Kennzeichen einer Offenbarung gehört eigentlich nicht in die allgemeine Logik, und wurde hier bloß berührt, um aufmerksam auf eine Ansicht zu machen, von der ich glaube, daß sie mit dem Urtheile des gemeinen Menschenverstandes auf das Vollkommenste zusammenstimme, und viele Schwierigkeiten hebe, die sich nach den Begriffen, welche man in den gewöhnlichen Lehrbüchern der Theologen antrifft, kaum beseitigen lassen. War es inzwischen erlaubt, sie zu berühren, so wäre es doch auf keinen Fall verstattet, sich hier in eine umständliche Erklärung und Rechtfertigung derselben einzulassen.

§. 389.

XXXI. Prüfung der Glaubwürdigkeit gegebener Zeugnisse.

1) Erst wenn wir wissen, daß eine gewisse Erscheinung ein Zeugniß sey, läßt sich die Frage untersuchen, ob wir diesem Zeugnisse auch Glauben beimessen, d. h. die Sätze, die seinen Inhalt ausmachen, für wahr annehmen dürfen, auch in dem Falle, wenn wir für ihre Wahrheit sonst keine anderen Gründe, als bloß das Ansehen des Zeugen selbst, besitzen. Der Grad der Wahrscheinlichkeit, mit dem wir dieß vermögen, heißt die Glaubwürdigkeit des Zeugen. Begreiflich kommt es bei der Schätzung dieser Glaubwürdigkeit, wenn nicht immer, doch in den meisten Fällen auf zwei Stücke an: erstlich, in welchem Grade wir uns versichern können, daß unser Zeuge die Meinung, die er bezeugt, selbst hege; sodann mit welcher Zuversicht wir aus dem Vorhandenseyn dieser Meinung bei ihm auf ihre Wahrheit schließen dürfen. Setzen wir nämlich die Wahrscheinlichkeit des ersten Stückes $= x$, jene des zweiten $= y$, so ist die Wahrscheinlichkeit, die der bezeugte Satz bloß durch dieses Zeugniß erhält, $= x \cdot y$.

1) Zu dem ersten Stücke gehört, daß der Zeuge den Willen gehabt, dasjenige, was sich ihm selbst als Wahrheit dargestellt hatte, auch uns bekannt zu machen. Wir müssen daher untersuchen, ob und in welchem Grade wir uns von dem Vorhandenseyn eines solchen Willens überzeugen können; wobei wir denn bei einem endlichen Wesen, namentlich bei einem Menschen, vornehmlich folgende Stücke zu berücksichtigen haben: a) ob die Natur des Gegenstandes, worüber der Zeuge ausgesagt haben soll, und die Verhältnisse, in denen er sich befand, etwa von der Art waren, daß sie ihm eine Lüge (eine Entstellung dessen, was ihm als Wahrheit erschien) unmöglich machten, indem es eben so sehr die Pflicht als sein eigener Vortheil erheischten, zu sagen, was er hier selbst für wahr hielt. Dahin gehört insonderheit, zu untersuchen, ob unser Zeuge, wenn er sich eine Lüge hätte erlauben wollen, nicht zu besorgen gehabt, daß diese alsbald

entdeckt werden und ihm Beschämung und Strafe zuziehen würde. b) Ist dieses nicht, so müssen wir weiter nachsehen, ob uns der Zeuge nicht als ein Mann von rechtlichen Gesinnungen bekannt sey, von dem wir erwarten dürfen, daß er auch wahrhaft seyn werde. Wir müssen insbesondere fragen, ob er nicht c) Proben einer eigenen Liebe zur Wahrheit gegeben. Dieß können wir annehmen, wenn er schon mehrmal Dinge erzählte, welche er bald aus dieser, bald jener, dem menschlichen Herzen natürlichen, und gewiß auch bei ihm vorhandenen Triebfeder hätte verschweigen müssen, wäre es ihm nicht ein Grundsatz und eine herrschende Neigung, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Finden wir nichts von der Art, so müssen wir d) untersuchen, ob er im Gegentheile nicht verrathen habe, daß er der Meinung lebe, zuweilen, namentlich zu frommen Zwecken sey es erlaubt, zu lügen; und ob dieser Wahn nicht in dem gegenwärtigen Falle ihn hätte bestimmen können, mit ruhigem Gewissen Unwahrheit zu bezeugen. Wir müssen e) erforschen, ob er aus seiner Aussage nicht gewisse Vortheile gezogen oder wenigstens zu ziehen gehofft habe; oder ob im Gegentheil seine Aussage nicht ihm selbst nachtheilig gewesen sey, so zwar, daß er den Nachtheil vorhersehen mußte. Wir müssen f) erwägen, ob die Umstände, unter welchen er sein Zeugniß ablegte, nicht eine erhöhte Verbindlichkeit enthielten, die Wahrheit unverfälscht zu berichten, wie wenn er sein Zeugniß vor Gericht ablegte, mit einem Eide es bekräftigte u. dgl.; oder im Gegentheil, ob ihm diese Umstände nicht eine, wenn auch nur scheinbare Entschuldigung einer Lüge darboten, wie wenn er von Leuten befragt worden war, die keine Befugniß, ihn zu erforschen, hatten, u. dgl. Wir müssen g) sehen, ob er nicht etwa zu der Art Menschen gehöre, die ein Vergnügen daran finden, Andere zu hintergehen, oder die sich das Lügen schon so sehr angewöhnt haben, daß sie auch, ohne einen bestimmten Vortheil davon zu haben, ja ohne es selbst deutlich zu wissen, lügen. h) Ob ihn auch ohne einen besonderen Hang zur Lüge nicht die Begierde, etwas recht Auffallendes zu erzählen, oder der Geist des Widerspruches verleiten konnte, der Wahrheit untreu zu werden; i) ob nicht aus der bloßen Art, wie er bei seiner Aussage sich

benommen,

benommen, ein gegründeter Verdacht gegen seine Wahrhaftigkeit hervorgehe, wie dieses der Fall wäre, wenn er in heftiger Gemüthsbewegung, oder mit sichtbarer Verlegenheit erzählt, oder bei Fragen, welche demjenigen, der nur die Wahrheit sagen will, leicht zu beantworten seyn müssen, lange Bedenkzeit braucht, u. dgl. k) Ob es nicht Handlungen desselben gebe, die eine andere Meinung verrathen, u. m. A.

2) Haben wir so gefunden, ob und mit welchem Grade der Wahrscheinlichkeit sich annehmen lasse, daß ein Zeuge das wirklich glaube, was er uns bezeuget: so kommt zu untersuchen, ob und mit welcher Wahrscheinlichkeit wir voraussetzen dürfen, daß er in seiner eigenen Meinung sich nicht geirrt habe, d. h. Sachkenntniß besitze. In dieser Hinsicht müssen wir bei einem endlichen Wesen, namentlich bei einem endlichen Menschen, besonders folgende Stücke beachten: a) ob seine Vorkenntnisse und sein Auffassungsvermögen viel zu geringe waren, um eine Wahrheit der Art, als er uns hier bezeugen soll, zu fassen; b) ob er, soferne zu dieser Auffassung Wahrnehmungen erfordert werden, die hiezu nöthigen Sinneswerkzeuge in einem gesunden Zustande gehabt; c) ob er sich auch zu der gehörigen Zeit an einem solchen Orte befunden, wo er die Wahrnehmungen, die zur Erkenntniß der Sache führen, anstellen konnte; d) ob nicht gewisse andere Gegenstände seine Aufmerksamkeit um diese Zeit in Anspruch genommen. So pflegt derjenige, der bei einem gewissen Vorfalle selbst in Gefahr geräth, nur an seine Rettung zu denken, und ist daher außer Stande, viel auf das Uebrige zu merken. So pflegen Gelehrte in ihren Betrachtungen oft so vertieft zu seyn, daß sie auch große Veränderungen, die um sie her vorgehen, nicht gewahren; e) ob seine Einbildungskraft nicht allzu lebhaft gewesen, oder doch in dem vorhandenen Falle durch gewisse Umstände allzusehr aufgeregt worden sey, wodurch geschehen konnte, daß er sich Dinge zu sehen einbildete, welche nicht wirklich vorgingen; f) ob er nicht vorgefaßte Meinungen hatte, die einen nachtheiligen Einfluß auf seine Urtheile nahmen; g) ob er sein Urtheil nicht allzu voreilig abgefaßt habe; h) ob es glaub-

lich sey, daß er dasjenige, was er uns hier erzählt, von dem Zeitpuncte an, da er es aufgefaßt, bis zu der Zeit der Erzählung oder des Niederschreibens in seinem Gedächtnisse unverändert aufbewahrt habe. Hieher gehört, ob es auf sein Gemüth einen tiefen oder nur seichten Eindruck gemacht; ob es nicht mehre ähnliche Vorstellungen in seiner Seele gegeben, die eine Verwechslung veranlassen konnten; ob zu vermuthen stehe, daß er sich dieser Sache in der erwähnten Zwischenzeit oft oder selten wieder erinnert, u. s. w.; i) ob er sein Urtheil über die Sache oft schon geändert, und aus welchen Gründen; k) ob das Vorhandenseyn mehrer, zu einer richtigen Sachkenntniß erforderlichen Stücke nicht auf sein eigenes Wort hin vorausgesetzt werden könne, wie dieses der Fall ist, wenn Jemand uns ausdrücklich versichert, daß er zugegen gewesen, die nöthigen Werkzeuge gehabt u. s. w., und wenn wir Ursache haben, in seine Aussage über diesen Punct kein Mißtrauen zu setzen, u. s. w.

3) Ist der Zeuge, dessen Sachkenntniß wir beurtheilen sollen, ein mittelbarer, d. h. stützt seine Meinung sich auf das Zeugniß eines Andern: so hängt seine Sachkenntniß von dem Umstande ab, ob er den Zeugen, auf den sein eigener Glaube sich stützt, richtig verstanden habe, und ob auch dieser glaubwürdig sey. Wir müssen also erörtern, ob unser Zeuge die Kenntnisse habe, welche zur Auffassung sowohl als auch zur Prüfung der Glaubwürdigkeit eines gegebenen Zeugnisses nothwendig sind.

4) Noch verdient bemerkt zu werden, daß es auch ein Paar Fälle gebe, in welchen die Glaubwürdigkeit eines Zeugen unmittelbar, d. h. ohne erst nachzuweisen, daß er den Willen und die Fähigkeit gehabt, die Wahrheit zu berichten, gefolgert werden kann. a) Der eine ist, wenn wir von diesem Zeugen mehre Aussagen haben, die alle von einer erwiesenen Richtigkeit sind, und wenn sich durchaus nicht absehen läßt, was das Besondere in jener einen Aussage (deren Wahrheit wir eben prüfen sollen) seyn könnte, weßhalb er nur bei ihr entweder selbst getäuscht worden wäre, oder uns hätte täuschen wollen. Ein solcher Fall ist es

z. B., wenn aus der Sachkenntniß, welche der Zeuge bei andern Aussagen bewiesen, schon von selbst folgt, daß er auch über den Gegenstand, den die zu prüfende Aussage betrifft, Kenntniß gehabt haben müsse, und überdieß kein Grund denkbar ist, der ihn bestimmt haben könnte, hier eher als in den übrigen Stücken eine Unwahrheit vorzubringen, wie wenn er gar nicht voraus gewußt hätte, bei welcher von seinen Aussagen wir Gelegenheit erhalten würden, ihre Wahrheit anderswoher zu erproben. b) Der andere Fall ist, wenn die Erzählung, die uns der Zeuge liefert, etwas in seiner Art so Vollkommenes darstellt, daß nicht vermuthet werden kann, er wäre vermögend gewesen, sich dieses Alles zu ersinnen, wenn es sich nicht in Wahrheit zugetragen hätte. So können wir, wenn uns ein ungebildeter Mann einen sehr sinnreichen Spruch, den er von Jemand Andern gehört haben will, vorbringt, mit vieler Zuversicht schließen, daß er die Wahrheit rede. Doch ist nicht zu vergessen, daß der lit. a gemachte Schluß von der Wahrheit anderer Aussagen auf die Wahrheit der zu prüfenden nur gelte, wenn die erwähnte Bedingung Statt findet. Denn wenn bei der zu prüfenden Aussage andere Verhältnisse obwalten, so kann es freilich seyn, daß es dem Zeugen nur eben hier an der nöthigen Sachkenntniß oder dem Willen, die Wahrheit mitzutheilen, gefehlt habe. Aus einem gleichen Grunde kann aber auch umgekehrt die erwiesene Unrichtigkeit mehrer Aussagen eines Zeugen seine Wahrhaftigkeit in einem gewissen anderen Falle noch nicht verdächtigen, sobald sich zeigt, daß hier die Gründe wegfallen, die seine anderen Aussagen unzuverlässig machten; wenn er z. B. nur dort keine hinlängliche Kenntniß besaß oder in einer eigenen Versuchung stand, die Wahrheit zu entstellen. So kann die Aussage eines Zeugen über die sinnlichen Erscheinungen, welche bei einer gewissen Gelegenheit wahrzunehmen waren, sehr glaubwürdig seyn, wenn auch sein Urtheil über die wahre Ursache derselben verwerflich ist. Endlich gibt es noch einen dritten, freilich nur selten eintretenden Fall, wo uns die Aussage eines Zeugen glaubwürdig wird, ob wir gleich weder Sachkenntniß, noch den Willen, die Wahrheit zu sagen, sondern von Beidem vielmehr das Gegentheil antreffen; es ist der

Fall, wo wir aus den vorhandenen Umständen mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß sich der Zeuge irre, zugleich aber auch, daß er die Absicht, uns zu täuschen, habe, und deßhalb eben das, was er für falsch hält, was aber in der That wahr ist, erzähle.

Anmerk. Gewöhnlich verlangt man zur Glaubwürdigkeit eines Zeugen Tüchtigkeit und Aufrichtigkeit, und zu der ersteren nebst dem, was ich n° 2. die Sachkenntniß nannte, noch eine Fähigkeit des Zeugen, das, was er uns mittheilen will, verständlich auszudrücken; aufrichtig aber, ja wohl auch redlich oder wahrheitsliebend nennt man den Zeugen, wenn er den oben erwähnten Willen hat, dasjenige, was ihm als Wahrheit erschienen ist, mitzutheilen. Meines Erachtens gehört die Fähigkeit eines Wesens, das, was es uns mittheilen will, verständlich auszudrücken, nicht sowohl zu den Erfordernissen, die ein glaubwürdiges Zeugniß bilden, als vielmehr zu denjenigen, welche zur bloßen Auffassung eines Zeugnisses nothwendig sind; denn in soferne wir nicht verstehen, was uns der Zeuge mittheilen will, sofern hat er uns auch nichts mitgetheilt, und es ist also gar nicht ein von uns aufgefaßtes Zeugniß vorhanden. Die Eigenschaft aber, nach der uns ein Zeuge in einem bestimmten Falle das mittheilen will, was auch ihm selbst als Wahrheit erscheint, däucht mir die oben angeführten Benennungen schlecht zu verdienen. Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Wahrheitsliebe sind ja doch Worte, die nach dem allgemeinen Sprachgebrauche Tugenden bezeichnen, die wohl zuweilen, aber nicht immer bei einem Zeugen anzutreffen seyn müssen, wenn wir auf seine Aussage vertrauen sollen. Auch auf die Aussage eines sehr lügenhaften Zeugen können wir uns verlassen, wenn nur die Umstände von einer solchen Art sind, daß es ihm unmöglich ist, in diesem besondern Falle zu lügen, u. dgl. Minder zu mißdeuten wäre in dieser Hinsicht vielleicht das Wort Wahrhaftigkeit; aber aus n° 4. ersieht man, daß es überhaupt eine unrichtige Vorstellung sey, als ob Sachkenntniß und der Wille, die Wahrheit mitzutheilen, zwei durchaus unerläßliche Bedingungen zur Glaubwürdigkeit eines Zeugen wären, da wir zuweilen eine Aussage auch glauben können, obgleich wir wissen, daß der Zeuge weder die Wahrheit kennt, noch den Willen hat, was ihm als Wahrheit erscheint, mitzutheilen.

§. 390.

XXXII. Bestimmung der Glaubwürdigkeit eines Satzes aus dem Ansehen Aller, die ihn entweder annehmen oder verwerfen.

Schon §. 331. ward die Erwägung des Ansehens Aller, die einen Satz entweder annehmen oder verwerfen, als ein in vielen Fällen überaus brauchbares Mittel empfohlen, zur Erkenntniß der Wahrheit, oder wenigstens zu einem höheren Grade der Zuversicht in seinem eigenen Urtheile zu gelangen. Hier will ich nun die Art, wie man dabei zu verfahren hat, etwas umständlicher beschreiben. 1) Zuerst verstehet sich von selbst, daß wir zu der Menge Aller, die den betreffenden Satz entweder annehmen oder verwerfen, auch uns selbst mitzählen dürfen, so oft wir Gründe für oder wider die Wahrheit desselben zu haben glauben, die nur nicht eben aus der Betrachtung, daß jene Anderen ihn annehmen oder verwerfen, entlehnt sind. Es ist aber das Wesentliche der Art, wie man den Grad der Glaubwürdigkeit, den ein Satz aus der Vereinigung mehrer, innerer oder äußerer Gründe erhält, zu berechnen, oder doch einiger Maßen zu schätzen habe, bereits §. 161. n°. 17. angedeutet worden. 2) Wenn wir den Zuwachs schätzen wollen, welchen die Glaubwürdigkeit eines Satzes durch den Hinzutritt eines Zeugnisses oder überhaupt durch das Ansehen eines Anderen erhält: so wird es nöthig, zu unterscheiden, ob wir die Meinung dieses Andern auf eine Weise erhoben, bei welcher er nur Eines von Beidem, entweder unsern Satz bejahen oder denselben verneinen durfte, wollte er ihn nicht völlig unentschieden lassen; oder ob wir so fragten, daß nebst diesen beiden noch gar viele andere Antworten möglich waren. Ein Beispiel des Ersten ist's, wenn wir Jemand fragen, ob die aus einer Urne gezogene Kugel Nro. 1. gewesen sey oder nicht; ein Beispiel des zweiten, wenn uns der Zeuge von freien Stücken, und ohne sich erst mit Andern verabredet zu haben, angibt, daß die gezogene Kugel Nro. 1. gewesen. Es ist leicht zu erachten, daß in dem letzteren Falle auch Personen, die, eine jede für sich allein betrachtet, dem Satze nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit zu geben fähig wären, durch ihre

Fall, wo wir aus den vorhandenen Umständen mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß sich der Zeuge irre, zugleich aber auch, daß er die Absicht, uns zu täuschen, habe, und deßhalb eben das, was er für falsch hält, was aber in der That wahr ist, erzähle.

Anmerk. Gewöhnlich verlangt man zur Glaubwürdigkeit eines Zeugen Tüchtigkeit und Aufrichtigkeit, und zu der ersteren nebst dem, was ich no 2. die Sachkenntniß nannte, noch eine Fähigkeit des Zeugen, das, was er uns mittheilen will, verständlich auszudrücken; aufrichtig aber, ja wohl auch redlich oder wahrheitsliebend nennt man den Zeugen, wenn er den oben erwähnten Willen hat, dasjenige, was ihm als Wahrheit erschienen ist, mitzutheilen. Meines Erachtens gehört die Fähigkeit eines Wesens, das, was es uns mittheilen will, verständlich auszudrücken, nicht sowohl zu den Erfordernissen, die ein glaubwürdiges Zeugniß bilden, als vielmehr zu denjenigen, welche zur bloßen Auffassung eines Zeugnisses nothwendig sind; denn in sofern wir nicht verstehen, was uns der Zeuge mittheilen will, sofern hat er uns auch nichts mitgetheilt, und es ist also gar nicht ein von uns aufgefaßtes Zeugniß vorhanden. Die Eigenschaft aber, nach der uns ein Zeuge in einem bestimmten Falle das mittheilen will, was auch ihm selbst als Wahrheit erscheint, däucht mir die oben angeführten Benennungen schlecht zu verdienen. Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Wahrheitsliebe sind ja doch Worte, die nach dem allgemeinen Sprachgebrauche Tugenden bezeichnen, die wohl zuweilen, aber nicht immer bei einem Zeugen anzutreffen seyn müssen, wenn wir auf seine Aussage vertrauen sollen. Auch auf die Aussage eines sehr lügenhaften Zeugen können wir uns verlassen, wenn nur die Umstände von einer solchen Art sind, daß es ihm unmöglich ist, in diesem besondern Falle zu lügen, u. dgl. Minder zu mißdeuten wäre in dieser Hinsicht vielleicht das Wort Wahrhaftigkeit; aber aus no 4. ersieht man, daß es überhaupt eine unrichtige Vorstellung sey, als ob Sachkenntniß und der Wille, die Wahrheit mitzutheilen, zwei durchaus unerläßliche Bedingungen zur Glaubwürdigkeit eines Zeugen wären, da wir zuweilen eine Aussage auch glauben können, obgleich wir wissen, daß der Zeuge weder die Wahrheit kennt, noch den Willen hat, was ihm als Wahrheit erscheint, mitzutheilen.

§. 390.

XXXII. Bestimmung der Glaubwürdigkeit eines Satzes aus dem Ansehen Aller, die ihn entweder annehmen oder verwerfen.

Schon §. 331. ward die Erwägung des Ansehens Aller, die einen Satz entweder annehmen oder verwerfen, als ein in vielen Fällen überaus brauchbares Mittel empfohlen, zur Erkenntniß der Wahrheit, oder wenigstens zu einem höheren Grade der Zuversicht in seinem eigenen Urtheile zu gelangen. Hier will ich nun die Art, wie man dabei zu verfahren hat, etwas umständlicher beschreiben. 1) Zuerst verstehet sich von selbst, daß wir zu der Menge Aller, die den betreffenden Satz entweder annehmen oder verwerfen, auch uns selbst mitzählen dürfen, so oft wir Gründe für oder wider die Wahrheit desselben zu haben glauben, die nur nicht eben aus der Betrachtung, daß jene Anderen ihn annehmen oder verwerfen, entlehnt sind. Es ist aber das Wesentliche der Art, wie man den Grad der Glaubwürdigkeit, den ein Satz aus der Vereinigung mehrer, innerer oder äußerer Gründe erhält, zu berechnen, oder doch einiger Maßen zu schätzen habe, bereits §. 161. n°. 17. angedeutet worden. 2) Wenn wir den Zuwachs schätzen wollen, welchen die Glaubwürdigkeit eines Satzes durch den Hinzutritt eines Zeugnisses oder überhaupt durch das Ansehen eines Anderen erhält: so wird es nöthig, zu unterscheiden, ob wir die Meinung dieses Andern auf eine Weise erhoben, bei welcher er nur Eines von Beidem, entweder unsern Satz bejahen oder denselben verneinen durfte, wollte er ihn nicht völlig unentschieden lassen; oder ob wir so fragten, daß nebst diesen beiden noch gar viele andere Antworten möglich waren. Ein Beispiel des Ersten ist's, wenn wir Jemand fragen, ob die aus einer Urne gezogene Kugel Nro. 1. gewesen sey oder nicht; ein Beispiel des zweiten, wenn uns der Zeuge von freien Stücken, und ohne sich erst mit Andern verabredet zu haben, angibt, daß die gezogene Kugel Nro. 1. gewesen. Es ist leicht zu erachten, daß in dem letzteren Falle auch Personen, die, eine jede für sich allein betrachtet, dem Satze nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit zu geben fähig wären, durch ihre

Uebereinstimmung eine befriedigende Bürgschaft erzeugen, wenn es der Arten, auf welche ihre Aussagen allem Vermuthen nach von einander abweichen würden, wenn sie nicht Wahrheit sprächen, sehr viele gibt. Wäre die Anzahl der Antworten, die alle an sich selbst mit einem gleichen Grade der Wahrscheinlichkeit hätten erwartet werden können, $= n$, und hätten wir von den p Zeugen, deren Grade der Glaubwürdigkeit beziehungsweise durch die Brüche $\frac{r'}{r'+s'}$, $\frac{r''}{r''+s''}$, ... vorgestellt werden, eine und dieselbe Antwort erhalten; wären z. B. n Kugeln in einer Urne, und die p Zeugen berichteten einstimmig, daß die eine, aus dieser Urne gezogene Kugel die Nro. 1. sey: so erachte ich, der Grad der Glaubwürdigkeit, den dieß Ereigniß durch das vereinigte Zeugniß Aller erhält, sey

$$=\frac{(n-1)^{p-1}\, r.\, r.'\, r.''\ldots}{(n-1)^{p-1}\, r.\, r.'\, r.''\ldots + s.\, s.'\, s.''\ldots}.$$

Ist diese Formel richtig, so sieht man, daß r gegen s, r′ gegen s′, u. s. w. immer sehr klein seyn kann; wird nur n um so größer, so kann der Werth des Bruches doch immer der Einheit sehr nahe kommen. Wären z. B. alle r den s gleich, d. h. wären die Zeugen alle für sich selbst zweifelhaft (sprächen sie eben so oft Wahrheit als Unwahrheit): so hätte man für die Glaubwürdigkeit des Ereignisses $\frac{(n-1)^{p-1}}{(n-1)^{p-1}+1}$, welches der Einheit so nahe gebracht werden kann, als man nur immer will, entweder bei einerlei Anzahl der Zeugen (p) durch bloße Vermehrung von n, oder auch bei einerlei n, wenn es nur > 2, durch bloße Vermehrung von p. 3) Es versteht sich, daß der so eben betrachtete Fall dort nicht eintrete, wo von den mehren Zeugen, die wir so übereinstimmend mit einander finden, der spätere seine Meinung nur eben auf das Zeugniß des früheren angenommen. Wohl aber kann die Gewahrung dieses Umstandes unser Vertrauen oft sehr merklich zu dem früheren Zeugen erhöhen, wenn wir bei näherer Untersuchung der späteren finden, daß sie Personen sind, welche die Glaubwürdigkeit derer, denen sie Glauben beimessen sollten, zu prüfen verstanden. 4) Verwickelter ist es, wenn wir nicht nur Personen, die für,

sondern auch andere, die wider den Satz M sind, antreffen. Vor Allem ist hier zu warnen, daß wir uns in der Annahme dieses Falles nicht übereilen, d. h. nicht fälschlich glauben, daß eine Aussage mit einer anderen streite, wenn sie nur anders lautet. Ein eigentlicher Widerstreit ist bloß dann anzunehmen, wenn der Eine den Satz des Andern entweder ausdrücklich läugnet (ausdrücklicher Widerspruch), oder etwas behauptet, was mit dem Satze des Andern in dem Verhältnisse einer Unverträglichkeit stehet (Widerstreit im engeren Sinne); oder endlich schweigt, wo er doch alle Ursache gehabt hätte, die Aussage des Andern zu bestätigen, wenn er sie nicht für falsch angesehen hätte (stillschweigender Widerspruch). Daß nun im Falle eines solchen Widerstreites die Menge der Personen, die auf der einen oder der anderen Seite stehen, nicht bloß gezählt, sondern nach ihrer Wichtigkeit abgeschätzt werden müsse, brauche ich nicht zu sagen. Zu hüten hat man sich aber, daß man nicht das Gewicht derjenigen Partei, der man selbst zugehört, höher ansetze, als es von Rechtswegen seyn sollte. Haben Andere mehr Uebung im Denken, als wir, oder (falls es sich um eine Sache der Wahrnehmung handelt) sind sie geschicktere Beobachter als wir: so müssen wir billig ihrem Urtheile mehr als dem eigenen trauen. Wenn die Voraussetzung der Wahrhaftigkeit (des Willens, die Wahrheit in dem bestimmten Falle zu reden) bei mehren Zeugen einen gleichen Grad der Wahrscheinlichkeit hat, so ist begreiflich derjenige glaubwürdiger, bei welchem die Voraussetzung, daß er die nöthige Sachkenntniß habe, die größere Wahrscheinlichkeit hat. Da nun, wenn sonst kein anderer Unterschied, etwa in den Erkenntnißkräften, oder der Aufmerksamkeit obwaltet, die Wahrheit um so leichter und sicherer erkannt wird, je unmittelbarer sie aus den gemachten Wahrnehmungen geschlossen werden kann: so sagt man ganz richtig, daß bei übrigens gleichen Umständen der unmittelbare Zeuge den Vorzug vor dem mittelbaren, der Augenzeuge vor bloßen Ohrenzeugen, der nähere vor dem entfernteren verdiene, u. s. w. 5) Die Aussage eines Zeugen, welchem die nöthige Sachkenntniß oder die nöthige Wahrhaftigkeit erwiesener Maßen fehlet, kann höchstens nur in dem Falle, wo er

gerade durch die Vereinigung beider Fehler das Wahre trifft, den Zeugnissen, die der Satz für sich hat, beigezählt werden. Außerdem hat man sie als einen Grund wider die Wahrheit des Satzes anzusehen. Es kann aber jeder Grund wider die Wahrheit einer Behauptung, der die Glaubwürdigkeit m hat, als ein Grund für dieselbe, der die Glaubwürdigkeit 1 — m hat, betrachtet werden. 6) Der Umstand, daß gegebene Zeugen in gewissen Stücken einander widersprechen, kann unser Vertrauen zu demjenigen Theile ihrer Aussage, der übereinstimmend lautet, bald schwächen, bald verstärken. Das Erste, wenn wir daraus nichts Anderes abnehmen, als daß es ihnen (entweder allen oder doch einigen) an der nöthigen Sachkenntniß, oder der nöthigen Wahrhaftigkeit gebreche. Das Letztere aber, wenn wir hieraus ersehen, daß sie sich wenigstens nicht mit einander verabredet haben, und daß, wo es dem Einen entweder an Kenntniß oder Wahrhaftigkeit gebrach, der Andere theils eine richtigere Kenntniß, theils einen besseren Willen gehabt, die Wahrheit mitzutheilen. Besonders dort können wir ein um so größeres Vertrauen fassen, wo wir uns überzeugten, daß nicht der Wille, die Wahrheit zu entstellen, sondern im Gegentheil das Bestreben, sie an den Tag zu bringen, jene Abweichungen des Einen von dem Andern verursacht habe. 7) Auch bloße Sagen und Gerüchte, deren Urheber unbekannt sind, selbst Ueberlieferungen, die aus entfernten Zeiten rühren, können Glauben verdienen, wenn sich nicht wohl erklären läßt, wie sie nur hätten aufkommen und sich ausbreiten können, wenn nicht dasjenige, was sie erzählen (ob auch vielleicht nicht mit denselben Umständen, doch der Hauptsache nach) sich wirklich zugetragen hätte. 8) Wenn endlich derjenige, auf dessen Ansehen wir etwas annehmen sollen, seiner Sache selbst nicht ganz gewiß ist: so leuchtet ein, daß dieser Umstand die Glaubwürdigkeit seiner Aussage vermindere. Durch den Umstand aber, daß er uns diese Ungewißheit freiwillig eingestehet, kann unser Vertrauen zu seiner Wahrhaftigkeit sowohl als auch zu seinen Einsichten doch in soferne wachsen, als wir hieraus entnehmen, daß er in seinen Urtheilen nicht voreilig sey, und sich nicht schäme, zu bekennen, was ihm selbst ungewiß ist.

§. 591.

§. 391.

XXXIII. Auffindung neuer, einen gegebenen Gegenstand betreffender Wahrheiten.

Endlich erübriget uns noch die Betrachtung einer Aufgabe, welcher die meisten Wissenschaften die Erweiterung ihres Gebietes ganz vornehmlich verdanken; es ist die Aufgabe, die von uns nichts Anderes verlangt, als die Auffindung neuer Wahrheiten, die man uns nur dadurch allein bezeichnet, daß man den Gegenstand, den sie betreffen sollen, angibt. Diesen Gegenstand selbst bestimmt man entweder vollkommen, indem man eine Vorstellung A, die sich ausschließlich nur auf ihn allein bezieht, angibt, oder nur zum Theile, indem man angibt, daß es ein Gegenstand seyn solle, der einer gegebenen Vorstellung A untersteht. Ein Beispiel der ersteren Art wäre die Aufgabe, neue, bisher noch unbekannte Nachrichten über Alexander den Großen zu sammeln; ein Beispiel der zweiten wäre das Verlangen, von den untergegangenen Organisationen der Vorwelt etwas zu hören, wenn man keineswegs forderte, daß es Bemerkungen seyn sollen, welche von allen diesen Organisationen gemeinschaftlich gelten, sondern zufrieden seyn wollte, wenn wir auch nur von einer im Einzelnen, z. B. vom Megatherion, etwas noch Unbekanntes erzählen.

1) Wenn uns einige, den gegebenen Gegenstand betreffende Wahrheiten bereits bekannt sind, wird es zweckmäßig seyn, uns, wenn nicht alle, doch mehre derselben jetzt eben in das Gedächtniß wieder zurückzurufen, weil es leicht möglich ist, daß sich aus diesen, wenn wir sie entweder unter einander, oder auch mit gewissen, in ein ganz anderes Gebiet gehörigen Wahrheiten verbinden, neue hieher gehörige Sätze ableiten lassen, wie dieß schon §. 328. empfohlen worden ist. Wenn uns z. B. aufgegeben wäre, eine bisher noch nicht beachtete Eigenschaft der Spirallinie (der logarithmischen) zu finden, und wir denken erst an die bekannten Beschaffenheiten derselben, z. B. an die Art ihrer Bestimmung, daß hiezu nichts als ein gegebener Punct, eine gegebene Gerade und ein gegebener Winkel gehöre, so fällt uns alsbald ein, daß jeder Punct in dieser Linie eine dem

andern ähnliche Lage besitze, daß sich mithin ihre Krümmung in allen Puncten gleichförmig ändere, woraus am Ende folgt, daß man sich ihrer, und nicht (wie Newton) einer Art von Parabel bedienen sollte, wenn man die Art, wie eine gegebene Linie ihre Krümmung in einem gegebenen Puncte ändert, darstellen will.

2) Aber nicht nur dadurch, daß wir aus den uns schon bekannten Wahrheiten Folgerungen zu ziehen suchen, sondern auch dadurch, daß wir den Gründen nachfragen, aus welchen sie selbst ableitbar seyn dürften, können wir auf verschiedene uns bisher unbekannte Wahrheiten kommen; und die letzteren können oft um so brauchbarer seyn, weil sich durch eine geschickte Verbindung derselben allem Anscheine nach noch mehre andere Wahrheiten, als nur diejenigen, die uns so eben zu ihrer Entdeckung veranlaßt hatten, ableiten lassen. Wenn wir z. B. dem Grunde nachforschen, aus welchem es uns die Vernunft zu einer Pflicht macht, auch Thiere nicht zwecklos zu quälen, so wird uns einleuchtend, dieses geschehe nur darum, weil wir überhaupt immer nur so handeln sollen, daß die Glückseligkeit des Ganzen gewinne. Aus dieser Wahrheit aber werden wir eine beträchtliche Anzahl anderer, uns bisher unbekannt gewesener ableiten können.

3) Ein drittes Verfahren bestehet darin, daß wir uns nach §. 329. Sätze erst auf's Gerathewohl bilden, und untersuchen, ob sie auch Wahrheit haben. Begreiflich wird dieses Benehmen nur dann recht vortheilhaft seyn, wenn die Wahrscheinlichkeit, daß sich unter den Sätzen, die wir so bilden, auch einige wahre befinden, nicht allzu geringe ist; und wenn die Untersuchung, ob der gebildete Satz wahr oder nicht wahr sey, unsere Kräfte nicht übersteiget. Nach der verschiedenen Beschaffenheit des Gegenstandes, den die zu findenden Wahrheiten betreffen sollen, und nach Beschaffenheit der Wahrheiten, welche uns bereits bekannt sind, wird das Verfahren sich sehr verschiedentlich einrichten lassen. Befindet sich unter den schon bekannten Wahrheiten eine, deren Subjectvorstellung noch nicht so weit als A ist (als das Gebiet, über welches die zu findenden Wahrheiten nicht hinausreichen sollen): so ist nichts zweckmäßiger, als zu unter-

suchen, ob dieser Satz, seiner Wahrheit unbeschadet, nicht noch um etwas erweitert werden könne, d. h. ob er nicht auch dann wahr bleibe, wenn wir statt seiner gegenwärtigen Subjectvorstellung eine von größerem Umfange setzen; ob wir insonderheit nicht einen der Bestandtheile, aus denen diese Vorstellung etwa zusammengesetzt ist, weglassen dürfen? Fände sich, daß der betrachtete Satz wahr bleibt, auch wenn wir aus der Subjectvorstellung [S] σ den Bestandtheil σ entfernen, oder sonst eine höhere Vorstellung T an die Stelle von [S] σ setzen: so müßte uns diese Entdeckung immer sehr willkommen seyn. Denn wird etwa das Gebiet des Satzes durch jene Vereinfachung seiner Subjectvorstellung nicht in der That erweitert, so erfahren wir, daß die Vorstellung, wie sie vorhin beschaffen war, überfüllt gewesen sey, und daß die Wahrheit: Alle S sind Σ, bestehe. Ist aber die Vorstellung S höher als [S] σ, oder ist die höhere Vorstellung T, die wir statt [S] σ gesetzt, kein bloßer Bestandtheil von [S] σ: so ist die Wahrheit, die wir jetzt kennen lernten, von einem weiteren Umfange, als die, von der wir ausgegangen waren, und muß uns also ohne Zweifel von Wichtigkeit seyn. Dieß gilt selbst, wenn die Vorstellungen S oder T weiter als A seyn sollten; denn nun wäre zwar die gefundene Wahrheit nicht von der Art, wie wir sie eben suchen, aber wir müßten sie nichts desto weniger unseres Aufmerkens werth finden, weil sie für andere Zwecke sehr wichtig seyn kann. Wenn wir z. B. untersuchen, ob sich die Wahrheit, daß Dreiecke einander ähnlich sind, wenn zwei Seiten derselben und der von ihnen umschlossene Winkel einander ähnlich sind, nicht etwas erweitern lasse: so kommen wir auf die Entdeckung des viel allgemeineren Satzes, daß Dinge überhaupt einander ähnlich sind, wenn nur die Stücke, welche sie bestimmen, Aehnlichkeit haben. Möchte der letztere Satz wirklich viel weiter seyn, als das Gebiet der Wahrheiten, mit deren Auffindung wir so eben beschäftiget seyn wollten, wie wenn wir z. B. jetzt eben nur geometrische Wahrheiten suchten: er wird es doch sehr verdienen, von uns behalten zu werden, und selbst in der Geometrie als eine fruchtbare Quelle neuer Entdeckungen sich erweisen. — Wenn jede Erweiterung, die wir mit der Subjectvorstellung

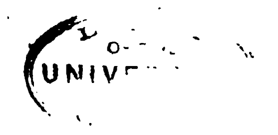
S eines gegebenen Satzes vornehmen, seine Wahrheit aufhebt, so vermuthen wir, daß er nicht weiter gefaßt werden könne, und daß somit seine Subjectvorstellung S und das zu seinem Prädicate gehörige Concretum P ein Paar gleichgeltender Begriffe sind. Es wird also zweckmäßig seyn, daß wir die Richtigkeit dieser Vermuthung, oder was eben so viel heißt, die Wahrheit des Satzes: Auch jedes P ist ein S, untersuchen. Da dieser Satz der umgekehrte des ersten genannt wird, so kann man auch sagen, wir wollen hier versuchen, ob sich die Wahrheit des gegebenen Satzes nicht umkehren lasse. Eine beträchtliche Anzahl sehr schöner Wahrheiten, besonders in den mathematischen Wissenschaften, ist nur durch dieses Bestreben der Umkehrung entdeckt worden. Geht die versuchte Erweiterung des Satzes: S ist P, nicht an, d. h. kommt dadurch, daß wir statt S eine gewisse höhere Vorstellung T setzen, immer ein falscher Satz zum Vorscheine, so ist es doch vielleicht möglich, durch eine zweckmäßige Erweiterung, die wir zu gleicher Zeit auch mit der Vorstellung P vornehmen, d. h. wenn wir statt P eine gewisse höhere Vorstellung Q einführen, einen wahren Satz zu erzeugen. Denn wenn auch die Eigenschaft p nicht allen T zukommt, so kann doch die Eigenschaft q, die einen weiteren Umfang als p hat, allen T zukommen. Es ist also ein sehr brauchbares Mittel zur Erfindung neuer Wahrheiten, in einem gegebenen Satze nebst dem Subjecte desselben auch das Prädicat zu erweitern; es sey nun, daß dieß Letztere entweder dadurch geschehe, daß wir gewisse Bestandtheile aus P hinweglassen, oder daß wir sonst eine andere Vorstellung für P nehmen. Wenn wir z. B. gefunden, daß sich um jedes Viereck, dessen gegenüberstehende Winkel zusammengenommen zwei rechten gleichen, ein Kreis beschreiben läßt, so dürfen wir alsbald vermuthen, daß sich um jedes Viereck überhaupt eine Linie werde beschreiben lassen, welcher der Kreis als eine besondere Art untersteht; und finden dann, daß diese Linie eine Ellipse sey. — Wie wir auf neue Wahrheiten geleitet werden können, indem wir die in einer gegebenen Wahrheit vorkommende Subjectvorstellung zu erweitern suchen, und zu diesem Zwecke z. B. einzelne Theile aus ihr weglassen, so ist es auch dienlich, einzelne Theile in dieser

Vorstellung nur zu verändern, d. h. mit andern auszutauschen; besonders wenn wir mit dieser Veränderung im Subjecte auch eine angemessene im Prädicate verbinden. Wenn wir z. B. wissen, daß es in jeder Ellipse, d. h. in jeder Linie, für welche die Gleichung $y^2 = \frac{b^2}{a^2}(a^2 - x^2)$ gilt, zwei Puncte gebe, bei denen die Summe der Vectoren einer beständigen Größe gleichet, so untersuchen wir, was für eine Veränderung in der Prädicatvorstellung dieses Satzes vorgenommen werden müsse, wenn wir in der Subjectvorstellung, statt der Ellipse die Hyperbel, d. h. statt des Ausdruckes $\frac{b^2}{a^2}(a^2 - x^2)$ den Ausdruck $\frac{b^2}{a^2}(a^2 + x^2)$ setzen. Es zeigt sich, daß hier statt der Summe die Differenz der Vectoren gesetzt werden müsse.

4) Wenn nicht der Gegenstand, sondern nur das Gebiet der Gegenstände, über die wir Wahrheiten ausdenken sollen, durch die gegebene Vorstellung A bestimmt ist, so leisten wir unserer Aufgabe ein Genüge, wenn wir auch nur von einem Theile der Gegenstände, die dieser Vorstellung unterstehen, gewisse bisher noch nicht bekannte Beschaffenheiten entdecken. Dazu ist aber nöthig, daß wir uns erst die Vorstellung von einem solchen Theile, d. h. von einer der Gattung A unterstehenden Art, oder auch von einem bloßen, der Vorstellung A unterstehenden Einzeldinge verschaffen. Wie dieß geschehe, ward §. 501. gelehrt. Wenn uns z. B. aufgegeben wäre, Wahrheiten zu finden, welche in das Gebiet der Lehre von den krummen Linien gehören: so suchen wir erst uns von verschiedenen bisher noch nicht betrachteten Curven einen Begriff zu verschaffen, indem wir z. B. die Gleichung für sie oder die Constructionsart derselben willkürlich annehmen. Wenn wir sodann die Beschaffenheiten dieser Linien näher untersuchen, so wird sich zeigen, daß wir entweder eine in der That neue Linie gefunden, oder von einer bereits bekannten doch eine Constructionsart derselben, die bisher unbekannt war, entdeckt haben. Kennen wir mehre der Vorstellung A unterstehende Arten oder auch Einzeldinge, und wollen wir nun die Beschaffenheiten derselben im Einzelnen näher untersuchen, so

ist es natürlich, daß wir die Betrachtung derjenigen, die einfacher sind, oder deren Beschaffenheiten sich leichter auffinden lassen, zuerst vornehmen. Nachdem wir z. B. die mehren dem Begriffe Vieleck untergeordneten Begriffe: Dreieck, Viereck u. s. w. gebildet, werden wir die Betrachtung des Dreieckes, als des einfacheren Gegenstandes, der Betrachtung des Viereckes, als des zusammengesetzteren, vorausschicken, u. s. w. Bei diesem Geschäfte der Aufsuchung neuer, dem gegebenen Begriffe A untergeordneter Vorstellungen steigen wir, wenn die Natur der Sache es verstattet, bis zu wirklichen Einzelbegriffen oder doch so niedrigen Arten herab, daß jede fernere Unterabtheilung keine merkwürdige Verschiedenheiten mehr verspricht. So thut es der Mathematiker, wenn er bei der Betrachtung der Dreiecke bis zu dem gleichseitigen und dem rechtwinklig gleichschenkligen, bei der Betrachtung der Vierecke bis zum Quadrate, bei der Betrachtung der Hyperbeln bis zur gleichseitigen, in der Zahlenlehre bis zu einzelnen Zahlen (z. B. den Zahlen π, e) u. dgl. herabsteigt. Haben wir an solchen Einzeldingen oder an solchen niedrigsten Arten gewisse Beschaffenheiten gefunden, die mehren gemein sind; dann ist es abermals Zeit, daß wir von ihnen uns zu höheren Gattungen erheben, und also die Frage untersuchen, welches der *allgemeinste* Begriff von Dingen sey, an denen sich diese Beschaffenheit findet. Nur auf diesem Wege haben bekanntlich *Fermat* u. A. mehre Eigenschaften der Primzahlen entdeckt. Gibt es gewisse der Vorstellung A unterstehende *sinnliche* Gegenstände, so ist es in vielen Fällen ein Mittel, uns auf Beschaffenheiten, welche entweder *allen* A überhaupt, oder doch einer besonderen Art von A zukommen, aufmerksam zu werden, wenn wir die einzelnen sinnlichen Dinge von der Art A, so viele derselben wir beobachten können, genauer untersuchen. Treffen wir die Beschaffenheit b bei allen A oder doch bei allen [A]m an, die wir nur immer beobachten können, so schließen wir mit einem bald größeren, bald geringeren Grade der Wahrscheinlichkeit, daß alle [A]m, ja auch wohl alle A überhaupt die Beschaffenheit b haben; und durch ein fortgesetztes Nachdenken gelingt es vielleicht, auch eine Ableitung dieses Satzes aus reinen Begriffen zu

finden. Hat man doch so viele Gesetze der Physik, z. B. die Gesetze des Stoßes, das Gesetz der Anziehung bei Haarröhrchen, das Gesetz der Strahlenbrechung und viele andere Wahrheiten, die eigentlich alle den reinen Begriffswahrheiten beigezählt werden dürfen, ursprünglich nur auf diesem Wege gefunden. — Daß wir hiebei, soferne es die Umstände verstatten, auch die Anstellung zweckmäßiger Versuche nicht verabsäumen sollen, wurde schon §. 331. erinnert. Zu solcher Zweckmäßigkeit gehört aber, daß wir in der uns umgebenden Gruppe von Gegenständen nicht Vieles auf einmal verändern; weil wir sonst nicht wohl beurtheilen könnten, welcher von diesen Abänderungen die wahre Ursache der neuen Erscheinungen, die wir nunmehr erhalten, zuzuschreiben sey. Wir müssen also immer nur theilweise, aber allmählig jeden Umstand, der sich nur abändern läßt, verändern. So ändert z. B. ein Chemiker, der recht belehrende Versuche über das Verhalten zweier Stoffe zu einander anstellen will, nicht Beides zugleich, die Quantität sowohl als auch den Grad der Temperatur, in welchem er beide verbindet, sondern nur einen dieser Umstände nach dem andern.



[illegible]

